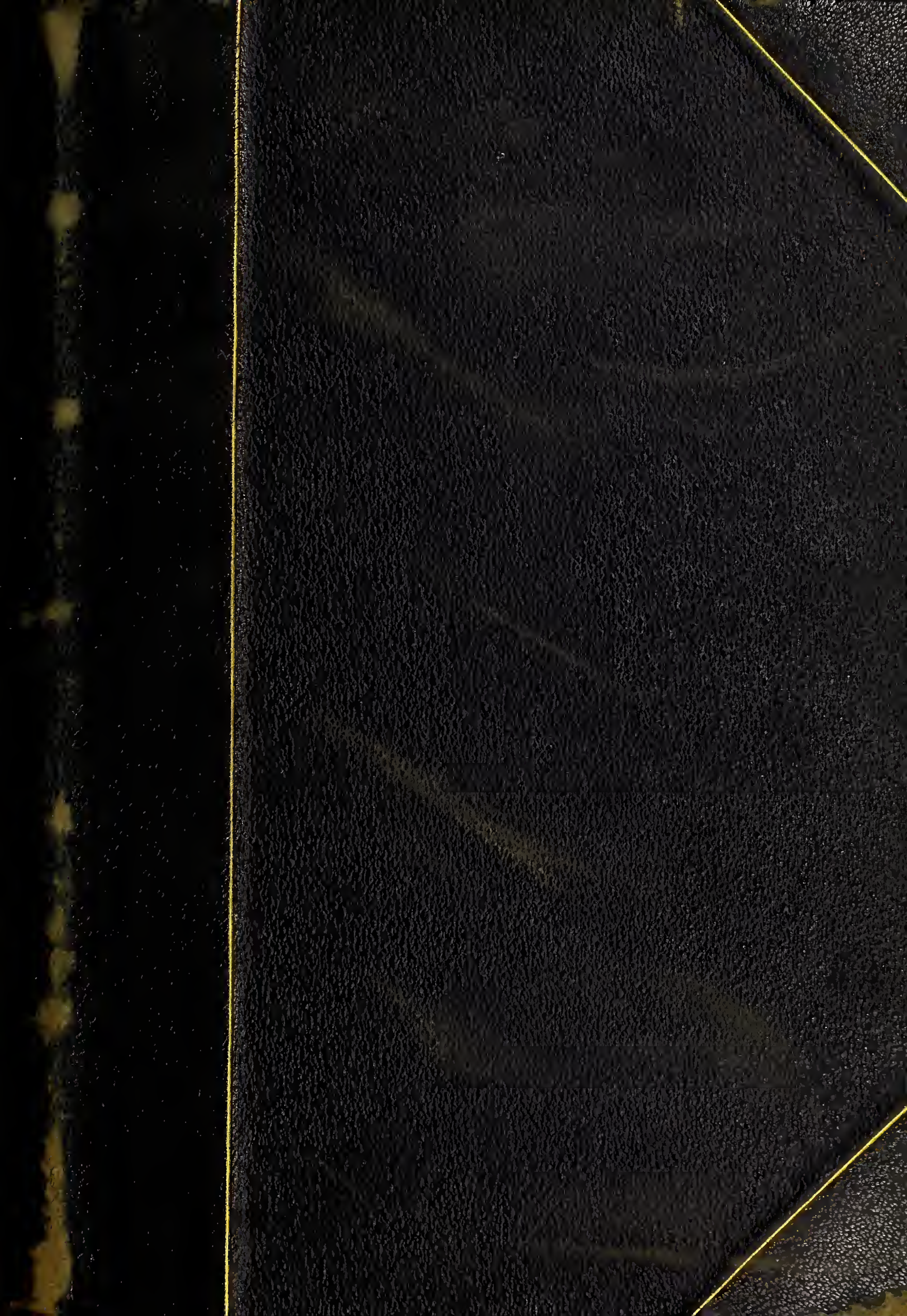
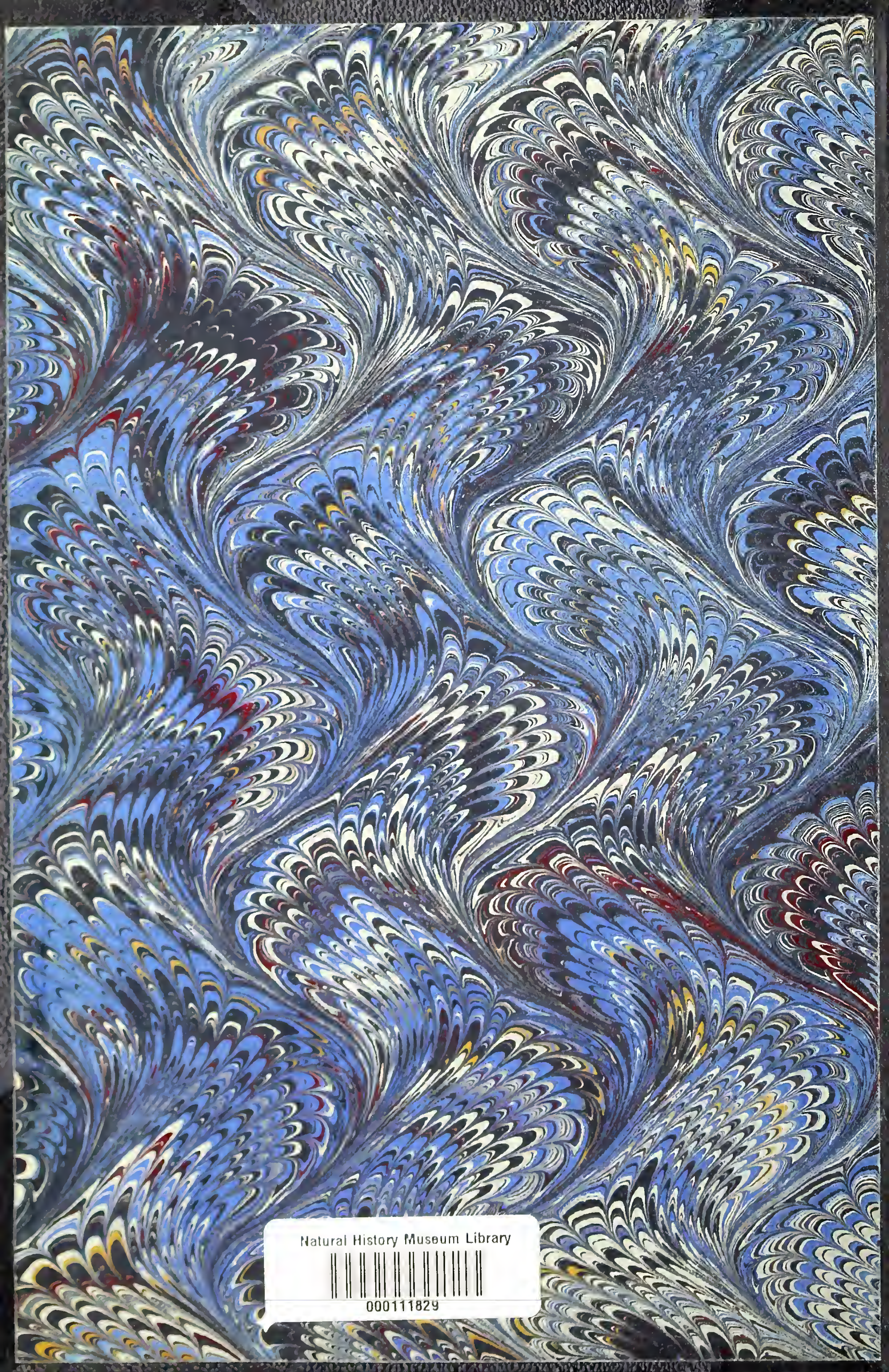




Natural History Museum Library
000111829











Colonie Stadt Georgetown am Demerara-Fluss.

REISEN IN
BRITISCH-GUIANA

IN DEN JAHREN 1840—1844.

IM AUFTRAG S^R. MAJESTÄT DES KÖNIGS VON PREUSSEN

AUSGEFÜHRT VON

RICHARD SCHOMBURGK.



NEBST EINER FAUNA UND FLORA GUIANA'S NACH VORLAGEN

VON

JOHANNES MÜLLER, EHRENBERG, ERICHSON, KLOTZSCH, TROSCHEL,
CABANIS UND ANDERN.

MIT ABBILDUNGEN UND EINER KARTE VON BRITISCH-GUIANA

AUFGENOMMEN VON

SIR ROBERT SCHOMBURGK.

ERSTER THEIL.





LEIPZIG,
VERLAGSBUCHHANDLUNG VON J. J. WEBER.
1847.



SEINER MAJESTÄT

DEM KÖNIGE

FRIEDRICH WILHELM IV.

IN TIEFSTER EHRFURCHT UND DANKBARKEIT

ALLERUNTERTHÄNIGST GEWIDMET

VOM

VERFASSER.



Vorwort.

Indem ich hiermit dem Publikum die von mir während meines Aufenthaltes in einem für Ethnographie, Zoologie und Botanik so wichtigen Theile Südamerika's gesammelten Erfahrungen vorlege, fühle ich mich aus inneren und äusseren Gründen gedrungen, diesen einige einleitende Worte vorhergehen zu lassen, in denen ich nicht nur den Zoll meiner in tiefster Ehrfurcht gefühlten Dankbarkeit für die hohe Gnade, die mir durch die von Seiner Majestät, unserem Allergnädigsten Könige, diesem grosssinnigen Beförderer der Wissenschaften, gewährte Unterstützung zur Verwirklichung des innigsten Wunsches zu Theil wurde, welcher mich von meiner Jugend bis in das reifere Alter begleitet hatte, allerunterthänigst niederzulegen wage, sondern in denen ich auch den Standpunkt andeute, von welchem aus mein Buch beurtheilt werden muss, wenn es eben nicht nach einem falschen Massstabe beurtheilt werden soll.

Die auf fast allen Gebieten der einzelnen Zweige der Naturwissenschaft gewonnenen Resultate der Reise meines Bruders, Robert Schomburgk, die er im Auftrage der Königl. geographischen Gesellschaft zu London während der Jahre 1835 — 39 in einem Theile von Südamerika unternommen, der bis dahin nicht nur in seinen geographischen, sondern auch in seinen ethnographischen, botanischen und zoologischen Beziehun-

gen zu dem Gesammtcontinent Südamerika's so gut wie unbekannt war, hatte auch die Aufmerksamkeit der vaterländischen Männer der Wissenschaft, namentlich aber eines Mannes auf sich gezogen, dessen Name als leuchtender Stern durch alle Zeiten der Wissenschaft zur Seite gehen wird, durch dessen freundliche Beachtung mir es möglich wurde, mit meinen schwachen Kräften auch mit zur Erweiterung der Kenntniss der Oberflächenbildung unseres Planeten, — war es auch nur als Sammler des Materials zur weiteren Bearbeitung für die Wissenschaft, — beitragen zu können.

Als mein Bruder, mit einem neuen Auftrage von Ihrer Majestät der Königin von England betraut, nach dem Felde seiner frühern Thätigkeit zurückkehrte, war es Alexander v. Humboldt, durch dessen Vermittelung mir eine Unterstützung durch unsern Allergnädigsten Köuig, Allerhuldvollst gewährt wurde, die mich in Stand setzte, meinem Bruder nach Guiana folgen, und dort für unsere vaterländischen, wissenschaftlichen Institute, die reichen, in ihrem grössten Theile noch unbekannten Schätze nach Kräften ausbeuten zu können.

Wenn ich es, ungeachtet des Bewusstseins meiner Schwäche, und des Mangels an wissenschaftlicher Ausbildung dennoch gewagt habe, meine gesammelten Erfahrungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, so habe ich den Muth dazu nur in der mir von den Männern der Wissenschaft gewordenen Ermunterung und aufopfernden Unterstützung finden können, da ich nur zu gut fühle, welche Anforderung die Wissenschaft an Werke der Art stellt, Anforderungen, denen ich am wenigsten genügen kann, da mir als Gärtner jede wirklich wissenschaftliche Ausbildung in Bezug auf die meinen Lebensberuf nicht berührenden Zweige der Naturwissenschaften, fremd blieb, und ich mir das, was ich ich mir vielleicht errungen, nur aus dem unmittelbaren Contact mit der anregendsten Lehrerin, der Natur, und dem ernsten Willen, das, was mir in dieser entgegentrat,

auch verstehen und begreifen zu lernen, erwarb. Diese Andeutungen mögen das Urtheil bestimmen, dem meine schwache Arbeit jedenfalls verfallen wird.

Der Stellung meines Bruders verdanke ich viel, und wenn meine Sendung nicht ganz ohne Erfolg gewesen ist, so schulde ich ihm den Dank dafür, wie ich ihm auch den wichtigsten Theil der vorliegenden Arbeit, die ihr beigefügte Karte, die mühsame Arbeit vieler Jahre, zu danken habe, die er im Auftrage der englischen Regierung ausführte und, nachdem sie ihm von dieser zur Publikation überlassen, mir bereitwillig zur Veröffentlichung übergab.

Dass ich weit hinter dem mir vom Beginn meiner Reise an gesteckten Ziele zurückgeblieben, dass mein ernstes Wollen nur in wenigen Punkten zur befriedigenden That geworden ist, fühlt niemand lebhafter als ich — und das Urtheil einer nicht immer gerechten Kritik fällt hierin ganz mit den eignen, unbefriedigten Wünschen zusammen, — aber das Bewusstsein, dem Ziele in jeder Lage mit ernstem Willen nachgestrebt zu haben, ist mir auch nach diesem zwiefachen Richterspruch geblieben.

Dass ich meiner einfachen Schilderung dessen, was mir während meiner Reise entgegentrat, was ich mit wandelloser Treue in mich aufnahm, wobei ich nie meinem eignen Urtheil früher vertraute, als bis dieses durch die reifern Erfahrungen Anderer seine Bekräftigung erhalten, den schwachen Versuch der Zusammenstellung einer Fauna und Flora Guiana's habe beifügen können, gehört einzig der thatkräftigen Unterstützung von Männern an, die mit wohlthuendem Entgegenkommen, mit milder, aber anregender Beurtheilung mir nicht allein den Muth zu dem Versuch gaben, sondern mir zugleich auch mit edler Bereitwilligkeit dazu ihre Arbeiten über die neuen Formen in meinen zoologischen und botanischen Sammlungen überliessen. Diesen Zoll des öffentlichen Dankes bin ich vor allem Dr. Klotzsch, Professor Johannes Müller, Ehrenberg, Erichson, Dr. Troschel,

Herrn Cabanis und Andern schuldig, die mein Unternehmen mit freundlicher Bereitwilligkeit unterstützten.

Und so lege ich nach der mir Allerhuldvollst gewordenen Erlaubniss unter dem ehrfurchtsvollsten Dankgefühl meine schwache Arbeit nicht allein zu den Füssen des Thrones meines Königs, sondern übergebe sie auch der Beurtheilung des Publikums mit dem Vertrauen, dass dieses keinen andern Massstab der Beurtheilung anlegen wird, als den, der meiner Vergangenheit und der Stellung, welche ich im Leben eingenommen, entspricht.

Berlin, im Mai 1847.

Richard Schomburgk.

INHALTS-VERZEICHNISS DES ERSTEN THEILS.

VII.

VIII.

IX.

VERZEICHNISS DER ABBILDUNGEN.

ERSTES

SUBSCRIBENTEN-VERZEICHNISS

AUF

RICHARD SCHOMBURGK'S REISEN IN BRITISCH-GUIANA.

(Bis Ende August 1847.)

(Das Verzeichniss der während des Druckes des zweiten Bandes eingehenden Subscribenten folgt mit Ausgabe des 2. Bandes.)

ALTENBURG.

Durch die *Schnuphase*'sche Buchhandlung

Die Herzogliche Bibliothek. . . . . Ex. 1

BERLIN.

Durch die *Decker*'sche Geh. Oberhofbuchdruckerei

Herr Rudolph Ludwig Decker, Geh. Ober-Hofbuchdrucker. . – 1

Durch *Alexander Duncker*

Se. Excellenz der wirkliche Geh. Rath und Kammerherr Freiherr Alexander von Humboldt. . . . . – 1

Die Königliche Bibliothek. . . . . – 1

Herr A. Duncker, königl. Hofbuchhändler. . . . . – 2

Durch die *Gropius*'sche Buchhandlung.

Se. Königl. Hoheit Prinz Adalbert von Preussen. . . . . – 1

Se. Durchlaucht Fürst Boguslaw Radziwill. . . . . . . – 1

Durch *C. H. Jonas*

Herr Dr. J. Schönlein, Geh. Ober-Medizinal-Rath, Professor u. Director der medizin. Klinik an der Universität . . . – 1

BERLIN.

Durch *E. S. Mittler*

Se. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm von Preussen. . . . . Ex. 1

Durch *Julius Springer*

Die Buchhandlung von Julius Springer. . . . . – 1

BONN.

Durch *A. Marcus*

Herr Director Dr. Schweitzer. . . . . – 1

Herr Adolph Marcus, Buchhändler. . . . . – 1

BREMEN.

Durch *J. G. Heyse*

Herr Aeltermann Carl Fr. Ludwig Hartlaub. . . . . – 1

BRESLAU.

Durch *A. Gosohorsky*'s Buchhandlung.

Herr Pastor Münch in Hochkirch bei Trebnitz. . . . . . – 1

Durch *Jos. Max u. Comp*:

Die Standesherrschaftlich Gräflich v. Hochberg'sche Bibliothek in Fürstenstein. . . . . – 1

Der Herr Landes-Aelteste v. Wallenberg auf Gross-Peterwiz. – 1

Herr General-Landschafts-Director, Graf v. Burghaus auf Laasan. – 1

Die Bibliothek des Königl. Ober-Berg-Amts in Brieg. . . . – 1

BRÜNN.

Die Buchhandlung von Franz Wimmer. . . . . – 1

Durch *C. Winiker*

Herr Friedrich. Graf Sylva Tarouca. . . . . – 1

BRÜSSEL.

Durch *C. Muquardt*

Herr Baron von Reiffenberg, Conservateur de la Bibliothèque royale. – 1

Die Buchhandlung von C. Muquardt. . . . . – 1

CASSEL.

Durch *W. Appel*

Herr Baron Waitz von Eschen. . . . . – 1

CLAUSENBURG.

Die Buchhandlung von Barra's Wittwe u. Stein. . . . Ex. 2
Herr J. Tilsch jun., Buchhändler. . . . . - 3

COBLENZ.

Durch *J. Hölscher*

Se. Durchlaucht Prinz Maximilian von Wied. . . . . . - 1

COPENHAGEN.

Die Buchhandlung von C. A. Reitzel. . . . . - 3

CÖSLIN.

Durch *C. G. Hendess*

Die Gymnasialbibliothek. . . . . - 1

DARMSTADT.

Durch *J. P. Diehl*

Se. Erlaucht, Herr Graf von Oyen. . . . . - 1

Durch *L. Pabst*

Se. Grossherzogliche Hoheit der Prinz Georg von Hessen. . - 1
Die Grossherzogliche Hofbibliothek. . . . . - 1

DONAUESCHINGEN.

Durch die *Hinterskirch*'sche Hofbuchhandlung

Se. Durchlaucht Karl Egon, Fürst von Fürstenberg. . . . - 1

DORTMUND.

Durch *H. Köppen*

Das Königl. Oberbergamt für die Westphälischen Provinzen. - 1

DRESDEN.

Durch die *Arnoldi*sche Buchhandlung

Se. Majestät Friedrich August, König von Sachsen. . . . - 1
Herr Graf Schall-Riancour. . . . . - 1
Se. Excellenz Herr Reg. Forbes, ausserordentlicher Gesandter u. bevollmächtigter Minister von England am sächsischen Hofe. - 1
Die Arnoldische Buchhandlung. . . . . - 1

DÜSSELDORF.

Durch die *Schaub*'sche Buchhandlung

Se. Excellenz Herr Generallieutenant Freiherr von Dörnberg. . Ex. 1
Die Bibliothek der Königl. 14. Divisionsschule. . . . . . . - 1

FLENSBURG.

Durch *Butnuh u. Comp:*

Herr Apotheker M. R. Mecklenburg . . . . - 1

FRANKFURT a. M.

Durch *F. Boselli*

Se. Königl. Hoheit der Herzog Adam von Würtemberg, Kaiserlich Russischer Generallieutenant. . . . . - 1
Herr M. von Bethmann, Königl. Preuss. Consul. . . . . . . - 1

Durch die *Varrentrapp*'sche Sortimentsbuchhandlung

Herr H. J. Kessler. . . . . - 1

GOTHA.

Durch *C. Gläser*

Die Herzogliche öffentliche Bibliothek. . . . . - 1

GÖTTINGEN.

Durch die *Dieterich*'sche Buchhandlung

Die Königl. Universitäts-Bibliothek. . . . . - 1

GREIFSWALD.

Durch *Ferd. Otte*

Die Akademische Bibliothek. . . . . - 1

GÜSTROW.

Durch *Opitz u. Comp:*

Herr Rittergutsbesitzer Schröder auf Pölitz in Mecklenburg-Schwerin. . . . . - 1

HALBERSTADT.

Durch *F. A. Helm*

Herr Domherr Freiherr J. W. von Spiegel zum Desenberg. . . - 1

HALLE.

Durch *C. A. Schwetschke u. Sohn*

Se. Hoheit Heinrich Herzog von Anhalt-Cöthen. . . . . . - 1

HALLE.

Durch *C. A. Schwetschke u. Sohn*

Die Königl. Universitäts-Bibliothek. . . . . Ex. 1
Herr Professor Dr. von Schlechtendal. . . . . - 1
Herr Ludwig Heimbürger in Plötzkau. . . . . - 1

HAMBURG.

Die W. Bernhardt'sche Buchhandlung von L. Baron. . . . . - 1
Die Buchhandlung von Hoffmann u. Campe. . . . . . . - 2

Durch *F. H. Nestler u. Melle*

Die Bibliothek des Commerziums. . . . . - 1

HEIDELBERG.

Durch *Jul. Groos*

Die Grossherzogliche Universitäts-Bibliothek. . . . . . - 1
Herr W. von Booth in Weinheim. . . . . - 1

HERMANNSTADT.

Die M. Edlen von Hochmeister'sche Buchhandlung. . . . - 1

JENA.

Durch *Fr. Frommann*

Ihre Kaiserl. Königl. Hoheit Maria, Grossfürstin von Russland, Grossherzogin zu Sachsen-Weimar u. Eisenach. . . . . - 1

KIEFF.

Durch die *Hirschwald*'sche Buchhandlung in Berlin

Die Kaiserliche St. Vladimir Universität. . . . . . - 1

KÖNIGSBERG.

Durch *Gräfe u. Unzer*

Die Physikal. ökonom. Gesellschaft. . . . . . . - 1

LEYDEN.

Durch *S. u. J. Luchtmans*

Herr Professor J. van der Hoeven. . . . . - 1

LONDON.

Die Buchhandlung von Dulau u. Comp. . . . . - 1

LÜBECK.

Die Buchhandlung von Friedrich Asfchenfeldt. . . . . . - 1

MAILAND.

Die Buchhandlung von Joh. Meiners u. Sohn. . . . . Ex. 1

MANNHEIM.

Die Buch- und Kunsthandlung von Artaria u. Fontaine. . . - 1

MEININGEN.

Die Kesselring'sche Hofbuchhandlung. . . . . - 1

MOSKWA.

Herr J. Deubner, Buchhändler. . . . . - 1

MÜNCHEN.

Durch *G. Franz*

Se. Königl. Hoheit Prinz Luitpold von Bayern. . . . . . . - 1

Die Königl. Bayer'sche Hof- und Staatsbibliothek. . . . - 1

Durch *Christian Kaiser*

Die Herzoglich Leuchtenberg'sche Bibliothek. . . . . . - 1

Die Literar.-artist.-Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. - 1

NEUWIED.

Durch *G. A. van der Beeck*

Herr A. Kraus in Linzhausen bei Linz a. Rh. . . . . - 1

OLDENBURG.

Durch die *Schulze* 'sche Buchhandlung

Die Grossherzogliche öffentliche Bibliothek. . . . . . - 1

PARIS.

Die Buchhandlung von A. Franck. . . . . - 1

Die Buchhandlung von Friedrich Klincksieck. . . . . . . - 2

PESTH.

Die Buchhandlung von Carl Geibel. . . . . - 1

Die Buchhandlung von Gustav Heckenast. . . . . - 2

ST. PETERSBURG.

Die Buchhandlung von Eggers u. Comp. . . . . - 2

Durch *P. J. Kurth u. Comp*:

Die Bibliothek der Marine-Offiziere in Kronstadt. . . . - 1

Durch *Leopold Voss* in *Leipzig*

Die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. . . . . . . - 1

POSEN.

Durch *E. S. Mittler*

Herr Sypniewski, Gutsbesitzer in Pietrowo. . . . . Ex. 1

POTSDAM.

Durch die *Horvath*'sche Buchhandlung

Ihre Maj. Elisabeth, Königin von Preussen. . . . . - 1

PRAG.

Die Buchhandlung von Borrosch u. André. . . . . - 3

Die J. G. Calve'sche Buchhandlung. . . . . - 2

Durch *F. A. Credner*

Se. Kaiserliche Hoheit Erzherzog Stephan, k. Statthalter in Ungarn, Landeschef in Böhmen etc. in Ofen. . . . . . . - 1

Herr Graf Franz von Thun-Hohenstein, k. k. Kämmerer etc. in Tetschen a. d. E. . . . . - 1

ROSTOCK.

Durch *G. B. Leopold*

Die Universitäts Bibliothek. . . . . - 1

ROTTERDAM.

Herr Adolph Baedeker, Buchhändler. . . . . - 1

Durch *H. A. Kramer*'s Buchhandlung.

Herr van Ryckworsel, Kaufmann. . . . . - 1

SCHLESWIG.

Die Buchhandlung von M. Bruhn. . . . . - 1

STETTIN.

Durch die *Nicolai*'sche Buchhandlung

Herr Graf von Eickstedt-Peterswaldt, General-Landschafts-Director auf Hohenholz. . . . . - 1

Durch *Léon Saunier*

Herr Graf Schweinitz, Oberlandes-Gerichts Rath. . . . - 1

STRALSUND.

Durch die *Loeffler*'sche Buchhandlung

Herr Hecht, Dr. med. . . . . - 1

STUTTGART.

Durch *F. H. Köhler*

Se. Königl. Hoheit, Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg. . Ex. 1

UTRECHT.

Durch *Kemink u. Sohn*

Die hochlöbl. Universität. . . . . - 1

WIEN.

Die k. k. Hof-Buchhandlung von Braumüller u. Seidel. . - 2

Durch *C. Gerold. u. Sohn*

Die K. K. Hofbibliothek. . . . . - 1

Herr Graf Wladimir Mittrowsky. . . . . - 1

Durch *J. G. Heubner*

Das K. K. Hof-Naturalien Cabinet. . . . . - 1

Die Buchhandlung von Kaulfuss Wittwe, Prandel u. Comp. . - 1

Durch *P. Rohrmann*, k. k. Hofbuchhändler

Se. Majestät Ferdinand, Kaiser von Oesterreich etc. für Höchst-seine Privat-Bibliothek. . . . . - 1

ZÜRICH.

Durch *Meyer u. Zeller*

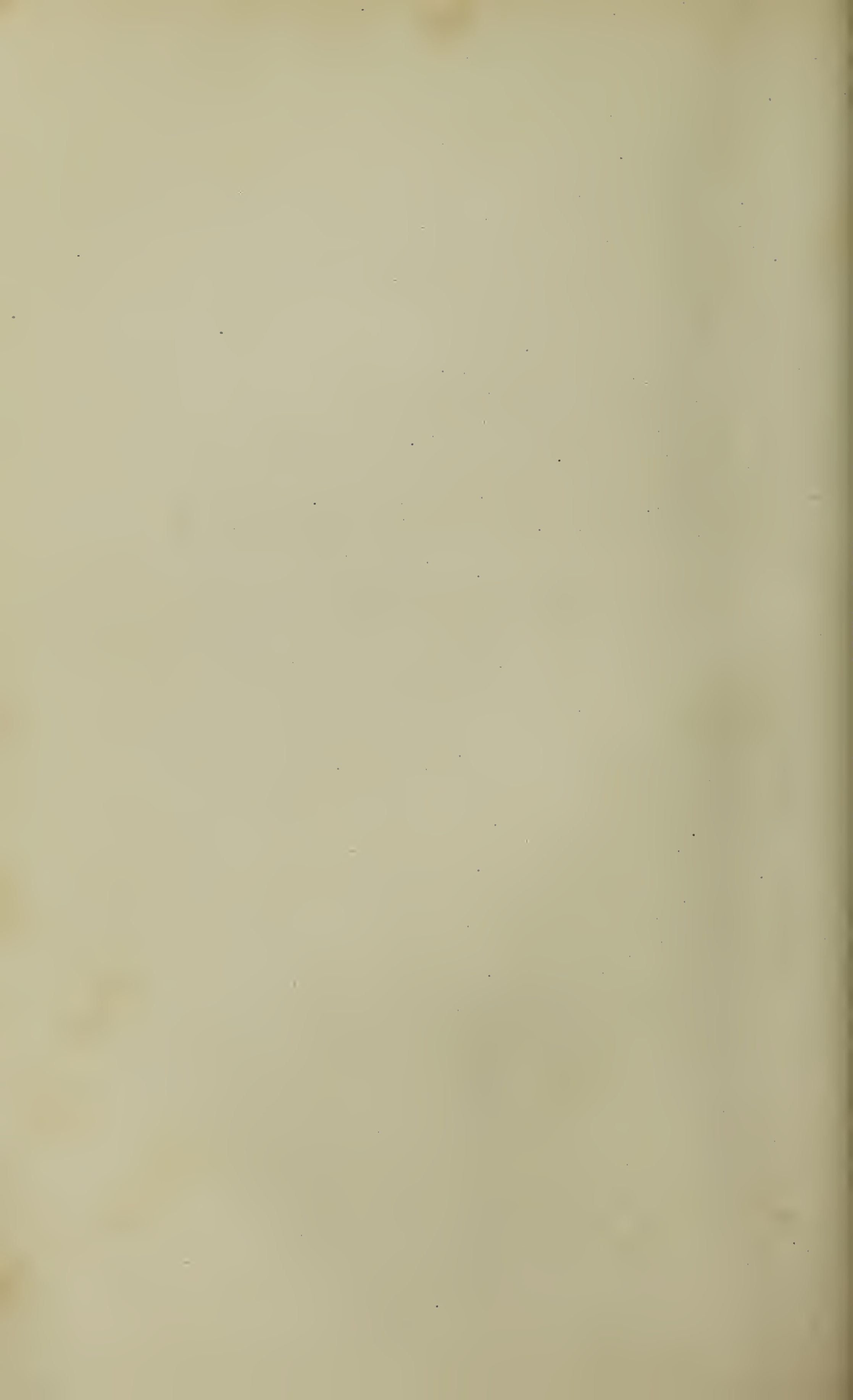
Herr Zeller-Zundel. . . . . - 1

REISEN

IN BRITISCH-GUIANA

IN DEN JAHREN 1840—1844.

ERSTE ABTHEILUNG.



I.

Abreise von Voigtstedt. — Göttingen. — Frankfurt a. M. — Rotterdam. — Ueberfahrt nach England. — Ankunft in London. — Die Docks. — Die naturhistorischen Anstalten von London. — Die Nigerexpedition. — Abenteuer.

Das stille Vaterhaus, mit all' seinen freundlichen Erinnerungen an eine glücklich durchlebte Jugendzeit, an all' die Plätze und Stellen, die uns aus Veranlassung irgend eines für das jugendliche Gemüth wichtigen Ereignisses, von der Kindheit an bis in das späte Alter als treue Begleiter folgen, lag bereits früh am Morgen des 29. October 1840 hinter uns; der Abschied, ein Abschied vielleicht für das Leben, vom alternden Vater, von Geschwistern und Freunden war überstanden — still fuhr ich an der Seite des Bruders und seines indianischen Dieners durch die herbstlich öden Fluren der goldnen Aue, einer vielbewegten, ungewissen Zukunft entgegen, während das Herz, noch durch tausend und aber tausend Fäden gefesselt, in der Vergangenheit weilte, oder das innere Auge die Zukunft zu durchdringen suchte, um sich aus ihr die bangen Fragen zu beantworten: wirst du alle die Deinen wiedersehen, wenn du einst nach Jahren der Heimath wieder so nahe stehen solltest, als sie dir jetzt noch ist? Das, was mir das Herz bejaht oder verneint hatte, was das geistige Auge nicht ergründen konnte, fand ich in dem treuen Propheten des heimischen Bodens, in dem vom herbstlichen Sonnenstrahl beleuchteten, sagenumkränzten Kyffhäuser bestätigt. Sein freundlichstrahlendes Gesicht verkündete mir nach dem so oft erprobten Sprüchlein:

Hat Kaiser Rothbart ab den Hut
So wird auch morgen das Wetter gut;
Hat er ihn aber aufgethan,
So sollst du auch das Reisen lahn.

eine glückliche Reise, eine Rückkehr, bei der ich alle die wiederfinden sollte, an denen das Herz mit Liebe hing.

Soviel wir auch in ruhigeren Momenten ein solches Anklammern an rein äusserliche Zufälligkeiten belächeln mögen, so üben diese doch in den bangen Zweifeln des im Innersten bewegten Herzens eine Macht auf unsern ganzen Menschen aus, wie es selbst der schlagendste Vernunftschluss nicht vermag.

Bald war auch jener treue Freund, bald die langgestreckte goldene Aue dem suchenden Auge entschwunden, und rasch trabten die Pferde Göttingen zu, wo der Bruder zwei Tage verweilen wollte, um dort den Professor Gaus persönlich kennen zu lernen, und sich zugleich auf dem Observatorium mit dem Verfahren bei magnetischen Beobachtungen vertraut zu machen.

Im schnellen Fluge durchfuhren wir die freundlichen Fluren Göttingens, des romantischen Mindens und der Fulda, bis uns, spät am Abend, Cassel mit seinen dichtbelaubten Bergzügen und seinen zerfallenden Baudenkmalen aufnahm, das wir bereits vor Tagesanbruch wieder verliessen, um Frankfurt zuzueilen. Auch Marburg verbarg uns der neidische Abend, Giessen hüllte der dämmernde Morgen in Nebel ein, nur Frankfurt winkte uns im glänzenden Morgenstrahl der Sonne entgegen. Da mein Bruder den Professor Rüppel von Frankfurt abwesend fand, eilten wir bereits am Nachmittag, nach einem kurzen Besuch bei Heinrich Meidinger (bekannt durch sein Werk: Reisen durch Grossbritannien und Irland), dem Eisenbahnhof zu, um heute noch bis Mainz zu kommen. Auf dieser kurzen Strecke hätte unsere kaum begonnene Reise leicht ein schnelles Ende finden können, da durch die Unvorsichtigkeit des Maschinisten die Locomotive sammt einigen Wagen aus dem Geleise kam. Der momentane Schreck blieb jedoch glücklicherweise die einzige Folge des unheildrohenden Unfalls, den uns bald die majestätisch dahinrollenden Wogen des Vater Rhein vergessen machten. Die Augenblicke, die ich bei Sonnenuntergang auf der Rheinbrücke im stillen Anschauen versunken zubrachte, werden nie meinem Gedächtnisse entschwinden! So tausendfach auch der Rheingau schon besungen ist, so lassen doch alle diese poetischen und prosaischen Beschreibungen noch viel zu beschreiben übrig, und seine Fülle wird nie erschöpft werden. Dies fühlte ich lebhaft, als wir am folgenden Morgen in sausendem Fluge auf dem Dampfboote die bläulichgrüne Fluth durchfurchten, als die rebenbedeckten Berge mit ihren stolzen Schlössern, die freundlichen Thäler und lachenden Dörfer und Städtchen und Städte an uns vorübereilten, und die von der Huldigung in Berlin heimkehrenden Rheinländer in jubelndem Chore das alte: »Am Rhein, am Rhein« anstimmten, bis endlich die Zahl unserer fröhlichen Reisegefährten fast bei jeder Stadt abnahm, und Düsseldorf in weiter Ebene vor uns lag, wo wir übernachteten.

Die dem Fremden so wohnlich von den Ufern entgegenlachenden Häuser mit den freundlichen Gärtchen, umzäunt von grünen Stacketen, das schmucke Stein-

pflaster längs der Front der Wohnung, — kurz, die so allgemein bekannte und so weit gerühmte Sauberkeit und Nettigkeit der holländischen Dörfer mit ihren rothen Ziegeldächern, mit den vielen Wetterhähnen auf der Firste, würden mir deutlich genug gesagt haben, dass wir die holländische Grenze überschritten, wenn mir die Grenzzollstätte dies auch nicht schon vorher verkündet. Das, was ich von dem Aeussern auf das Innere einer holländischen Haushaltung geschlossen, bestätigte sich vollkommen, als wir am Abend in Nymwegen ankamen und hier in einem der Gasthöfe der Stadt übernachteten. Rotterdam hingegen hat in seinem Aeussern den Charakter einer holländischen Stadt fast ganz verloren, was seinen Grund wohl darin haben mag, dass es als namhafte Hafenstadt diesem Nationalzuge nicht treu bleiben kann. Ein starker, den ganzen Tag anhaltender Regen vermehrte nur noch den Schmutz in den engen und winklichen Gassen.

Nicht wenig aber war ich erstaunt, als ich von dem Fenster unsers Zimmers aus eine Menge gewaltiger Maste über die spitzen Giebel und hohen Dächer mitten in der Stadt emporragen sah. Beim Ausgehen nahm ich wahr, dass alle breiteren Strassen von grossen Kanälen durchzogen waren, in denen die grössten Kauffahrteischiffe vor Anker lagen, hier und dort beladen wurden, oder bereits ihre Winterstation eingenommen hatten. Die gewaltige Anzahl der Schiffe, vom Schooner an bis zum grössten Ostindienfahrer hinauf, nahmen natürlich mein ganzes Interesse in Anspruch, da es die ersten grössern Seeschiffe waren, die ich je sah.

Am folgenden Morgen nahm uns das grosse Dampfboot »die Giraffe« auf, um uns der Weltstadt zuzuführen. Unsere Reisegesellschaft war nur klein; kaum aber war uns das Land aus den Augen verschwunden, als das gespenstige Schreckbild, die Seekrankheit, in unsern kleinen Kreis trat, und einen nach dem andern vom Deck und aus dem Salon vertrieb. Dieser Vorschmack von wenig Stunden war vollkommen hinreichend, um mich auf den Zustand schliessen zu lassen, der mir noch bevorstand! Morgens 4 Uhr hatten wir die Mündung der Themse erreicht, und das Seufzen und Gestöhne der bleichen Passagiere verstummte allmälig.

Als ich auf das Deck stieg, hatte mich bereits das stolze Albion, die meerumgürtete Insel, das Emporium der Reichthümer der ganzen Erde aufgenommen, und die dampfenden Schornsteine, die schön bebauten und belebten Ufer, riefen mir von beiden Seiten in selbstbewusstem Nationalstolz ihr: »*Rule Britania*« zu. Sheerness mit seinem stark befestigten Fort, Chatham mit seinen Schiffswerften und den Zeughäusern der königlichen Marine lagen schon in weiter Ferne hinter uns, während eben das lebhafte Städtchen Gravesend vor uns aufstieg, und mir eine graue, dunkle Nebel- und Rauchwolke im Hintergrunde die Lage der

Riesenstadt verrieth, wo bereits so oft das Schicksal der verschiedenen Welttheile entschieden wurde!

Unmittelbar hinter Gravesend wurden die Umgebungen der Themse wieder einförmiger, die Ufer flach und sumpfig; ja selbst die Faschinenbestrickung (*sea-wall*) schien schlecht erhalten zu sein. Als ich Woolwich vor mir liegen sah, verschwand diese Einförmigkeit und aus dem berühmten Artilleriepark, den gewaltigen Zeughäusern, den Werften der königlichen Marine (*Dock-yard*) drang uns ein Gelärm entgegen, das in dem wilden Getöse zahlloser Dampfmaschinen des entgegengesetzten Ufers seinen Widerhall fand. Die in jenen Parks aufgehäuften Vorräthe an Holz und Eisen, die Menge Schiffsbehälter und Zimmerplätze zum Bauen und Ausbessern der grössten Linienschiffe, die zahllosen Säge- und Schneidemühlen, das verwirrende Hämmern in den Ankerschmieden und Stückgiessereien, dies alles zeugte laut genug, dass England seinen Herrscherstab thatsächlich über alle Meere schwingt.

Die Werfte und Vorrathshäuser waren durchgängig mit gewaltigen Mauern umgeben, und alle Zugänge schienen mit starken Wachen besetzt zu sein. Unter den Gebäuden, die jedem Fremden auffallen müssen, zeichnet sich namentlich die Genieschule (*Military-Academy*), die sich unmittelbar hinter den Werften erhebt, und die im Styl eines griechischen Tempels erbaute Reitschule aus, an die sich die Artillerie-Caserne anschliesst, während sich westlich von ihr die gewaltige Caserne der Marinesoldaten emporbaut.

Doch das rege Leben brauchte man wahrlich nicht erst an den noch entfernten Ufern zu suchen: um und neben dem brausenden Dampfschiff hatte es sich in einem so hohen Grade entwickelt, dass dieses vielfach genöthigt war, seine wilde Eile zu mässigen. Stromauf- und stromabwärts fahrende Kähne, Schooner, Kauffahrtei- und Dampfschiffe verengten den breiten Spiegel der langsam dem Meer zurollenden Themse zum engen Kanal, und verwundert schweifte mein Auge über das fremde Bild, welches menschlicher Fleiss, menschliche Thätigkeit vor mir entfaltete, bis es auf einem entmasteten und abgetakelten Coloss, dem riesigen Körper eines jener frühern Linienschiffe haften blieb, die man jetzt als Gefangenenschiffe (*hulk*) für die nach Neu-Holland zu Deportirenden benutzt. Eben wurden die bereits zur Deportation Verurtheilten zur Arbeit in die königlichen Werfte an das Ufer geführt.

Noch beschäftigte mich meine nächste Umgebung, da tauchte Greenwich aus der Masse freundlicher Landhäuser, aus der dichten Umsäumung herbstlich geschmückter Gärten und einem förmlichen Wald himmelanstrebender Schornsteine empor, während sich die ehrfurchtgebietende, weltbekannte Siegerin über das früher herrschende Ferro, die Sternwarte von Greenwich, auf dem dichtbelaubten

Hügel von Greenwich-Park erhob, und das schönste Gebäude Englands, das am Ufer gelegene grosse Invalidenhospital der Marine, von Wilhelm dem Oranier gegründet und 1705 eröffnet, einen Theil der freundlichen Stadt verbarg.

Kaum lag auch dieses hinter uns, als sich Deptford, welches das polypenarmige London beinahe erreicht hat, mit seinen alten Schiffswerften und Zimmerplätzen der königlichen Marine, in denen einst Peter der Grosse seine Lehrlingsjahre verlebte, vor uns ausbreitete.

Jeder Schaufelschlag der leicht arbeitenden Maschine führte mich einem immer regeren Leben und Treiben entgegen; ein wahrer Wald von Masten mit den in der Morgenluft lustig wehenden Farben aller handeltreibenden Nationen der Welt, verrieth mir zu beiden Seiten der Ufer die Docks, von denen eine Anzahl kleiner Kähne nach allen Richtungen stromauf- und stromabwärts ruderten, um Personen und Güter von den Schiffen nach den Ufern zu bringen, während eine Menge anderer mit geschäftiger Eile ihnen Güter und Personen zuführten.

Unter dem Anschauen dieses regen Hafenlebens gelangten wir an den Ankerplatz der »Giraffe«, welcher sich unmittelbar dem Zollhause gegenüber befand, von dessen Beamten unser Gepäck augenblicklich in Beschlag genommen und nach dem Gebäude gebracht wurde.

Leicht und voll Spannung auf die nächsten Augenblicke, in denen ich in das Innere der Weltstadt eintreten sollte, deren Aeusseres bereits so mächtig auf mich gewirkt, schritt ich an der Seite meines Bruders unserer Wohnung entgegen, welche uns die Gefälligkeit des Bibliothekars der geographischen Gesellschaft, Herrn Shillinglaw, in Golden Square besorgt hatte.

Eine spezielle Beschreibung dieser riesigen Häusermasse mit ihrem Leben und Streben, mit ihrem immerwährenden Treiben, ihrem Rennen und Jagen nach einem Ziele, ihren glänzenden und blendenden Licht- und noch düstereren Schattenseiten, ihren Palästen, zu denen des Nachts der übersättigte Lord in schimmernder Carosse zurückeilt, und ihren dunklen, schmutzigen Gassen, denen beim Anbruch des Tages das entnervte Laster gleich einem wandernden Gerippe zuschleicht, — kurz, eine Beschreibung Londons, der gegenwärtigen Siebenhügelstadt, liegt ausserhalb dem Kreise dessen, was ich bei dieser Arbeit zu erreichen strebe.

Unsere Abreise von London verzögerte sich länger, als wir erwartet, da mein Bruder die Vorbereitungen noch lange nicht so weit vorgeschritten fand, als er erwartet, was mir aber volle Gelegenheit gab, die Stadt in ihrem innern und äussern Leben genauer kennen zu lernen, als ich vorher hatte hoffen können. Der Tower, die St. Paulskirche sind längst beschrieben, Westminster-Abtei hat schon mehr als einen Monographen gefunden, über Sommersethouse, Whithall, die Admiralität,

Horseguards und Westminsterhall, die feenhafte Regentstreet ertheilt jeder »Wegweiser in und um London« genügende Auskunft; — ich übergehe sie deshalb, kann mir jedoch nicht versagen, einen Augenblick bei den für mich interessantesten und den Reichthum englischer Industrie und englischen Handels am deutlichsten bekundenden Etablissements, bei den verschiedenen Docks oder Schiffbehältern stehen zu bleiben. Nachdem ich die St. Paulskirche, Westminster, kurz all' die merkwürdigsten Gebäude besucht, die im Werden begriffenen Parlamentshäuser bewundert, wanderte ich, versehen mit den nöthigen Erlaubnissscheinen, nach der Nordseite der Themse und hielt am Eingangsthor der Catharinen-Docks meinen Schein vor, worauf mir der Eintritt gewährt wurde. In den gewaltigen Speichern, feuerfesten Gewölben und auf den immensen Boden lagen unsere nordischen Producte aufgestapelt. Als im Jahre 1823 die Veränderung in dem bisherigen Entrepotsystem eintrat, vereinigten sich mehrere Privaten zu einem Actienvereine und liessen diese Docks aufführen, um den nordischen Producten dadurch die Mittel in die Hand zu geben, dem in den London-Docks so hohen Zoll vor ihrem wirklichen Verkauf nicht unterworfen zu sein.

Von hier eilte ich nach den London-Docks in Wapping, um mit dem Kleinen beginnend, beim Grossen zu enden. Sie wurden im Jahre 1802 angelegt, bedecken einen Flächenraum von mehr als 20 Acres, den sie in einem Viereck umschliessen, wonach sie in das südliche, westliche, nördliche und östliche Ufer eingetheilt sind. Ungeheure Schleusen führen zur dicht vorüberfliessenden Themse. Rings um die Ufer ziehen sich grosse, geräumige Waarenschuppen, unter denen die Verpackungen der ankommenden Güter ausgebessert und die Waaren bei Regenwetter aufgestapelt werden. Ein gepflasterter Fahrweg, der hinter ihnen wegführt, trennt sie von den langen Reihen feuerfester Gewölbe, von denen das grosse Tabaksgewölbe aus vier übereinander fortlaufenden Böden besteht. Die Keller dieses mächtigen Waarenhauses mögen wohl die interessantesten und grössten sein, die Europa aufzuweisen hat, und wollte sich der Fremde ohne Begleitung eines Führers hineinwagen, er würde gewiss eben so wenig den Ausgang wiederfinden, wie Theseus denselben aus dem Labyrinth gefunden, — hätte er nicht das Ende seines leitenden Garnes an der Eingangspforte angebunden. Diese Keller können mehr als 100,000 Stückfass Wein in sich bergen; die verwickelten Gänge sind durchgängig erleuchtet. Jedes der vier Ufer hat seine besondere Nummer, jede Nummer ihr besonderes Hauptbüreau mit seinen Beamten, Aufsehern und Küpern, die wieder vereint einem Centralbüreau unterworfen sind, und von diesem beaufsichtigt werden. Zur bestimmten Stunde des Tages wird das Zeichen zum Oeffnen des Thores für die niedern und höhern Beamten, so wie für die Arbeiter gegeben, die nun einzeln nach dem Verlesen

ihrer Namen eingelassen werden. Das Gleiche findet Abends beim Schluss der Arbeitszeit statt; ausser der Arbeitszeit wird keiner der Arbeiter u. s. w. ein- oder ausgelassen. Nach dem Schluss der Arbeitsstunden und dem Verlesen werden die Gebäude durch Wächter von aussen bewacht; — selbst den Capitains der eingelaufenen Schiffe ist es nicht gestattet, in ihren Fahrzeugen zu übernachten. Ist das Schiff eingelaufen, so werden alle Matrosen entlassen, und sehen dann ihr Schiff nicht eher wieder, als bis es von neuem in See geht. Links und rechts von dem grossen Eingangsthor der Docks erheben sich das *Custom-office* (Zollamt) und das *Excise-office* (die Accise).

Nachdem ich mit Verwunderung diese gewaltigen Räume mit ihrer streng geregelten Thätigkeit gesehen, wanderte ich nach den, eine Meile weiter abwärts bei Popilar gelegenen West-India-Docks. Im allgemeinen stimmen diese in ihrer Bauart mit den London-Docks überein, und weichen nur darin von letzteren ab, dass sie in zwei Abtheilungen zerfallen, von denen die eine (*Inward-bound*) für die einlaufenden, die andere (*Outward-bound* oder *Export-Dock*) für die auslaufenden Schiffe bestimmt ist. Auch hier fand ich die gewaltigsten Keller und Gewölbe für Wein und Spirituosa, die aber durch einfallendes Tageslicht erhellt werden. Lange, auf gusseisernen Pfeilern ruhende Schuppen ziehen sich, wie bei jenen, längs der Ufer hin. Die Disciplin ist dieselbe.

Noch eine englische Meile abwärts machen die East-India-Docks, am nördlichen Ufer der Themse, den Beschluss dieser höchst interessanten Waarenhäuser. Auch sie sind in *Inward-* und *Outward-bounds* getheilt. Auf dem südlichen Ufer der Themse befinden sich noch die Greenland- oder Commercial-Docks, die mit dem Grand-Surrey-Canal in Verbindung stehen; da sie aber viel unbedeutender als die oben angeführten sein sollten, habe ich sie nicht besucht.

Unser verlängerter Aufenthalt gab mir Gelegenheit, mich auf mehren Feldern der Naturwissenschaften, die mir bisher noch fremd gewesen, und die ich nach den mir gewordenen Instructionen auszubeuten hatte, wenigstens annäherungsweise bekannt zu machen. Das britische Museum, das College of Surgeons, so wie der botanische Garten in Kew, der zoologische in Regentspark und das Museum der zoologischen Gesellschaft, waren wechselsweise mein fast täglicher Aufenthalt.

Den eigentlichen Grund und die Basis zu dem gegenwärtig so ausgebreiteten und merkwürdigen Museum für das gesammte Reich der Naturwissenschaften, für Ethnographie, Archäologie und Kunst, legte Sir John Sloane bei seinem Tode, im Jahre 1752, indem er der Nation seine bedeutenden naturhistorischen Sammlungen, nebst seinen Kunstschätzen vermachte, aus denen sich im Laufe der Jahre dieses wichtige und reichhaltigste Institut herausgebildet hat.

Diesem zur Seite steht das, durch seine vorzügliche Sammlung anatomischer Präparate berühmte *College of Surgeons* oder *Surgeonshall.* Ich hatte das Glück, den liebenswürdigen Director desselben, den berühmten Professor Owen, persönlich kennen zu lernen, dessen stattlich schöne, männliche Gestalt, so wie die Milde, Freundlichkeit und Biederkeit seines Charakters jedes Herz vom ersten Augenblick an für ihn einnehmen. Unter seiner freundlichen Leitung lernte ich dieses wichtige Institut kennen; zugleich zeigte er mir seine Arbeit über den damals alle Zoologen und vergleichende Anatomen interessirenden *Lepidosiren paradoxus*, der seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, da die Anstalt eben ein Exemplar aus Brasilien erhalten hatte.

Der botanische Garten in Kew musste sich früher in ziemlicher Unordnung befunden haben, welche die nimmerruhende Hand seines jetzigen Directors, des liebenswürdigen Sir W. Hooker, durch seine eben begonnene Thätigkeit nur erst einigermassen hatte verscheuchen können.

Unter den übrigen Coryphäen der Wissenschaft, denen näher zu treten ich das Glück hatte, muss ich mit innigster Achtung und Verehrung die Herren Lindley, Bentham, so wie den bekannten östreichischen Reisenden und Naturforscher Natterer nennen, der sich eben in London aufhielt.

Unter den vielen Privat-Sammlungen, die ich zu sehen Gelegenheit fand, war namentlich eine, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; nämlich die reizende, wahrhaft feenartige Sammlung von Colibris der Handelsgärtner Loddiges, welche alle bis jetzt gekannten Species dieser interessanten Familie enthält, und namhaft reichhaltiger, als die des britischen Museums ist. Das der Natur förmlich abgelauschte und geschmackvolle Ausstopfen, und die reizende Gruppirung derselben von Seiten des jüngeren Loddiges, hat das Zimmer, in dem die Sammlung aufgestellt ist, zu einem zaubergleichen Aufenthalt gemacht. Eben so verdient die reichhaltige Sammlung Orchideen und Palmen dieser Herren der rühmlichsten Erwähnung.

Eine andere Bekanntschaft darf ich nicht unerwähnt lassen: die der Mutter des auch in Deutschland so allgemein beliebten Schriftstellers, Capitain Marryat, zu der mein Bruder und ich mehrmals auf ihren freundlichen und lieblichen Landsitz Wimpelton eingeladen wurden und in deren Familienkreise wir die heitersten Stunden verlebten.

Da man zu derselben Zeit, in welcher meines Bruders Expedition ausgerüstet wurde, auch die Vorbereitungen zu der in ihrem Erfolge so traurigen Nigerexpedition traf, so kamen wir Deutschen beider Unternehmungen oft zusammen, und mit den schmerzlichsten Gefühlen rufe ich mir jetzt die Stunden in's Gedächtniss zurück, die ich mit Dr. Vogel und dem Mineralogen Rötscher aus Freiburg verlebt, in

denen wir voll Hoffnung und voll der schmeichelhaftesten Erwartungen in die Zukunft schauten, und uns im Geiste schon wieder begegneten, um die Erlebnisse der Vergangenheit gegen einander auszutauschen. Rötscher kehrte heim, wir beiden Brüder kehrten heim, den armen Vogel deckt der feuchte, morastige Boden des tödtlichen Niger! —

Soll ich zum Schluss vielleicht meine nachsichtigen Leser noch mit den vielen, meist lächerlichen Verstössen gegen die englische Etiquette belustigen, durch die ich meinen Bruder so oft in Verlegenheit setzte? So grüsste ich aus angeborener, deutscher Höflichkeit und Chevallerie eine Dame, neben der ich am vorigen Abend bei Tafel gesessen, und der ich am folgenden Tage begegnete, auf das devoteste, und sie sah mit verächtlicher Miene auf die andere Seite — denn der Herr darf die Dame nach englischer Sitte nie auf der Strasse zuerst grüssen! Ein andermal rief mir bei Tafel ein würdiger und angesehener Mann zu: »Mr. *Richard*, *can I have the honour to drink a glass with you*«? und ich, da ich bereits viel getrunken hatte und das alte *ne quid nimis* bedachte, antwortete: »*No*, *I thank you*«, wodurch ich ihn unbewusst so tief beleidigte, dass er plötzlich aufsprang, mich mit zornglühendem Auge von der Zehe bis zum Scheitel mass, bis mein Bruder ihm auseinander setzte, dass ich gewiss nichts weniger, als eine Beleidigung beabsichtigt, sondern nur als Deutscher geantwortet habe. Sehr oft setzte mein gebrochenes, schlecht ausgesprochenes Englisch mich auf der Strasse den grössten Verlegenheiten aus und führte die lächerlichsten Missverständnisse herbei; — ich übergehe das aber und versichere nur, dass ich mein Lehrgeld redlich bezahlen musste.

II.

Abreise von London. — Die Reisegesellschaft. — Capitain Rothwell. — Seekrankheit. — Sturm. — Versuche mit Tang. — Die Linie. — Die neue Welt.

Ungeachtet des Eifers und der Eile, mit welcher die Ausrüstung betrieben wurde, war doch der 19. December herangekommen, bevor wir London verlassen konnten. Die Expedition, die aus meinem Bruder als Commandeur, dem Marinelieutenant Herrn Glasgott, als Assistenten meines Bruders, Herrn Hancock, dem Secretair, Herrn Walton, dem Maler, und mir, dem Volontair, bestand, fuhr auf einem der Passagier-Dampfboote nach Gravesend, um unserer guten Barke, der Cleopatra, welche uns dem Ziel unserer Wünsche, dem neuen Continent entgegen tragen sollte, nachzueilen, die bereits die West-India-Docks verlassen, in denen sie beladen und dann durch ein Dampfboot dorthin geschleppt worden war.

Unglücklicherweise war der 18. December, an welchem wir hätten aufbrechen können, ein Freitag, an dem die Befehle eines Capitains, die Anker zu lichten und die Docks zu verlassen, nur nothgedrungen der Erfüllung entgegenharren möchten, da jeder Matrose die feste Ueberzeugung hegt, eine Seereise, am Freitag angetreten, könne nur Unglück und Verlust in ihrem Gefolge haben.

Es war dunkel, als wir Gravesend erreichten und uns in einem Boote nach der bereits vor Anker liegenden Cleopatra fahren liessen, auf der wir alles noch in Bewegung fanden. Unser biederer und braver Capitain, der unter allen Westindienfahrern rühmlich bekannte Rothwell, stellte uns seiner Gemahlin vor, die es aus mehreren Gründen für die grösste eheliche Sünde gehalten haben würde, ihren Mann nicht auf allen seinen Reisen zu begleiten; auch sie reichte uns freundlich die Hand und hiess uns willkommen. Beide Eheleute waren Schottländer. Capitain Rothwell hatte sich seine ersten Lorbeeren unter dem berühmten Veteranenregiment, die »Scotch-Gray's«, in der Schlacht bei Waterloo erfochten, welche

stets den Glanzpunkt seiner interessanten Erzählungen bildete. Natürlich schrieb er, wie alle seine Landsleute, den Sieg einzig und allein den Briten zu! Rothwell war eine jener biedern und derben Naturen, die man oft unter den Seefahrern findet, trank gern sein Glas steifen Grog, erzählte bei Tafel, noch lieber bei einem Glase Wein seine Land- und Seeabenteuer und bedachte dann nicht, dass seine aufmerksamen Zuhörer auch ein Glas mehr leerten, als sie es sonst gethan haben würden. Jedes fröhliche Gesicht war ein belebender Sonnenstrahl für seinen Humor, jede traurige Miene eine düstere Wolke am heitern Himmel, und er genoss jegliches Schöne, in welcher Gestalt es ihm auch entgegentreten mochte, wo er es fand. Dies mochte wohl Mrs. Rothwell während ihres glücklichen Ehestandes kennen gelernt und aus dieser Erfahrung den Schluss gezogen haben, es sei für Küche und Keller, da der Capitain die Beköstigung der Passagiere zu besorgen hat, und für ihren Eheherrn besser, wenn sie während der Reisen diesen und jene unter ihrer besonderen Leitung und ihrem ausschliesslichen Schutz behielt. — Noch erinnere ich mich mit Heiterkeit der lebhaften Fehden, die gewöhnlich am Abend in der Cajüte des Capitains ausbrachen, wenn wir Rothwell bei der Tafel auf Waterloo zu sprechen gebracht hatten, und er »brave Jungens« in uns erkennend, eine Flasche Rum oder Wein nach der andern aufzutragen befahl, damit er sein »Garn nicht trocken abzuspinnen«, und wir es nicht »durstig aufzuwickeln« brauchten. Die lebhaften Vorstellungen seiner Gemahlin gegen solche Unmässigkeit und den Verlust, der daraus für ihre Kasse entstand, beantwortete er gewöhnlich aus seinem Bette mit einem kräftigen Schnarchen.

In der Cajüte fanden wir unsere beiden Mitpassagiere, eine junge, blasse Dame, mit tiefsinnigen, schwimmenden Augen, wie sie den Engländerinnen so eigenthümlich sind und ihnen, wenn sie irgend durch vortheilhafte Gesichtsbildung unterstützt werden, einen so tiefen Reiz verleihen, und einen jungen Schotten, der, wie es sich später auswies, ein Zollbeamter war und nach Georgetown versetzt wurde. Die junge, blasse Dame eilte zu einem dortigen Oheim und, wo möglich, einem reichen Gatten entgegen, eine Berechnung, die leider trog, da sie nach einem dreijährigen Aufenthalt in Georgetown ohne einen solchen nach London zurückkehrte!

Bald hatte uns der enge Raum näher gebracht, die gegenseitige Bekanntschaft war angeknüpft, und die so gewöhnlichen Wetten zwischen abfahrenden Passagieren, an welchem Tage man den ersehnten Landungsplatz erreichen würde, wurden geschlossen. Jeder hatte die Summe bestimmt, die er auf den Tag festsetzte, an dem wir den festen Boden in Georgetown betreten würden, und jeder hoffte, dass seine Prophezeiung eintreffen und er den Gewinn einstreichen werde.

Schon vor Tagesanbruch weckte uns das rege Leben und Lärmen auf dem

Deck, das taktmässige Singen der Matrosen, unter welchem sie den Anker lichteten, und bald nahete sich das Dampfboot, das uns heute nochmals in's Schlepptau nehmen sollte, um uns bis zur Mündung der Themse zu bringen. Die Ufer der Themse deckte tiefer Schnee. Je näher wir der Mündung kamen, um so höher thürmten sich die Wellen auf, um so unruhiger wurden die Bewegungen des Schiffes, um so rascher fühlte ich jene bangen Empfindungen rege werden, die dem Ausbruch der Seekrankheit vorhergehen. Kaum hatten wir die Mündung hinter uns, als ich dem blassen Gespenst auch schon unterlag. Zehn qualvolle Tage lag ich meist ohne alle Besinnung, ohne irgend etwas genossen zu haben, ausser einigen Orangen. Was waren jene Stunden, die ich bei meinem ersten Anfall auf der Ueberfahrt von Holland nach England durchstöhnte, gegen diese Tage! — Der Zustand, in welchem man sich befindet, ist wahrhaft grässlich! Den schweren dumpfen Druck im Kopfe, das beengte und doch gesteigerte Athmen der Brust, die schmerzhaften Krämpfe des Magens, den kalten Schweiss hervorrufenden Ekel bei dem blossen Anblick oder Geruch der Speisen, jenen fortwährenden Durst, der nie Befriedung findet, jenes ewige Wünschen und Sehnen der Seele, in welchem sie alles, alles für eine einzige Stunde Aufenthalt auf festem Boden hingäbe, — alle diese Qualen vereint, kann nur der begreifen, der an der Seekrankheit in dem Masse litt, wie es bei mir der Fall war.

Gebannt an meinen Schlafraum, wusste ich nicht, wo sich unser Fahrzeug befand, hatte keine Ahnung, ob es noch den Canal oder bereits den schrankenlosen Ocean durchschnitt; ja, ich glaube die Apathie gegen alles Aeussere wäre so gross gewesen, dass ich dem Capitain, wenn er zu mir getreten und mir mitgetheilt, unser Schiff sitze auf der Spitze des Chimborazo, eben so gleichgültig in die Augen gestarrt haben würde, als wenn er gegen mich geklagt, dass wir den Canal noch nicht passirt.

Die Sonne des 29. Decembers schien so einladend durch das Cajütenfenster, dass ich plötzlich den Wunsch in mir erwachen fühlte, es wenigstens zu versuchen, ob ich das Deck erreichen könnte. Die Hauptkrankheit war gebrochen, es gelang! — Welche Veränderung war aber in den Umgebungen eingetreten, seitdem ich das letztemal auf dem Verdecke gestanden! Vergebens suchte mein Auge das Land, nur einzelne Seemöven *(sterna)*, die das Schiff umschwärmten, verkündeten, dass sich nicht allzufern die Küste hinziehen müsste! — Der günstige Wind hatte unsere Fahrt durch den Canal beschleunigt, schon befanden wir uns in dem atlantischen Ocean.

Wie beneidete ich Herrn Richie, den jungen Zollbeamten, der noch keinen Augenblick von der Seekrankheit heimgesucht worden, obgleich dies ebenfalls seine

erste Seereise war! Meine übrigen Mitpassagiere waren die treuen Spiegelbilder meiner eigenen, jammervollen Erscheinung, und die arme Miss hatte sich seit meinem Verschwinden eben so wenig ausserhalb ihrer Cajüte blicken lassen.

So sehr mich aber die frische Seeluft erquickte, die ich jetzt gegen die dumpfe und übelriechende Atmosphäre des innern Schiffsraums und der Cajüte vertauscht, wie belebend auch die unendliche Fläche des Oceans mit dem auf seinem Horizont ruhenden Himmelsdom auf mich wirkte, so war ich doch gezwungen, den mir verhasst gewordenen Raum bald wieder aufzusuchen, da sich der ferne Himmel plötzlich umzog, und einzelne Windstösse zu verkünden schienen, dass sich ein Sturm im Anzug befände. Bis zum Abend blieb noch alles ruhig; das Schiff durchschnitt noch ziemlich gleichförmig die Wogen, und wir legten uns mit der Ueberzeugung nieder, dass unsere Befürchtungen eitel gewesen. Kaum aber mochten wir eine Stunde geschlafen haben, als wir durch die heftigen und ungleichmässigen Bewegungen des Schiffes aufgeweckt wurden, und wen die Seekrankheit nicht noch in dem besinnungslosen Zustand erhielt, der konnte aus dem heftigen Schaukeln, dem Krachen und Rollen des Schiffes, das mit den aufgewühlten und entfesselten Wogen kämpfte, dem schrillenden Tone des Sprachrohrs, mit dem der Capitain seine Befehle ertheilte, dem durchdringenden Geschrei der Matrosen, mit dem sie vergeblich versuchten das Geheul des Sturmes und der an dem Schiff zerschellenden Wogen zu übertönen, deutlich erkennen, dass ein heftiger Orkan über uns hereingebrochen war.

Für mich waren diese ersten Augenblicke die schrecklichsten. Das Gelärm der ablaufenden Segel, die oftmaligen vergeblichen Versuche, dieselben einzureffen, das wilde Getöse, welches der losbrechende Sturm in den schlaff herabfallenden Segeltüchern hervorruft, bevor es den Matrosen gelingt, ihrer vollkommen Herr zu werden, das Rasseln der Ketten und Taue, das jedes von Menschen gesprochene Wort verschlingt, dies alles vereint wirkte so betäubend auf mich, dass ich in eine Aufregung versetzt wurde, der der festeste Wille weichen musste. Vom Deck eilte ich zur Cajüte, überall dieselbe Verwirrung! Betäubte uns dort der sinnverwirrende Lärm, das wilde Getöse der entfesselten Naturkräfte, so glaubte man unterhalb, dass der sachliche und menschliche Inhalt der Cajüte sammt und sonders vom Veitstanz angesteckt worden sei. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, flog in den verrücktesten Sprüngen von der einen zur andern Seite, und glücklich der, welcher bei dem vorsichtigsten Gehversuche nicht wie ein Spielball des Zufalls herumgeworfen und herumgerollt wurde, um mit blauen Flecken besäet, endlich das erwünschte Ziel zu erreichen! Der Sturm wüthete bis zum 2. Januar und erreichte in der Nacht vom 31. December auf den 1. Januar seine grösste Höhe. Es waren dies wahre Tage der Unheimlichkeit und des Schreckens; — Himmel

und Meer ein düsteres Grau, durch das hier und da schwarze, gespensterhafte Wolken wie Pulverkarren auffuhren, die nach dem Schlachtfelde eilen; — durch die Luft heulte und stöhnte es mit sinnbetäubendem Getöse, — krachend und grell schrillend fuhr das Knarren und Stöhnen der Masten, das dumpfdröhnende Aufstampfen des Blockwerks darein, während die hohen Sturzwellen beutegierig gegen die zerbrechlichen Schiffsplanken, die in ihren innersten Fugen erzitterten, anstürmten oder das Schiff momentan in ihren nassen Armen verbargen und alles mit sich fortrissen, was sich ihnen auf dem Deck entgegenstellte.

War die Verwirrung und der Schrecken in der Cajüte schon beim Ausbruch gross genug gewesen, so steigerten sie sich jetzt zu ihrer höchsten Höhe. Auch mein geträumter Muth unterlag ihr, und unwillkürlich traten mir während dieser grausigen Sylvesternacht die früheren Jahreswechsel vor die Seele, die ich so oft unter ganz andern Umgebungen, in ganz anderer Gemüthsstimmung durchlebt hatte! — Sollte ich diesen stürmischen Wechsel des Jahres als eine Vorbedeutung für meine Zukunft nehmen? —

Den 3. Januar heiterte sich der Himmel, und mit ihm die verstörten Mienen der Passagiere wieder auf. — Wir befanden uns in der Breite von Madeira. Schon zeigte das Thermometer 16° Réaumur im Schatten. Die Oefen wurden aus der Cajüte verbannt, geschäftig suchte jeder seine Sommerkleidung aus Kisten und Kasten hervor, und erwärmend und belebend warf die Sonne ihre Strahlen auf die von Kälte, Sorge und Angst erstarrten Glieder der Passagiere. Auch unsere blasse Miss mit ihren schwimmenden Augen, welche die grausigen Tage fast zu gebrochenen gemacht hatten, erschien wieder unter uns; nur der arme Hancock stöhnte noch in seiner Koje, an ihm allein war der Sturm erbarmungslos vorübergerast, während er bei uns übrigen auch die letzte Spur der Seekrankheit abgefegt.

Hatte bisher Mrs. Rothwell mit innerem Wohlgefallen auf den appetitlosen Zustand ihrer Kostgänger geblickt, so nahm ihr Gesicht jetzt das entgegengesetzte Aussehen des Himmels an, und ihre früher sonnumglänzten Züge gingen in schwere Wetterwolken über; denn der Koch konnte kaum den ungestümen Ansprüchen der Ausgehungerten entsprechen, und es verging fast kein Abend, wo nicht aus der Capitainscajüte der Nachhall des ausgetobten Sturmes zu uns herübertönte.

Das Verdeck war von nun an meine Wohnung; nur die Glocke zur Tafel oder die Sehnsucht nach Ruhe konnte mich unter dasselbe hinabbringen. Jetzt erst lernte ich das eigentliche Leben und Treiben auf den Schiffen kennen, und mit inniger Freude schaute ich auf die Zucht und Ordnung, die durch das kräftige Commandowort des Capitains überall herrschte. Fast jeden Tag wurde das Verdeck gescheuert, jeden Morgen vor Tagesanbruch abgeschwemmt. Ein einziges Wort treibt mit Gedankenschnelle den Matrosen zum äussersten Ende des Takelwerks,

den kaum 10—12 Jahre alten Schiffsjungen bei Sturm und Stille, bei Tag und Nacht zur äussersten Spitze des Mastes.

Majestätisch thürmten sich die langgezogenen, noch vor kurzem entfesselten Wogen empor, und schienen die in ihre tiefen Furchen hinabgleitenden Fahrzeuge verschlingen zu wollen. Das Wasser hatte schon die reizende Indigofärbung angenommen, und ganze Heerden von scherzenden Delphinen oder Meerschweinen (*Delphinus Delphis*) tauchten plötzlich über dem Meeresspiegel auf, um eben so schnell wieder in die endlose Tiefe niederzutauchen, bis einer der spielenden Genossen von unsern Gewehren getroffen wurde, und er sammt der ganzen Heerde für immer verschwand. Selbst einige Seeschwalben begleiteten uns noch, die sich dann und wann ermüdet auf die Segel niederliessen, um auszuruhen. Wehe dem Verwegenen, der es hätte wagen wollen, einen dieser Vögel zu erlegen, der Zorn der gesammten Bemannung würde ihm jeden Augenblick der Fahrt verbittert haben; denn die Matrosen sehen in ihnen die Geister ihrer verstorbenen Kameraden, die jederzeit ihr früheres Schiff begleiten. Es ist ein eigenthümliches Volk, diese Matrosen; in ihren Affecten und Gemüthsstimmungen ganz das treue, aber meist umgekehrte Bild des herrschenden Wetters! Der Sturm ihr eigentliches Element, die träge Windstille die Zeit des Murrens, der Lässigkeit, bis sie sich am Abend nach dem Läuten der Feierabendglocke auf dem Verdeck versammeln und sich die Zeit und den Unmuth durch das »Abwickeln ihres Garnes« zu vertreiben suchen. Oft war ich dann ihr aufmerksamer, unbeobachteter Zuhörer, und erfreute mich an den kräftigen Schilderungen erlebter Abenteuer, durchkämpfter Stürme, oder ergötzte mich an ihren noch kräftigeren Seemannsliedern. In den Wochentagen kann man für sie keinen bezeichnenderen Namen finden, als den der »Theerjacken«, da sie dann wirklich von Schmutz starren, unsern Koch nicht ausgenommen; Sonntags hingegen sind sie wie aus dem Ei geschält, und stolz schauen dann die schmucken Jungens über Bord.

Schon hatten wir die Höhe der canarischen Inseln erreicht; unsere treffliche Seglerin durchschnitt mit Vogelschnelligkeit den Ocean; auch hielt der frische Wind an, so dass wir gewöhnlich 6—8 Seemeilen in der Stunde zurücklegen konnten. Hatte schon der Anblick des schrankenlosen Elements, die daraus auftauchende und in dasselbe zurücksinkende Sonne mich begeistert, so steigerte sich mein Entzücken bei einbrechender Nacht, wenn sich der Himmel mit seinen zahllosen Sternen und gleich zahllosen Sternschnuppen über uns ausspannte, der Mond mit seinem Licht die halbdurchsichtigen Ränder der leichtgekräuselten Wellen umsäumte, und das Schiff in einem sprudelnden Feuermeer zu schwimmen schien. Die ganze weite Fläche wimmelte von kleinen und grösseren leuchtenden Kugeln, und mit jeder Furche, die das stolz dahin segelnde Fahrzeug in die heranziehenden

Wogen schnitt, sprühten die Funken gleich glühendem Eisen, auf das der gewichtige Hammer fällt, und erleuchteten für Augenblicke die nächsten Umgebungen.

Am Tage dagegen zogen die ungeheuren Massen von Tangen oder Seekraut, die unser Schiff fortan umgaben, meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Anhäufung dieser Pflanzenmassen ist schon oft der Gegenstand vielseitigster Untersuchung gewesen, und die verschiedensten Ansichten sind über ihr Entstehen aufgestellt worden. Da mir ALEXANDER VON HUMBOLDT bei meiner Abreise aufgetragen hatte, so viel Versuche als möglich anzustellen, um den Tang in Gefässen zur Fortpflanzung zu bringen, so fischte ich auf meiner Hin- und Rückreise ungeheure Mengen auf, und fand alle die vielfachen Spielarten, die beschrieben worden sind, ohne dass ich jemals die Wurzel entdeckt, an der die Pflanze festgesessen. In grössern und kleinern Stücken bewahrte ich die Pflanzen in einer Anzahl von Gefässen auf, versah die einen stündlich, andere täglich mit frischem Seewasser, wieder andere liess ich in dem ihnen anfänglich gegebenen, — doch alle wurden schon nach zwei bis drei Tagen schwarz und verdarben. Auf der Hinreise, im Januar, gelang es mir, ungeachtet des aufmerksamsten Suchens niemals, eine Frucht zu finden, während sie bei meiner Rückreise, in den Monaten Juni und Juli, damit völlig übersäet waren.

Wenn ich mir in dem Schleppnetz eine Parthie aufgefischt, zog ich zugleich eine ganze Welt von Weichthieren, Quallen, Salpen und Sepien, Vorticellen, Krebse, grössere und kleinere Fische an Bord, unter denen namentlich die schöne *Physalia utriculus* und *Caravella* (»*Portugies man of war*« der Matrosen) mein Interesse auf sich zogen. Es gewährte den reizendsten Anblick, wenn sie in vielen, vielen Exemplaren mit ihren prachtvoll gefärbten Fangarmen an uns vorübersegelten!

Je mehr wir uns dem Wendekreise näherten, um so spöttischer wurden die Mienen unserer Mitpassagiere und der Matrosen, welche die Linie bereits passirt, gegen uns, die wir dieselbe zum erstenmal überschreiten wollten. Hatte einer der Schiffsjungen einem älteren, erfahrenen Matrosen einen Gefallen gethan, er konnte versichert sein, den Dank in einer Vertröstung auf die Taufe und das Rasiren unter der fatalen Linie zu erhalten. So wie wir diese endlich erreicht, hatte man uns Harmlose auf das Verdeck zu locken gewusst, wo wir uns plötzlich von den sonnenverbrannten Gesichtern umringt fanden, und Neptun in einem umgekehrten Schafpelz mit triefenden Tangen umhangen, aus der Verdecksluke auftauchen sahen, um sich auf einer gewaltigen Wassertonne niederzulassen. Mit verbundenen Augen wurde nun jeder Novize vor seinen Thron geführt, von ihm unsanft genug eingeseift, und dann mit einem grossen Schiffssäbel rasirt. Zehn bis zwölf seiner Tritonen standen mit Eimern voll Salzwasser bereit, um den zurückgebliebenen Schaum abzuspülen. Wurden wir vier Passagiere, die wir zum erstenmal den

Wendekreis überschritten, schon tüchtig rasirt und eingeweicht, so erging es den armen Schiffsjungen und Matrosen, die mit uns auf gleicher Stufe standen, noch viel erbärmlicher. Zuerst wurden die geduldigen Schlachtlämmer, die wohl aus den Erfahrungen anderer wussten, dass ein unnützes Widerstreben die Liebkosungen nur noch höher steigern würde, unter die Schiffspumpe gebunden, um ihnen zuvor den Schmuz abzuschwemmen, damit sie sauber und glatt vor den die Reinlichkeit liebenden Gott treten könnten. Nachdem man sie unter Spott und Hohn, unter trocknen und beissenden, mit den kräftigsten Floskeln gespickten Trostgründen fast ertränkt und wieder losgebunden, trat einer der Tritonen mit einem Gefäss voll nassen Sandes an sie heran, und puderte sie so kräftig ein, dass ihnen das Blut über die bleichen Wangen herablief, worauf er sie vor den Thron führte, von welchem herab Neptun mit seinem Schiffssäbel nicht gerade mit leichter Hand unter dem jämmerlichsten Geschrei und Wehklagen der armen Opfer das Rasiren absolvirte, und die jubelnden Tritonen ihnen zahllose Eimer mit Seewasser über den Kopf stürzten. So lächerlich auch die Grimassen der Täuflinge im Anfang für den Zuschauer sein mögen, so fühlt man doch im Verlauf der Procedur das tiefste Mitleid für die armen Burschen. Wollte aber ein Capitain diesen Freuden- und Jubeltag unter seiner Bemannung abschaffen, der Ruf seines Schiffes unter den Matrosen wäre dahin, möchte er auch noch so hohen Lohn bieten! —

Die Temperatur wurde immer schwüler, und fing bereits an lästig und drückend zu werden; das Wetterleuchten nahm zu, in gedankenschnellem Fluge durchkreuzten zahllose Sternschnuppen das Himmelsgewölbe, und bald erhob sich vor uns das herrliche Sternbild des tropischen Himmels, das Kreuz, während der bisher leitende Polarstern hinter uns in die Tiefe hinabgesunken war. Heerden fliegender Fische erhoben sich dicht geschlossen mehre Fuss über das Meer, um dem sie verfolgenden Thunfisch (*Scomber Thynnus*) oder unserm raschsegelnden Schiffe zu entrinnen, und fielen nach einem, dem Wind entgegengesetzten Fluge von oft 20—50 Schritten wieder in ihr Element zurück, oder wurden auf das Verdeck getrieben, wo sie die Matrosen als willkommene Beute begrüssten. Interessant ist der rege Wettkampf, in den die Thunfische mit dem segelnden Schiffe treten, und den sie nur als ein leichtes Scherzspiel zu betrachten scheinen, da sie oft über den Meeresspiegel emporschnellen und doch nie hinter dem Nebenbuhler zurückbleiben.

Am Nachmittag des 21. Januar bemerkte ich, dass sich die Farbe des Wassers wesentlich geändert und eine trübe, gelbbraune Färbung angenommen hatte. Unmittelbar darauf entdeckte ich zu meiner grossen Freude, in der Ferne zahlreiche Schaaren Seevögel, die langsamer oder schneller über die Wasserfläche hin- und herzogen. Noch grösser aber wurde mein Vergnügen, als mich plötzlich Jemand auf die Achsel schlug, und mir Capitain Rothwell's derbe Stimme zu-

rief: »Nun, Mr. Richard, morgen früh wird Ihr Wunsch in Erfüllung gehen, morgen sollen Sie Land sehen und bald auch auf festem Boden stehen!«

Herr Walton war der sieggekrönte Prophet: heut war Donnerstag, morgen Freitag, auf den er gewettet und daher die Einsatzsumme gewonnen hatte.

Der anbrechende Morgen fand die gesammten Passagiere auf dem Deck versammelt, mit sehnsüchtigen Blicken das verheissene Land suchend. Da tauchte plötzlich am Horizont, gleichsam noch im Nebel schwimmend, ein schmaler, dunkler Saum auf, und ein allgemeines: »Gott sei Dank« der Passagiere begrüsste den neuen Continent. Alle Ferngläser des Schiffes wurden herbeigeholt und wanderten schnell aus einer Hand in die andere. Der anhaltend frische Wind, der uns schnell unserm Ziele entgegentrieb, zerstreute allmälig den neidischen Morgennebel, die einzelnen Küstenumrisse traten immer deutlicher hervor, bis die Küste endlich, mit dichten Laubmassen bedeckt, selbst scharf begrenzt auftauchte. Bereits umschwärmten mit fröhlichem Gekreisch unser Schiff die früher in der Ferne bemerkten Vögelschaaren, unter denen sich der herrliche Fregattenvogel (*Tachypetes aquila. Vieill.*) die höchsten Spitzen unserer Cleopatra zum Sitz auswählen zu wollen schien.

Nur zögernd folgten wir heute dem hellen Klange der Mittagsglocke, die uns zum letztenmal zu Tische rief, an welchem uns Capitain Rothwell, ungeachtet der lebhaftesten Remonstration seiner Gemahlin, auch den letzten Rest seines Champagners zum besten gab, der unter dem lebhaftesten Jubel ausgetrunken wurde. Doch die Ungeduld liess uns nicht lange unter dem Verdeck säumen, und schnell waren wir wieder oberhalb versammelt. In der Zwischenzeit hatten wir uns der Küste bereits so weit genähert, dass wir mit unbewaffnetem Auge nicht nur die stolzen Palmen über die dichte Belaubung sich erheben sehen, sondern auch das eigenthümlich gebaute Leuchtschiff (*Lightship*) wahrnehmen konnten, das den bei Nacht einlaufenden Fahrzeugen mit seinen sich weithin verbreitenden Lichtstrahlen als Leiter dient; zugleich bildet es die Station der Lootsen, die jedes ankommende Schiff hier aufnehmen muss, da die Einfahrt in die Mündung des Demerara ohne einen solchen ziemlich gefährlich sein würde. Etwa vier englische Meilen seewärts zieht sich eine gewaltige Sand- und Schlammbarre quer vor der Mündung hin, die nur zwei fahrbare Canäle besitzt, deren einer zur Zeit der halben Fluth 9 Fuss, der andere, der östliche, zur Zeit der hohen Fluth 19 Fuss Tiefe hat, weshalb kein Schiff, das tiefer als 18 Fuss geht, die Barre (*bar*) überschreiten kann. Ist dieser Canal passirt und die Mündung des Demerara erreicht, so bietet der Fluss selbst den sichersten und bequemsten Hafen, der die ganze vereinigte Flotte Grossbritanniens in sich aufnehmen könnte. Von dem Leuchtschiffe wird die Ankunft jedes Fahrzeugs nach dem Leuchtthurm der Stadt signalisirt. Sobald wir die Linie des Leuchtschiffes erreicht, stiess ein Boot von dort ab, das auf unser Schiff

zuruderte und uns den Lootsen, einen Farbigen, zuführte, der jetzt das uneingeschränkte Commando übernahm, so dass Capitain ROTHWELL einstweilen in Ruhestand versetzt wurde. Die Ruderer, Neger, wurden von uns Neulingen natürlich mit Neugier betrachtet.

Die gefährliche Bank lag bald hinter uns, und kurz darauf liefen wir in die vier englische Meilen breite Mündung des Demerara ein. Das Land meiner Sehnsucht und meiner Wünsche, der Welttheil des phantasiereichsten Zaubers, das Land der glühendsten Hoffnungen und Erwartungen für die Völker Europa's, das Land des Blutes und des Schreckens, in dem so lange die Würde des Menschen unter die Füsse getreten lag, über das in der Gegenwart eine neue Aera aufgegangen ist, welche mit ihren ersten Strahlen bereits die ferne Zukunft erhellt, — Amerika lag vor mir!

Eine Menge Boote, Fischerkähne, Schaluppen mit dreikantigen Segeln, Schooner, selbst zwei Barken, die kurz vor uns ebenfalls den Canal passirt, drängten sich in buntem Gewühl der Mündung zu, während die undurchdringliche tropische Vegetation, in die Georgetown oder Demerara förmlich eingehüllt war, dem neugierigen Blick die Befriedigung versagte; — nur der majestätische Leuchtthurm durchbrach mit seinem stolzen Haupte und der lustig wehenden Flagge den verhüllenden Schleier, und bald folgten die gewaltigen Schornsteine der Siedehäuser der am westlichen Ufer liegenden Zuckerplantagen, umringt von herrlichen Kohlpalmen (*Areca oleracea. Jacq.*) und *Cocos nucifera.* Die unmittelbare Küsten- und Uferbesäumung bildet die *Rhizophora Mangle* (Lin.), *Avicennia nitida* (Lin.) und *Laguncularia racemosa* (Gaert.), von denen die beiden letzteren sich in dichten, gleichmässigen Hecken das unbebaute Ufer und die Küste entlang zogen. In der Ferne hatten sie ganz das Ansehn, als wären sie mit der Heckenscheere beschnitten, und hinter ihrem dunkeln, vollsaftigen Grün blickten die freundlichen Gebäude der Plantagen durch, bis sich endlich auf dem östlichen oder rechten Ufer die Coloniestadt Georgetown, eingefasst mit Hunderten von Masten der hier ankernden Kauffahrteischiffe, Schooner und Schaluppen vor uns ausbreitete.

Schon eilte die Sonne dem westlichen Horizont zu, als wir langsam an dem Fort William Frederick, dem sich unmittelbar der Leuchtthurm anschliesst, auf welchem noch das Signalement der Cleopatra flatterte, durch die langen Reihen der Kauffahrteischiffe mit den englischen und nordamerikanischen Flaggen vorüber fuhren, deren Matrosen sich dicht gedrängt auf den Decken versammelt hatten, um die ankommende Cleopatra anzuschauen, und sie mit einem allgemeinen Hurrahruf willkommen zu heissen. Die Bemannung der Küstenfahrer bestand grösstentheils aus halbnackten Negern und Farbigen, die mit dem Ausladen der Landesproducte beschäftigt waren, und ihre Arbeit unter einem eigenthümlichen Ge-

sange förderten. Die Stadt bietet das Ufer entlang nichts als eine ununterbrochene Façade auf Pfählen erbauter Werfte, mit mächtigen Krahnen, Pack- und Waarenhäusern, die durch die rege Thätigkeit menschlicher Hände belebt wurden; dahinter erhoben sich abermals schlanke Areka- und Cocuspalmen und verbargen so die übrigen Theile der Stadt. Das westliche Ufer zeigte zwar kein so lebhaftes, aber ein nicht weniger interessantes landschaftliches Bild. Der dichte Saum der *Avicennia* und *Laguncularia* verbarg theilweise die von Hunderten kleiner Negerhäuser umgebenen Wohn- und Siedegebäude der Plantagen, mit ihren thurmhohen Schornsteinen, die sich in der Perspective immer mehr und mehr verjüngten und endlich nur noch die Stellen der tiefer landeinwärts liegenden Culturstriche verriethen, bis ein bläulich gelber Abendduft den fernen Horizont begrenzte, und das Dampfboot, das fortwährend die Communication beider Ufer unterhält, so wie zahllose Boote, die emsig den Fluss durchkreuzten, unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Nach langen, vergeblichen Versuchen hatte die Cleopatra einen Ankerplatz gefunden, und unter dem allgemeinen Jubel rauschte der Anker auf den Boden des neuen Continents nieder! Aber unser Wunsch, bereits heute auf festem Boden zu schlafen, wurde nicht erfüllt. Der Abend war hereingebrochen, und so mussten wir uns schon bequemen, uns noch einmal mit unserer Kajüte zufrieden zu erklären; — nur mein Bruder liess sich an's Land setzen, um am folgenden Morgen sogleich dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen. Unmittelbar nach seiner Abfahrt machten uns die Herren vom Custom-house ihre Visite.

Mit Eintritt des Abends tönten uns die fröhlichsten Gesänge von den Schiffen entgegen, die, je nach der Entfernung der ankernden Fahrzeuge, endlich in einzelnen Accorden verschwammen; fröhlicher Scherz und Lärm verrieth uns die Stimmung der Matrosen, dazwischen drangen einzelne grelle oder melodische Töne verschiedener Instrumente zu uns herüber. Die Natur feierte schon lange in tiefer Stille, nur der Mensch zeigte, dass er sich ihrer Macht entzogen; da verkündigte der dumpfdonnernde Kanonenschuss des Forts, der leicht über die gekräuselte Fläche der Flussmündung hinrollte und erst in weiter Ferne erstarb, den Zapfenstreich, und fand in dem Geläute der Glocken der Kauffahrteischiffe, den dumpfen Tönen der gewaltigen Signalmuscheln der Küstenfahrer seinen Widerklang, bis auch dieser verstummte, und die herrliche Musik des in der Nähe des Forts in Kasernen liegenden Militairs sanft und belebend von dem leichten Winde zu uns herübergetragen wurde. Auf die frühere ausgelassene Lust auf den Verdecken folgte jetzt die tiefste Stille, die nur durch das Anschlagen der von der Fluth herangetriebenen Wellen an die Planken der Schiffe, oder durch den vereinzelten

Ruf eines Capitains nach dem Boote, das ihn nach seinem Schiffe zurückführen sollte, unterbrochen wurde.

Im Durchschnitt beträgt die Strömung des Flusses 2½ Knoten, während sie sich an der Mündung durch das Zurücktreten der Ebbe und Fluth oft zu 7 Knoten in der Stunde steigert, was für die Secunde 11,9 Fuss betragen würde. —

III.

Landung. — Georgetown. — Geschichtlicher Rückblick.

Wie ein Kanonenschuss den hereingebrochenen Abend verkündet hatte, so begleitete ein solcher auch den anbrechenden Morgen. Die Reveille tönte durch die noch stillen Strassen der Stadt, und rief neue Wirksamkeit, neue Thätigkeit in's Leben zurück. Zahllose Kähne, beladen mit den Erzeugnissen der Plantagen, ruderten stromauf- und stromabwärts vom westlichen Ufer und den tiefer landeinwärts gelegenen Meiereien der Hauptstadt zu, um dieser für den neuen Tag Pisangs, die Früchte der *Musa paradisiaca* (Lin.), Bananen, die Früchte der *Musa sapientum* (Lin.), Mais, Gemüse, Apfelsinen, Federvieh und Fische zuzuführen, während sich andere auf den Fischfang begaben, um noch zur rechten Zeit wieder zurückzukehren. Fröhlich tönte in diesen zauberhaften Wirrwarr das mir fremde Gezwitscher und die Stimmen der kleinern und grössern Vögel hinein, welche die dichtbelaubten Bäume des Ufers nach Beute durchsuchten, oder dem anbrechenden Morgen entgegenflogen, während sich der Ankerplatz immer mehr und mehr mit lärmenden und kreischenden Negerinnen füllte, welche die ankommenden Kähne erwarteten, um deren Inhalt zu kaufen.

Unsere Ungeduld, das Land zu betreten, liess sich jetzt keinen Zügel mehr anlegen und muthwillig, entzückt von dem herrlichen Morgen, sprangen wir in den Kahn, der uns dem Ufer zuführen sollte. Nur mit Mühe gelang es, uns durch die hier versammelte Masse der lärmenden schwarzen, braunen, halbnackten, Hökerei treibenden Bevölkerung Georgetowns zu drängen, die uns eben so verwundert und neugierig ansah, als wir sie. — Die breite Strasse, der wir folgten, führte uns zu unserer grossen Freude unmittelbar an dem Leuchtthurm vorüber, und es drängte uns gleich jetzt, von dieser Höhe herab, die Stadt zu überschauen. Unerwartet lag ein überraschendes Panorama vor uns, nachdem wir die 140 Stufen

erstiegen, die zur Gallerie führten. In stummem Staunen und Entzücken schweifte das Auge über das wogende und brandende Meer bis zum fernen Horizont, an dem sich Himmel und Erde begegnen; schaukelnd tanzten die leichten Fischerkähne auf den sich kräuselnden Wogen, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden, während der gewichtige Küstenfahrer sie schäumend durchschnitt. Unten starrte mir der dichte Mastenwald mit seinen wehenden Flaggen entgegen, indess sich die Stadt mit ihren freundlichen, hölzernen, grellangestrichenen Häusern, mit den sie überragenden Kirchen und öffentlichen Gebäuden, mit ihren tausend und aber tausend schlanken Palmen, ihren breiten, belebten Strassen, ihren vielen Canälen, die wie Venen den Coloss durchzogen, vor meinen entzückten Blicken ausbreitete, und von näheren oder ferneren Zuckerplantagen, mit himmelanstrebenden, dampfenden Schornsteinen, den Ausrufungszeichen der Gegenwart eingeschlossen wurde. Weit in Westen bemerkten wir die dunkelbelaubten Ufer des Essequibo, indessen sich unter uns der vorüberrollende Demerara wie ein silbernes Band durch die lachende Ebene zog, und seine Wasser dem nimmersatten Ocean zuwälzte.

Den unendlichen Zauber, den entzückenden Morgenduft der Tropen kennen unsere heimischen, stillen, romantischen Thäler, unsere Berge und Ebenen nicht; die Ueppigkeit der Vegetation, das frische, vollsaftige oder helle Grün, mitten unter einer dichten, dunkeln Belaubung, bleibt ihnen fremd, fremd der allgemein herrschende, grell contrastirende Wechsel in den Formen der Pflanzenwelt, fremd das tropische Klima, der tropische Himmel! — Lange konnten wir uns darum nicht von dem reizenden Bilde trennen, das mit jedem Augenblicke wechselte, indem bei jedem Blick in die Nähe oder Ferne, über das weite Meer und die ausgebreitete Ebene der Küste, neue Anziehungspuncte, neue Wunder vor uns auftauchten. Kaum hatten wir den Leuchthurm verlassen, als uns aus den nahen Palmen- und Laubbäumen vielfach die Frage entgegentönte: »*Qu'-est-ce-que-dit*«? Verwundert und erstaunt schauten wir nach dem neugierigen Frager, den wir jedoch anfänglich vergebens suchten, bis wir ihn endlich in einem gelblichen Vogel von der Grösse einer Drossel entdeckten, der fortwährend von der regsten Neugier geplagt werden musste, da er ununterbrochen jene Frage wiederholte. Es war der *Tyrannus sulphuratus* (*Vieill.*), der *Qu'-est-ce-que-dit* der Colonisten. Heute Stoiker sein oder bleiben zu wollen, wäre mir unmöglich gewesen, denn jeder Schritt brachte mir einen neuen Gegenstand, der mein ganzes Interesse, meine ganze Neugier fesselte, so dass ich mir am Ende wie der Bauernknabe vorkam, der zum ersten Male die grosse Stadt betritt, und seine märchenhaften Phantasiegebilde durch die glänzenden Schauläden, durch das ununterbrochene Rennen, Leben und Treiben der Stadtbewohner weit, weit übertroffen sieht! —

Die Strassen, die wir durchstrichen, waren breit und von geräumigen Canälen durchschnitten, die hölzernen Häuser, die sich längs derselben hinzogen, selten über zwei Stockwerk hoch, von einer Reihe Palmen, *Areca oleracea* oder *Cocos nucifera* beschattet, während, mit seltener Ausnahme, jedes ein Garten umschloss, der durch einen Canal oder Graben von dem des Nachbars getrennt war. Die nimmerruhende, sorgsame Mutter Natur war fast in allen diesen Gärten die einzig schaltende und waltende Gärtnerin, doch fand ich auch mehrere, die nicht allein höchst geschmackvoll angelegt, sondern auch durch die ordnende und sorgsam pflegende Menschenhand in geregelter Cultur erhalten wurden. Freundlich und gefällig gewundene Wege, besetzt mit den herrlichsten, reich mit goldenen Früchten überladenen Orangenbäumen, Erythrinen, grosse Sträuche blühender Oleander auf freundlichen »Greens«, Jasmin, *Clerodendrum*, *Ixora*, *Poinciana*, *Bauhinia*, *Quasia*, *Melia*, *Gardenia*, *Punica*, *Iusticia*, *Hibiscus rosá sinensis* und *chinensis*, übersäet mit ihren grossen, rothen Blüthen, Centifolien und Monatsrosen, die mit dem brennenden Klima auch eine brennende Färbung angenommen, Balsaminen, die gleich gewaltigen Sträuchern wucherten, Passifloren, Clitorien und Bignonien, welche die Stämme, Zweige und Aeste zu schwebenden Blumenbeeten verwandelt hatten, alles, alles rief mir zu, dass ich das Land der Fülle, das Land der Riesenvegetation betreten hatte. Neger mit gewaltigen Lasten auf dem Kopfe, begleitet von kleinen Knaben und Mädchen, ebenfalls eine Flasche oder ein Körbchen mit Gläsern in sicherer Balance tragend, Farbige von allen Farbennüancirungen, Karren, mit knarrenden Rädern und bespannt mit keuchenden Maulthieren, eilten und rannten in buntem Wirrwarr an mir vorüber, so dass endlich meine Aufmerksamkeit auf bestimmte Gegenstände in diesem Chaos vollkommen unterging, bis sie in einer Negerin, die einen mit krystallgleichen Stücken gefüllten Eimer auf dem Kopf trug, wieder einen festen Anhalt fand. Dass diese Stücken krystallreines Eis sein sollten, davon konnte ich mich nicht früher überzeugen, als bis mich das Gefühl davon überzeugt hatte, und eine Stimme neben mir: »Bei Gott, reines Eis«! diesem Gefühle Worte gab, die das noch nicht verschwundene Staunen abermals in mir erweckten. »Eis, bei Gott, reines Eis«! — Freudig erschrocken drehe ich mich um, und hinter mir steht ein kräftiger, junger Mann, dessen gutmüthiges Staunen mir augenblicklich den Deutschen verrieth. Mein Gruss: »Guten Morgen, Landsmann«! erstickte fast sein süddeutsches: »Grüsch Gott«! Nachdem die erste gegenseitige Freude und Verwunderung sich gelegt, hörte ich von dem gemüthlichen Schwaben, dass er gestern mit 100 Rheinländern, Württembergern und Schwaben angekommen war, um hier, wie seine vorangegangenen Landsleute, sein Glück zu suchen. Zugleich mit ihnen war gestern auch ein zweites Schiff mit Portugiesen von Madeira eingelaufen, die

gleiche Wünsche hierher gebracht; bald überzeugten mich auch mehrere blasse, gelbe, hagere Männergestalten, den Kopf mit einer dunkelblauen Tuchkappe, die in eine ¼ Fuss hohe, rattenschwanzähnliche Spitze auslief, von der Wahrheit der Angabe.

Die Stimme meines Bruders, der uns in dem Wirrwarr erkannt hatte, brachte uns bald an seine Seite, und er lernte nun ebenfalls zu seiner Verwunderung in unserm Begleiter einen Landsmann kennen.

Das Haus, welches ein Freund meines Bruders, Herr Stutchbury, für uns schon früher gemiethet, hatte der Bruder leider noch nicht ganz in Stand gesetzt gefunden, weshalb er sich genöthigt gesehen, bis dahin in einem andern einige Zimmer zu nehmen, die er schon früher bewohnt.

Ermattet und betäubt von den äussern Eindrücken, kehrten wir jetzt nach dem Schiffe zurück, um die nöthigen Anordnungen zum Landen unserer Sachen zu treffen, waren aber nicht wenig erstaunt, als wir auf dem Deck ein treffliches Frühstück von Mrs. Rothwell für uns bereitet fanden, das aus den herrlichsten Orangen, Ananas und andern, mir bis dahin unbekannten tropischen Früchten bestand. Die ersten waren ausgezeichnet, weniger dagegen mundeten, wegen ihres süssen und weichlichen Geschmacks, die mehligen Früchte der *Musa sapientum* und der *Mangifera indica* (Lin.). Schon nahete sich die so plötzlich hereinbrechende Nacht, als wir, begleitet von dem nöthigsten Gepäck, von unserer zeitweiligen Wohnung Besitz nahmen.

Der reiche Zauber des gestrigen Abends, oder vielmehr der gestrigen Nacht, wiederholte sich heute vielleicht in noch höherem Grade. Doch selbst die gelungenste Schilderung einer noch so reich begabten, poetischen Natur würde immer nur ein Schattenriss gegen die Wirklichkeit sein, denn selbst das glühendste Wort kann nie das Gemüth des Lesers zu jenen Gefühlen hinreissen und erheben, in denen sich der schwelgerisch Geniessende gefangen, von denen er sich überschüttet fühlt, — und wie sollte ich es zu versuchen wagen, den Stimmungen Worte zu verleihen, die mir das Innerste bewegten, als nach Untergang der Sonne die fast betäubenden Balsamdüfte aus den uns gegenüberliegenden Gärten durch die geöffneten Fenster drangen, als jeder Halm, jedes Blatt der sanftbewegten Laubkuppeln üppiger Bäume uns in unbekannter Sprache zuzuflüstern schienen: »Fremdling, nimm uns in dich auf, trage die Erinnerung der zauberreichen Gegenwart mit dir in die Zukunft hinein, in eine Zukunft, die unsere Genossen wieder mit einem bleichen, eisigen Leichentuch deckt«! als das zirpende, schwirrende und schrillende Chor zahlloser Cicaden und Grillen zu uns herab- und herauftönte, als der von dem lebendiger strahlenden Monde und der gleiches Licht verbreitenden Venus beleuchtete Nebelduft, der die ganzen Umgebungen in einen halbdurchsichtigen Schleier

einhüllte, von tausend leuchtenden Insecten, als *Lampyris phosphorea* (Lin.), durchkreuzt wurde, und phantastisch gekleidete Spaziergänger mit aufgespannten Schirmen, um sich vor den nachtheiligen Mondstrahlen und dem eben so gefährlichen Nachtthau zu schützen, die vorüberführenden Strassen füllten, oder uns die leichtbewegte Luft aus den fernen Stadttheilen die wilde und lärmende Musik, den klagenden Gesang tanzender Neger zutrug! — Nur eins vermisste ich schmerzlich aus der Heimath, die freundlichen Abenddämmerungsstunden. Amerika kennt auch in dem Wechsel zwischen Tag und Nacht keine Vermittelungsstufe; der Tag schliesst sich scharf der Nacht, wie die Nacht dem Tage an.

Trunken von all diesen mächtigen Eindrücken, suchte ich erst spät die Hängematte auf, in der ich jedoch vergebens Ruhe ersehnte, da die geöffneten Fenster tausenden von blutdürstigen Mosquitos den Eingang erlaubte, die mir den ersten Tropfen Gift in den übersprudelnden Kelch des innersten Entzückens schütteten.

Der ein Viertel vor 6 Uhr anbrechende Morgen, mit dem auch das gestrige Gewühl der Schwarzen und Farbigen von neuem begann, fand mich bereits am offenen Fenster.

Die Kunde von unserer Ankunft musste sich schnell in Georgetown verbreitet haben, da sich unsere Zimmer bald mit begrüssenden und bewillkommnenden Freunden meines Bruders füllten, und sich eben so schnell Einladungen auf Einladungen drängten, nachdem mich mein Bruder dem Gouverneur und den ihm bekannten und befreundeten Familien vorgestellt hatte; so dass ich die ersten acht Tage in einem wahren Taumel verlebte, in welchem der eben empfangene Eindruck bereits wieder von einem neuen verwischt wurde, bis endlich der Einzug in unsere eigene Wohnung, das Auspacken und Anordnen unserer Sachen u. s. w. die verlorene Ruhe wieder etwas in mir zurückrief.

Das in der Campstreet gelegene, freundliche Häuschen, umgeben von schlanken Palmen und schattenreichen Laubbäumen, mit seiner kühlen, luftigen Gallerie und seinem weitvorspringenden Dache befriedigte alle Ansprüche, die wir irgend machen konnten, nur genirte uns die ungeheure Miethe etwas, die mein Bruder für dasselbe bezahlen musste. Denn obschon es nur einige kleine Räume in sich fasste, betrug doch der monatliche Miethzins 75 Thaler, wozu sich noch der auffallend theure Lebensunterhalt Georgetown's gesellte, der mich sehr für mein jährliches Reisegeld von 600 Thalern bangen liess; denn Georgetown gehört mit zu den Städten des südlichen Amerika, in denen fast jede Stunde Aufenthalt mit Gold aufgewogen werden muss.

Meinem bei der Arbeit zu Grunde gelegten Plane gemäss, sollte ich jetzt in chronologischer Reihenfolge all die Erfahrungen niederlegen, die ich über die eigentliche Coloniestadt, ihre Umgebungen, kurz, über ihr ganzes inneres und

äusseres Leben und Treiben während meines in verschiedene Zeiten fallenden längeren oder kürzeren Aufenthalts machte. Ich verbinde aber, um Wiederholungen zu vermeiden, meine spätern Erfahrungen mit denen von heute und gestern, und will es, so weit es in meinen Kräften steht, versuchen, ein treues Bild von dem cultivirten Theile dieser für die Zukunft soviel verheissenden englischen Besitzung mit ihrer Hauptstadt zu entwerfen, und beginne mit der geschichtlichen, statistischen und topographischen Schilderung, es dem Urtheil meiner Leser überlassend, ob sie meinen damit eingeschlagenen Weg billigen oder verwerfen.

Ueber den eigentlichen Entdecker Guiana's sind die gleichzeitigen Schriftsteller keineswegs einig, insofern die Entdeckung dieses Striches von einigen Columbus selbst, von andern dagegen Vasco Nunnez, ja sogar dem Diego de Ordas zugeschrieben wird, der erst im Jahre 1531 an der Küste Guiana's gelandet sein soll. Die ersten namhaften Colonisationsversuche sind jedenfalls von den Holländern seit dem Jahre 1581 ausgegangen, obschon die Spanier den ganzen Küstenstrich bis zur Mündung des Essequibo bereits früher vereinzelt bewohnt haben müssen, da die Holländer die Spuren einer bestandenen Bodencultur vorfanden.

Bereits in den Jahren 1586—1596 hatten die Holländer dort mehrere Niederlassungen gegründet, aus denen sie jedoch 1596 von den Spaniern mit Hülfe der Indianer vertrieben wurden. Durch dieses Misslingen keineswegs abgeschreckt, gründete Jost van der Hooge eine neue Colonie, die er Nova Zeelandia nannte, welche sich auch bereits im Jahre 1613 in blühendem Zustand befunden haben muss. Schon 1602 hatten die zeeländischen Kaufleute van Peeren, van Rhee, de Moor, de Vries und van Hoorn die Küste von Guiana unter dem Commando van Ryk Hendrikszoon befahren lassen, weswegen ihnen von den Generalstaaten ein Octroi ausgefertigt wurde, das ihnen Convoi-Freiheit verlieh.

Im Jahre 1621 verpflichteten sich die Generalstaaten, die Colonisten mit Negersklaven aus Afrika zu versehen, und jetzt begann van Peer, der mit seinen Colonisten vom Orinoko vertrieben worden war, eine neue Colonie am Berbice zu gründen, worauf im Jahre 1654 eine neue Colonisationsgesellschaft unter dem Befehle David Pieterse de Vries den Texel verliess und im September auf der Insel Meeoria, zwischen den Flüssen Cayenne und Wia landete. Auch hier fanden die Colonisten bereits ein altes Castel, das die Franzosen erbaut haben mussten, wie auch van der Hooge im Essequibo, an der Vereinigung des Mazaruni, im Jahre 1596 ein solches gefunden, dessen Erbauer wahrscheinlich die Portugiesen gewesen waren.

Diese verschiedenen Versuche scheinen auch mehrere Engländer veranlasst zu haben, an der sogenannten »wilden Küste« Colonien zu gründen, da van der Hooge bereits an dem Surinam-Flusse eine Colonisirungsparthie unter dem Capitain

Marshall fand, der sich an der Stelle eines frühern grossen Indianerdorfes, Paramaribo, etwa mit 60 Gefährten angesiedelt hatte, welches sie jedoch wegen der häufigen Einfälle der Caraiben wieder hatten verlassen müssen.

Diese Versuche der Holländer und Engländer waren das Signal für die andern Nationen, die sich jetzt gegenseitig in ewigem Wechsel verdrängten und wieder neu ansiedelten. So nahmen 1640 die Franzosen die frühere Ansiedelung von Paramaribo in Besitz, die sie aber aus denselben Gründen, wie die Engländer, aufgeben mussten, bis sich 1652 die Engländer abermals dort ansiedelten. Gleiche Kämpfe brachen im Innern der Generalstaaten aus, die den gedeihlichen Fortgang der Colonisation an der Küste namhaft hinderten, bis 1678 mit der Familie van Peere ein Vertrag abgeschlossen wurde, wonach dieser die Colonie Berbice für »ewige Zeiten« verbleiben sollte. Das wechselnde Kriegsglück der letztvergangenen zwei Jahrhunderte brachte auch die Colonie Berbice, Essequibo und Demerara aus den Händen der Holländer in die der Franzosen, Engländer, Spanier, bis sie endlich durch eine Uebereinkunft zwischen Grossbritannien und den Niederlanden im Jahre 1812 an ersteres mit der Bedingung abgetreten wurden, dass es den holländischen Besitzern freistehen sollte, unter gewissen Beschränkungen mit Holland in Handelsverhältnissen verharren zu dürfen. Unter grossbritannischer Herrschaft nahm Ackerbau und Handel mit raschen Schritten zu, wie auch bereits 1812 die Dampfmaschinen zum Treiben der Zuckermühlen allgemein eingeführt wurden. Die Zählung vom Jahre 1817 ergab für die Districte Essequibo und Demerara eine Sklavenbevölkerung von 77,163, für Berbice 24,529 Negern, folglich besassen alle 3 Districte vereint 101,712 Sklaven, während zu derselben Zeit die freie Bevölkerung aus 8000 Individuen bestand. Allen statistischen Berichten zufolge ist dies die grösste Bevölkerungszahl, die die Colonie bis jetzt noch besessen hat, die aber bereits im Jahre 1819 durch das Wüthen des gelben Fiebers namhaft geschwächt wurde.

Canning's grosser Entschluss, die Lage der ganzen britischen Sklavenbevölkerung in den gesammten Colonialbesitzungen zu verbessern, diese selbst der Emancipation entgegenzuführen, wurde im Jahre 1823 dem britischen Unterhause vorgelegt, und Copien dieses hochherzigen Entschlusses des grossen Staatsmannes dem damaligen Gouverneur von Britisch-Guiana, Murray, zugesendet. Aus irgend welchen Gründen unterliess es dieser, den Beschluss zu publiciren, ohne es verhindern zu können, dass er bekannt wurde. Die erste Kunde von dem Bestehen einer solchen Publikation, nach welcher von England aus etwas für ihre Freiheit gethan werden sollte, hatten einige Head-men — schwarze Sklavenaufseher auf den einzelnen Plantagen, unter deren Leitung die übrigen Sklaven arbeiten, — durch einen Diener des Gouverneurs erhalten und bald war auf

der ganzen Ostküste das Gerücht verbreitet: der Befehl zu ihrer vollkommenen Freiheit sei von England in der Colonie angelangt, doch der Gouverneur und ihre Brodherren verheimlichten denselben und suchten seine Ausführung zu hintertreiben.

Mit diesem Gerüchte bildete sich auch eine Verschwörung unter sämmtlichen Sklaven der Ostküste, nach welcher sich die Verbündeten aller Europäer auf den Plantagen bemächtigten wollten, um dann vereint nach der Coloniestadt zu ziehen, und ihre Freiheit mit Gewalt zu fordern. Der Plan zu diesem Aufstand war von zwei jungen Negern, PARIS, einem Bootsmann der Plantage Good Hope, und JACK GLADSTONE, von der Plantage Success, entworfen.

Unter dem Schleier der grössten Verschwiegenheit, ungeahnet von den Herren, war dieser Plan zur Reife gediehen und der 18. August als der Tag des Ausbruchs bestimmt. Am Morgen desselben loderte der Aufstand in hellen Flammen auf, und schnell hatten sich die Empörer fast aller Plantagenbesitzer, so wie überhaupt aller Weissen bemächtigt, die theils gebunden, theils in den Stock gespannt, von den entfesselten und rachsüchtigen Empörern auf das grausamste misshandelt wurden. Mit der ersten Kunde von der Empörung stellte sich der Gouverneur an die Spitze eines Detachements der Colonial-Cavallerie, mit dem er unmittelbar nach der Ostküste aufbrach, um den Aufruhr zu dämpfen; die Uebermacht der wüthenden Empörer nöthigte ihn jedoch zum schleunigsten Rückzug. Während der Nacht wurden alle Freie bewaffnet, damit sie bei Anbruch des Morgens mit den regulären Truppen und dem übrigen Militair nach der Küste abgehen und die gefangenen Europäer befreien könnten.

Die Insurgenten, 2000 an Zahl, hatten sich bei der Plantage Bachelor's Adventure gesammelt. Eine ziemliche Anzahl war mit Gewehren versehen, mit denen sie jedoch nicht umzugehen wussten, während die übrigen Waldmesser, Bajonette, auf Stangen befestigt, und dergleichen führten. Ehe Colonel LEAHI, Commandeur der regulären Truppen, zu wirklichen Thätlichkeiten schritt, suchte er die zügellosen Massen zu bereden, ihre Waffen niederzulegen und ihm den Grund ihrer gesetzlosen Auflehnung aus einander zu setzen, worauf ihm zur Antwort wurde: »Ihre Freiheit und nichts anderes sei der Grund ihrer Empörung. Bereits habe der König den Befehl dazu nach der Colonie gesandt, ohne dass sie ein Wort davon erfahren; sie werde ihnen nur ungesetzlicher- und unrechtmässigerweise vom Gouverneur im Verein mit den Plantagenbesitzern zurückgehalten, deswegen hätten sie sich gegenseitig verbunden, um sich ihr Recht mit Gewalt zu holen«.

Ungeachtet der Remonstration des Colonel, dass ihre Behauptung durchaus falsch, dass von vollkommener, bürgerlicher Freiheit noch kein Wort in jenem

königlichen Befehle zu lesen sei, verharrten die Insurgenten auf ihrem Entschlusse, und als auf eine letzte Aufforderung zum Niederlegen der Waffen nur eine höhnische Antwort erfolgte, sah sich Colonel Leahi genöthigt, den Befehl zum Feuern zu geben. Nach einem mörderischen Blutbade wurden die Insurgenten vollkommen gesprengt und mit Hinterlassung einer Menge von Todten und Verwundeten in die Flucht geschlagen. Während vom 20. bis 30. August Colonel Leahi und seine Truppen mit Aufsuchen der Waffen auf den verschiedenen Plantagen und der Rädelsführer, von denen er sich auch mehrerer bemächtigte, beschäftigt waren, verfolgte und durchsuchte Herr Hillhouse mit einem bedeutenden Commando Caraiben und Warraus die Wälder, um sich der zerstreuten und flüchtigen Neger zu bemächtigen. Viele, die mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, wurden meist auf der Stelle erschossen oder aufgeknüpft, unter ihnen der eine der Anführer, Paris, während anderen, weniger Betheiligten eine Strafe von 200—1000 Hieben zuerkannt wurde.

Das grösste Aufsehen aber erregte die Verurtheilung eines Herrn John Smith, Missionars der londoner Missionsgesellschaft, in dessen Kirche oder nächster Umgebung der Plan zur Insurrection geschmiedet worden war. Die Anschuldigung gegen ihn ging dahin, dass er die Neger nicht allein durch seine Predigten zum Aufstand angefeuert, sondern dass er auch mit dem ganzen Complott bekannt gewesen wäre, ohne dass er davon Anzeige gemacht hätte. Er wurde für schuldig befunden, und von dem Kriegsgericht wegen überführten Hochverraths zum Tode verurtheilt, mit der Vergünstigung, sich an die Gnade des Königs wenden zu dürfen. Als die Begnadigung von England einlief, war Smith schon im Gefängniss gestorben.

Die Kosten, welche dieser Aufstand der Colonie verursachte, beliefen sich auf 200,000 Dollars. Dies war der letzte Versuch der Neger, ihre Freiheit mit Gewalt zu erlangen; denn der ewig denkwürdige 1. August 1838 kürzte die Lehrlingszeit, die anfänglich auf vier Jahre angesetzt war, auf zwei Jahre ab, da man fühlte, dass während dieser Zeit die Colonien nur noch mehr würden leiden müssen, und man gab den bis dahin misshandelten Sklaven das freiwillig, was sie mehr als einmal vergebens durch Empörung erstrebt. Mit diesem Tage aber brach eine neue Aera für alle britischen Colonien an. Den Plantagenbesitzern Guiana's wurde von den 20 Millionen Pfund, die von dem Parlament für diesen erhabenen Act ausgesetzt waren, eine Summe von 4,268,809 £. als Entschädigung zugestanden, während der Werth der sämmtlichen Sklaven Guiana's, nach dem Kaufpreis von 1822—1830 berechnet, 9,489,559 £. betrug.

Dass die momentanen Wirkungen der Emancipation, namentlich für die Production Guiana's wie für seinen äussern Wohlstand nur nachtheilig sein konnten,

stand zu erwarten, und diese Befürchtungen haben sich in einem Grade verwirklicht, den man vielleicht selbst nicht einmal vermuthet hatte. Die ganze Arbeitskraft lag in den Händen der afrikanischen Sklaven, und konnte, bei der Lage und dem herrschenden Klima, nur in deren Hände gelegt werden. Der plötzliche und unvorbereitete Uebergang aus dem Zustande eines willenlosen Sklaven in den eines sich selbst bestimmenden, freien Bürgers, war eins der stärksten Förderungsmittel der angebornen und von Kind auf Kind fortgeerbten Trägheit der Neger. Arbeit war dieser bisher verachteten und misshandelten Klasse nur eine Last gewesen, der sie sich, durch die äussere Zuchtruthe gezwungen, unterworfen; — die Emancipation gab ihnen mit dem unveräusserlichen Recht der Selbstbestimmung, zugleich die volle Freiheit, ihrem angebornen Hange zur Trägheit ungehindert Genüge zu leisten. Die bisher rührigen Hände verschwanden aus den Plantagen, jeder frühere Arbeiter suchte sich bei den niedrigen Kaufpreisen sein eigenes Stück Land zu verschaffen, von dessen Ertrage er sein Leben fristen konnte, was mit um so weniger Kraftaufwand geschah, als seine geringen Bedürfnisse und die unerschöpfliche Productionskraft der Tropen ihn zu keiner grossen Kraftanstrengung zwangen. Der dadurch entstandene Ausfall an Arbeitern steigerte den Tagelohn in einem solchen Grade, dass der freie Neger, welcher 1—2 Tage in der Woche arbeitete, soviel verdiente, um die übrigen Tage der Woche nach seinem Wunsche gemächlich leben zu können. Ohne Uebertreibung kann man annehmen, dass zwei Drittel der Arbeitskraft für den Plantagenbesitzer verloren gingen, die er auf keine Weise zu ersetzen vermochte, so dass Arbeiten, die in bestimmten Zeiten vorgenommen sein wollten, allerdings aber auch ungemein anstrengend waren und rasch hintereinander vollendet werden mussten, gar nicht oder nur höchst unvollständig gefördert werden konnten.

Der europäische Arbeiter dankt dem, der ihm Arbeit giebt, der freie Neger dagegen verlangt ausser seinem Lohn auch noch den Dank von dem Arbeitgeber dafür, dass er ihm seine Arbeitskraft zugewendet. Um den Anbau der Plantagen wenigstens theilweise fortsetzen zu können, überbieten sich natürlich die Besitzer in ihrem Lohn, und selbst bei dem höchsten Lohnsatz muss sich dieser noch glücklich schätzen, wenn er seine Arbeiter behält, da die geringste Veranlassung den Arbeitnehmenden bewegen kann, die Arbeit aufzusagen: weiss er doch, dass ihn zehn andere Arbeitsgeber mit offenen Armen aufnehmen! Plantagen, die früher von 4—600 Sklaven bearbeitet wurden, besitzen jetzt nicht mehr 100 Arbeiter. Mit dem Mangel an Arbeitskräften wurden natürlich auch die Capitalien zurückgezogen und eine Plantage nach der andern ging zu Grunde. Die Baumwollencultur musste zuerst aufgegeben werden, da sie sich mit der durch Sklaven betriebenen Nordamerika's nicht in Concurrenz erhalten konnte. Sämmtliche Baumwollen-Plantagen

sind in Cattlefarms und Weideplätze verwandelt; die Kaffeepflanzungen folgen ihnen gegenwärtig nach.

Im Jahre 1841 besass Guiana nur noch 213 Zucker-, 67 Kaffeeplantagen und 31 Cattlefarms.

Die Production sämmtlicher Plantagen betrug 1842 52,043,897 Lbs. Zukker, 1,543,652 Gallonen Rum und 1,214,010 Lbs. Kaffee, die zusammen zu einem Werth von 4,583,370 Dollars veranschlagt waren, was gegen die frühere Production in den letzten fünf Jahre einen Ausfall von 55,762,352 Lbs. Zucker, 1,436,644 Gallonen Rum und 3,061,722 Lbs. Kaffee zu einem Gesammtwerth von 5,648,269 Dollars ergiebt.

Die Hauptbedingung für eine gedeihlichere Entwickelung der gegenwärtig misslichen Lage der Colonie liegt in der Frage: wird die schwarze Bevölkerung wieder in ihr voriges Verhältniss treten, d. h. wird sie arbeiten wollen? — wozu sie sich, wie ich oben angab, bis jetzt nach eigener Bestimmung nur in soweit bewogen fühlte, als es das momentane Bedürfniss erheischte.

So vielfache Anstrengungen man auch bisher gemacht hat, um die verlorenen Arbeitskräfte durch Einwanderung zu ersetzen, so sind diese doch fast alle in Folge der fürchterlichen Wirkungen des Klima's missglückt, und haben den gesunkenen Werth des Grundeigenthums noch nicht wieder heben können. Ostindier, Neger, die unglücklichen Gefangenen der weggenommenen Sklavenschiffe, Canadier, Portugiesen aus Madeira, selbst Deutsche wanderten hier ein, so dass sich bereits im Jahre 1842 die Zahl der Einwanderer auf 20,071 Individuen belief, die mit einem Kostenaufwand von 380,000 Dollars nach Guiana gebracht wurden; doch mit Ausnahme der beiden ersten widerstand keiner dem Klima; der grösste Theil fiel diesem nimmersatten Würgengel zum Opfer!

Die wenigen Hill-Coolis rechtfertigten die Hoffnungen, die man auf sie gesetzt, am vollkommensten, da sie bei dem redlichen Willen zur Arbeit, auch am besten den Angriffen des Klima's trotzten. Hatten auch die armen 400 Deutschen, meist Rheinländer und Württemberger, die von einem Emigrationscommissar, Ries mit Namen, vom Jahre 1839 bis zum Beginn 1841 hierher verlockt worden waren, den besten Willen zur Arbeit, so unterlagen sie doch fast alle den schrecklichen Einwirkungen des Klima's. Wiewohl sie der grösseren Zahl nach fast nur auf den beschatteten Kaffeefeldern arbeiteten, so brach doch bereits einige Monate nach ihrer Ankunft das gelbe Fieber unter ihnen aus, dem schon damals Viele als Opfer fielen, bis es endlich, namentlich im zweiten und dritten Jahre nach ihrer Ankunft, in einem solchen Grade unter ihnen wüthete, dass es die Uebriggebliebenen ziemlich hinwegraffte. Wenn gleich nicht zu leugnen, dass sich diese, wenigstens zum grossen Theile, jene fürchterliche Seuche durch den unge-

regelten Genuss starker Getränke, namentlich des Rums, zugezogen, den sie auf den Plantagen in jeder beliebigen Menge erhielten, so hatte sich doch ein anderer Theil vollkommen frei von diesem Laster erhalten. Von den Deutschen waren bei meiner Abreise von Demerara, im Juni 1844, etwa noch 20 übrig. In eben solchem Grade starben die 10,000 eingewanderten Portugiesen hin, die bei meiner Abreise nach einer äusserst kurzen Zeit bis auf 3000 Individuen zusammengeschmolzen waren. Zu dieser ungeheuren Sterblichkeit trug weniger die Unmässigkeit im Genuss geistiger Getränke, als vielmehr die Unreinlichkeit und der schmutzige Geiz der Portugiesen bei, der sie veranlasste, Lebensmittel aufzukaufen, die selbst der Neger nicht genossen haben würde.

Die Portugiesen Guiana's sind die Juden Europa's. Mit derselben Ausdauer, derselben berechnenden Schlauheit und List, lauschen sie jedem Verkäufer seine kleinen menschlichen Schwächen ab, schmeicheln denselben, und bald ist der für sie günstige Handel abgeschlossen. Gelingt dieses Strategem nicht, wirft sie der Verkäufer zur Vorderthür hinaus, so führt sie die offene Hinterthür am Ende doch zu ihrem Zweck. Wenn sie sich auf diese Weise eine Menge alter und neuer Artikel eingeschachert, eilen sie auf die entlegenen Plantagen, von wo sie bald mit der doppelten und dreifachen Einkaufssumme nach der Stadt zurückkehren, um von neuem ihren Schacher zu beginnen, bis sie sich endlich ein Capital von 6—800 Thaler erworben, mit dem sie nach Madeira zurückkehren.

Nur der gewissen- und charakterloseste Egoist kann den deutschen, oder überhaupt europäischen Arbeiter zur Auswanderung nach diesen Theilen Südamerika's auffordern. Jeder, der sich dazu verlocken lässt, wird als unrettbares Opfer jener Krankheiten fallen, denen der Europäer selten widersteht, und denen er nie entfliehen wird, wenn er sich sein Brod als Arbeiter unter den glühenden Sonnenstrahlen auf den Feldern der Plantagen verdienen muss.

Jene grosse That England's, welche Millionen Menschen die ihnen geraubten Menschenrechte wieder zurückgab, hat allerdings allen westindischen Colonien einen empfindlichen Stoss beigebracht, da sie die Basis untergrub, auf der jene gegründet und grossgezogen waren. Ein neues Leben muss sich erst aus einem gesundern Keime wieder von Neuem entwickeln, wozu Guiana aber alle Bedingungen in reichem Masse in sich trägt. Südamerika hat bis jetzt noch keine eigentliche Geschichte gehabt, es geht dieser aber in ihrer reichsten Entfaltung entgegen, sobald alle die Widersprüche überwunden sein werden, die es in Rücksicht auf seine staatliche Entwickelung noch in sich trägt.

Welcher ungemeine Ausfall unmittelbar nach der Emancipation durch alle Plantagen hindurch in Rücksicht des Ertrags und der Einkünfte eintrat, zeigt folgende zwölfjährige, auf amtlichen Quellen beruhende Uebersicht, die mir auf mein

Ersuchen auf das bereitwilligste mitgetheilt wurde. Der Betrag des Gesammtwerthes des jährlichen Einkommens ist nach dem Betrage der Steuer bestimmt, mit welcher jedes gleiche Quantum des erzielten Stapelproducts belegt ist.

Ertrag der Einkünfte sämmtlicher Plantagen in den Jahren 1841 bis 1843.

Jahre.	Zucker in holländischen Lbs. **)	Rum in Gallonen.	Melasse in Gallonen.	Caffee in holländischen Lbs. ***)	Baumwolle in holländischen Lbs.	Abgeschätzter Werth des Ganzen, in Dollars.	Vom Verkauf der Plantains und des Rindviehs, so wie and. Agriculturerzeugn., in Dollars.	Betrag des Gesammteinkommens, soweit es der Steuer unterworfen, in Dollars.
1831	97,050,196	4,261,864	3,140,149	2,825,070	834,123	4,501,297	318,403	1,827,083
1832	96,381,959	2,820,594	4,502,473	6,410,535	1,157,709	7,659,267	293,134	1,442,750
1833	99,106,827	2,516,138	5,121,301	4,490,596	954,957	7,693,108	258,789	1,326,166
1834	81,083,483	2,631,630	3,288,586	3,035,556	926,944	6,035,556		1,343,666
1835	107,586,405	3,743,687	3,105,421	3,065,742	867,942	8,467,371	252,758	1,279,417
1836	107,806,249	2,980,296	4,035,569	4,275,732	656,902	10,231,639	245,233	1,459,833
1837	99,851,195	1,975,260	3,405,906	4,066,200	803,200	9,076,234	355,306	1,397,066
1838 *)	88,664,885	2,086,052	3,132,675	3,143,543	614,920	7,212,274	254,669	2,425,958
1839	60,061,240	2,328,566	1,349,012	3,008,978	285,942	6,586,776	398,580	2,815,876
1840	62,031,921	2,102,378	1,801,742	1,693,309	60,490	8,098,771	344,377	2,525,598
1841	52,043,897	1,543,652	1,584,806	1,214,010	19,200	4,583,370	361,450	2,058,878
1843	54,674,009	1,470,830	2,020,354	1,924,218	3,008			

*) Emancipation der Sklaven.
**) 100 Lbs holländisch = 110 englisch (oder 105,8 Leipz. Pfund Handelsgewicht).
***) Exclusive des übrigen Agricultureinkommens.

Nach dem Census vom 5. October 1841 bestand die Gesammtbevölkerung von Britisch-Guiana aus:

Creolen, deren Geburtsland Britisch-Guiana . .	65,252
Creolen, aus den westindischen Inseln eingewandert	9,899
Afrikaner	15,796
Portugiesen von Madeira	2,219
Engländern, Irländern und Schotten	2,162
Franzosen, Holländern und Deutschen	445
Coolis (Asiaten)	343
Nordamerikanern	159
Unbestimmten Vaterlandes	1,320
Zusammen	97,595

Bis zum 15. October des Jahres 1841 landeten jedoch wieder folgende Einwanderer:

Von den westindischen Inseln	2,285
Von Madeira	3,066
Von Afrika	713
Zusammen	6,064

Vom Januar 1842 bis zum Januar 1843:

Von Madeira	1,663
Von den westindischen Inseln	966
Von Afrika . . . . . . -	2,218
Zusammen	4,847

Rechnen wir die Gesammtzahl der Einwanderer von den Jahren 1835 bis 1843 zusammen, so zeigt sich, dass in diesem Zeitraum in Guiana landeten:

Portugiesen von Madeira	10,458
Bewohner der westindischen Inseln	6,556
Befreite Sklaven und Emigranten aus Afrika . .	4,610
Coolis aus Asien	560
Deutsche und Maltesen	400
Unbestimmten Vaterlandes, die theils über die westindischen Inseln und von gekaperten Sklavenschiffen ankamen und Arbeit nahmen	8,397
Zusammen	30,981

Sonach belief sich am 1. Januar 1843 die Gesammtbevölkerung Britisch-Guiana's, mit Ausschluss der eingebornen Indianer, auf 120,000 Seelen, von denen allein auf die Hauptstadt Georgetown 23,000 kommen.

Nachdem ich diese gedrängten, allgemein historischen und statistischen Notizen vorausgeschickt, wende ich mich zu der Hauptstadt selbst.

Georgetown, während der holländischen Herrschaft Stabroek, liegt unter 6° 49′ 20″ nördlicher Breite und 58° 11′ 30″ westlicher Länge, auf dem östlichen oder r e c h t e n — nicht aber auf dem westlichen Ufer des Demeraraflusses, wie Codazzi auf seinem neuen, so wichtigen Atlas von Columbien irrthümlicher Weise angiebt— und zählt 23,000 Einwohner, unter denen sich nicht weniger als 19,000 Farbige und Neger befinden. Die weisse Bevölkerung besteht dem grössten Theile nach aus Engländern, da nur äusserst wenige von den früher hier ansässigen Holländern zurückgeblieben sind, als die Colonie an Grossbritannien abgetreten wurde. Die Neger bilden gegenwärtig die beiweitem grössere Anzahl der Einwohner, und nimmt man die Waterstreet aus, die sich unmittelbar dem Ufer des Demerara entlang zieht, und nur von Kaufleuten bewohnt wird, deren Waarenlager und Werfte

sich in den Fluss hineinerstrecken, so möchte man keine andere Strasse finden, die ausschliesslich von Europäern bewohnt wird. In der ganzen Anlage der Stadt zeigt sich beim ersten Anblick der geregelte, geradeausgehende Holländer, da alle ältere Gebäude nach der Schnur angelegt sind, so dass sich die gesammten Strassen in rechten Winkeln kreuzen. Die Strassen sind durchgängig breit und werden in der Mitte von Canälen durchschnitten, die unter sich und mit dem Fluss in Verbindung stehen; die beiden Seiten der so von einander getrennten Strassen sind durch eine Menge Brücken verbunden. Nicht allein wegen der ungemeinen Feuchtigkeit der Atmosphäre, sondern auch in Folge der Lage der Stadt unmittelbar an der Küste, auf einem angeschwemmten Boden, sind die zwei bis drei Stockwerk hohen Häuser fast durchgängig aus hartem Holz auf 3—4 Fuss über der Erde hervorstehenden Pfeilern aufgeführt und bis unter das Dach mit starken Bretern beschlagen, so wie mit Schindeln desselben Holzes gedeckt, und das Ganze, je nach dem Geschmack des Besitzers, mit einer dunklern oder hellern Oelfarbe angestrichen. Freundliche Gärten umgeben die mit Verandas und Portikos gezierten, saubern Häuser, was den Strassen, die auch fortwährend durch den sogenannten Towngang — eine Art Reinlichkeitspolizei — sauber und rein erhalten werden, das freundlichste Aeussere verleiht. Zu den Reinlichkeitsverordnungen gehört auch die, dass sich kein Schwein auf der Strasse treffen lassen darf, widrigenfalls es als vogelfrei, wie in unsern grössern Städten die Hunde, welche keine Steuermarke tragen, erklärt ist, und dem Town-gang als willkommene Beute anheimfällt. Sobald daher die vor der Thür sich herumbalgenden Negerkinder am fernen Ende der Strasse die wohlbekannten Freibeuter auftauchen sehen, stürzen sie in das Haus und verkünden dies der Mutter, um sie vor dem bevorstehenden Verlust zu warnen; und doch finden fast täglich die härtesten Scharmützel zwischen den Eigenthümern und den beutesuchenden Reinlichkeitsbeamten statt, die oft die lächersten und burleskesten Scenen herbeiführen. Gelingt es dem Besitzer, das kreischende und grunzende Ungethüm aus den Händen der unbarmherzigen Wächter zu reissen, und es über seine Schwelle zu ziehen, so ist es gerettet und der Besitzer straflos. Leider läuft ein solcher Kampf, um den sich bald Hunderte von andern Negern mit der höchsten Theilnahme versammelt haben, ohne bei harter Strafe thätigen Antheil daran nehmen zu dürfen, meist am übelsten für den armen Zankapfel aus, indem dieser zuletzt gewöhnlich lebendig in Stücke gehauen wird, da die Reiniger grosse Waldmesser bei sich führen, um augenblicklich, so wie sich der Sieg auf die Seite des Eigenthümers zu neigen droht, der armen Bestie die Beine durchzuhauen oder sie auf andere Weise zum Laufen unfähig zu machen. Ich bin Augenzeuge von Scenen gewesen, die nicht allein des Pinsels eines Breughel's doppelt und dreifach werth gewesen, sondern die mir

auch Beweise von der Dauerhaftigkeit eines Negerschädels lieferten, die an das wahrhaft Fabelhafte grenzt.

Unmittelbar in der Nähe der Mündung des Demerara liegt das aus Lehm und Faschinen erbaute kleine Fort Frederik William. Obschon die Befestigung an und für sich nur äusserst schwach ist, und dem Feuer einer vordringenden Flotille nur kurze Zeit würde widerstehen können, so möchte einer solchen die Landung doch schwer fallen, da nicht allein das Fort, sondern überhaupt die ganze Küstenlinie in dem morastigen Grund, in der geringen Tiefe des Wassers und in der Ebbe und Fluth die kräftigsten und mächtigsten Vertheidigungswaffen findet. Die Besatzung des Forts besteht aus einem Detachement Artillerie unter dem Commando eines Majors.

In der Nähe des Forts erhebt der herrliche Leuchthurm sein Haupt, östlich von demselben blickt das unbewohnte schöne Camphouse, Wohnung der frühern Gouverneure, die zugleich damals Commandeure der Truppen waren, verstohlen durch die dichte Belaubung riesiger Bäume; daran schliessen sich die schönen, grossen und geräumigen Eve-Leary-Casernen, und die beiden Militairhospitäler begrenzen den gewaltigen Exercierplatz. Die Casernen dürfen sich kühn mit allen Instituten dieser Art messen, die ich in der Heimath und im Auslande zu sehen Gelegenheit hatte, und sogar überall des Sieges gewiss sein. Die Soldaten schlafen in grossen, luftigen Sälen auf Matratzen. Von den Hospitälern mit ihren reinlichen und saubern Küchen, ihren schönen Cisternen, ist jedes auf mehrere hundert Kranke berechnet. In Bezug auf Reinlichkeit und sorgsame Pflege zeichnen sich diese Militairlazarethe namentlich vor dem Colonialhospitale aus. Je nach den Krankheiten sind die Kranken in verschiedene Säle vertheilt. Die leichte Bauart dieser Gebäude hat namentlich darin einen grossen Vorzug, dass sie bei der glühenden und drückenden Temperatur einen fortwährenden Luftwechsel erlaubt, der durch geeignete Ventilation noch vielfach unterstützt wird. Eine schattige Allee dichtbelaubter Bäume und schlanker Palmen führt zu dem freundlichen Gottesacker der Officiere, indess sich der für die Soldaten bestimmte Friedhof auf der andern Seite der Casernen befindet. Die gesammte Besatzung Guiana's bestand während meines Aufenthalts, ausser der erwähnten Artillerie, noch aus dem 52. Linienregimente und einigen Compagnien des ersten westindischen Regiments.

Soviel Respect jeder vor der oft erprobten Tapferkeit dieses letztern Regiments haben muss, die es namentlich bei dem Negeraufstand von 1824 bewies, in welchem Landsleute gegen Landsleute kämpften, so muss ich doch gestehen, dass ich mich fast des Lachens nicht enthalten konnte, als ich diese schwarzen Gestalten mit der rothen Uniform, die ungestalteten Extremitäten in weisse Pantalons gesteckt, zum erstenmal bei mir vorüberdefiliren sah. Die Officiere sind Engländer. England besitzt in seinen westindischen Colonien zwei solcher Afrikanerregimenter,

die sich gegenwärtig hauptsächlich aus den aufgebrachten Sklavenschiffen rekrutiren. Läuft ein gekapertes Sklavenschiff in einem der Colonialhäfen ein, so begiebt sich ein Werbeofficier an Bord und sucht sich die zum Militairdienst tauglichsten Individuen aus. Natürlich lässt sich jeder freiwillig der Fahne antrauen!

Sehen diese Jünger des Mars in rothen Uniformen und weissen Pantalons, mit ihren schwarzen Fäusten, schwarzen Gesichtern und wolligem Kraushaar schon an und für sich schnurrig genug aus, so erhalten ihre Züge noch durch die verschiedenen Stammzeichen oder Totems, die ihnen in der frühesten Jugend auf Stirn, Schläfe, Backen oder an dem Munde eingebrannt oder eingeschnitten werden, wozu sich bei andern noch spitzgefeilte Vorderzähne gesellen, in der That etwas Furchtbares. Ihre grössere Zahl besteht aus Coromantyns, die man an 3—4 langen Schnitten auf jeder Wange erkennt, ausserdem aus Congo-Negern, Bewohnern von Mozambique, Bahama und der Sierra Leone. Zur eigentlichen Militairmacht gehört noch ein Ingenieurofficier, der alle königlichen Bauten zu leiten hat, und dessen Wohnung sich an die Casernen anschliesst.

In dem Stadttheile Stabroek, der in seinem Namen noch den früheren des jetzigen Georgetown erhalten hat, erhebt sich in der Nähe des Demerara das neue Stadthaus, welches sämmtliche officielle Büreaus in sich schliesst. Sein reiner Styl beweist, dass sich auch in Georgetown Architecten befinden, die sich von der gegenwärtig so beliebten Stylmischerei frei erhalten haben. Das riesige, in sich abgeschlossene, imposante Gebäude ist aus Mauersteinen gebaut, und mit reicher, aber einfacher Stuccatur unter einem Kostenaufwand von 50,000 £. erbaut. Auf dem schönen, grossen und freien Platz vor der Hauptfaçade des Stadthauses finden alle öffentlichen Executionen statt. Seitwärts davon liegen die Hauptwache und die freundliche, schottische Kirche, etwas weiter entfernt erhebt sich die aus Mauersteinen erbaute Cathedrale der bischöflichen Kirche, deren Aufbau gegen 26,000 £. kostete. Die nicht weniger imponirende, wiewohl nur aus Holz erbaute Christuskirche, wurde auf Actien errichtet. Das Gotteshaus der katholischen Gemeinde ist seit mehreren Jahren, wo Guiana zu einem apostolischen Vicariat, unter dem Titularbischof von Oriense, mit fünf Priestern, erweitert wurde, ebenfalls zur Cathedrale erhoben worden. Ausser den oben genannten kirchlichen Gebäuden befinden sich acht Kapellen hier, die unter der Obhut der Wesleyaner, der Baptisten, der londoner Missionsgesellschaft und der Mico Charities stehen. Auffallend ist es, dass nur äusserst wenig Neger zur Staatskirche, die grösste Zahl dagegen zum Katholizismus und zu den verschiedenen kirchlichen Secten, namentlich zur Baptistengemeinde übergehen.

Das neue Colonialhospital habe ich schon erwähnt und füge nur noch hinzu,

dass es in Rücksicht seiner Baulichkeit als wirkliches Muster für die Tropen aufgestellt werden kann. Das Ganze ist für 300 Kranke berechnet. Nicht weit davon befindet sich das Hospital für kranke Seeleute, an welches sich unmittelbar das Irrenhaus anschliesst. Fünf Sechstel seiner Bewohner sind Neger.

An der Spitze der vorherrschenden Krankheiten Georgetowns und seiner unmittelbaren Umgebungen, wie überhaupt des ganzen Küstenstriches steht das gelbe Fieber; ihm folgen die intermittirenden und hitzigen Fieber, die oft sehr gefährlichen Dysenterien, Diarrhöen und Wassersucht. Phthisis, wie überhaupt Schwindsucht in ihren verschiedenen Formen ist dem Küstenstriche unbekannt, und Personen, die mit ihr behaftet, von Europa oder dem nördlichen Amerika hierherkamen, fanden vollkommene Genesung. Syphilis in ihren von einander so vielfach abweichenden Stadien findet man namentlich unter den Farbigen und Negern verbreitet, doch wirkt sie in ihren Folgen beiweitem nicht so zerstörend, als in kältern Zonen. Unter den Indianern des Innern ist sie vollkommen unbekannt. Fast ohne Ausnahme nehmen die Krankheiten einen ungemein schnellen Verlauf, so dass Gesundheit und Krankheit so nahe an einander grenzen, wie es in den kältern Zonen kaum bekannt ist. Im vollsten Besitz aller Lebenskräfte hat man keine Bürgschaft dafür, dass dieselben nicht bereits von der nächsten Stunde geraubt sind; auf der andern Seite zeigt sich aber auch eine viel erhöhtere Lebensthätigkeit darin, dass die Uebergänge aus einer lebensgefährlichen Krankheit, einer gänzlichen Ermattung und Entkräftung zum vollen Besitz der verlorenen Kräfte, eben so schnell und unerwartet eintreten, wie man in das Stadium der Lebensgefahr trat.

Unter den Gebäuden, welche den nach Zerstreuung suchenden und verlangenden Geist befriedigen sollen, nehmen die beiden Schauspielhäuser den ersten Platz ein. Das erste wurde im Jahre 1828 von mehreren schauspiellustigen Holländern auf Subscription als Liebhabertheater erbaut; eine Liebhaberei, die jedoch bald so gänzlich in Verfall gerieth, dass das Gebäude jetzt vollkommen unbenutzt dastehen würde, wenn nicht dann und wann ein Concert die weiten Räume füllte. Das zweite wurde durch Privatspeculation in's Leben gerufen und Nordamerika treibt seine Jünger Thalia's über den weiten Ocean, um in Guiana den erstorbenen oder ersterbenden Sinn für dramatische Kunst entweder wieder auf- oder doch anzufachen.

Zwei Pferderennen, — denn wo könnten Engländer ohne solche leben! — die gewöhnlich zu Anfang und in der Mitte des Jahres stattfanden, waren nicht allein für die vornehmere Welt, da sie jedesmal mit Bällen endeten, sondern auch für die anderen Classen der Bewohner von Georgetown Tage des Vergnügens und der Lust. Die Zeit der Blüthe war aber auch für diese Vergnügungen bereits vorüber, denn im Frühjahr 1844 löste sich der Verein auf.

Einen Tag um den andern erschienen eine Zeit lang drei Localblätter, die

Royal-Gazette, als Gouvernementszeitung, die Guiana-Times und der Guiana-Herald. Des letzteren Leben war nur kurz, — er verschwand eben so schnell wieder als er aufgetaucht war.

Wissenschaftliche Anstalten sind zwar von Zeit zu Zeit versucht worden, doch gingen sie entweder schon im Keime wieder unter, oder fristeten sich nur einige Zeit in einem kümmerlichen Zustande und starben dann den, sonst in Guiana gar nicht bekannten Tod der innern Auszehrung. Ob man den drei neuen Gesellschaften, die im Jahre 1844 gegründet wurden, dem Agriculturverein, der astronomischen und der botanischen Gesellschaft, ein besseres Horoskop wird stellen dürfen, möchte ich fast bezweifeln, da die Colonisten insgesammt zu wenig Interesse für wissenschaftliches Streben zeigen, welches vollständig von dem Rennen und Jagen nach commerziellen und practischen Zwecken verschlungen wird.

Zwei Banken, eine Zweigbank der westindischen Colonialbank und eine Localbank, die Britisch-Guiana-Bank genannt, vermitteln den Geldverkehr. Die letztere ist auf Actien gegründet, deren 6000, jede zu 50 £., ausgegeben wurden, welche sich sämmtlich in den Händen der Colonisten befinden. Im Jahre 1830 wurden bereits 50 Proc. auf diese gezahlt. Den günstigen Stand der Bank bezeugt der Bericht von 1840, nach welchem der Gewinn des zur Bank gezahlten Stammcapitals mehr als 11½ Proc. betrug, wovon jedoch halbjährlich nur 4 Proc. ausgezahlt, der Ueberschuss aber zum Reservefond geschlagen wurde.

Eine Sparkasse, die seit einigen Jahren eingerichtet worden ist, und unter der Aufsicht des Gouverneurs und der Regierung steht, hat schon jetzt, nach der so kurzen Zeit ihres Bestehens, die günstigsten Resultate ergeben.

Die currenten Münzen in der Colonie bestehen fast nur aus spanischen ganzen, halben und viertel Dollars. Der spanische Dollar beträgt drei Guilders Colonialmünze, die sich in 3, 2, 1, ½, ¼, ⅛ Guilderstücke theilen, 100 Cents (ideeller Münze) oder 4 Schillinge 2 Pence. Nach unserm Gelde hält der spanische Dollar 1 Thlr. 10 Sgr. Einheimische Gold- oder Kupfermünzen sind nicht in Umlauf. Das currente Papiergeld im Jahre 1832 betrug 2,199,758 Guilders, ist aber gegenwärtig durch den Ertrag der Grundsteuer und des Länderverkaufs fast ganz wieder eingelöst. In Rücksicht des Gewichts und der Maasse sind die englischen als Norm angenommen, doch wird bei ersterem auch noch vielfach das holländische benutzt, das gegen das englische um 10 Pfd. differirt, da 110 Pfd. holländisch gleich 100 Pfd. englisch sind. Die gesammte Einnahme und Ausgabe der Districte Demerara, Essequibo und Berbice betrug vom 1. Januar bis zum 31. December 1842: Einnahme 965,621 Dollars 71⅔ Cents, Ausgabe 965,621 Dollars 71⅓ Cents.

Die Balance der Colonialkasse betrug am 1. Januar 1843 103,749 Dollars 91 Cents.

Ein höchst interessantes und belebtes Bild bietet der neue Marktplatz, welcher sich in der Nähe des neuen Stadthauses befindet, und der in Rücksicht der Eleganz seiner Umgebungen ohne Zweifel nur von wenigen Europa's übertroffen werden möchte. Der ganze Platz wird von den elegantesten Shops begrenzt, denen sich die reinlichen und saubern Fleischbänke anschliessen; diese ziehen sich wiederum bis zu dem grossen, über den Fluss gebauten Schlachthause, in welchem alles Vieh geschlachtet und gereinigt werden muss, um dann erst nach den Bänken gebracht zu werden. Aller Schmutz und die unbrauchbaren Ueberbleibsel fallen unmittelbar in den darunter hinströmenden Fluss, und werden dort augenblicklich von den gierigen Rachen zahlloser Hai- und anderer Raubfische aufgefangen, oder auch von der eintretenden Ebbe hinweggeschwemmt. Die Zahl dieser gefrässigen Ungethüme in der Nähe des Schlachthauses geht in das Unglaubliche, und wehe dem, den ein Fehltritt oder eine Unvorsichtigkeit mit dem Wasser in Berührung bringt! Von einem Neger, welcher während meines Aufenthalts in den Fluss fiel, fand man bei der kaum eine halbe Stunde darauf eintretenden Ebbe nur noch einige abgenagte Knochen.

So reich aber auch der Markt mit Fleisch und Federvieh versehen ist, so stehen doch beide in ungemein hohem Preise, da ersteres, wenn nicht an demselben Tage verkauft, an welchem das Thier geschlachtet worden, bereits am Abend in Fäulniss übergeht, und letzteres seit der Emancipation der Sklaven, von denen früher namentlich die Federviehzucht als Nebenerwerb betrieben wurde, nicht mehr in dem früheren Maasse gepflegt wird, obschon auch jetzt noch der Haupthandel mit Früchten, Enten, Hühnern, Trut- und Perlhühnern, so wie mit Eiern in den Händen der Neger liegt. Eine grosse Zahl von Gänsen und Truthühnern wird indessen aus Nordamerika eingeführt. Die gewöhnlichen Fleisch- und Brodpreise sind nach unserm Gelde das Pfund Rindfleisch 10 Sgr., Hammelfleisch 18 Sgr., Schweinefleisch 9 Sgr., und das Pfund Brod 4½ Sgr. Fische und Federvieh sind im Verhältniss noch theuerer. Obgleich die Flüsse Guiana's die kostbarsten und schmackhaftesten Fische beherbergen, so ist es doch unmöglich, dieselben frisch aus dem Innern nach der Coloniestadt zu bringen, indem sie sich bei der feuchtheissen Temperatur kaum wenige Stunden essbar erhalten, weshalb die Stadt sich mit denen begnügen muss, die in ihrer unmittelbaren Nähe gefangen werden. Butter u. Aehnliches liefert fast durchgängig Nordamerika, wozu die Eisschiffe die herrlichste Gelegenheit bieten. Frische, in der Colonie bereitete Butter gehört zu den grössten Luxusartikeln, da die Kühe so wenig Milch liefern, dass an die Butterbereitung nur auf den grössten Plantagen und Meiereien gedacht werden kann.

Dass sich der Aermere bei diesen Preisen nur selten frisches Fleisch verschaf-

fen kann, brauche ich nicht zu erwähnen. Seine Hauptnahrung besteht daher aus eingeführtem eingesalzenen Fleisch, denn selbst das unmittelbar nach dem Schlachten in der Colonie eingesalzene Fleisch verdirbt in Folge des Klima's in wenigen Tagen gänzlich, und dem sogenannten Salzfisch, einer Art Stockfisch, der aus Newfoundland auf den Markt gebracht wird. Ein Stück solchen Salzfisches, einige geröstete oder gekochte Pisangfrüchte bilden die gewöhnliche Kost der Neger und ärmern Farbigen.

Das belebte und interessante Bild des Fleisch- und Fischmarkts erneut sich in einem viel lieblicheren Gewande auf dem Frucht- und Gemüsemarkte, der noch unendlich reicher versehen ist, indem sich hier die verschiedenartigsten Erzeugnisse des tropischen Klima's mit denen der nördlichen Zone, namentlich Gurken, Bohnen und Spinat vereinen. Salat, Kohl und Blumenkohl werden nur als sogenannter Lattich verbraucht, indem der erstere und zweite keine Köpfe und letzterer keinen Blüthenstand bildet. Derselben Ueberwucherung ist auch die Zwiebel unterworfen, die ebenfalls nur übersaftige Blätter treibt, wofür sie in ganzen Schiffsladungen von Madeira eingeführt wird; doch auch diese steht der europäischen viel an scharfem Geschmack nach, wenigstens kann man sie roh vollkommen thränenlos geniessen. Unsere jungen grünen Erbsen finden ihren Stellvertreter in den Schoten des *Cayanus indicus* (Spr.), die unter dem Namen »*Pigeon peas*« bekannt sind, und die unsrigen jedenfalls an zartem Geschmack übertreffen. Eben so schmackhaftes Gemüse liefern die jungen, grünen Samengehäuse des *Hibiscus esculentus* (Lin.), die Blätter der *Phytolacca decandra* (Lin.) und der *Cleome pentephylla*, die als Spinat benutzt werden. Ein sehr beliebtes Gemüse sind die Wurzel und jungen Blätter der *Colocasia esculenta* (Schott) und der schmackhafte Palmenkohl, den die schöne *Oreodoxa*, *Areca oleracea* (Mart.) und die *Euterpe oleracea* (Mart.) liefert; freilich kostet eine ganz mässige Portion von dem letzten Gerichte jedesmal einer schlanken Palme das Leben, die umgehauen werden muss, um den essbaren Theil, der in Form eines compacten, cylinderischen Körpers zwischen den Wedelscheiden liegt, zu erhalten, der aber, gehörig zubereitet, den feinsten europäischen Gemüsearten in nichts nachsteht und an Geschmack unserm Spargel ähnelt. Noch sind ausserdem die Wurzeln der *Arrowroot*, *Maranta indica* (Rosc.) und *ramosissima* (Wall.), die verschiedenen Species *Capsicum*, *Zingiber officinale* (Rosc.), die gewaltigen Kürbisse, mächtige Maiskolben und Cassadaknollen zu erwähnen, an welche sich gewaltige Schichten Cocusnüsse anschliessen, deren soviel gerühmte Milch mir aber so fade erschien, dass ich in ihr die mir widerlichsüssen Molken zu trinken glaubte. Yams, *Dioscorea alata* und *sativa* (Lin.), Bataten, *Convolvulus Batatas* (Lin.), süsse Cassavawurzeln, *Janipha Loefflingii* (Humb. Bonp.), eine nicht giftige Nachbarart der *Janipha Manihot*,

welche geröstet genossen werden, die überladenen Fruchtbüschel des Pisangs, *Musa paradisiaca* (Lin.) und die Brodfrucht, *Ardocarpus incisa* und *integrifolia* (Lin.) bilden, in grossen Haufen aufgeschichtet, das bunteste Gemisch. Da die Kartoffel, ungeachtet aller Versuche, ebenfalls wegen des Klima's und des schweren und kräftigen Bodens durchaus nicht gedeiht, und nichts anderes, als ein 4—5 Fuss hohes Kraut treibt, so möchten die zuletzt angeführten Wurzeln und Früchte, als Vertreter derselben angesehen werden. Zu allen diesen kommen noch die Unzahl verschiedenartig gestalteter, gefärbter und duftender Früchte der Tropen, die lockenden Ananas und saftigen Orangen in all ihren Varietäten; die Früchte der *Achras Sapota* (Lin.), der *Mangifera indica* (Lin.), *Mammea americana* (Lin.), *Persea gratissima* (Gaert.), *Grias cauliflora* (Lin.), des *Psidium pyriferum* und *pomiferum* (Lin.), der *Anona muricata* (Lin.), *Sour-sop*, deren Saft die herrlichste Limonade giebt, der *Anona squamosa* (Lin.), *Custard-apple*, in der man fette Sahne mit Zimmet zu geniessen glaubt, das *Chrysophyllum Cainito* (Lin.), der *Carica Papaya* (Lin.), die Früchte der *Passiflora edulis*, *quadrangularis*, *laurifolia* (Lin.), alle drei unter dem Namen *Cimito* und *Grenadillas* bekannt, des *Myrtus Zambos* (Humb. Bonp.), der *Musa sapientum* (Lin.), der *Melicocca bijuga* (Lin.) und wie sie sonst alle heissen mögen. Dazwischen das Lärmen, Treiben und Kreischen der Negerinnen, das Rennen und Jagen der geschäftigen Einkäufer, während sich immer neue Colonnen von Negern und Farbigen in allen Abstufungen des Teints, mit gefüllten Körben auf dem Kopfe, vom Flussufer herandrängen, um mit ihrer Bürde nicht zu spät zu kommen. Fasst man dies alles in einen Rahmen zusammen, so dass sich das freundlich colorirte, belebte und doch so fremdartige Bild mit einem Blick überschauen lässt, dann wird man es begreiflich finden, dass ich mich fast jeden Morgen mitten unter dieser bewegten Menschenmasse herumtrieb. Aber während das Auge die Früchte Afrika's und Ostindiens entdeckte, suchte es die Europa's vergebens: nicht einmal die volle Traube der Rebe war zu finden! Zwar hat man es mehrfach versucht, die Rebe von Madeira, vom Cap und vom Rhein überzusiedeln, aber wie der Vetter des Propheten Jesaias nur Herlinge geerntet. Dasselbe ist mit den Aepfel-, Birn-, Pfirsich- und Aprikosenbäumen der Fall, die ungeheuer wuchern, selten zur Blüthe gelangen und niemals Früchte tragen. Eben so wenig habe ich Feigen, Erd-, Johannis-, Stachel- und Himbeeren gesehen.

Das trockene Futter für Pferde und Maulthiere wird ebenfalls aus Nordamerika und England eingeführt, da sich die hiesigen Futtergräser keineswegs zu Heu eignen; auch die europäischen Getreidearten gedeihen in dem fetten Boden und heissen Klima nicht.

Wenden wir uns vom Marktplatz nach den einzelnen Strassen, so finden wir

auch hier eine Menge Läden, die alles darbieten, was ein an Luxus und feines Leben gewöhnter Europäer irgend wünschen kann, da alle Welttheile darin wetteifern, Guiana das zuzuführen, was es selbst nicht besitzt. Nordamerika liefert Mehl, Kartoffeln, Salzfisch, gesalzenes und geräuchertes Rind- und Schweinefleisch, Erbsen, Biscuit, Käse, Butter, Heringe, Pferde, Schweine, Hühner, Enten u. s. w. Reis, Zwiebeln, gebackene Aepfel und Birnen, Leder, Meubles, Eisenwaaren, und den Haupteinfuhrartikel, Eis, das namentlich in Massachusetts zu einem der wichtigsten Stapelartikel geworden ist, von wo es nach Bombai, Canton, Madras, Calcutta, Mauritius und der ganzen westindischen Inselgruppe bis Guiana ausgeführt wird. In Boston allein bestehen gegenwärtig 16 Compagnien, die Eis nach Ost- und Westindien, nach Neu-Orleans und andern südlichen Häfen verschiffen. Das Eis wird vermittelst einer Maschine in viereckige Blöcke von wenigstens 12 Zoll Dicke gesägt, und an Bord der Schiffe mit Stroh und Heu in dünne, luftdichte Holzkisten gepackt. Diese Eisschiffe werden dann zugleich zum Transport für frisches Fleisch, Butter u. s. w. benutzt. England dagegen versieht Guiana mit seinen Manufacturartikeln Leinen- und Baumwollenfabrikaten, Seidenzeugen, Bijouteriewaaren, Segeln, Tüchern, Seifen, Theer, Backsteinen, Ziegeln; ausserdem mit Eisen-, Glas-, Porzellanwaaren, musikalischen Instrumenten, Papier, Schiesspulver, Blei, Kupfer, Zinn und Zink, Silber- und Goldwaaren, Arzneimitteln, gebranntem Wasser und einer Menge Delicatessen in hermetisch verschlossenen Büchsen, Bier, Porter in Flaschen und Fässern; — Frankreich, Spanien und Portugal liefern Weine, als: Champagner, Bordeaux, Burgunder, Madeira, Clarett, Sherry; selbst unser Vater Rhein entsendet auf die Tafeln der reicheren Colonisten seinen edlen Rebensaft, wo er freilich als ein gänzlich verändertes Getränk ankommt, da er auf der Reise nicht nur sein ganzes Aroma, sondern auch seine Farbe verliert.

Gegen diese ungeheure Anzahl von Einfuhrartikeln beschränkt sich die Ausfuhr allein auf Zucker, Kaffee, Rum, Syrup und eine unbedeutende Quantität Cacao. Die früher so ausgedehnte Baumwollenausfuhr ist seit der Sklavenemancipation auf Null herabgesunken, da die durch freie Arbeit erzielte nicht mit der durch Sklavenhände gewonnenen in Concurrenz treten konnte. Stünde Guiana in Bezug auf Zahl und Wohlfeilheit der Arbeiter auf gleicher Stufe mit den Sklavenstaaten Amerika's, dann würde sich gerade hier an einer Seeküste von 280 Miles Länge, wie sie sich zwischen dem Corentyn und der Mündung des Orinoko hinzieht, ein Culturfeld darbieten, auf dem sich alle Arten der Baumwollenstaude mit dem reichsten Erfolg bauen liessen.

Wiewohl aber die Waaren und Kunstproducte grösstentheils von Europa und Nordamerika eingeführt werden, so fehlt es doch keineswegs an einer Menge Handwerker und Künstler, die fast durchgängig Europäer sind, doch laufen ihnen ge-

genwärtig die Farbigen den Rang häufig ab, die namentlich viel Eifer und Geschicklichkeit für diese Branchen zeigen. Die Neger entwickeln in Betreff der Handwerke, welche grössere Gewandtheit und Handfertigkeit erfordern, viel weniger Fähigkeiten, und arbeiten meist als Maurer, Zimmerleute, Schmiede und Böttcher, ohne jedoch in Rücksicht auf Dauer und Nettigkeit der Arbeit das leisten zu können, was man nach den enormen Preisen wohl verlangen dürfte. Die Schneider- und Schuhmacherprofession befindet sich durchgängig in den Händen von Farbigen und Franzosen, die sich aus den französischen Ansiedelungen der westindischen Inseln hierher gezogen haben. Auch in Guiana ist jederzeit der Schneidergeselle unter tausend andern an seinem Kleide herauszuerkennen; auch hier ist er der Petitmaitre, der untadelhafte Elegant.

In Rücksicht der Medizinalpolizei ist es ein gar böser Uebelstand, dass jeder nach Belieben mit Medizin handeln kann, was leider oft die traurigsten Unglücksfälle herbeiführt. Ein solcher ereignete sich einige Tage nach unserer Ankunft, indem eine Frau für ihre kranken Kinder Chinin verlangte und Strychnin erhielt, woran dieselben natürlich unter den furchtbarsten Symptomen starben.

Die bürgerliche Verwaltung leitet der Gouverneur und die Regierungsbehörde nach den Formen, welche bei der Uebernahme der Colonie von Seiten Grossbritanniens vorgefunden wurden. Diese höchste Behörde oder das Colonial-Parlament besteht aus dem Gouverneur, dem Oberrichter, dem Generalanwalt, dem königlichen Steuereinnehmer, dem Staatssecretair der Regierung und einer gleichen Anzahl unbesoldeter Männer, die durch das Wahlcollegium aus den Colonisten gewählt werden.

Das Wahlcollegium ist aus sieben Mitgliedern zusammengesetzt, die von den Einwohnern auf Lebenszeit ernannt werden; die Stimmen erhält der Regierungssecretair zugeschickt, und die versiegelte Büchse, in welcher sie sich befinden, darf nur in Gegenwart des Gouverneurs und Beisein von wenigstens zwei anderer Mitglieder der Regierung eröffnet werden. Wähler konnte früher nur der Besitzer von 25 Sklaven sein; gegenwärtig hat jeder das Wahlrecht, der 5 £. Steuern bezahlt.

Bei eintretenden Vacanzen ernennt das Collegium der Wähler zwei Candidaten, von denen die Regierung e i n e n als Mitglied ernennt und durch die Gazette seinen Namen bekannt macht. Die unbesoldeten oder Colonialmitglieder der Regierung dienen 3 Jahre und treten der Reihenfolge nach wieder aus. Einer oder mehrere verlassen jährlich ihre Sitze, können aber wieder gewählt werden. Der Gouverneur, als Präsident der Regierung, hat eine entscheidende Stimme, jedes sonstige Mitglied eine Stimme. Unabhängig von diesem Wahlrechte steht dem Gouverneur bei jeglicher Verhandlung das absolute Veto über Gesetze und Verordnungen zu, sollten dieselben auch mit Stimmenmehrheit durchgegangen sein, und keine Verord-

nung hat Rechtskraft, bevor sie nicht von ihm genehmigt ist. Die Königin kann jedes Gesetz bestätigen oder verwerfen.

Das Collegium, welches in finanzieller Hinsicht das Volk vertritt, besteht aus sechs Mitgliedern, die gleich den Wählern von den Einwohnern auf zwei Jahre ernannt werden.

Die Regierung entscheidet in allen finanziellen Anordnungen; sobald aber das Budget für das laufende Jahr entworfen, die Art der Steuern und andern Abgaben besprochen und durch Stimmenmehrheit angenommen ist, wird der Anschlag den Finanzrepräsentanten übergeben, welche in Verbindung mit der Regierung die einzelnen Puncte nochmals der Prüfung unterwerfen. Bei dieser Berathung hat jede Person, Mitglied der Regierung oder blosser Finanzrepräsentant, eine gleiche Stimme. Sobald hier die vorgeschlagenen Mittel und Wege gebilligt und angenommen sind, haben sie Gesetzeskraft.

Der oberste Civilgerichtshof in Britisch-Guiana besteht aus einem Oberrichter, zwei Unterrichtern, einem Secretair des Oberrichters, einem Registrator und einem vereideten Buchhalter. Alle Civilklagen und Schuldsachen werden in der ersten Instanz bei der sogenannten Canzlei vor einem der Richter anhängig gemacht, der seine Ansicht darüber dem versammelten Gerichte vorträgt, welches dann diese richterliche Entscheidung bestätigt oder verwirft. Betrifft die Klage eine Sache, die den Werth von 500 £. übersteigt, so ist eine Appellation von der Entscheidung des obersten Gerichtshofes an den Staatsrath zulässig.

Die holländischen Gesetze, insbesondere die Gesetze, Bestimmungen und Beschlüsse der Generalstaaten müssen von den Richtern ihren Entscheidungen zu Grunde gelegt werden.

Das oberste Criminalgericht besteht aus drei Richtern des Civilgerichts und drei Beisitzern, deren Qualification genau bestimmt ist. Die Namen aller, welche zu Beisitzern berufen worden sind, werden von dem Gerichtssecretair in eine Büchse gethan, und durch Ballotage erwählt; sie können aber von dem Angeklagten verworfen werden. Die Beisitzer haben gleiche Rechte mit den Richtern, und diese sechs entscheiden durch Stimmenmehrheit über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten. Die entscheidende Stimme hat der Oberrichter. Das Urtheil muss bei offenen Thüren gefällt und der Ausspruch eines jeden Richters und Beisitzers über das Schuldig oder Nichtschuldig aufgezeichnet werden.

Die untere Criminaljustiz in Georgetown liegt in den Händen des Obersheriff von Britisch-Guiana, in Essequibo und Berbice in den Händen des Sheriffs dieser Districte.

Der Sheriff, als Präsident, und drei Magistratspersonen bilden ein Untercriminalgericht und haben das Recht über kleinere Diebstähle und Vergehungen zu

entscheiden. In einzelnen Fällen entscheidet der Sheriff allein. Gesetzlich muss in jedem Districte monatlich dreimal Gericht gehalten werden.

In Folge der Sklavenacte wurden gewisse Tribunale eingesetzt, die in Streitigkeiten zwischen den Arbeitern und den Arbeitsherren zu entscheiden haben. An der Spitze dieser Gerichte stehen besondere Magistratspersonen, die ihre Ernennung von der englischen Regierung erhalten. Diese Tribunale sind noch beibehalten worden, und es giebt dreizehn solcher Richter und einen reisenden Beamten mit einer Anzahl Constables, die jene und diesen bei der Ausübung ihrer Rechtspflege unterstützen.

Die Anordnung des Verkehrs der Eingebornen mit der Colonie, ihr Schutz und die Beförderung ihrer Wohlfahrt, war früher sechs Protectoren, sechs Stationscommandanten und drei Beisitzern übertragen. An ihre Stelle sind jetzt drei Superintendenten und sechs Postholders über die Flüsse und Buchten getreten. Die jetzige Einrichtung gewährt den Indianern nur geringen Vortheil und trägt mehr den Charakter einer Polizei, als dass sie die Zwecke erfüllt, die man 1794, wo die Protectoren und Stationscommandanten erwählt wurden, im Auge hatte.

Die Polizei von Britisch-Guiana besteht aus einem Generalinspector und einem Secretair; zwei Unterinspectoren für die Districte Demerara und Essequibo, und einem Unterinspector für den District Berbice; 15 Sergeanten und 105 Constables für Demerara und Essequibo, und 6 Sergeanten, 32 Constables für Berbice. In Demerara und Essequibo giebt es fünf Gefängnisse, nämlich zu Georgetown, Mahaika, Wakenaam, Capoey und das neue Penal-settlement am Mazaruni; und vier in Berbice, nämlich in Neu-Amsterdam, im Kirchspiel St. Clement und St. Catharine, im Kirchspiel St. Michael und das vierte im Kirchspiel St. Saviour. *)

Wegen des gänzlichen Mangels an süssem Wasser besitzt jedes Haus einen Behälter oder eine Cisterne zum Auffangen des Regenwassers, das aber bei langanhaltender Trockenheit ungemein schnell verdunstet, wodurch sich die Regierung oft schon in die Nothwendigkeit versetzt sah, dieses aus fern entlegenen Flüssen herbeizuschaffen, da die Küstengewässer in Folge des weiten Tieflandes der Einwirkung der Fluth noch ungemein weit landeinwärts ausgesetzt sind, und ihr Wasser daher ungeniessbar, wie das Seewasser selbst wird. Um diesem drückenden Mangel abzuhelfen und süsses Wasser zu erhalten, entschloss sich der Major Stapel, einen artesischen Brunnen zu bohren, bei dessen Ausführung sich zugleich eine höchst günstige Gelegenheit darbot, diesen ungeheuren, angeschwemmten Küstenstrich in seinen einzelnen Lagerungsverhältnissen bis zu einer ansehnlichen Tiefe kennen zu lernen.

Nachdem man bis zu einer Tiefe von 140 Fuss gebohrt hatte, zeigte sich das

*) Vgl. Geographisch-statistische Beschreibung von Britisch-Guiana u. s. w. von R. H. Schomburgk.

erste lebendige Wasser, das aber noch stark mit Eisentheilen geschwängert war. Bis zu dieser Tiefe ergaben sich folgende geognostische Resultate. 12 Fuss unter der Oberfläche stiess der Bohrer auf ein Lager halbverkohlter Curida- und Rhizophora-Bäume, denen in einer Tiefe von 40 Fuss eine gegen 50 Fuss mächtige Schicht blauer Lehm folgte, die wieder ein zweites Lager Holz von 1½ Fuss Mächtigkeit überlagerte. Unmittelbar darunter durchdrang der Bohrer die 9 Fuss dicke Schicht eines compacten, grauweisslichen Lehms, der sich etwas tiefer mit vielem Sand untermischt und violett gefärbt zeigte, worauf eine Schicht von gelber Färbung folgte.

Das günstige Resultat veranlasste mehrere Meiereibesitzer, namentlich auf der westlichen Küste, die bei anhaltender Dürre am empfindlichsten durch den Wassermangel leidet, diese Versuche auf ihren Besitzungen nachzuahmen. Wie sehr der gedeihliche Fortgang des Viehstandes an der Küste von der Witterung abhängt, geht daraus hervor, dass auf einer einzigen Meierei, während der anhaltenden Trockenheit des Jahres 1831, von den 1300 Stücken Vieh allein 500 Rinder aus Wassermangel starben.

Gegenwärtig befinden sich in Georgetown 17 artesische Brunnen, die theils von Privaten, theils von der Regierung angelegt worden sind, und täglich eine Wassermasse von 96,000 Gallonen (384,000 englische Quart) liefern. Dieses Wasser hat eine Temperatur von 84° Fahrenheit, und zeigt sich im Durchschnitt um 5° höher, als die des Wassers der Flüsse am Morgen.

Temperatur des artesischen Brunnens auf der Plantage Mon Repos an der Ostküste von Georgetown.

1844	Zeit.	Temperatur der Luft.	Temperatur des Wassers des artes. Brunnens.	Thermometer befeuchtet.	
		Thermometer. Fahrenheit.	Thermometer. Fahrenheit.	Thermometer.	
7. März.	9 Uhr Vormittag.	84.2°	84.2°	78°	Wind, Ost bei Nord.
	12 Uhr Mittag.	89°	84.5°	82.5°	Himmel, theilweise bewölkt.
	3 Uhr Nachmittag.	86.5°	84.5°	79.5°	Wind, Ost bei Nord. Himmel, theilweise bewölkt. Wind, Ost bei Nord.

Obschon sich das Wasser wegen der vielen Eisentheile, die es enthält, zum Trinken nicht eignet, so kann es doch zu allen Küchenzwecken, mit Ausnahme

des Thees, der von ihm bereitet nicht zu geniessen ist, wenn es vorher eine Zeit lang der atmosphärischen Luft ausgesetzt worden, wie überhaupt zu jedem andern Gebrauch benutzt werden; das Rindvieh säuft es sogar lieber, als jedes andere Wasser. Die damit angestellten Analysen haben vollkommen übereinstimmende Resultate ergeben; nach diesen enthält es eine Menge Eisen, in kohlensaurem Gase aufgelöst, und eine kleine Portion Magnesia.

Während des durch das Grassiren des gelben Fiebers so berüchtigten Jahres 1835, mussten auf Anregung des Dr. Bone die Reconvalescenten der Garnison des Morgens unter sichtlichem Erfolge dieses Wasser trinken.

Sobald das Wasser der Röhre entströmt, hat es noch eine vollkommen helle Farbe, ist aber das kohlensaure Gas verflogen, so bildet das entbundene Eisen auf der Oberfläche des Gefässes ein Häutchen und schlägt sich dann als ein Bodensatz nieder, worauf das Wasser filtrirt wird und nun seine helle Farbe behält. Wird es vor der vollkommenen Verflüchtigung des Gases filtrirt, so setzt sich diese auch später fort, und der Niederschlag bildet sich noch in den Koch- und anderen Geschirren.

Ein eigenthümliches Phänomen bei einzelnen dieser Brunnen zeigt sich darin, dass die Höhe des Wasserstrahls genau durch die Ebbe und Fluth bedingt wird, während andere dadurch keine Veränderung erleiden. Bei einzelnen Brunnen beträgt die Differenz zwischen der Höhe des Strahles während der Ebbe, und der bei der Fluth nicht weniger als 18 Zoll; bei Eintritt der Springfluthen sogar 2—3 Fuss. So vielfache Erklärungen auch versucht worden sind, so hat doch keine das Phänomen erschöpfend gelöst, obschon es nicht zu bezweifeln steht, dass der durch die Fluth vermehrte Druck und die vielleicht abweichenden Lagerungsverhältnisse der einzelnen Schichten die Hauptursache sein mögen.

Die grösste Bohrtiefe, die man bis jetzt erreicht hat, beträgt 200 Fuss, ohne dass man bis dahin auf die Sohle der aufgeschwemmten Schichten gedrungen wäre. Die verschiedenen Schichtungsverhältnisse unter sich weichen auch je nach den verschiedenen Localitäten von einander ab, und stimmen nur darin überein, dass man bei allen sonstigen Abweichungen immer jene mächtigen Lager verfaulten Holzes fand, was sogar noch in einer Tiefe von 175 Fuss der Fall war.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die äussere Gestaltung des religiösen Lebens, und die Mittel zu dessen Beförderung.

Die einzige Kirche, welche die Engländer bei der Occupation im Jahre 1803 vorfanden, war die auf Fort Island, in welcher der Gottesdienst von dem Feldprediger der englischen Truppen und einem Prediger der holländisch-reformirten Kirche versehen wurde. Schon 1810 wurde in Demerara, der Hauptstadt der Colonie, eine neue Kirche eingeweiht, der in den Jahren 1819, 1820 und 1825 drei andere zu

Demerara und New-Amsterdam folgten, wobei zugleich die Districte Demerara und Essequibo und Berbice in Kirchspiele eingetheilt wurden. Ganz Guiana besass bis dahin nicht mehr als drei Geistliche; öffentliche Schulen, ausser dem Saffon-Institute, waren ihr ganz fremd, bis sie in dem Zeitraum von 1824 bis 1831 auch diesem Mangel abhalf, und zu diesem Zwecke aus eigenen Mitteln 26,000 Pfund Sterling ausgab; ja, im Jahre 1832 betrug die Summe, die sie für Unterstützung und Beförderung religiöser Institutionen, Errichtung neuer Schulen u. s. w. zusammengebracht, allein 14,337 Pfund Sterling, ohne die Summen zu erwähnen, die früher und später zu gleichen Zwecken verwendet wurden. In Folge dieser vereinten Anstrengungen besassen bereits im Jahre 1836 die Hochkirche: sieben Rectoren und einen Curaten; die holländisch-reformirte Kirche: zwei Prediger und die Kirche von Schottland fünf; die römisch-katholische Kirche zwei Priester, und ausser diesen Geistlichen die einzelnen kirchlichen Gemeinschaften noch zwölf Katecheten und Lehrer, deren Gesammtbesoldung 10,000 Pfund Sterling betrug. Erst 1838 wurde die Colonie zu einem Archidiaconat, das unter der Diöcese von Barbadoes stand, erhoben, und die Zahl der Geistlichen der Hochkirche auf 18 mit 28 Lehrern und mehreren Lehrerinnen, wie auch 10 Colonial-Curaten und Katecheten erhoben; in diesem Jahre war die Zahl der Kirchen, Capellen u. s. w., ausser acht Privatschulen, bereits auf 47 gestiegen. Die Mitglieder der Hochkirche erhielten 1842 in dem Erzdecan Dr. Austin ihren Bischof, während die römisch-katholischen Christen in dem apostolischen Vicar Clancy, Bischof von Oriense in part. schon früher ihren Einheitspunkt besassen, unter dem gegenwärtig fünf Priester und mehrere Schullehrer stehen. Zugleich damit wurde Georgetown auch zur City erhoben.

An diese kirchlichen Intitutionen schliesst sich noch die rege Thätigkeit der Missionsgesellschaft der wesleyanischen Methodisten, die acht Capellen besitzt, der londoner Missionsgesellschaft, der Baptisten und anderer an, deren Wirken unter den freien Negern seit 1838 mit dem reichsten Erfolg gekrönt worden ist.

Da mein Bruder bereits von seinem frühern Aufenthalt her mit den angesehensten Familien der Stadt bekannt war, so schloss sich auch mir das innere Familienleben der Colonisten früher und leichter auf, als es wohl ausserdem der Fall gewesen sein möchte. — Was ich aber in der alten Welt verlassen, in der neuen fand ich es wieder! — in vieler Rücksicht noch schroffer, ja in einzelnen Verhältnissen sogar das Innere tief empörend. Die Europäer bilden auch hier, wie in allen andern Colonien, die eigentliche Aristokratie, und fast sollte man es für unmöglich halten, dass ein Volk, welches den hochherzigen Gedanken, seine bisher herabgewürdigten Mitbrüder auf den Standpunkt eines freien Menschen zu erheben, zur That werden liess, dass ein solches Volk noch von

einer solchen Menge einseitiger und engherziger Vorurtheile beherrscht werden könnte! —

In dem Gouverneur, Henry Light, lernte ich einen höchst liebens- und achtungswürdigen Mann kennen, dessen weisses Haar nur zu deutlich verkündete, dass schon manches Jahr hinter ihm lag. Seine Gemahlin und Familie lebten damals noch in England, da er erst seit kurzem seine Stelle angetreten hatte. Neben seiner amtlichen Stelle hatte er zugleich noch eine andere local-politische einnehmen müssen, da sich auch in Georgetown die obern Classen in zwei sich befehdende Partheien theilten, wodurch hier ein gesellschaftliches Zusammenleben eben so unmöglich wurde, wie bei unsern deutschen Kleinstädtern. An der Spitze der einen, die von den Beamten und einzelnen reichen Plantagenbesitzern gebildet wird, muss jederzeit der Gouverneur stehen, während sich die andere aus den mit der Verwaltung unzufriedenen Plantagenbesitzern, Kaufleuten u. s. w. rekrutirt. Die »Brigade« ist die allgemeine Bezeichnung der erstgenannten Parthei.

Die bereits zum Sprüchwort gewordene, unbeschränkte Gastfreundschaft Westindiens ist auch in Georgetown heimisch, wo man sie namentlich in Familien findet, die einer einfachen, edlen Häuslichkeit treu geblieben sind, und ihr auch treu bleiben mussten, indem ihnen das Glück nicht in jener Fülle seine Gaben zuschüttete, wie es bei andern der Fall, bei denen allerdings der verschwenderischste und ostentiöseste Luxus herrschend geworden ist, wodurch fast alle Zirkel der hiesigen Engländer ungemein viel Ceremonielles, Steifes und in ihrer sporadischen Absonderung meist etwas Gekünsteltes und Unnatürliches erhalten haben.

Nachdem der Reiz der Neuheit bei mir verflogen, fingen auch diese Soireen, Diners, Luncheons u. s. w. mich an zu langweilen; mit um so mehr innerlicher Zustimmung folgte ich aber den Einladungen der holländischen Familien. Glaubte ich mich doch jedesmal unter ihnen in die Familienkreise der geliebten Heimath versetzt! In ihnen fand ich fast überall dieselbe biedere Einfachheit, Herzlichkeit und Innigkeit, wie sie unsern gesellschaftlichen Kreisen eigenthümlich sind. Der Deutsche fühlt sich hier heimisch; — jene kalten, trennenden Schranken, die in den meisten englischen Familien die Etiquette zwischen beide Geschlechter gezogen, haben in den holländischen keinen Boden fassen können; — ist der Fremde in den letztern eingeführt, dann wird er auch als ein Glied der Familie betrachtet, — der ungezwungenste Verkehr herrscht zwischen ihm und allen, die zu dem kleinern oder grössern Kreise gehören.

Unter den ansässigen Deutschen, die uns bald nach unserer Ankunft alle aufgesucht hatten, gewann vom ersten Augenblick an Herr Bach, ein Oldenburger, aus dem Städtchen Jever und Besitzer einer bedeutenden Kaffeeplantage am Demerara, mein ganzes Herz, wie ich ihn später auch noch mehr schätzen lernte, da

ich in ihm nicht allein den einzigen, sondern sogar auch einen tüchtigen Botaniker kennen lernte. Dass ich in seinem Garten eine der ausgezeichnetsten Orchideensammlungen finden würde, hatte mir der Bruder bereits auf der Ueberfahrt mitgetheilt. Leider verhinderte mich meine sobald eintretende, schwere Krankheit, seiner Einladung, einige Zeit bei ihm zuzubringen, unmittelbar Folge zu leisten. Unter den übrigen ansässigen Deutschen, meist Handwerkern, befand sich auch ein gewisser König, der sich, aus dem den Deutschen angebornen Triebe, englisirt und seinen Namen in King umgewandelt hatte. König musste ein vielbewegtes Leben durchlebt haben, wie ich später aus vielfachen Andeutungen leicht schliessen konnte. Nach diesen hatte er in Potsdam bei den Gardehusaren gedient, und es bis zum Unteroffizier gebracht. Durch irgend einen prekären Vorfall veranlasst, hatte er es jedoch für das gerathenste gehalten, den Folgen desselben heimlich aus dem Wege und nach den westindischen Inseln zu gehen, bis er endlich in Demerara durch Ausstopfen von Vögeln und Säugethieren, die er an die Schiffscapitaine und Offiziere der Garnison bei ihrer Rückkehr nach Europa theurer verkaufte, als sie dieselben in England hätten kaufen können, sein reichliches Brod fand. Seine Bekanntschaft gehört freilich gerade nicht zu den angenehmsten Erinnerungen, die ich mit nach Europa zurückgebracht habe!

Ehe ich zu den weitern Einzelnheiten meines Lebens in Georgetown übergehe, wollen wir noch einen Blick in die innere Einrichtung der Häuser der Aristokratie werfen. Wie das Leben dieser, so überschreitet auch die Ausstattung des ganzen Hauses die gewöhnlichen Grenzen des altenglischen Comfort's. Die Hauptbedingung eines comfortablen Hauses an und für sich besteht darin, dass der Ventilation so viel als möglich Spielraum gegeben ist, die man durch das Oeffnen aller Fenster und Thüren noch zu unterstützen sucht. Jedes Fenster ist mit grünen Jalousien versehen, die bei dem Oeffnen der Glasfenster herabgelassen werden, und damit am Abend die Lichter ruhig brennen können, werden grosse, geschmackvoll geschliffene Glasglocken über diese gestellt. Im ersten Stock nimmt der mehr oder weniger geräumige Speisesaal durchgängig die Mitte des Gebäudes ein; neben demselben liegen zwei Seitenzimmer. Hinter diesen Gemächern führt eine Gallerie, in welcher sich die Treppe zu den obern Stocken und die Pottery, ein kleines Gemach zur Aufbewahrung des Tischzeuges und der Service, wie auch der abgetragenen Speisen, befindet. Die Küchen sind niemals in dem Hauptgebäude, sondern durchgängig in den Nebengebäuden; Gewölbe, unterirdische Keller nirgends vorhanden, ebensowenig Souterrains. Wie der unterste Stock, so sind auch die oberen eingerichtet. Die steinernen Häuser sind allgemein in Verruf, da sie sich während der Regenzeit als ungemein dumpf und ungesund bewiesen haben. Selbst die Schindeldächer werden den von Ziegeln weit vorgezogen,

indem jene ein viel besseres und gesunderes Wasser, als die letzteren in die Cisternen liefern. Die Wände und der Fussboden der Zimmer bekleidet das herrlichste Holzmosaik, das aber leider jetzt vielfach durch die in Mode gekommenen Tapeten verdrängt wird. Um dieses Tafelwerk und den Fussboden beständig rein zu erhalten, werden beide wöchentlich einigemal mit Citronensaft oder der Pompelnuss abgerieben, was nicht allein den Hauptzweck erfüllt, sondern auch die Luft ungemein erfrischt und im Hause selbst einen höchst angenehmen Geruch verbreitet.

Die Betten der Schlafzimmer bestehen durchgängig aus Matratzen mit einem leichten Federkopfkissen; das grosse Himmelbett ist mit einer leichten Gaze umgeben, um die zu jeder Jahreszeit höchst unerträglichen Mosquitos abzuhalten. — Jedes erwachsene Mitglied der Familie besitzt seine eigenen Zimmer.

Es schlägt fünf Uhr, und alles, was nur irgend auf Bildung, auf Stand oder äusseren Vorzug Anspruch macht, eilt zur Promenade, der spanischen Alameda, dem italienischen Corso, dem einzigen öffentlichen Ort, an welchem man die ganze, durch politische oder häusliche Partheiungen getrennte Aristokratie vereint findet; — wer zu Fusse gehen wollte, würde sich selbst sein Armuthszeugniss ausstellen, und dadurch in den früheren Kreisen »unmöglich« werden! Ueberhaupt wird das Gehen hier mehr, als irgendwo gescheut, und wer nur einigermassen die Mittel besitzt, hält sich eine Equipage, die fast durchgängig in einem leichten, zweiräderigen Fuhrwerk, Gig genannt, höchstens in einem Phaëton besteht. Gigs bringen die Beamten in ihre Büreau's, die Kaufleute nach ihren Gewölben, den Arzt zu seinen Kranken, die schöne und hässliche Welt auf die Promenade, den »*Ring*«, es sei denn, dass die jüngeren, reichen Damen auf ihren Zelter springen, und, umschwärmt von tadelhaften und untadelhaften Rittern, die im Gig oder Phaëton sitzende Mutter zu Ross dorthin begleiten. Der »*Ring*«, zugleich die öffentliche Strasse, wird durch eine Allee der reizenden Kohlpalme (*Oreodoxa oleracea*) gebildet, die sich an dem westlichen Ende der Stadt eine Stunde dem Fluss entlang zieht.

Ich kenne keinen Baum, der sich mehr zu einem solchen Zwecke eignete, da er einen Zauber um sich verbreitet, der in der That etwas wahrhaft Feenartiges hat. Das durch die bewegte Luft hervorgerufene eigenthümliche Rauschen der Wedel, die plötzliche Entfaltung ihrer grossen Blüthenbüschel, nachdem diese unter einem ziemlich vernehmbaren Geräusch ihre bisherige Hülle gesprengt und während ihrer erotischen Extase einen förmlichen Blüthenstaubregen durch die von entzückenden Wohlgerüchen erfüllte Atmosphäre ausgestreut, kurz alles, alles vereint sich, einen Spaziergang durch eine solche Allee zu den genussreichsten Erholungen zu machen. Auf der westlichen Seite dieser Allee ziehen sich, beschattet von ihnen, theils die Wohnungen der Plantagenbesitzer, theils die Siedehäuser und Wirthschaftsgebäude derselben hin, von denen die ersteren mit den

reizendsten Gärten eingeschlossen, und von dem Besitzthum des Nachbars durch die herrlichen Hecken der *Poinciana pulcherrima* (Lin.), des *Hibiscus rosa sinensis* (Lin.), *Jasminum grandiflorum* oder der *Gardenia florida* (Lin.) und des *Clerodendron inerme* (Wall.) u. s. w. getrennt werden.

Was sind alle unsere freundlichen Rosenhecken gegen dieses saftige und glänzende Gemisch von Roth, Gelb, Weiss und Blau, was der nordische Blüthenduft gegen diese Wohlgerüche! Lässt man den Blick von der äussern Umzäunung weiter in das Innere schweifen, so findet er das Haus förmlich von den Bäumen der herrlichen *Jacaranda rhombifolia* (Meyer) und *procera* (Spr.), der *Cassia Fistula* (Lin.) mit den langen, herabhängenden Schoten, der *Cassia multijuga* (Rich.), *Erythrina Corallodendron*, *speciosa* (Andr.) eingehüllt, indessen in dem dunkelgrünen Laube der Orangenbäume die goldenen Früchte glühen, und die prachtvolle *Aeschynomene coccinea* und *grandiflora* (Lin.) mit ihren grossen Schmetterlingsblüthen, die feenartigen Blüthen der *Ixora coccinea* (Lin.) zwischen den herrlichen Hecken hervorleuchten!

Auf der östlichen Seite begrenzen die Allee unmittelbar die Wohnungen der auf den Plantagen arbeitenden Neger, die von grünen Grasflächen unterbrochen werden, auf denen sich ein gleich herrlicher, von der Natur hervorgerufener Blumenflor entfaltet. *Asclepias curassavica* (Lin.), *Crotalaria glabra* (Willd.), *Ruellia tuberosa* (Lin.), *Leonotis nepetaefolia* (R. Br.), *Stachytarpheta jamaicensis* (Vahl.), *Tiaridium indicum* (Leh.) wetteifern in ihrer reichen Blüthenfülle mit den freundlichen Gruppen der *Lantana Camara* (Lin.), *Cassia alata* und *occidentalis* (Lin.), Mimosen, Cordia, bis sich der Blick in den hinter den Häusern fortziehenden Zucker-, Pisang und Kaffeefeldern, aus denen sich hin und wieder riesige Bambussträucher erheben, die endlich von dem dunkeln Saume des Urwaldes begrenzt werden, verliert. Die an der Allee hinlaufenden Wassergräben sind mit der herrlichen *Eichhornia azurea* (Kunth.) und *Limnocharis Humboldtii* (Rich.) überzogen. Erst in diesem wechselnden und lebhaften Contrast des Colorits der Blätter, Früchte und Blüthen, unter deren Fülle sich die ersten kaum hervorzustehlen wagen, erst in diesem Contraste gewinnt das landschaftliche Bild jenen unendlichen, jenen schwelgerischen Reiz, den sich die Phantasie unter Eis und Schnee wohl annäherungsweise aus der innern Fülle vor dem innern Auge ausbreiten, den aber nur die Tropen in einer unendlich grossartigen Wirklichkeit erschaffen können!

Bald füllt sich die reizende Allee mit ihrem geheimnissvollen Rauschen, mit ihrem Blumenduft; — die Sonne eilt dem Horizonte zu, um noch einmal die fashionablen Toiletten der flüchtig dahineilenden Elegants auf stolzem Rosse, die nach den neuesten londoner Moden gekleideten Damen in zierlichen Gigs, im glänzenden Phaëton oder auf munterem Zelter mit ihren goldenen Strahlen zu übergiessen.

Man fährt oder reitet einigemal auf und ab, und kehrt mit dem Verschwinden der Sonne nach der Wohnung zurück, um zu speisen und sich dann *ad libitum* zu Bette zu legen.

Unter der zahlreichen jungen Damenwelt hätte auch ich Miss Ross und Miss Dalton den Preis der Schönheit zuerkannt, wenn ihnen dieser nicht bereits von ganz Georgetown zuerkannt gewesen wäre. So gross aber auch die Zahl der schönen weiblichen Gestalten und einnehmenden Gesichtszüge war, so machte doch der bleiche, gelbliche Teint, den man sowohl bei dem männlichen, als auch bei dem weiblichen Geschlecht, von den niedrigsten bis zu den höchsten Classen allgemein verbreitet findet, obschon sich die letztern nie den Strahlen der Morgen- oder Mittagssonne aussetzten, nicht gerade den freundlichsten Eindruck auf mich. Die blühendste europäische Gesichtsfarbe, die Verkünderin eines kältern Klima's, ist bereits nach einem drei- bis viermonatlichen Aufenthalt spurlos verschwunden; mit ihr aber auch jene Springkraft, jene übersprudelnde Lebenslust, die in Deutschland so oft die blumenstreuende Begleiterin der Schönheit ist.

In den höhern Familien fand ich durchgehends einen hohen Grad von Bildung, oft die reinste Weiblichkeit mit den reichsten Gaben des Geistes gepaart; die Männer, wenigstens der ältere Theil derselben, haben meist den Charakterzug des Volkes beibehalten, dem sie oder ihre Voreltern angehörten; die jüngere Generation zeigt zwar fast durchgängig eine frühe Entwickelung und aussergewöhnliche geistige Anlagen, gleicht aber vollkommen dem fruchtbaren Boden der Tropen, der, wenn er nicht sorgfältig von der Hand des Besitzers gepflegt wird, bald mit Unkraut überwachsen ist. —

Der gewöhnliche Zeitvertreib der Damen der höhern Classen besteht in Lesen, und dann und wann, doch nur um das peinigende Einerlei zu unterbrechen, in leichten weiblichen Arbeiten. Die Küche kennt die Dame, kennen die Töchter des Hauses nur dem Namen nach, und die übrigen Pflichten einer Hausfrau sind ersterer eben so unbekannt, wie letzteren. Vergnügen! Vergnügen! das ist das ewige Losungswort, der Ball der Gipfel und Glanzpunkt der fashionablen Welt, wie des ärmsten Negers. Es bot sich mir kurz nach einander zweimal die günstige Gelegenheit, die ganze feine und schöne Welt Georgetowns und seiner Umgebungen in einem Raum versammelt zu sehen und bewundern zu können. Die erste gab mir das Pferderennen, die zweite wurde mir auf einem Privatballe, den der Krösus von Georgetown veranstaltete. Der Ball beginnt um 10 Uhr, die Herren müssen in schwarzer Kleidung erscheinen.

Ob Lucull seine Tafel mit berechneterem Raffinement arrangiren liess, möchte ich fast bezweifeln. Hier waren die seltensten Gaben der Natur aus allen Welttheilen auf dem kleinsten Raume vereint; — vom Cap bis zum vaterländischen

Rhein hatte die Rebe ihr Contingent gestellt, das vorher in grossen Eiskübeln abgekühlt war; — der andern Speisen, Erfrischungen u. s. w. gar nicht zu gedenken. Wie überall, so trugen auch unter dieser glänzenden Versammlung drei Creolinnen unbestritten den Preis der Schönheit davon, und ich hatte das Glück, mit zweien dieser irdischen Göttinnen zu tanzen! Wie ich schon angab, tanzen alle Damen leidenschaftlich, aber auch alle herzlich schlecht. Früh vier Uhr war der Ball beendet.

Dass ein Ball, bei einem solchen an und für sich schon erschlaffenden Clima, ungeachtet nur Quadrillen und Contretänze getanzt werden, für den Deutschen nicht zu den ihm zusagenden Vergnügungen gehören kann, brauche ich nicht zu versichern; — die schönen und hässlichen Creolen denken anders. — In weissen Pantalons und weisser Jacke, ein seidenes Tuch nachlässig um den Hals geschlungen, eilt um 11 Uhr des Morgens, die Zeit der Morgenvisite, der Elegant, der Mann der feinen Welt, des guten Tons, zur Löwin der Hautevolée, gleich wie der Neger, fast möchte man sagen, der Affe des Europäers, zu der seiner Sphäre, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, ihrem Herzen die Wünsche für den Tag abzulauschen, oder wohl auch als Begünstigter den Lunch (eine eingeschobene Mahlzeit, zwischen dem eigentlichen Frühstück und der Hauptmahlzeit, die erst am Abend eintritt), in kalten Speisen, Früchten und Kuchen dort zu sich zunehmen. Bei der Hauptmahlzeit und am Abend muss jeder im Leibrock und schwarzen Beinkleidern erscheinen.

In den europäischen Familien ist natürlich die englische Sprache die allgemeine Conversationssprache; nicht so unter den Farbigen und Negern, wo sich ein Gemisch, ja man möchte sagen, ein wahres Kauderwälsch aus fast allen Idiomen Europa's und Afrika's, das sogenannte »Creol-Dutch« heimisch gemacht hat. Die Basis bildet die holländische Sprache, die von den ersten Besitzern der Colonie mitgebracht wurde. In Folge des beständigen Besitzwechsels liessen nun aber auch die nachfolgenden, zeitweiligen Besitzer jedesmal ein bescheiden Theil ihrer Sprache zurück, wodurch sich im Verlaufe der Zeit unter den Farbigen und Negern jenes Idiom herausbildete, das aus Holländisch, Französisch, Englisch und Afrikanisch besteht, und sich gegenwärtig selbst unter den einheimischen Küstenstämmen verbreitet hat.

Gleich wie die Sprache, so besteht auch die farbige Bevölkerung aus den verschiedensten Mischungsverhältnissen, von denen jede einzelne Abstufung, ausser ihrem generellen Namen, auch noch eine specielle Bezeichnung hat. Unter »Creolen« begreift man alle die, welche von Einwanderern in Britisch-Guiana geboren wurden, mögen nun beide Eltern Europäer, Afrikaner, Ostindier oder die Mutter das eine, der Vater das andre sein; alle in der Colonie gebornen Kinder sind

Creolen. Diese Benennung erstreckt sich sogar bis auf die Hausthiere, wonach es Creolpferde, Creolkühe, Creolschweine, Creolschafe u. s. w. giebt.

Ein zweiter genereller Name, »Farbige (*coloured people*)«, begreift alle die verschiedenen Abstufungen in sich, die durch die Vermischung von Europäern mit Afrikanern und Indianern entstehen. Die aus der Vermischung von Europäern mit Negerinnen entsprungene Race, wird »Mulatte« genannt.

Mischlinge von Indianern und Negern sind äusserst selten, da die ersteren die letztern allgemein tief verachten, sogar wie Erbfeinde hassen. Dieses äussert sich bei jedem Zusammentreffen auf das grellste. Das Aeussere solcher Mischlinge weicht auffallend von dem der übrigen ab. Alle, die ich zu sehen Gelegenheit fand, zeichneten sich namentlich durch eine schlanke, kräftige Statur und Muskelstärke aus. Ihre Färbung ist ein dunkles Kupfer- oder Kaffeebraun; in Bezug auf die Gesichtsbildung neigen sie sich dagegen vielmehr zu der äthiopischen, als der amerikanischen Race. Sind auch die Backenknochen noch immer stark hervortretend, so ist dies doch nicht so auffallend, wie bei den Indianern, wo dies in einer viel schrofferen Weise der Fall ist. Die Nase ist zwar breit, aber nicht aufgeworfen; eben so sind die Lippen zwar immer noch dick, doch nicht mehr wulstig. Das auffallendste bei ihnen sind ohne Zweifel die merkwürdigen Haare, die gleichsam noch nicht recht zu wissen scheinen, auf welche Seite sie sich schlagen sollen, ob zu dem krausen Wollhaar Afrika's oder dem schlichten Amerika's, und sich nun halbgekräuselt in die Höhe heben. Eine hellere Gesichtsfarbe und ein schlichtes Haar zeigt auf den ersten Anblick die vermischte Abstammung von Indianer und Europäer.

Den schönsten Menschenschlag bildet unbestritten die aus der Vermischung zwischen dem Europäer und einer Mulattin hervorgegangene Race, die in den übrigen Theilen von Amerika, namentlich in Nordamerika, mit dem Specialnamen: Creolen, Mestizen und Kastizen, in den spanischen Besitzungen dagegen mit dem der Quarterons belegt werden. Zeichnen sich schon die Männer dieser Mischungsrace vortheilhaft vor allen übrigen Männern aus, so findet in ihr das weibliche Geschlecht Guiana's seine Vollendung. Ihre volle, wahrhaft plastische Gestalt wird durch die natürlichste Grazie, durch eine wirklich elastische Beweglichkeit und Springkraft, die zierlich geformten Hände und Arme, die niedlichen Füsse noch vielfach gehoben, während die dunkelbraunen, blitzesprühenden Augen, die dunkle, glühende Gesichtsfarbe, die herrlichen, elfenbeinweissen Zähne und das üppige, schwarzlockige Haar dem Gesicht einen Reiz verleiht, der eben nur ihnen allein eigen ist.

Die verschiedenen Abstufungen in der Färbung der Mischrace kann man ziemlich genau auf ganz einfache Weise mit einem Glas Portwein und einem Glas

Wasser darstellen, indem man von beidem die Hälfte in ein drittes leeres Glas giesst. Diese Mischung repräsentirt die Mulattenfarbe. Füllt man von dieser Mischung ein anderes Glas um die Hälfte, und giesst dann wieder einen gleichen Theil reines Wasser hinzu, so erhält man die nächste Generation. Nachdem man dieses Experiment zehnmal wiederholt, ist endlich jede Beimischung der Farbe des Portweins verschwunden, und man hat genau die zehn Abstufungen der Färbung von Schwarz und Weiss, bis wieder zum reinen Weiss.

Ungeachtet bei der zuletzt angeführten Mischungsraçe die äussern Vorzüge auch meist mit den innern gleichen Schritt halten, so gehören doch auch sie bis jetzt noch zu der verachteten Klasse der Parias Ostindiens, denen jeder Zutritt zu den Zirkeln der reinen Aristokratie verschlossen bleibt.

Dies schroffe Verhältniss ist der Krebs, der fortwährend jede gesellschaftliche Einigung unmöglich macht, und nicht allein das gesellschaftliche Leben vernichtet, sondern auch in Bezug auf das politische, vielleicht in nicht allzuferner Zukunft zu einem Punkte hinführen muss, der für das Mutterland um so gefährlicher zu werden droht, als gerade diese Klasse die zahlreichere, wie zugleich auch der grösseren Masse nach, die gebildetere und geistig befähigtere ist.

Die Bande des ehelichen Lebens sind hier lockerer gezogen, als sie es in irgend einer andern Colonie sein können. Die wenigsten der vermögenden, ja reichen Plantagenbesitzer, Kaufleute, selbst der Beamten, Inspectoren, Verwalter der Plantagen und ihrer Diener sind verheirathet und leben gewöhnlich mit Farbigen, Negerinnen oder Indianerinnen im Concubinat. Viele aus einem solchen Verhältniss entsprungenene Kinder erhalten in England, ja selbst in Süddeutschland ihre Erziehung. Ausgestattet mit den reichsten körperlichen und geistigen Gaben, kehren dann Söhne und Töchter hierher zurück, und der erste Schritt auf den vaterländischen Boden wirft sie, wie den Paria und Heloten, in jenes Verhältniss zurück, das ihnen der englische Nationalstolz und jener dunkle Fleck in der Geschichte der Menschheit, die Sklaverei, angewiesen hat. Europa liegt hinter ihnen, nicht aber die Ansprüche, die sie durch ihre Bildung, durch ihren Reichthum, da ihnen der Vater bei seinem Tode häufig sein ganzes Vermögen hinterlässt, an das Leben haben machen lernen; das Leben in seiner Verkümmerung stösst sie mit Eiskälte von sich, Verachtung begleitet sie auf jedem Schritt, und Hohn begegnet dem, der diese kalten und unmenschlichen Schranken durchbrechen will. Glühender Hass zieht in das glühende, volle Herz ein, Hohn gegen die Ideale, die sie ihre europäische Erziehung, jenseits des Meeres kennen lehrte, und bald hat das sich nach Befriedigung sehnende Herz den Schleier der Weiblichkeit zerrissen und von sich geworfen. Putzsucht, Haschen nach

momentanen Vergnügungen, Genuss der sinnlichen Liebe sind grösstentheils die traurigen Folgen dieser Zurücksetzung. Kehrt sich in einzelnen Fällen der Europäer nicht an diese Schranken und heirathet dennoch eine Farbige, an deren Ruf selbst der gestacheltste Neid keinen Makel finden kann: der Makel der Geburt bleibt unvertilgbar auf ihr haften; dem Manne sind alle aristokratischen Zirkel geöffnet, der Frau bleiben sie undurchdringbar verschlossen. So bildet sich in dem Herzen des Farbigen jener glühende Hass, der als ein viel drohenderer Racheengel über der Colonie schwebt, als der, welchen die Neger hegen; bei diesen ist die Quelle viel seichter.

Noch auffallender aber ist die Wechselwirkung, welche diese vollkommene Absonderung der weissen Gesellschaft von der farbigen auf die verschiedenen Abstufungen unter letzterer wieder ausübt, und in diesem gesellschaftlichen Verhältniss der Gegenwart möchte für jetzt für das Mutterland die einzige Garantie liegen, dass ihm noch eine längere Zeit die Colonie erhalten bleiben wird. Der Farbige sieht mit derselben Verachtung auf den Mulatten und Creolneger, wie der letztere auf den nicht in der Colonie gebornen Neger, der als Emigrant oder als befreiter Sklave hierher kommt, obschon er dessen Farbe vollkommen theilt. Das Wort »Neger« ist in ihrem Munde das gewöhnlichste Schimpfwort, und wehe dem, der seinem falschverstandenen Freiheitsgefühl, seiner grenzenlosen Arroganz zu nahe tritt! »Ich bin ein Freier, habe dieselben Rechte, wie du, und werde diese zu vertheidigen wissen«, sind Worte, die die unschuldigste Aeusserung oder eine scheinbare Missachtung ihres grenzenlosen, oft lächerlichen Selbstgefühls hervorrufen. Dieselbe Verachtung, die den Negern von den Mulatten zu Theil wird, wird diesen von jenen zurückgegeben; und oft genug habe ich den Gesängen zugehört, in welche die ersteren so gern die Gefühle ihrer Liebe oder ihres Hasses einkleiden, unter denen folgender eine Hauptstelle einnimmt, den ich jedoch nur seinem Inhalt nach mittheilen will: Die weissen Leute haben ein Vaterland, die schwarzen besitzen ein gleiches, vergebens aber sucht der Mulatte nach einem solchen, er sucht und findet keins. Arm ist der Mensch, verächtlich der Mensch, der kein Vaterland hat, der Mulatte hat keins!

Ihre geistige und körperliche Schlaffheit, kurz ihre gesammten, auf einer sehr niedern Stufe stehenden geistigen Kräfte, lassen nur wenige gute Eigenschaften bei ihnen heimisch werden, unter denen ihre grenzenlose Dankbarkeit die hervorleuchtendste ist. Von ihr getrieben, opfern sie ihr Leben gern und willig für den, dem sie Dank schuldig zu sein glauben. Diesem schönen Grundzug ihres Charakters steht aber schroff ihre grenzenlose Rachgier gegenüber, die nur zu oft in den schauderhaftesten Qualen des Opfers ihre Befriedigung sucht und findet. Auffallend ist der Unterschied, der sich

bereits bei dem Creolneger und dem unmittelbar aus Afrika eingeführten Neger, nicht allein in Rücksicht des Körpers, sondern auch in Bezug auf seine Gemüthsstimmung zeigt. Der letztere ist verschlossen und heimtückisch, jener ewig heiter, leichtsinnig, jeden Augenblick zum Scherze bereit. Die körperliche Verdrossenheit und Lässigkeit hat namentlich bei den Frauen schon einer gewissen Elasticität und Beweglichkeit weichen müssen, die der schwarzen Gestalt einen eigenthümlichen Reiz verleiht, wenn man sie in der weiss musselinen Tracht, mit der blendend weissen Perlschnur ihrer Zähne, den funkelnden Augen durch die Strassen eilen sieht. Lächerlich aber werden die Gestalten, wenn sie, in dem äffischen Bestreben, ihre Körper in die abgeschmacktesten europäischen Moden von den grellsten Farben zu stecken, sich zu wahren Carricaturen machen, wie dies leider bei neun Zehntel der Fall ist.

Sobald der Abend angebrochen, hört man aus allen Himmelsrichtungen her die einförmigen Töne der Trommel und des Tambourins erschallen, die dem alle Zeit tanzlustigen Afrikaner und seinen Abkömmlingen die lassen Muskeln zur fieberhaften Exstase steigern, in der sie bis zum Anbruch des Morgens erhalten werden. Oft war ich Zeuge ihres wilden Nationaltanzes, der jedoch nur von den afrikanischen Einwanderern und frühern Sklaven getanzt wird, da sich die Creolneger dessen schämen und sich nur im Contretanz, Quadrillen u. s. w. glücklich fühlen. Jener Nationaltanz findet durchgängig im Freien statt. Die gewichtige Faust fällt auf das Trommelfell, von allen Seiten folgen die Feiernden und Arbeitenden dem verlockenden Ton des Instrumentes, wenn man ein Fass oder einen hohlen Baumstamm, über welche die Haut einer Kuh, eines Ochsen, einer Ziege oder eines Schafes gezogen ist, Instrumente nennen kann, und gedankenschnell hat sich ein weiter Kreis von Hunderten gebildet. In langsamem Tempo bewegen sich die in weissen Musselin gekleideten, mit gewaltigen, rothen Korallenketten behängten Tänzerinnen mit den Tänzern im Kreise vor- und rückwärts; der Eifer der Musiker, denn zur Trommel hat sich meist noch der Triangel oder eine Violine gesellt, steigert sich, und damit in gleichem Masse die Bewegung der Tänzer. Die Schläge des Trommlers fallen immer schneller und heftiger auf das Fell, das ihnen nur vermöge seiner Dicke zu widerstehen vermag; schon sind die Tänzer von einer wilden bacchantischen Lust hingerissen, in welcher sie unter den fürchterlichsten Sprüngen, Verschlingungen, Verdrehungen, Furien, aber nicht Menschen gleichen. — Doch den Zuschauern ist dies noch nicht genug, die Gestikulationen, Verdrehungen sind noch zu einfach; — plötzlich springen drei bis vier neue Tänzer, die dem innern Drange, dem dämonischen Gelüste nicht mehr widerstehen können, mitten unter die bereits ermattenden. Die Musik nimmt einen noch schnelleren Takt an, der Tanz wird noch furienhafter, noch dämonischer, der

sybillische Geist, der sie ergriffen, ergreift auch alle Umstehenden, die durch wildes Beifallsgeheul und Beifallsklatschen die sinkenden Kräfte der Tänzer und Musiker von neuem aufstacheln, bis endlich diese Extase bei beiden einer gänzlichen Abspannung weichen muss, und sie in Schweiss gebadet, den Mund von weissem Speichel überfliessend, zur Erde niedersinken, und neue Tänzer die Stelle der bis zum Tod ermatteten einnehmen. So interessant für mich diese Tänze auch auf der einen Seite waren, so trieb mich doch der für den Europäer so unangenehme Geruch, welcher die Nähe eines einzelnen Negers schon auf fünf bis Schritte verräth, in die weite Ferne; bei einer solchen Versammlung hat er sich zur erstickenden Atmosphäre gesteigert, in der sich der ganze Olymp, sammt den Heroen der Vergangenheit und der Gegenwart in wildem Tanz und monotonem Gebrüll erlustigt. Cicero tanzt mit der Proserpina, Mercur mit der Cleopatra, Nelson schüttelt dem Neptun die Hand, Nero fällt Napoleon in die Arme, und Hamlet scherzt mit der Aurora, während Romulus und Remus, Blücher und Wellington in watschelndem Ententritt der jubelnden Versammlung zueilen, oder Mercur dem L'hombre, Whist und der Spadille, sammt der Venus und der Helena zuruft, nicht länger in der Ferne zu weilen. Diese auffallenden Namen schreiben sich noch von der Zeit vor der Emancipation her, wo es dem Sklavenbesitzer oder den Inspectoren oblag, den auf ihren Plantagen gebornen Kindern den Namen zu geben, die er dann meist aus irgendwelcher Erinnerung schöpfte oder von den Beschäftigung hernahm, bei welcher er sich eben befand, als ihm die Nachricht gebracht wurde, dass ein Kind geboren sei, dem er nun als Eigenthümer den Namen zu geben hatte.

Wendet man sich von hier in den mit überladener Pracht geschmückten Ballsaal der Creolneger, wo nur Quadrillen und Contretänze getanzt werden, so erneuert sich jener Götter- und Heroenhimmel, nur dass die Götter und Göttinnen in anderem Gewande auftreten. Seide deckt die sterblichen Leiber, in hochrothem Spencer und weissem Kleide trippelt in zierlichem Takte Minerva vor Mars, der sich schweisstriefend abquält, die neuesten, französischen Entrechats zu schlagen, indessen Diana in himmelblauem Kleide und weissem Spencer dem Narciss liebetrunken in die Augen schaut, oder sich die durch den Tanz in Unordnung gekommenen kleinen Zöpfchen, die sie sich aus dem kurzen Wollhaar geflochten, und die wegen des ungefügen Haares gleich Hörnern vom Kopfe abstehen, aus dem Gesichte streicht, mit den mächtigen Ohrringen spielt, welche die langen Ohren noch länger ziehen, oder die gewaltigen Ringe der schweren goldenen Kette nachlässig durch die Finger laufen lässt, und die ungestalten Füsse in rothem oder weissem Atlas stecken.

Wie weit der Luxus in Schmucksachen gerade bei den Creolnegern geht,

dafür nur ein Beispiel. Capitain ROTHWELL zeigte uns während der Ueberfahrt eine schwere goldene Kette, für die er 15 £., und ein Paar Ohrringe, für die er 5 £. hatte zahlen und die er im Auftrag einer alten, unmenschlich dicken Creolnegerin einkaufen müssen, welche einen Hökerladen mit Früchten hielt.

Hatte mich der unausstehliche Geruch der Götterversammlung aus dem Kreise unter freiem Himmel vertrieben, so drohte mich der übertriebene Wohlgeruch, der mir aus dem Ballsaale entgegenströmte, wozu Rose, Jasmin, Orange, Eau de Cologne beigesteuert, fast zu ersticken, namentlich da man ungeachtet aller Ueberfülle der Kunst doch die Natur nicht ganz hatte ersticken können, die nach und nach ihre bestrittene Herrschaft wieder gewann.

Die Herren sind die treuen Spiegelbilder der Damen. Ein schwarzer oder blauer Leibrock deckt die tadellosen Schultern, eine rothe, gelbe oder himmelblaue mit Gold durchwirkte Weste, die von einer gewaltigen Uhrkette mit einem dicken Gehänge umschlossen wird, an dem man meist die Uhr vergebens suchen möchte, die kräftige Brust, während die weissen Escarpins, zierlich genestelt an dem Knie, die seidenen Strümpfe, rothen oder gelben Schuhe, den schlanken Bau der Extremitäten günstig hervorheben. — Ein Tanzmeister, den Chapeau unter dem linken Arme, leitet den Tanz und sucht den allzulebhaften »Unwiderstehlichen« zu zügeln. Fast aber weiss man nicht, ob man diesen Anzug oder die ewigen Wendungen, Complimente und Kratzfüsse des Menschen, der darin steckt, lächerlicher finden soll! Unser deutscher Kleinstädter weiss seine Dose dem Herrn Bürgermeister wahrlich graziös genug hinzureichen; doch dies ist nur ein Schatten gegen die in der vollen Sonne strahlende Grazie des Creolnegers, und die Complimente des Deutschen, wenn er vielleicht mit dem Herrn Syndikus oder Senator zu gleicher Zeit aus der Thür treten will, sind nur Hobelspäne gegen die Keule des Herkules! Fragen: »Wie befindet sich *my Lady Aurora*«? »warum ist *my Lady Daphne* noch nicht hier«? hört man sich in tausendfachem Echo wiederholen.

Doch diese glatte Rinde einer nachgeäfften Etiquette wird von der, durch den unmässigen Genuss des Champagners und der übrigen Weine wieder in ihre Rechte zurückgerufene Natürlichkeit sehr bald durchbrochen; — die grenzenloseste Roheit tritt an die Stelle der anfänglichen Höflichkeit und die kräftigen Schläge der gleich kräftigen Faust treiben schnell genug die ganze Götterversammlung in wilder Flucht auseinander. Dieses letzte Stadium ist der ewig wiederkehrende Refrain aller Versammlungen der Neger, mögen es Creol- oder schlechtweg Neger sein. —

Die wöchentlichen Gesellschaftstage der Prinz-Regents-Society, der Victoria-Society, der Fancy-balls (Maskenbälle) der Creolneger, alle endigen mit blutigen Köpfen, zerrissenen Fracks, zerrissenen Kleidern, zerfetzten Spencern,

und der durch duftige Karten eingeladene, englische Kaufmann oder Beamte muss eilen die Thür zu gewinnen, bevor die kochenden Leidenschaften alle Schranken durchbrechen.

Noch höher als der Tanz stehen dem Neger die Hahnenkämpfe, die sie wahrscheinlich von den Engländern angenommen, sowie die damit verbundenen Wetten und Schlägereien. Die grenzenlosen Zügellosigkeiten nöthigten den Gouverneur, diese Hahnenkämpfe endlich bei den strengsten Strafen zu untersagen, ohne sie jedoch damit unterdrücken zu können. Wie sich die Hazardspiele in Europa aus den öffentlichen Localen in dunkle Spelunken und hinter verborgene Thüren zurückgezogen haben, so hier die Hahnenkämpfe in umzäunte Höfe oder grosse Zimmer; da sich aber die Kampfwuth der Hähne schnell auf die in allen Fibern erregten Zuschauer überpflanzt, so bedarf es für die Beamten der öffentlichen Sicherheit keines so feinen Spürorgans wie in Europa, um die Uebertreter des Gesetzes aufzusuchen; das wilde Geschrei, die heftig dröhnenden Schläge der Kämpfenden verräth ihnen nicht allein innerhalb der Mauern, sondern am dritten Osterfeiertag auch im Walde die Orte, wo gegen das Gesetz gesündigt wird.

Der dritte Osterfeiertag war von jeher der eigentlich Blüthentag des Hahnenkampfs. Seit dem Verbote sind an diesem Tage die Höfe und Zimmer zu eng. Der Ort im Walde ist schon viele Wochen vor Ostern bestimmt, und durch heimliche Mittheilung unter der schwarzen Bevölkerung bekannt. Der Dienstag erscheint, — die Polizei zerstreut sich in der Umgegend und kehrt bald mit bluttriefenden Negern nach Georgetown zurück.

Ein guter Kampfhahn ist dem Neger das höchste Besitzthum, der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebkosungen, und in der That, ein gut dressirter, sich wacker und tapfer haltender Kämpe bringt dem Besitzer kaum weniger, als das beste Rennpferd ein. Ja, die Wettwuth hat sich seit dem Verbote schon so weit gesteigert, dass sich augenblicklich auf der Strasse Kreise bilden, sobald unter dem herumlaufenden Federvieh Streit entsteht, und unter Jubel diese günstige Gelegenheit zur Befriedigung jener benutzt wird. Zeigt sich solch ein glücklicher Zufall auf einem Gehöfte, so wettet, wenn keine anderen Zuschauer gegenwärtig sind, der Sohn gegen den Vater, der Vater gegen die Mutter, die Mutter gegen die Tochter, und wehe dem, der durch unzeitiges Dazwischentreten die Kämpfenden trennen wollte!

Wie für die höhern Stände, so waren auch für diese Wettlustigen die Pferderennen Tage der Sehnsucht und der Befriedigung, an welchen man vergebens die ganze Stadt nach einem gesunden Neger hätte durchsuchen können; ja selbst die Dienenden würden augenblicklich ihren Dienst aufgeben, wenn sie der Herr oder die Dame von der Theilnahme an denselben ausschliessen wollte.

Mit Tagesanbruch füllten sich die Strassen, dichte Gruppen verriethen, dass bereits hier einzelne Wetten abgeschlossen wurden. Ausstaffirt mit dem schönsten des Schönen, was die Toilette enthält; in weithinscheinenden, weissen Pantalons, blauem Fracke und spiegelnder Weste, die dampfende Cigarre in der einen, den tadellosen Stock in der andern Hand, eilt der hoffende Neger der Rennbahn zu, und ich werde nie das erste Rennen vergessen, dem in Georgetown mit mir wenigstens 10—12,000 Neger beiwohnten, welche die gesammte Polizeimacht nicht im Zügel zu halten vermochte.

Unter den zwei gleich grossen Tribünen der Aristokratie und der Farbigen, von welchen das Rennen ausging und an denen es endete, standen in einzelnen, eingegitterten Abtheilungen die zum Wettlauf bestimmten Pferde. Ein Kennerblick auf die einzelnen Kämpfer, und der Neger hat seinen Entschluss gefasst, im Siegerschritt eilt er auf den ersten besten zu und bietet ihm die Wette an. Das Zeichen zum Auslaufen ist auch das Zeichen zum Kampf auf ebener Erde. Besänftigende Worte der ruheerhaltenden Macht sind Worte, die dem Winde preisgegeben werden; besser wirken die 1½ Fuss langen, an dem einen Ende mit Blei ausgegossenen Stäbe, mit denen im dreiachtel Takt auf die erhitzten Köpfe der Ruhestörer losgeschlagen wird, die an den Füssen auf der Erde aus den dichten Kreisen herausgeschleift werden, da ein freiwilliges Folgen zu den fabelhaften Möglichkeiten gehören würde. Die jetzt leeren Verschläge der Rennpferde unter den Tribünen nehmen die blutenden und fluchenden, sich vergebens abmühenden, unglücklichen Wetter auf, und halten sie gleich dem Tantalus vom Genuss, Gewinn oder Verlust ab. Wahrlich, ich habe nie einen erzürnten Tiger, Löwen oder wüthenden Pavian mit grösserem Ungestüm an den Stäben seines Käfigs rütteln und schütteln sehen, als diese zornentflammten Neger an denen ihrer Haft, bis die ohnmächtige Wuth endlich Befriedigung in den schauerlichen Prügeleien findet, die so gewiss, wie das A auf das B folgt, unter den in einem Verschlage befindlichen Gefangenen ausbrechen.

Als Neuling, noch unbekannt mit dem Charakter des Negers, fühlte ich anfänglich Mitleid für die Armen bei diesem Verfahren der Polizei, das mir wahrlich mehr als tyrannisch erschien, indem der Mensch von ihr nicht wie ein Mensch, sondern wie ein störrisches Thier behandelt wurde. Noch mehr aber empörte sich mein innerstes Gefühl, als ich die duftenden, zart und empfindlichlächelnden Engländerinnen und Creolen, diese schrecklichen Misshandlungen mit so gleichgültigen Augen ansehen sah, als wären sie tägliche Zeugen solcher Scenen; — was freilich auch der Fall ist. Nur zu bald aber drängte sich auch mir die zwingende Ueberzeugung auf, dass nur durch ein solches Verfahren der Neger im Zaume zu halten, und dass er eben so gut ohne Essen und Trinken, wie ohne

Schläge würde leben können. Das Mitleiden schwindet, wie man mit dem Charakter und den Grundsätzen desselben vertrauter wird.

Da unsere Wohnung grösstentheils von Negerhäusern umgeben war und das Hintergebäude derselben sogar von Negern bewohnt wurde, so war der Sonntag jedesmal ein Tag des Jubels für mich, wenn ich dann von der Gallerie herab unsere Nachbarn, denen man am Wochentag gern drei Schritte aus dem Wege ging, in weissseidenen oder mousselinenen Kleidern, duftend wie wandelnde Rosen- oder Jasminstöcke, zur Kirche eilen sah, während sie noch eine Stunde vorher mit dem dampfenden, thönernen Pfeifenstummel im Munde, sich nach dem Wetter umsahen. Dies war die lächerliche Seite unserer Wohnung; doch der Hofraum derselben schloss auch fast täglich Scenen in sich, in denen die strafenden Eltern, die nicht wie Menschen behandelt sein wollten, auch nicht wie Menschen, geschweige wie Eltern gegen ihre Kinder handelten. Wie oft hat mich das Wehegeheul, das Jammern und Winseln des unter den Schlägen der entmenschten Mutter oder des unbarmherzigen Vaters sich windenden Kindes zum Fenster gerufen, wie oft bin ich mit geschlossenen Augen und zugehaltenen Ohren wiederum zurückgeeilt, wenn ich eine der Furien ihrem Sohne oder ihrer Tochter in blinder Wuth die Kleider vom Körper reissen, sie bei den Haaren packen und zur Erde werfen, und dann wie ein wüthendes Thier auf dem sich krümmenden und stöhnenden Kinde herumtreten sah, — oder wo sie dasselbe an Händen und Füssen band, es dann aufhing und nun mit drei- und vierfach geflochtenem Stricke, unbekümmert, wo der Schlag hinfiel, wüthend, geifernd und heulend auf das losschlug, bis das Blut aus Wunden, Mund und Nase schoss. Noch entmenschter sind meist die Prügeleien und ehelichen Zwiste zwischen Mann und Frau, oder zwischen zwei eifersüchtigen Nebenbuhlerinnen. Hier sind Zähne und Nägel die *ultima ratio*, und ich habe Kämpfe unter mir auskämpfen sehen, in denen sich die beiden streitenden Furien vollkommen wie zwei wüthende Bulldogs in einander verbissen hatten, und nur dadurch aus einander gebracht werden konnten, dass jede den eingebissenen Muskel der andern im bluttriefenden Munde behielt, während bei einer andern Gelegenheit die Tochter der Mutter den Zeigefinger abgebissen und diese jener einen Theil der Brust mit den Zähnen abgerissen hatte.

Macht auf den neuangekommenen Europäer schon der blosse Anblick des Negers nicht gerade den freundlichsten Eindruck, so wird dieser zum wahren Horror, wenn er einen solchen mit einer der zahllosen, ekelhaften Krankheiten behaftet sieht, denen sie viel mehr, als jeder andere Bewohner Guiana's unterworfen sind. Dahin gehören namentlich die »Yaws, Frambosia, Barbadoes-ley«, alles Arten der Elephantiasis, bei denen der ganze Körper überall mit gelben Geschwüren bedeckt ist, und die für eben so ansteckend, wie die syphilitischen Geschwüre,

9*

dabei aber für unheilbar gehalten werden; Elephantiasis und ihr Gegentheil, bei welchem die damit befallenen Neger nichts als wandelnde Gerippe sind, über die die blosse Haut in grossen Falten herabhängt, sind eben so häufig, wie andere scabiöse Krankheiten, und ich werde nie den Eindruck vergessen, den der Anblick des ersten, mit der Frambosia Behafteten auf mich gemacht hat, bei dem bereits jedes Haar ausgefallen, und Hände und Füsse in vollkommene Fäulniss übergegangen waren. Das fürchterlichste bei dieser Krankheit ist, dass, wenn gleich die davon Befallenen keine Hoffnung zur Genesung haben, sie doch jahrelang schmachten können, bevor sie der Tod von ihrer Pein erlöset. Im Beginn der Krankheit bilden sich zunächst eine Menge Tuberkeln zwischen den Muskeln und der Haut, die nach und nach aufbrechen, in Eiterung übergehen und sogar auch im Schlund und der Nase auftreten, die am ersten zusammenfällt. Die schrecklichsten Ausdünstungen vertreiben einen jeden aus der Nähe eines solchen Kranken. Endlich lösst sich die Haut ganz von den Muskeln, eitert förmlich ab, bis sich von den Fingern und Zehen aus, der Brand über den Körper verbreitet und dem unendlichen Jammer ein Ende macht. Dies ist die Negerbevölkerung Guiana's.

Die Eingebornen lassen sich nur äusserst selten in der Stadt sehen, und ist dies ja der Fall, so gehören die Besucher ganz gewiss entweder dem Stamme der Warraus, Akawais oder Waikas, Arawaaks und der Caraiben an, die insgesammt die Küstengegenden bewohnen, und daher seit langer Zeit mit den Europäern in Verkehr gestanden haben. Leider sind dadurch fast durchgängig alle Laster und Fehler der Civilisation, nicht aber ihre Lichtseiten auf die einzelnen Individuen übergegangen, wenn auch immer noch eine gewaltige Kluft zwischen dem, dem Laster verfallenen Neger und Indianer, einem trunkenen Neger und trunkenen Indianer bleibt.

Die Bewohner des eigentlichen Innern erscheinen nie in der Stadt und vermitteln ihren Tauschhandel nur durch die eben angeführten Stämme, die mit den für Vögel, gezähmte Säugethiere, Hängematten, geflochtene Körbe, Töpferwaaren, Federschmuck, Früchte, Harze u. s. w. eingetauschten, europäischen Artikeln, als Messer, Scheeren, Beile, Aexte, Pulver, Schrot, Kattun, Perlen u. dergl. in das Innere gehen, und sie unter Vortheil gegen Arbeiten der dortigen Stämme eintauschen. Leider sind diese handelnden Küstenstämme alle dem Trunke in so hohem Grade ergeben, dass sie oft den grössten Theil des gelösten Geldes zur Befriedigung ihrer Gier nach Branntwein verwenden, obschon auch sie nur wie Zugvögel erscheinen und verschwinden. Werden solche Indianercaravanen in der Stadt von den Negern wahrgenommen, so lassen diese sie nicht mehr aus den Augen, folgen ihnen gleich wie der Schakal oder der Geier einer Caravane in der Wüste, um sich, sobald die Wirkungen des in Unmass genossenen Rums oder

Branntweins beginnen, durch List oder auf andere Weise, in den Besitz des übrig gebliebenen Geldes oder der bereits gekauften Tauschartikel zu setzen.

Vor der Emancipation der Sklaven, wo die Colonie noch der Dienste der Indianer äusserst bedürftig war, wurde ihnen von den Behörden am westlichen Ende der Stadt ein grosses Haus oder eine Caravanserie unterhalten, in welcher sie bei ihren zeitweiligen Besuchen immer eine Wohnung bereit fanden. Jetzt bedarf man ihrer Hülfe nicht mehr, und so hat man auch dieses Haus zusammenstürzen lassen.

Die Fürsorge für die Förderung des Verkehrs zwischen den Eingebornen und den Plantagenbesitzern und mit der Colonie, ihr Schutz gegen eigennützige und selbstsüchtige Arbeitsgeber, die Unterstützung derer, die sich zu einem geregelten Anbau bereit erklärten, kurz, die Beförderung ihres leiblichen und geistigen Wohls war früher sechs Protectoren und sechs Stationskommandanten (Postholders) anvertraut, von welchen letzteren je einer an dem Pomeroon, Essequibo, Demerara, Berbice und Corentyn in dort errichteten Stationen wohnte, wie sie zugleich die Fremden zu beobachten hatten, welche die Flüsse auf- und niederfuhren. Das Protectorat war ein Ehrenposten, dem die Inspicirung der Posthalter anheimfiel, und wurde durchgängig von Plantagenbesitzern oder angesehenen Kaufleuten versehen. An ihre Stelle sind gegenwärtig drei besoldete Inspectoren (*Superintendents*) getreten, die alle Vierteljahre ihre Districte bereisen müssen.

Im Jahre 1842 beschloss das Colonial-Parlament auch diese Posten der Posthalter und Inspectoren einzuziehen und die Indianer ungeschützt ihrem Schicksale zu überlassen, was jedoch unter ernstem Tadel des zeitigen Colonialministers, Lord Stanley's, nicht genehmigt wurde.

So wohlthätig dieses Amt auf die eingeborne Bevölkerung, auf die Anbahnung ihrer Gesittung und ihres materiellen Wohlstandes hätte einwirken müssen, wenn seiner mit Treue und aus innerer Ueberzeugung gewartet worden wäre, so war dies doch leider nur in einzelnen, rühmlichen Ausnahmen der Fall. Bei dem geringen Gehalt, den die Posthalter von der Colonialregierung erhielten, erlaubten diese sich, namentlich in der frühern Zeit und auch jetzt noch, eine Menge Bedrückungen und Betrügereien gegen ihre Schutzbefohlnen, die den guten Zweck der Sache vollkommen untergruben, und die Indianer, indem sie sich selbst von ihren Schützern betrogen und hintergangen sahen, der kaum gewonnenen Gesittung für immer abwendig machten.

Durch diese, auf den gemeinsten Eigennutz basirte Behandlung und Ausbeutung der harmlosen Urbewohner, nach welcher sie oft Monate lang für einige werthlose Glasperlen die härtesten Holzhauerarbeiten in den Holzetablissements verrichten mussten, sind der Colonie die förderndsten Arbeitskräfte verloren gegan-

gen, da die Arbeitsgeber selbst offen anerkennen, dass ein Indianer, als Arbeiter, den doppelten Werth eines Negers hat. Der leiseste Verdacht eines Betruges von Seiten des Herrn, treibt den Indianer hinaus in seine Wälder, zu seinem Wanderleben zurück, um nie wieder zurückzukehren. Haben die gegenwärtigen Verhältnisse, der gegenwärtige Arbeitsmangel auch den Plantagenbesitzer oder die Eigenthümer der Holzetablissements gezwungen, als redliche Lohnherrn die redlich geleistete Hülfe zu vergelten, so hat doch jenes Misstrauen keinesweges verwischt werden können, was frühere Zeiten mit unauslöschlicher Schrift in das Gedächtniss der Betrogenen eingeschrieben hat, während auf der andern Seite selbst der redliche Arbeitsgeber seiner indianischen Arbeiter nie sicher ist, da sich diese nur dann als Arbeiter verdingen, wenn sie der Mangel einzelner Gegenstände, die den der Colonie nahe liegenden Stämmen zum Bedürfniss geworden sind, zur Arbeit zwingt. Hat ein Indianer sich so viel verdient, um jenen Mangel zu ersetzen, so hält ihn nichts mehr zurück, nach seiner geliebten Hängematte, seinen theuren Jagd- und Fischrevieren zurückzukehren, bis ihn neuer Mangel nach der Colonie treibt. Die Colonie schuldet diesen armen, vernachlässigten Stämmen eine grosse, schwere und alte Schuld, — aber ihre Abtragung ist in der Gegenwart noch nicht zu erwarten! Während man ihnen, um sie zur Dämpfung der vielfachen Negeraufstände zu benutzen, früher schmeichelte und alljährlich an einem bestimmten Tage ein grosses Fest nebst werthvollen Geschenken gab, wozu sich meist mehre Tausende in ihrem schönsten Federschmuck versammelten, sind alle diese Anziehungsmittel aufgegeben worden. »Sie sind uns jetzt von keinem Nutzen mehr, also haben wir es auch nicht mehr nöthig, uns noch weiter um sie zu bekümmern«, das ist die stereotype Antwort, die der verwundert Fragende erhält. Dass aber durch den Beistand der Eingebornen fast alle Negerrevolutionen unterdrückt worden sind, dass in der Coromantynneger-Rebellion, 1793 und 94, nur allein die Caraiben den bedrängten Colonisten 800 streitbare, junge Krieger zu Hülfe schickten, weiss Niemand mehr! —

Alle Anzeichen, die wir während unseres, fast vierjährigen Aufenthalts unter diesen »Männern ohne Thräne« sammelten, weisen unwiderleglich darauf hin, dass die Gegenwart dieser Eingebornen die Schlussscene jenes grossen Drama's ist, das sich überall erneuert und erneuern wird, wo europäische Cultur Eingang gewinnt und gewonnen hat.

Die vielfachen, von Europäern eingeschleppten, auch unter den Stämmen des Innern mehrfach heimisch gewordenen Krankheiten, namentlich die Pocken, beschleunigen diesen Schluss in gesteigertem Grade. Im Jahre 1794 vermochten die Caraiben noch 800 streitbare, junge Männer in das Feld zu stellen; nach dem Zensus von 1841 zählt der ganze Küstenstamm mit Einschluss der Frauen und

Kinder nur noch 500 Seelen, neun Zehntel der Arawaaks sind seit jener Zeit verschwunden, die Hälfte der Akawais und Warraus ist nicht mehr! —

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt innerhalb der Stadt trieb es mich nun auch mit Gewalt hinaus in ihre nähern und fernern Umgebungen, um mich auf dem Felde meiner Thätigkeit heimisch, auf ihm vertraut zu machen. Freilich konnten und durften meine ersten Ausflüge nur kurz sein, da mir es vom Bruder und den neuen Bekannten zur heiligsten Pflicht gemacht war, mich nicht gleich anfangs den, auf den neuangekommenen Europäer so schädlich wirkenden Sonnenstrahlen auszusetzen. Meine Excursionen waren daher auf die Dauer von sechs Uhr, wo der Tag anbricht, bis acht Uhr Morgens beschränkt, wo ich jederzeit wieder unter das schützende Dach zurück eilen sollte, um den drohenden Gefahren zu entfliehen.

Hat man die eigentliche Stadt verlassen, so führen fast alle Wege nach den dieselbe umschliessenden Zucker-, Pisang-, und aufgegebenen Baumwollenplantagen, die, wie ich schon erwähnt, in Weideplätze für Viehheerden verwandelt sind, auf denen man nur hin und wieder noch einen einzelnen Baumwollenstrauch (*Gossypium herbaceum*), übersäet mit seinen grossen, gelben, malvenartigen Blüthen, als Merkzeichen einer frühern, ausgebreiteten Cultur sich erheben sieht. Welch reizenden, feenhaften Anblick müssen früher die in Blüthe stehenden Baumwollenfelder geboten haben! —

Der ganze cultivirte Theil der Colonie, namentlich aber die unmittelbaren Umgebungen Georgetowns sind eine angeschwemmte Bodenfläche, und während der Springfluthen (*spring tides*) der Ueberschwemmung ausgesetzt. Um die Plantagen davor zu schützen, zieht sich ihrer ganzen Küstenausdehnung nach ein Frontdamm hin, an dessen innerer Seite, parallel mit der See oder dem Flusse, die öffentliche Strasse hinläuft, die von den jedesmaligen Besitzern der Plantagen, welche sie berührt, im Stande erhalten werden muss. Um während der Regenzeit die Plantagen vor den Ueberschwemmungen von der Landseite her zu schützen, ist auch dort ein gleicher Damm aufgeführt. Dämme oder Canäle trennen die verschiedenen Besitzungen von einander, während ausserdem noch ein Ableitungscanal, meist von 12 Fuss Breite und 6 Fuss Tiefe eine jede Plantage umgiebt, in den sich alle kleinern Canäle und Gräben münden. Durch die grosse Schleuse des Hauptcanals kann bei eingetretener Ebbe das aufgestaute Wasser abgelassen werden, da dieser mit den sogenannten Navigations-trenches, die die Plantage in verschiedene Felder theilen, wie auf ihnen auch das abgeschnittene Zuckerrohr in grossen Punts (länglich viereckige Fahrzeuge) nach der Mühle gebracht wird, in Verbindung steht.

Ursprünglich erhielt jeder Colonist 100 holländische Ruthen in Front und

750 Ruthen in Tiefe (4 preussische gleich 3 englischen Ruthen) oder 250 Acker zur Cultur zugetheilt. War diese Strecke cultivirt und bebaut, dann erst durfte er auf Erweiterung seines Besitzthums antragen, und ihm konnten, gegen Bezahlung einer kleinen Summe, neue 250 Acker bewilligt werden. Dies mochte jeder Colonist so lange fortsetzen, bis er in dem Zusammenstoss mit den benachbarten Plantagen auch das unübersteigliche Hinderniss seiner Besitzerweiterung fand. Der Flächeninhalt der einzelnen Plantagen variirt meist zwischen 300 und 2000 Ackern, obschon gegenwärtig nur noch wenige mehr als 100 bis 500 Acker im Culturzustande halten können. Der cultivirte Boden besteht fast durchgängig aus einem reichen, steifen und thonigen Marschboden von grosser Tiefe, der vielfach mit salzigen und vegetabilischen Stoffen versetzt ist. In diesem Boden trägt das Zuckerrohr meist ohne Unterbrechung 20—30, ja sogar 50 Jahre ohne neue Umpflanzung zu verlangen. Um nur ein Beispiel von der ungemeinen Ertragsfähigkeit dieses Bodens zu geben, führe ich die Thatsache an, dass schon oft jährlich von einem Acker 6000 Lbs Zucker oder 20,000 Lbs Pisangfrüchte geerntet worden sind. Allerdings findet man eine solche Ertragsfähigkeit nur unmittelbar an der Küste und an den Ufern der Flüsse; bei letzteren auch nur so weit, als das Salzwasser während der Fluthzeit dringt, was im Durchschnitt meist 10 Miles der Fall ist. Weiter aufwärts treten dann unfruchtbare Sand- oder gelbe Lehmflächen auf, die meist von einer 3—4 Fuss hohen, leichten, vegetabilischen Substanz, *pegas* genannt, bedeckt werden. Dieser Boden eignet sich nur für den Kaffeebaum.

Der Plantagendistrict besitzt, wie die Stadt, seine eigenthümliche Flora. Die üppige Fülle der Gärten und freien Plätze, zu der Ostindien, Afrika und die westindischen Inseln beigetragen haben, ist verschwunden, und die monotane Einförmigkeit der *Rhizophora*, des *Ficus* wird nur hier und da durch freundliche Alleen von *Erythrina Corallodendron* (Lin.), *Tamarindus indica* (Lin.), *Artocarpus incisa* (Lin.), *Persea gratissima* und von Orangenbäumen unterbrochen, die nach den einzelnen Plantagenbesitzungen hinführen, oder längs den Dämmen und Canälen sich hinziehen, welche die verschiedenen Besitzungen von einander trennen, und von einem dichten Gebüsch der Lantana, in einer Menge von Varietäten, *Cordia hirsuta* (Willd.), *Schomburgkii* (Benth.), *Cassia alata*, *occidentalis* (Lin.), *latifolia* (Meyer), *venenifera* (Röd.), *callianitha* (Meyer), *Psidium*, einer Menge Mimosen besäumt werden. Die breiten Gras- und Weideplätze sind durchgängig von *Asclepias curassaviaca* (Lin.), *Crotalaria glabra* (Willd.), *Ruellia tuberosa*, *Hibiscus bicornis* (Meyer), *spinifex* (Lin.), *brasiliensis* (Lin.), *Leonotis nepetaefolia*, *Tiaridium indicum* (Leh.), *Stachytarpheta jamaicensis* (Vahl), *Solanum erythrocarpum* (Meyer), *mammosum* (Lin.), *verbascifolium*, *Chenopodium ambrosioides* (Lin.), *Phyllanthus hypericifolia* und *Niruri* bedeckt,

die von einer der Stadt und ihren unmittelbaren Umgebungen eigenthümlichen Fauna belebt werden. Nächst jenem neugierigen Frager, der meine Aufmerksamkeit gleich bei meinem Landen in so hohem Grade durch sein »*Qu'-est-ce-que-dit*« auf sich zog, interessirten mich in gleichem Masse die zahllosen Aasgeier, *Cathartes aura* und *foetens* (Ill.), die als Schützlinge des Gesetzes fast zu Hausthieren geworden sind, da jeder, der in der Stadt oder ihrer Umgebung einen derselben zum Ziel seiner Jagdlust machen wollte, mit einer Strafe von 50 Dollars belegt werden würde. Es kann aber auch keine sorgfältigere Reinlichkeitspolizei als diese Vögel geben; träge und verdrossen sitzen sie mit herabhängenden Flügeln auf den Staketen, Zäunen, Dächern und Bäumen, bis sie der lockende Geruch eines Aases oder anderen Unraths an die Gossen, Rinnen und auf die Strasse, oder auf die Weideplätze ausserhalb der Stadt lockt, um ihr Vernichtungswerk an irgend einem dort verendeten Stück Vieh zu beginnen, das sie bereits in wenigen Stunden in ein sauber präparirtes Skelett verwandeln.

Wie innerhalb, so tönt auch ausserhalb aus jedem Baume die ununterbrochene Frage: »*Qu'-est-ce-que-dit*« des *Tyrannus sulphuratus* oder *flavus* herab, der, nebst seinen Verwandten, dem *crudelis* (Sw.), *Lictor*, das eigentliche *Gros* der befiederten Bevölkerung ausmacht. Unter der ganzen Sippschaft ist *flavus* der ungebändigtste, die Furcht und der Schrecken der kleinern Genossen, auf die er nur zu gern Jagd macht, oder ihren Nestern die Eier und Jungen raubt, wie er zugleich der beredetste und neugierigste Frager ist; *crudelis* ist schon schwerfälliger von Zunge und alle übrigen Species haben das Fragen verlernt. *Crudelis* und *sulphuratus* vertreten hier ganz die Stelle unserer Schwalbe und Bachstelze, indem sie jeden Raubvogel, der sich sehen lässt, unter wildem Geschrei ein Stück Weges begleiten. Gleich häufig wie diese ist auch in der Stadt die *Tanagra Sayaca* (Lin.) und *olivascens* oder »*blue sacky*« und »*brown sacky*« der Colonisten, während jedem, der diese verlässt, augenblicklich das heisere Geschrei der *Crotophaga Ani* (Lin.), »*old Witches* (alte Hexen)« der Colonisten, in die Ohren tönt, die entweder im Schatten der Sträucher oder mitten unter den Viehheerden sitzen, sich auch wohl von den Kühen, wie unsere Staare von den Schafen, auf dem Rücken sitzend, herumtragen lassen. Da sie sich gerne in der Nähe von verendetem Vieh aufhalten, um sich hier nach Insecten, Maden und Larven umzusehen, so hat dies wahrscheinlich zu der falschen Annahme Veranlassung gegeben, dass sie sich auch von Aas nähreten. Jene und die Früchte des *Psidium pyriferum*, so wie die Schoten des *Cayanus indicus* sind ihr einziges Nahrungsmittel, weshalb sie auch in der Nähe der Felder des letzteren nichts weniger als gern gesehen werden. Die Eigenthümlichkeit, dass sich mehre Weibchen bei der Leg- und

Brütezeit vereinigen, ein gemeinschaftliches Nest bauen, dessen Grösse von der Zahl der verbundenen Wöchnerinnen abhängt, gemeinschaftlich dort ihre Eier legen, und diese ebenfalls gemeinschaftlich ausbrüten, findet bei *Crotophaga Ani* nicht statt, da ich nur immer 5 bis 7 grünlich weisse Eier in einem Neste fand. Diese Eigenthümlichkeit ist, wie ich später fand, nur der *Crotophaga major* eigen. Die an den Gräben sich hinziehenden, dichten Gebüsche werden von der niedlichen *Muscicapa bicolor* (Gm.), »*Cottenbird*« (Baumwollenvogel) der Colonisten, da sie ihr Nest nur aus Baumwolle baut, und *M. leucocephala* (Tem.), oder dem »*parson* (Pastor)« der Colonisten, ein Name, den ihr ein schwarzes Gefieder und das weisse Köpfchen erworben hat, belebt, die Gräben selbst aber durch die *Parra Jaçana* (Lin.), *Ardea scapularis* (Ill.) und *nivea* (Lath.), während sich der schöne, rothbrüstige *Icterus guianensis* (Briss.) und der schwarze *sericeus* die befahrenen und betretenen Fuhr- und Fusswege ausgesucht hat. Nähert man sich den Alleen der *Erythrina*, so wird der Reiz ihres herrlichen Blüthenschmuckes noch zehnfach durch die grosse Menge Colibris, namentlich des *Trochilus pectoralis* (Lin.) erhöht, die die zahllosen Blüthen gleich einem Bienenschwarm umschwärmen, indessen das Geschrei des kleinen *Psittacus Taipara* (Lin.) aus den rothen Blüthenbüscheln lebhaft hervortönt; die letztern aber sind nicht wie die ersteren bloss mit dem Nectar der duftenden Blüthe zufrieden, sondern fressen zugleich auch die weiblichen Blüthentheile aus; nie aber die männlichen. Wendet man den Blick von der blühenden *Erythrina* zur blühenden Tamarinde, so umschwärmt diese der golden glänzende *Trochilus moschatus* (Lath.), und laute Stimmen aus dem gefiederten Laube verrathen die geschwätzigen Gesellschaften des mattgrünen *Psittacus passerinus* (Lin.) und *gregarius* (Spix.), während *Icterus icterocephalus* (Daud.), *xanthornus* (Briss.), die *Tanagra magna* (L. Gm.), *Jacapa* (Gm.), *nigerrima* (Gm.), *Euphone violacea*, *chlorotica* und *Cassicus niger* (Daud.) unter wildem Geschrei über die reichen Plantagenfelder fliegt und die kleine, scheue *Crex mustelina* vorsichtig aus dem Grase hervorschaut, um sich gedankenschnell wieder in dasselbe zurückzuziehen, sobald sie irgend einen verdächtigen Gegenstand bemerkt. *Crex melampyga* und *Porphyrio martinica* haben sich die Pisang- oder Zuckerfelder zu ihrem Schlupfwinkel ausgesucht.

Die deutschen Dichter kannten die zärtliche Liebe nicht, die zwischen einem Päärchen des *Psittacus passerinus* heimisch ist, deshalb wählten sie ein Taubenpaar zum Symbol idillischer Liebe; — aber wie weit bleibt ein solches in seiner Zärtlichkeit hinter der von jenem zurück! — Hier herrscht die vollkommenste Harmonie zwischen dem beiderseitigen Wollen und Thun. Frisst das eine, so thut dies auch das Andere, badet sich dieses, so begleitet es jenes, schreit

das Männchen, so stimmt das Weibchen unmittelbar mit ein, wird dieses krank, so füttert es jenes, und sind mehre auf einem Baume versammelt, so werden die zusammengehörenden Päärchen nie getrennt von einander sitzen.

Während der Reife der Früchte des *Psidium pyrif.* und *pomif.* besuchen ganze Heerden des *Psittacus menstruus* (Lin.) diese Bäume, verschwinden aber eben so schnell, wie sie erscheinen, sobald die Zeit der Früchte vorüber ist; dasselbe ist auch mit dem blauköpfigen *Psittacus Maximiliani* (Kuhl.) bei der Reife der verschiedenen Species *Ficus*, die in der Nähe der Küste wachsen, der Fall. Beide Species gehören in der Colonie zu den grossen Delicatessen.

Unter den Säugethieren haben in der unmittelbaren Nähe der Stadt eigentlich nur die Raubthiere Repräsentanten aufzuweisen, denn ausser *Nasua, Gulo, Procyon, Didelphys, Chironectes*, dann und wann ein *Jaguar*, gehört es zu den seltenen Erscheinungen, wenn sich ein Reh, eine *Dasyprocta Aguti* oder eine *Coelogenys Paca* sehen lässt. In den entfernter liegenden Plantagen ist dies namentlich mit dem Jaguar häufiger der Fall.

Jeder, der in dem cultivirten Theile eine Flinte führen, d. h. jagen will, muss eine jährliche Abgabe von 8 Dollars zahlen. Nur die Indianer sind von dieser Steuer befreit. Der Grund dieser Jagdsteuer schreibt sich noch aus der Zeit vor der Emancipation her, wo sie aufkam, um den Negern das Führen der Feuergewehre zu erschweren. Nach der Emancipation aber fand man es deshalb für gut, dieselbe beizubehalten, damit nicht etwa nun die ganze schwarze Bevölkerung versucht werden möchte, statt zu arbeiten, dem edlen Waidwerk nachzugehen; eine Vorsicht, die freilich nur wenig gefruchtet, da der Preis einer Flinte und die Steuersumme schnell genug verdient sind.

War es doch, als sollte ich den Zoll, welchen fremde Landessitte, den die See, das Clima von jeglichem verlangen, einzelne Glückspilze ausgenommen, überall zuerst bezahlen! In London hatte ich so manchen Verstoss gegen englische Sitte gemacht, und war ausgelacht worden, auf der Ueberfahrt war ich der erste gewesen, der der Seekrankheit unterlag, und hier sollte ich ebenfalls unter allen Passagieren der *Cleopatra* am frühesten dem gelben Fieber anheimfallen! Sei es nun, dass alle übrigen mehr der Warnung, sich nicht den unmittelbaren Sonnenstrahlen auszusetzen, Gehör gaben, als ich es in einer solchen Natur vermochte, wo mich tausend und aber tausend Naturschätze umgaben, oder lag es in meiner Constitution, — kurz, die geistige Extase, in die mich das neue, ungewohnte Leben versetzt hatte, wurde nur zu bald durch die unsäglichen Qualen und Schmerzen jener schauerlichen Krankheit, der ich in einem Grade verfiel, wie ihn sich die Aerzte seit lange nicht entsinnen konnten, bedeutend gedämpft.

Mein Bruder und ich hätten den Abend vor dem Ausbruch der Krankheit im Kreise von Bekannten zugebracht; wohl und munter legte ich mich bei unserer Heimkehr in meine Hängematte. Gegen den Morgen erweckte mich ein dumpfer, drückender Kopfschmerz aus dem Schlafe, und da ich hoffte, dass sich dieser bei meinen gewöhnlichen Morgenexcursionen legen würde, trat ich diese so schnell als möglich an. Doch wie hatte ich mich getäuscht! Kaum mochte ich etwa eine Stunde vom Hause abwesend sein, als ich meine Kräfte immer mehr und mehr schwinden, und den Kopfschmerz sich steigern fühlte, wozu sich noch unerträgliche Rückenschmerzen gesellten. Mit den mir gebliebenen Kräften schleppte ich mich nach Hause, warf dort die gesammelten Exemplare meiner so verhängnissvollen Excursion von mir und mich in die Hängematte, in welcher mich der Bruder bereits halb besinnungslos in der fürchterlichsten Fieberhitze fand. Der erste Blick auf mich hatte ihm nur zu deutlich verrathen, dass ich dem scheusslichen Würgengel der Tropen verfallen war. Den eigentlichen Namen meiner Krankheit hatte ich indessen erst bei meiner Wiedergenesung erfahren.

Nachdem er meinen Umgebungen den strengsten Befehl gegeben, mir auf keine Weise meine Unwissenheit aufzuklären, war er augenblicklich nach einem bekannten Arzt geeilt, um diesen an meine Seite zu rufen. Auch dieser versicherte mich, dass ich nur von dem gewöhnlichen Climafieber heimgesucht und dass ich dies bald überstanden haben würde. Zwanzig Gran Chinin und ebensoviel Calomel, die ich alle zwei Stunden als Pulver oder Pillen nehmen musste, war die Arznei, die ich noch mit Bewusstsein in ihren ersten Dosen eingenommen; dies schwand jedoch schnell genug, weshalb ich auch über meine Krankheit aus eigener Erfahrung eigentlich nur wenig sprechen kann; — der Verlauf derselben enthält nur das, was mir später mitgetheilt wurde. Nachdem sich die Wirkungen des Calomels gezeigt, hatte man damit ausgesetzt, das Chinin mir aber fortwährend eingegeben. Alle geistigen Kräfte waren mir geschwunden — die folgenden drei Tage sind ein Intervall in meinem Leben; — ich kann sie nicht in dasselbe mit einrechnen. Schon am nächsten Morgen hatte man mir den Kopf geschoren und den ganzen Hintertheil desselben, so wie den Nacken in ein grosses spanisches Fliegenpflaster gehüllt. Alle Mittel halfen nichts; das Fieber steigerte sich immer höher, und um meine gänzlich aufgeriebenen Kräfte wenigstens noch in Spannung zu erhalten, wandte man die kräftigsten Reizmittel an; ja man hatte mir sogar während der stärksten Fieberkrisis innerhalb zwei Stunden zwei Flaschen Champagner eingeflösst, den ganzen Körper in Eis eingepackt und mit in Eiswasser eingetauchten Tüchern umwickelt. Ungeachtet die vier namhaftesten Aerzte fortwährend um mich waren, ungeachtet alles angewandt wurde, um den Eintritt des letzten Stadiums der Krankheit zu verhüten, war dies dennoch am

Nachmittag des vierten Tages erfolgt. Mit dem anhaltend eingetretenen schwarzen Erbrechen, das in einer caffeesatzartigen Ausleerung besteht, die eben die beginnende gänzliche Zersetzung der innern Theile ankündigt, gaben mich die Aerzte als rettungslos auf. Schon war der Athem und der Herzschlag nicht mehr bemerkbar und alle hatten das vom Tode heimgesuchte Zimmer verlassen. Da kehrt *Mr. Glaskott* nochmals in dasselbe zurück, legt mir nochmals die Hand auf's Herz, beugt nochmals das Gesicht zum Munde, und findet, dass noch Athem in mir ist. Die schleunigst zurückgerufenen Aerzte beginnen ihre Operationen von neuem, und plötzlich stürzt mir das Blut in einem solchen Grade aus Mund und Nase, dass es erst nach 6 Stunden gelingt, dasselbe zu stillen. Die Hoffnung zur Rettung war wieder im Bruder, in den Aerzten erwacht: »überlebt Ihr Bruder Mitternacht, so können Sie hoffen,« waren nach der Stillung der Blutungen die ersten tröstenden Worte des wackern und erfahrungsreichen *Doctor* Smith gewesen. Ich überlebte Mitternacht, und war so seit 20 Jahren der erste Fall in Georgetown, dass ein vom gelben Fieber bis zum schwarzen Erbrechen Befallener gerettet wurde.

Meinen freundlichen und sich aufopfernden Aerzten, deren vereinten Anstrengungen ich allein nächst Gott mein Leben zu danken habe, bleibe ich mein ganzes Leben hindurch verpflichtet. Wahrscheinlich wird Keiner von ihnen diesen Ausdruck des Dankes zu Gesicht bekommen, und doch drängt es mich, ihn auszusprechen. Schulde ich schon jedem einzelnen eine grosse Schuld, so vor allen dem mir so theuer gewordenen Landsmann, Dr. Koch aus Nürnberg, der sich im Jahre 1833 den damaligen burschenschaftlichen Untersuchungen durch die Flucht entzogen hatte, und sich mir in Georgetown als biederer und edler Deutscher bewies. Weder bei Tag, noch bei Nacht wich er von meinem Bette, bis er endlich die feste Ueberzeugung gewonnen, dass alle Gefahren hinter mir lägen. Durch ihn erfuhr ich auch, dass ich das gelbe Fieber gehabt — und dass ich es wirklich gehabt haben musste, davon überzeugte mich der erste Blick in den Spiegel, den mir Dr. Koch entgegen hielt, aus dem mir, nicht ich, — nein, — das konnte ich nicht sein! — sondern ein citronengelber, hohläugiger Kahlkopf in die staunenden, glanzlosen Augen sah; — selbst das Weisse des Auges hatte diese Färbung angenommen. Wie ich schon früher erwähnte, steht die Reconvalescenz in gleichem Verhältniss zu der fast gedankenschnellen Krankheitsentwickelung. Die bei dem Ausbruch der Krankheit fast fühlbar hinschwindende Lebensthätigkeit, steigert in gleichem Masse ihre schnelle Entwicklung, so wie die Krisis überstanden. Ungeachtet ich erst vollkommen wieder gehen lernen musste, in der ersten Zeit nicht einmal den Arm, geschweige den ganzen Körper von der einen Seite nach der andern bewegen konnte, war ich doch nach Verlauf von 4 Wochen wieder ziemlich zu Kräften gekommen, wozu neben meiner starken Constitution gewiss noch viel das so

wohlthuende und belebende Bewusstsein der allgemeinen Theilnahme, selbst von Seiten mir bisher noch Unbekannter, viel mit beitragen mochte. Jeden Morgen prangte mein Zimmer in dem frischesten, auserlesensten Blumenflor; die saftigsten Früchte lachten mir von allen Tischen in sauber geflochtenen Körbchen entgegen, und kaum war ich soweit wieder hergestellt, dass ich das Zimmer verlassen durfte, als auch jeden Abend die Equipage des Gouverneurs vor unserm Hause hielt, um anzufragen, ob ich ausfahren dürfe; — kurz, alles hatte sich vereint, mir es vergessen zu machen, dass ich unter einem fremden Himmel, unter nur entfernt Bekannten eine Krankheit überstanden, welche nur wenige überdauern möchten, die ihr in einem solchen Grade verfallen, wie ich es war.

Meine Krankheit hatte manches Herz zagen gemacht, namentlich aber das des Mr. Walton, des Zeichners der Expedition. Kaum hatte er erfahren, dass ich das gelbe Fieber hätte, als er auch Haus und Stadt eiligst mit einer entfernt liegenden Plantage vertauschte; und als ihn auch dieser Aufenthalt nicht vor einem leichten Klimafieber schützen konnte, da trat die klugberechnende Vorsicht an die Stelle der früheren unbesonnenen Reisebegeisterung, und so manches Gerücht, dass sich über die drohenden Gefahren unserer Expedition verbreitet hatte, reifte in ihm den Entschluss, so schleunig als möglich, das vor Gefahren und gelbem Fieber sichere England wieder aufzusuchen. Der Entschluss war gefasst, das Zureden meines Bruders vermochte nicht, die schon niedergeschriebene Resignation von der Abgabe an den Gouverneur zurückzuhalten. Obschon sich der Gouverneur von der Nothwendigkeit der Rückkehr nicht so ganz überzeugt hielt und daher auch auf keine Weise darauf eingehen wollte, namentlich da die Vorbereitungen zum Aufbruch jetzt ihrem Ende ziemlich rasch entgegen gingen, so vermochte mein Bruder doch letztern dahin, dass er die Entscheidung dem Ausspruch einer ärztlichen Commission überlassen möchte. Die Commission entschied glücklicherweise, dass Mr. Walton die Expedition ohne Gefahr seines Lebens nicht würde begleiten können, und so trennte er sich von uns, ohne je seine phantastischen Träume von den Waldscenerien eines tropischen Urwaldes verwirklicht gesehen zu haben. Mr. Walton hatte während seines Aufenthaltes ein einziges, kleines, landschaftliches Bild gemalt. Dieses Bild kostete dem Colonialministerium mehr als 300 £., denn das Ministerium zeigte sich so nobel, dass Mr. Walton nicht allein Hin- und Rückfahrt frei, sondern selbst noch bis zu seiner Ankunft in England die festgesetzte Gage ausgezahlt erhielt.

Monate mussten natürlich vergehen, bevor ein neuer Maler aus England eintreffen konnte, und die Expedition hätte ohne einen solchen aufbrechen müssen, wenn sich nicht ein junger Arzt des Colonialhospitals, Mr. Echlin, der zugleich gewandter Zeichner war, bereitwillig hätte finden lassen, uns in das Innere, nicht nur

als Zeichner, sondern auch als medizinischer Beistand so lange zu begleiten, bis der neuverlangte Maler aus London angekommen sein würde.

Noch mochten immer vier Wochen vergehen, bevor wir nach der Mündung des Orinoko aufbrechen konnten. Schon vor meiner Krankheit waren nicht allein von unserm wackern Landsmann, Herrn Bach, sondern auch von dem Besitzer einer der ausgebreitetsten Zuckerplantagen auf der Insel Wakenaam, in der Mündung des Essequibo, Mr. Arindell und seiner liebenswürdigen Frau die dringendsten Einladungen an mich ergangen, einige Zeit bei ihnen zuzubringen. Die Krankheit hatte mich bisher verhindert, diesen Aufforderungen Folge zu leisten; jetzt drangen meine Aerzte selbst darauf, dass ich die Stadt bis zum Aufbruch der Expedition verlassen sollte, damit ich die letztere im vollen Besitz meiner frühern Kräfte antreten könnte. So gerne ich auch zu Herrn Bach geeilt wäre, so wurde mir doch von den Aerzten Zeelandia als der gesundere Aufenthalt angewiesen, und ich musste ihnen folgen.

Der nächste Plantagen-Schooner Zeelandia's, der wöchentlich zweimal nach der Stadt kam, brachte mich schnell dorthin, wo ich von der freundlichen und herzlichen Familie Mr. Arindell's, Mrs. Arindell und Miss Ross, einer nahen Verwandten Mr. Arindell's, welche dieser nach dem Tode ihres Vaters, der Arzt auf der Insel Tortola gewesen war, zu sich genommen, da er selbst keine Kinder besass, freundlich und herzlich empfangen wurde.

Miss Ross war unbestritten die schönste Creolin, die ich noch gesehen; siebzehn Jahre alt, geistreich, mit einem sprudelnden Humor begabt, — was Wunder daher, dass unter der liebevollen Aufmerksamkeit, der mütterlichen Pflege der Mrs. Arindell und dem geschwisterlichen Verhältniss, das sich schnell zwischen mir und Miss Ross gestaltete und nach welchem ich bald vor ihr kein Geheimniss mehr im Herzen trug, meine Kräfte schneller wiederkehrten, als ich irgend geglaubt hatte hoffen zu dürfen. Gedankenschnell flogen die Tage in der fortwährenden Gesellschaft dieser Damen an mir vorüber, und wenn die Unterhaltung am Abend stocken wollte, brachte die reiche und ausgewählte Bibliothek diese schnell wieder in Fluss. Nur eins konnte das Ohr der Damen nicht vertragen, meine Aussprache des Englischen. Miss Ross erbarmte sich meiner und wurde meine Lehrerin, und nie hat wohl eine Lehrerin einen gelehrigeren Schüler, aber wohl auch kaum ein wissensdurstiger Schüler eine vollkommnere Lehrerin gehabt! — Ich machte riesenhafte Fortschritte in der Aussprache und musste es daher um so schmerzlicher beklagen, dass des Bruders Aufforderung zur Rückkehr nach Georgetown, mich hinderte die Erfahrung zu machen, ob Miss Ross auch so schnelle Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht haben

würde, in der ich sie zu unterrichten begann, als meine englische Aussprache ihr nicht mehr wie früher Ohrenreissen verursachte!

Was Mr. und Mrs. Arindell mir, dem Fremden, waren, das waren sie auch ihren Untergebenen, und ich muss gestehen, dass ich noch nie ein solch freundliches Bild zwischen Dienenden und Dienstgebenden hatte kennen lernen, wie es sich hier täglich, stündlich vor mir entfaltete.

Jeden Morgen und Abend versammelte sich die ganze Dienerschaft in der Stube der Mrs. Arindell, wo diese die Morgen- und Abendgebete las; wie sie auch mit dem Lehrer der Plantagen, da der frühere Prediger versetzt worden war, die sonntäglichen Andachten in der kleinen Kirche leitete, während Miss Ross den Gesang mit der Orgel begleitete.

Obschon die mütterliche Sorge der Mrs. Arindell mir es anfänglich auf keine Weise erlauben wollte, sie und Miss Ross auf ihren täglichen Morgenpromenaden, die stets zu Pferde stattfanden, zu begleiten, so konnte sie doch nach mehren Tagen dem Andringen meiner Wissbegier in Bezug auf Anlegung der Plantagen, ihres Culturbetriebes nicht länger widerstehen, und bald stand ein drittes gesatteltes Ross vor dem Hause. An der Seite der Damen begann ich meine ökonomischen und industriellen Wanderungen, bei denen ich mir wieder keinen bessern Lehrer hätte wünschen können. Miss Ross, obschon sie nur noch Anfängerin in der edlen Reitkunst war, sass doch so keck und sicher auf ihrer kleinen, muthigen Victoria, dass ich schon in der schönen Creolin, mit ihren schwarzen, funkelnden Augen und schwarzem Rabenhaar, bedeckt von dem breiten Strohhut, eine der Amazonen zu sehen glaubte, deren Reich wir erst auf unserer Reise nach dem Innern zu entdecken hofften. — Auf diesen Morgenritten lernte ich nicht nur die Insel selbst, sondern durch den *Manager* (Inspector) auch die einzelnen Processe beim Sieden des Zuckers und anderes dahin Einschlagende kennen.

Die ausgebreitete Plantage Zeelandia liegt unmittelbar auf der nördlichen Spitze der Insel Wakenaam, wodurch sie von dieser Seite her beständig von den Wellen des Oceans bespült wird und dem kühlenden Seewind ausgesetzt ist. Unweit der Landungsstelle erhob sich, auf einem saftigen Rasenplatze, umgeben von Gruppen der majestätischen Kohlpalme und mit Früchten überladener Orangenbäume, das freundliche, grosse, mit einer offenen Gallerie versehene Wohnhaus, das im Halbkreis von einer dichten Hecke des *Clerodendron inerme* und *Hibiscus rosa sinensis* eingeschlossen wurde. Das Haus des Inspectors, sowie auch die Vorraths- und Siedehäuser standen etwas entfernt von dem Wohnhause, an die sich westlich, längs den Ufern des Essequibo, im rechten Winkel in langer Reihe die weissen, freundlichen Wohnungen der auf der Plantage wohnenden arbeitenden Neger

anschlossen, die von dem weiten Laubdache der *Hura crepitans* (Lin.), der herrlichen *Aeschynomena*, *Erythrina*, *Bauhinia*, *Poinciana* und *Gardenia* umgeben und beschattet wurden. Die weiten und fruchtbaren Zuckerfelder u. s. w. lagen in Front der Wohnung des Besitzers.

Wie in allen nationalen und industriellen Beziehungen, so hat die Anwendung der Dampfkraft auch in dem Zucker-Siedungsprozess eine namhafte Veränderung und Vereinfachung hervorgerufen. Was früher eine Menge von Händen nicht bewältigen konnte, das verrichtet jetzt jene allein, und die wenigen Arbeitskräfte, die den Plantagenbesitzern die Gegenwart noch bietet, können durch den Beistand jener wenigstens unzersplittert auf die Verrichtung der Feldarbeit angewandt werden.

Obschon die Cultur des Zuckerrohrs und dessen Verarbeitung in den Siedehäusern im Allgemeinen bekannt ist, so weicht diese wie jene, je nach den verschiedenen Productionsländern, doch in mehren Punkten so wesentlich von einander ab, dass es vielleicht manchem Leser nicht uninteressant sein dürfte, wenn ich in einer flüchtigen Skizze die einzelnen Prozesse mittheile.

Nachdem das zu einem Zuckerfeld bestimmte Stück Land von allem Oberholz gereinigt und mit der Hacke und dem Spaten wohl durcharbeitet, mit Bewässerungsgräben versehen, in einzelne Beete getheilt, mit Dammbeeten (*parapets*), welche verhindern, dass das Wasser aus den Canälen in die Pflanzung treten kann, umgeben ist, werden quer über alle Beete in einer Entfernung von 4 bis 4½ Fuss, mit der Hacke parallele Furchen gezogen, die 1 Fuss breit und 9 Zoll tief sind. In diese Furchen steckt man alle zwei Fuss 3—4 *Tops*, die Spitzen alter Pflanzen, welche sich am besten dazu eignen, oder Schnittlinge, welche bei der Erndte von dem Endschaft des reifen Zuckerrohrs 15 Zoll lang mit 3—4 Knoten abgeköpft werden, neben einander und bedeckt sie 12 Zoll mit Erde, so dass nur 3 Zoll aus derselben hervorragen; es ist in Guiana bis jetzt noch nicht gelungen, die Pflanzen aus dem Saamen zu ziehen. Sechs oder acht solcher Reihen bilden ein Beet (*bed*), von denen jedes durch einen 1—2 Fuss breiten Graben von seinem Nachbar getrennt ist, welche alle in den schon früher erwähnten Ableitungskanal (*draining trench*) münden. Binnen vier Wochen schlagen die gepflanzten Stecklinge bereits aus, worauf die Erde um die jungen Pflanzen (*ratoons*) angehäufelt wird, indem man den Aufwurf einem Theil nach bis an die jungen Pflanzen heranzieht. Bei der darauf folgenden Reinigung vom Unkraut wird dann die noch übrige Erde gleichfalls hinzugenommen und an den Pflanzen aufgehäuft, um den Wurzeln eine recht tiefe Erdlage zu verschaffen. Im dritten Monat nach der Pflanzung setzt das junge Rohr schon neue Glieder (*Canes*) an; von da bis zum sechsten Monat muss dasselbe mit besonderer Sorgfalt rein gehalten und, um ihm Luft

zu machen, von den dürren Blättern gereinigt werden. Nach Verlauf von 10 Monaten hat das Rohr, namentlich bei neuen Anpflanzungen und noch unbenutztem Boden, seine Reife erhalten, und kann abgeschnitten und der erste *Crop* (Wuchs) geerndtet werden. Von dieser ersten Erndte an beginnt die Genealogie des Feldes, indem jede darauf folgende genau aufgezeichnet wird, so dass der *Manager* (Inspector) der Plantage stets Rechenschaft geben kann, ob die Anpflanzung in ihrem ersten oder achtzehnten Lebensjahre (*Crop*) steht. Ist dieses erreicht, so wird das Stück mit neuen Tops oder Stecklingen bepflanzt und es beginnt wieder ein neues Register. Der erste Wuchs (*Crop*) ist jederzeit der an Zucker reichhaltigste. Nach der Fruchtbarkeit des Bodens variirt auch das Zuckerrohr in seiner Grösse. In einem jungen, feuchten Boden erreicht es oft die Höhe von 10—16 Fuss, während es in einem trocknen, kalkartigen Boden selten die Länge von 6—10 Fuss übersteigt. Bald nach eingebrachter reifer Erndte beginnt der Wurzelstock neue Schösslinge für die folgende Erndte zu treiben. Im fetten Boden und bei guter Wartung und Pflege kann die ursprüngliche Pflanze selbst 18 Erndten liefern. Der Boden erhält keinen andern Dünger, als den sich durch den Blätterabfall von selbst erzeugenden. Das fortwährende Behacken und Reinigen vom Unkraut, wie auch der Schösslinge der bei dem Ausroden des Oberholzes in der Erde zurückgebliebenen Wurzelstücke, besonders der *Cecropia peltata* (Lin.), die in Folge ihres sich weit hin verbreitenden Wurzelreichthums der grösste Feind der Plantagen ist, indem sie nicht nur den Boden aussaugt, sondern, sollte auch nur ein fingerlanges Stückchen der Wurzel in der Erde zurückbleiben, dieses von neuem austreibt, und sich auch durch die grosse Keimfähigkeit ihres Saamens bedeutend in den Zuckerfeldern vermehrt, ist die Hauptarbeit, da sie nur durch Menschenhände verrichtet werden kann. Je nach der Natur des Buschwerkes und der Grösse der Bäume, die eine zum Ackerbau bestimmte Strecke trägt, belaufen sich die Kosten für die Urbarmachung eines englischen Ackers auf 70—100 Dollars. Zwei rüstige Arbeiter können drei cultivirte Acker vollkommen in Stand erhalten, und dabei auch noch die Erndte einbringen, ohne sich übermässig anstrengen zu müssen. Nach der allgemeinen Erfahrung ist ein tiefer, reicher Thonboden, vermischt mit Sand oder Kies und zersetzten Vegetabilien, so wie ein lehmiger, versetzt mit verrotteten vegetabilischen Stoffen, für den Zuckerbau am geeignetsten. In solchem Boden ergiebt sich aus dem Ertragsquantum von 12 Jahren, gute und durch ungünstige Witterung herbeigeführte schlechte Erndten zusammengerechnet, auf einen Acker im Durchschnitt eine jährliche Ausbeute von 2½ Tonnen Zucker, 250 Gallonen (Gallon = vier englische Quart) Syrup und 100 Gallonen Rum (34° über Probe).

Ein in seinen Witterungsverhältnissen mässig feuchtes, aber dennoch heisses Jahr, in welchem das Thermometer zwischen 80 und 92° Fahrenheit bei vorherrschenden Süd- und Ostwinden abwechselt, wird allgemein als die den Zuckerrohrerndten günstigste Witterung angenommen, während sich eine niedrigere Temperatur, vorherrschende Nord-, Nordwest- und Nordostwinde, und eine ungewöhnlich heisse und trockne Witterung diesen als höchst nachtheilig herausgestellt hat. Die für den Gewinn des Zuckers günstigste Periode in der Entwickelung des Rohrs tritt unmittelbar nach der Blüthe ein.

In den grösseren und rationell bearbeiteten Plantagen wird alle Jahre ein Sechstel der ganzen in Cultur genommenen Fläche neu bepflanzt und die Haupterndte im Januar, Februar und März, oder auch in den vier letzten Monaten des Jahres eingebracht; für die Qualität des Zuckers haben sich die Monate October, November, December und Januar als die günstigsten herausgestellt. Das Auslage-Capital, um einen Acker in gutem Culturzustand zu erhalten, verbunden mit der Fabrikation des Ertrags, beläuft sich durchschnittlich auf 80—90 Dollars.

Nachdem das reife Zuckerrohr abgeschnitten ist, bringt man es auf sogenannten *Punts* nach der Mühle, wo es zwischen drei eisernen Cylindern, die sich durch Dampfkraft um ihre Axe drehen und in Form eines Dreiecks so über einander stehen, dass ihre Flächen sich ziemlich berühren, so ausgepresst wird, dass schon beim ersten Durchgang aller Saft, den es enthält, in eine unter den Cylindern befindliche Cisterne fliesst, aus der er vermittelst einer Pumpe in einen höher stehenden Bottich geschafft wird. Das ausgepresste Rohr (*Megass*) fällt in einen Karren, der, nachdem er damit gefüllt, vermöge einer einfachen Vorrichtung durch die Maschine auf Schienen nach den grossen Schuppen (*Megass-logies*) zum Trocknen gebracht wird, um es dann zum Feuern der Siedekessel zu benutzen.

Ist der Bottich gefüllt, so wird, um die Abscheidung der gröbern vegetabilischen Theile zu befördern, eine Quantität ungelöschter Kalk in die Masse geworfen und diese dann in die Siedekessel geleitet, was jedoch ungemein schnell geschehen muss, da der Saft schnell in Gährung übergeht, ein Prozess, den man jedenfalls zu verhindern hat. An den Brandmauern zieht sich in absteigender Grösse eine Reihe von 4—5 Kesseln hin, um dem aus dem Bottich nachströmenden Saft in dem ersten, im zweiten Kessel u. s. f. durch Ausschöpfen Platz zu machen. In dem letzten und kleinsten der Kessel wird der Saft bis zur Syrupsconsistenz verdickt und von da in die Abkühle (*Trays*) oder *Vacuumpan* geleitet. Der während des Siedeprozesses aufsteigende Schaum fliesst in einer Rinne ab, die zum Destillirhause führt. Die jetzt allgemein gewordene *Vacuumpan* befindet sich entweder unmittelbar den Kesseln gegenüber oder etwas entfernter davon, in

welchem letzteren Falle der Syrup durch Pumpen in dieselbe übergeführt wird. Nachdem sich in dieser der Zucker vollkommen in einzelne Krystalle abgesondert, wird die, noch mit der flüssigen, nicht krystallisationsfähigen Melasse vermischte Krystallmasse in grosse, viereckige, eiserne und luftdichte Kasten übergeführt, bei denen sich ungefähr in einem Drittel der Höhe vom Boden des Gefässes ein zweiter, enger Drathboden durchzieht, auf welchen jene Masse auffliesst. In dem untern, leeren Raum münden sich zwei Luftpumpen, durch welche nach der Füllung des obern Raumes die untere Luftschicht durch die Dampfmaschine ausgepumpt und dadurch in der kürzesten Zeit zugleich die ganze Melasse von dem oberhalb liegenden Zucker fast vollkommen rein ausgezogen wird, die in eine nahe Cisterne abläuft. Durch diese vielfachen Verbesserungen und Vereinfachungen des ganzen Siedeprozesses werden allein an der Zeit zwölf Dreizehntel erspart, da gegenwärtig der ganze Prozess, welcher früher neben der ungetheilten Aufsicht und Arbeit acht Tage in Anspruch nahm, in funfzehn Stunden beendet ist. Nachdem die Melasse ausgezogen, wird der rohe Zucker sogleich in *Hogsheads* gepackt, ohne dass die Fässer mit Löchern versehen zu werden brauchen, indem keine Melasse zwischen den Krystallen zurückgeblieben ist. Die Kapitaine nehmen daher diesen Zucker viel lieber, als den nach der frühern Methode krystallisirten, bei dem während der Reise täglich die ablaufende Melasse aus dem Schiffsraum, in welchen sie aus den mit Löchern versehenen Fässern absickert, ausgepumpt werden muss, was bei grossen Schiffen durchschnittlich des Tages eine Stunde Zeit wegnimmt. Nachdem die aus dem eisernen Kasten in grosse Cisternen abgelaufene Melasse und der Schaum die Gährung beendet, wird das Ganze in das Destillirhaus gebracht.

Die rationell eingerichtete und rationell bewirthschaftete Zuckerplantage Windsor Castle an der *Arabian-coast* von 750 Acker Land mit den dazu gehörigen Gebäuden und Betriebsmaterial hatte, gerichtlich abgeschätzt, folgenden Werth und verlangt die beigefügte Eintheilung des Landes:

411	Acker zu Zuckerrohr cultivirtes Land, der Acker zu 200 Dollars:	82,200 Doll.
40	〃 zum Bau der Plantains und Cocosnüsse, 〃 〃 84 〃	3,360 〃
250	〃 für spätere Cultur eingeteicht, aber noch nicht gereinigt, der Acker zu 30 Dollars	7,500 〃
3	Stück *Megass-logies*, mit den dazu gehörigen Blockwagen und Schienengängen	14,000 〃
	Dampfmaschine und Dampfmühlenhaus nebst Saftgefässen etc. . .	18,000 〃
	Siedehaus mit Kesseln, Klärern, Kühlern etc.	18,200 〃
	Inspectorwohnung, Melassecisternen, Destillirräume, Destillations-Apparate	16,000 〃

Boote und Rohrpunts	2,000 Doll.
Verladungshaus und andere Räumlichkeiten, Krahn etc.	1,600 "
Brücken, Schleusen u. s. w	2,660 "
Viehstand	1,500 "
Arbeiterwohnungen	24,000 "
Wohnhaus und Comptoir	5,000 "
Hospital für die kranken Arbeiter	1,000 "
Böttcher- und Zimmerschuppen, so wie Vorrathshäuser	2,500 "
Gesammtwerth	199,520 Doll.

Der Besitzer würde jetzt kaum 40,000 Dollars dafür erhalten.

Ein vom leisen Seewind bewegtes, hin und her wogendes Zuckerfeld bildet ohne Zweifel eines der freundlichsten Landschaftsbilder; — noch freundlicher und imposanter gestaltet es sich aber, wenn es von den herrlichen Pisangfeldern, mit ihren riesigen, saftgrünen Blättern umschlossen wird und so vor das Auge des Beschauenden tritt. Fast auf jeder Plantage wird auch der Pisang (*Musa paradisiaca*) cultivirt, der vor der Emancipation der Hauptbestandtheil der Sklavenkost war. Die Stelle, welche in Europa die Kartoffel in der Nationalökonomie einnimmt, füllt in Westindien der Pisang aus. Wenn jene erst von ihrer Reife an, so wird dieser bereits in der Hälfte seiner Entwickelung in allen Formen und unter den verschiedenartigsten Zubereitungen genossen. Halbreif aus der Schale genommen, auf Kohlen geröstet und dann mit Butter gegessen, vertreten sie beim Frühstück die Stelle des Brodes; in halbreifem Zustand mit Gewürz und Fleisch gekocht, bieten sie ein sehr schmackhaftes Gemüse. Haben sie ihre volle Reife erlangt, was ihre gelbe Farbe anzeigt, dann werden sie sowohl zu Gemüsen verwandt, als auch roh gegessen; doch sind sie in diesem letztern Zustand den Europäern keinesweges dienlich, da sie bei ihnen leicht die Ruhr hervorrufen. Getrocknet und pulverisirt geben sie ein herrliches Mehl zu Puddings.

Auch die Pisangs werden aus jungen Schösslingen (*suckers*) gezogen, da, wie bei dem Zuckerrohr, der Saame nicht zur vollkommenen Keimfähigkeit gelangt. Schon nach 10—11 Monaten liefert der junge Schössling reife Früchte, von denen einzelne Büschel häufig eine Schwere von 60—70 Pfund haben, und es sind mir eine Menge Fälle mitgetheilt worden, in welchen man 30,000 Pfund Pisang von einem Acker erndtete. Da jeder Schaft nur einmal trägt, so wird dieser bei der Erndte zugleich mit umgehauen, um den jungen Trieben, von denen man etwa 3—4 stehen lässt, den ganzen Saft des Wurzelstockes zuzuführen.

Die Cultur des Pisangs verlangt nur wenig Sorgfalt. Ein ein- oder zweimaliges Reinigen des Feldes vom Unkraut und das Umhauen des Schaftes mit den reifen Früchten sind die erforderlichen Arbeiten. Die *Musa sapientum*, Banane, wird

weniger häufig gezogen und meist nur in reifem Zustande genossen; auch sie gelangt in einem Zeitraum von 9—10 Monaten zur Reife, ist dann aber, wenn die einzelne Frucht nicht aufgeschnitten und an der Sonne oder im Backofen getrocknet worden, leicht der Fäulniss unterworfen. Der Stamm der Banane ist kürzer und gedrungener, als der des Pisangs, wie sich auch die Früchte bei ihrer Reife durch eine braunröthliche Färbung und gedrungeneren Wuchs von denen des letzteren unterscheiden. Unter andern Spielarten zeichnet sich vor allen die *Musa Cavendishii* (Paxton), *chinensis* (Sweet), eine Zwergabart, vermöge ihres kräftigen Wuchses aus.

Seit einigen Jahren hat sich eine höchst merkwürdige Krankheit in den Musapflanzungen eingestellt, die diesen namentlich dadurch höchst gefährlich geworden, dass sie sich in einem so hohen Grade als ansteckend herausgestellt, dass, so wie ein Schaft davon ergriffen wird, die ganze Pflanzung nachfolgt und dadurch untergeht. Leider hat man gegen dieses Uebel, »*the Worm*«, wie es von den Colonisten genannt wird, noch keine Gegenmittel finden können.

Wird die Pflanze von der Krankheit ergriffen, so verräth dies augenblicklich ihr Aeusseres, worauf man die ganze Pflanzung niederhaut, um die weitere Verbreitung nach andern Anpflanzungen zu verhindern. Die Krankheit selbst geht von den innersten Gefässbündeln aus, die eine bräunliche mit einer Menge schwarzer Punkte untermischte Färbung annehmen. Bald hat sich die Zersetzung der Säfte dem ganzen Schafte und den Früchten mitgetheilt. Das Wachsthum der Pflanze wie der Früchte stockt, und ein harziger Ausfluss macht die letztern vollkommen ungeniessbar. Soll an demselben Orte eine neue Anpflanzung angelegt werden, so müssen die Schösslinge von einer gesunden Pflanzung dazu benutzt werden, da die Erfahrung gelehrt hat, dass selbst den Schösslingen bereits der Krankheitsstoff von der Mutterpflanze mitgetheilt wird. Leider war mein Aufenthalt zu kurz, um mich genauer von der eigentlichen Ursache überzeugen zu können; meiner Ansicht nach wird die ganze Erscheinung durch einen parasitischen Schimmel hervorgerufen, der seinen Grund in den durch den gegenwärtigen Culturzustand veränderten chemischen Bodenverhältnissen hat. Vor zehn Jahren gehörte diese Calamität noch zu den vollkommen unbekannten, hat aber in der Gegenwart bereits eine solche Bedeutung erhalten, dass es zur ernsten Pflicht für die Besitzer wird, die Ursachen auf wissenschaftlichem Wege untersuchen zu lassen.

Da sich die Besitzer der grössern Plantagen meistentheils in England aufhalten, so ist die Oberleitung derselben fast durchgängig einem Inspector (*Manager*) übertragen, der die ganze Cultur der Pflanzung, sowie alle innern und äussern Geschäfte zu leiten hat. An diesen schliessen sich die Verwalter (*Overseer*) an, die, je nach der Grösse der Plantage, mehr oder minder zahlreich

angenommen werden und mit unsern Verwaltern ziemlich übereinstimmen, da sie meistentheils aus jungen Leuten bestehen, die den Plantagenbau und den Betrieb derselben gründlich erlernen wollen. Diesen folgen die *Headsmen*, welche aus den tüchtigsten Arbeitern gewählt werden, und unter deren specieller Aufsicht die Arbeit auf dem Felde wie in den Gebäuden geschieht. Oft hat eine Plantage sechs bis acht solcher *Headsmen*. Wegen der allgemein bekannten Trägheit der Neger wird jetzt die Arbeit auf den Feldern nur accordweise verdungen; die in den Siedehäusern und auf dem Gehöfte beschäftigten erhalten dagegen Tagelohn, da sie dabei nicht früher fest angestellt werden, als bis sie durch längere Erfahrung ihre Thätigkeit bewiesen haben. Jeder Arbeiter, der auf einer Plantage angenommen wird, erhält freie Wohnung, freien ärztlichen Beistand und freie Medizin, und je nach der Zahl der Familienmitglieder ein bestimmtes Stück Land zur Erzielung seines häuslichen Bedarfs, oder wöchentlich eine bestimmte Quantität Pisangs. Ist die Plantage irgend bedeutend, so ist der Besitzer auch verpflichtet, auf seine Kosten einen Schullehrer für die Kinder der Arbeiter zu halten. Sind die Besitzungen dagegen unbedeutend, so wird gewöhnlich von drei bis vier benachbarten Plantagen ein gemeinschaftlicher Lehrer angestellt, wie auch mehrere Besitzungen einen gemeinsamen Prediger und eine gemeinsame Kirche besitzen.

Dies möchte in kurzem das Wissenswürdigste von dem sein, was ich während meines Aufenthalts auf der Zuckerplantage »Zeelandia« aufzeichnete.

In den freundlichen und reichen Fruchtgärten zogen namentlich die herrlichen Brodfruchtbäume (*Artocarpus incisa* und *integrifolia*) meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und ich halte es nicht am unrechten Orte, wenn ich hier eine flüchtige Skizze ihrer Einführung aus Asien und von den Inseln des stillen Oceans nach den westindischen Inseln beifüge.

Obschon bereits Kapitain Dampier im Jahre 1688 die ersten Nachrichten über den Brodfruchtbaum nach Europa gebracht, so war diese Kunde doch unbeachtet gelassen worden, bis sie der Begleiter Cook's, der berühmte Dr. Solander, mit glänzenden Farben wieder auffrischte. Der Gedanke, Brod ohne alle Arbeit, als freiwillige Gabe der Natur zu empfangen, reichte hin, um die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; ja er begeisterte selbst später einen Byron! Bald gingen von den westindischen Colonien Petitionen an Georg III. ein, den Baum auf Staatskosten in allen Colonien einführen zu lassen, deren Klima seine Cultur erlaube.

»*The Bounty*«, ein Regierungsschiff von 215 Tonnen Gehalt, wurde unter dem damaligen Lieutenant Blight, der Cook auf seiner letzten Reise begleitet hatte, nach Otaheiti ausgerüstet, um junge Pflanzen von dort zu holen. Ein grosses Gemach zwischen den Decks war zur Aufnahme der Pflanzen vollständig hergerichtet,

mit grossen Luken und Luftzügen versehen, wie sich zugleich eine Menge grosser Kasten mit doppeltem Boden durch den Raum zogen, in welche die Pflanzen gesteckt werden sollten, während das überflüssige Wasser in den untern Bodenraum ablief, um die Stockung der Wurzeln zu verhüten. Ende December 1787 konnte das Schiff die Reise nach den Gesellschafts-Inseln antreten. Bei Cap Hoorn nöthigten Lieutenant Blight die widrigen Winde, nach dem Cap der guten Hoffnung zu segeln, um von dort aus die Gesellschafts-Inseln von Neu-Holland her zu erreichen, was endlich auch am 10. October 1788 geschah. Am 3. April 1789 waren 1015 lebende Pflanzen in die auf dem Schiffe bereiteten Beete eingepflanzt. Den 4. April lichtete die *Bounty* die Anker und trat ihren Rückweg an. Bereits am 28. April aber brach eine Meuterei aus, welche schon auf Otaheiti unter der Mannschaft der *Bounty* vorbereitet worden war. Lieutenant Blight wurde im Schlafe überfallen und geknebelt, und wer nicht zu den Meuterern übertreten wollte, aufgefordert, sich neben diesen zu stellen. Achtzehn von der sechs und vierzig Personen starken Mannschaft blieben ihrem Eide treu. Das lange Boot wurde in die See gelassen und dreizehn von den Letzteren nebst Lieutenant Blight gezwungen, selbes zu besteigen; vier behielt man zurück, ohne dass sich ein Grund dafür auffinden liesse, weshalb. Lieutenant Blight sagt in seinem Bericht über diese Meuterei: »Man wird mich fragen, welches die Beweggründe zu dieser That gewesen? Ich kann sie nur einzig und allein darin finden, dass sich die Meuterer wahrscheinlich schmeichelten, unter den Bewohnern Otaheiti's ein glücklicheres Leben führen zu können, als in England.«

Nachdem man den 14 Ausgesetzten 150 Pfund Brod, einige Breter, etwas Wein, Rum, einen Quadranten und Compass vom Schiffe gereicht, wandte sich das Schiff und überliess sie ihrem Schicksal. Ungebeugt und muthig traten sie ihre Reise an, und erreichten glücklich Tofoa, eine der Freundschafts-Inseln. Die Feindseligkeit der Bewohner veranlasste sie jedoch wieder zur schnellen Flucht. Bald hatten sie Neu-Holland erreicht, von wo sie sich nach dem östlichen Archipel wandten und nach unsäglichen Beschwerden bei der holländischen Niederlassung Coupang auf der Insel Timor landeten. Der holländische Gouverneur gewährte ihnen jeglichen Beistand und vermittelte die Ueberfahrt Blight's und seiner Gefährten nach England, wo dieser sofort zum Capitain und Commandanten des königlichen Schiffes »*the Providence*« ernannt wurde, das man auf das schleunigste zur Wiederholung der Reise ausrüstete.

Den 3. August 1791 ging die »*Providence*« in Begleitung des »*Assistant*« unter Segel. Am 9. April 1792 erreichten beide Schiffe glücklich Otaheiti und am 17. Juli waren 1281 Kübel und Gefässe mit gesunden Pflanzen an Bord gebracht; das Schiff verliess die Insel und landete nach mancherlei Gefahren zwischen Neu-

holland und Neuguinea am 2. October bei Couzang, um die bereits auf dieser Strecke abgestorbenen Pflanzen durch neue zu ersetzen. Den 17. September warf es vor Sct. Helena die Anker, wo Capitain Blight auch noch andere Fruchtbaumarten, so unter andern die Akee (*Blighia sapida*), aufnahm.

Am 23. Januar 1793 erreichte dieser Sct. Vincent, liess hier 333 Brodfruchtbäume und 211 andere Fruchtbäume zurück, und nahm dafür ungefähr 500 tropische Pflanzen für den botanischen Garten in *Kew* auf. Von Sct. Vincent wandte er sich nach Jamaica, wo er ebenfalls 347 Brodfrucht- und 276 andere Fruchtbäume abgab. Ebenso führte er auch der Insel Grand-Cayman und andern den neuen Zögling zu, und landete endlich am 2. August 1793 in England.

Ungeachtet aller angewandten Mühe, aller überstandenen Gefahren, denen man bei der Einführung des Brodbaums unterworfen gewesen war, ungeachtet der schmeichelhaften und sanguinischen Hoffnungen, die man auf die Cultur des Baumes gesetzt, hat die Folgezeit denselben doch keineswegs entsprochen. Der Pisang und die Banane haben durch ihn nicht ersetzt, und diese daher auch nicht verdrängt werden können, da sich die Neger nur im äussersten Nothfall zu seinen Früchten als Nahrungsmittel wendeten.

Bald konnte ich in der Begleitung meines lieblichen Cicerone meine Excursionen auf der Insel weiter ausdehnen, durch deren Urwald nach allen Seiten hin fahrbare Wege ausgehauen waren, um eine geregelte Communication zwischen den verschiedenen Plantagen auf der Insel herzustellen.

Es waren Stunden des reinsten Genusses, die ich hier durchlebte, wenn wir nach eingetretener Ebbe längs der von der See bespülten und dem kühlen Seewind ausgesetzten Küste unter belehrenden gegenseitigen Gesprächen hinritten, dann in die halbdunkeln Schattenwege des Urwaldes einbogen, und minutenlang den leichten Bewegungen des feenhaften *Aërnauta Nestor*, des herrlichen *Aërnauta Leilus*, *Aeneas*, *panthonus*, *Anchyses*, *phorbanta*, *Hector*, *Protesilaus* bis zum kleinen *chorineus* zusahen, deren glänzender Flügelschlag in ununterbrochener Abwechselung vom schimmernden Metall bis zum dunkelsten Indigoblau, vom brennenden Carmin bis zum gesättigten Roth oder vom hellsten Smaragdgrün bis zum saftigsten Dunkelgrün in den brennenden Strahlen der Sonne schillerte, indess sie sich in beständigem Jagen über den rothen Blüthenteppich der herrlichen *Securidaca volubilis* (Lin.) hinbewegten. Hier fand ich auch die ersten wildwachsenden Ananas mit 5—6 Fuss langen Blättern, die so dicht in einander verwachsen waren, dass sie vollkommen undurchdringliche Hecken bildeten. Die Früchte sind meist nur drei oder vierbeerig, dafür aber ausnehmend süss und aromatisch.

Die Fauna zeigte sich ziemlich übereinstimmend mit der in der Nähe der Stadt.

Nichts aber zog mein Interesse in solchem Masse auf sich, als eine förmliche Colonie des *Cassicus persicus* (Daud.), zu deren Anlegung ein ungemein grosser *Bombax globosum* in der Nähe meiner Stubenfenster gewählt worden war.

Noch nie hatte ich ein solches Treiben und Geschrei unter Vögeln wahrgenommen. Die ganze Bewohnerschaft des gewaltigen Baumes war eben damit beschäftigt, ihre beutelförmigen Nester auszubessern und neue zu bauen. Die Eigenheit, dass der genannte Vogel die Stimmen aller um und neben ihm schreienden und singenden Vierfüssler und Vögel täuschend nachahmt, hat ihm den Namen »*Mocking-bird* (Spottvogel)« erworben. Es kann kaum einen unruhigeren und lärmenderen Sänger geben, als diesen Spottvogel. Schweigt die ihn umgebende Thierwelt, so stimmt er seinen eigenen Gesang an, der etwas ganz Angenehmes hat. Plötzlich lässt vielleicht der Toucan seine hohle Stimme erschallen und der Cassicus wird zum Toucan. Die verschiedenen Spechte werden laut, der Spottvogel wird zum Specht. Blöken die Schafe, so ist er um die Antwort eben so wenig verlegen; wird aber einige Secunden hindurch keine andere Stimme laut, dann fällt er wieder in seinen ihm eigenthümlichen Gesang ein, bis dieser vielleicht von dem Geschrei der Truthühner oder dem Geschnatter der Enten auf dem Gehöfte unterbrochen wird, und er augenblicklich als Truthahn oder Ente auftritt.. Diese Nachahmungssucht ist zugleich von so sonderbaren Bewegungen und Drehungen des Kopfes, des Halses und des ganzen Körpers begleitet, dass ich oft in helles Lachen über den so redseligen und sich zierenden Vogel habe ausbrechen müssen. *Cassicus haemorrhus* (Daud.) lebt fast durchgängig mit *persicus* auf einem Baume zusammen, wo ihre Nester in brüderlicher Eintracht neben einander hängen. Die Nachahmungsgabe geht ersterem aber gänzlich ab. Nach der Brütezeit trennen sich beide Species von einander, und jede fliegt in abgesonderten Heerden. Der *Icterus xanthornus* (Daud., Plantain-bird) ist ebenso häufig. Auch er hängt sein aus zarten Grashalmen verfertigtes, beutelförmiges Nest an Sträucher und Bäume auf. Sein schnell endender Gesang hat etwas ungemein Sanftes und Klagendes, während die Stimme des *Icterus icterocephalus* (Daud.) nur in einem Zwitschern besteht. Der angenehmste Sänger aber war unstreitig ein Zaunkönig (*Tryothorus*), der eben so sehr die Nähe der Menschen sucht, als diese ihn wegen seiner lieblichen Stimme lieben und hegen, weswegen man auch unter die Dächer der Gallerien und Portikos hier und da leere Flaschen aufhängt, die schnell von dem herrlichen Sänger als Wohnung in Besitz genommen werden. Ihr melodischer Gesang begrüsst die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne und begleitet sie, bis sie am fernen Horizont in die nasse Fluth tauchen. Die Thierchen werden zugleich so zahm, dass sie durch die offenen Fenster in die Stube kommen und, auf dem Fensterbrett sitzend, dem Bewohner ihr liebliches Liedlein vorsingen. Merkwürdig, dass hier

wie in andern Ländern die Natur nach gleichen uns unbekannten Grundsätzen, den Vögeln, welchen sie ein glänzendes Gefieder verlieh, eine schöne Stimme versagte, und denen, welchen sie diese gab, jenes entzog!

Da mir Mrs. Arindell mitgetheilt, dass sich schon seit einiger Zeit zum grossen Nachtheil ihres Hühnerhofes in dem Abzugsgraben, der sich unmittelbar hinter jenem herzog, ein Paar Alligatoren eingefunden, so trieb mich nicht nur die Neugier, diese gefrässigen Bursche in der Nähe zu sehen, sondern auch meine Jagdlust, nicht eher zu rasten, als bis ich die gefährlichen Gäste der Madame Arindell im Triumph zu Füssen gelegt. So schlau und vorsichtig sie auch waren, gelang es mir doch endlich, beide Räuber, es war *Alligator punctulatus* (Spix.), zu überlisten. Keiner von ihnen war länger als vier Fuss, aber mit einer solchen Lebenszähigkeit begabt, dass es uns erst, obschon ich beide mit Büchsenkugeln durch die Augen geschossen hatte, nach langer Zeit gelang, sie vollends zu tödten, namentlich, da ich nicht gern die Haut beschädigt wissen wollte. Die Neger baten sich das Fleisch aus, das sie als sehr zart und wohlschmeckend priesen.

Unter den Hausthieren erregten besonders die Schafe meine Verwunderung, da ich in der kleinen Heerde, welche auf jeder Plantage des Fleisches wegen gehalten wird, eher Ziegen als Schafe vermuthet, denn das Wollhaar hatte sich vollkommen in das glatte und straffe Ziegenhaar verwandelt, weshalb man sie auch unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Colonie schiert, um wenigstens eine Schur von ihnen zu erhalten.

Unter diesen herrlichen Umgebungen, in dieser freundlichen und anziehenden Familie, waren die fünf Wochen meines Aufenthalts schneller als ein Traum an mir vorübergeflogen, als eines Morgens mein Bruder in Begleitung eines Herrn King, Superintendent des Barime- und Essequibo-Districts, unerwartet in mein Zimmer traten, um mich zu einem kleinen Ausflug nach Bartika-Grove, einer Missionsstation am Essequibo, abzuholen, wo der Bruder einige der Farbigen, die in der Nähe der Mission wohnten, und die ihn bereits auf seinen frühern Reisen als Bootsleute begleitet hatten, auch zu der Begleitung nach der Mündung des Orinoko zu bewegen suchen wollte. Meine nothdürftigsten Sachen waren schnell zusammengepackt, und schon nach einigen Stunden winkten wir vom Schooner aus den an der Küste zurückbleibenden Bewohnern unsern Abschied zu. Das Fahrzeug, welches mein Bruder benutzte, und das eben nach Bartika-Grove fuhr, um dort Granit zu laden, gehörte einem Landsmann, Mr. Spamann, der schon seit 40 Jahren in der Colonie lebte und sich ein ziemlich ansehnliches Vermögen erworben hatte; — leider aber hatte der arme Deutsche seine Muttersprache fast ganz verlernt, denn er sprach sie nur noch so gebrochen, dass ich eher alles andere, als einen Deutschen in ihm vermuthet hätte.

Vor die zwanzig Miles breite Mündung des Essequibo legen sich, gleichsam als Wache, die drei grossen bewaldeten Inseln Leguan, Wakenaam und Tiger-Island, die alle drei mit Zuckerplantagen bedeckt sind. Leguan, welche sich an dem östlichen Ufer hinzieht, ist ungefähr zwölf Miles lang, und enthält 24 Zuckerplantagen. Gegen das westliche Ufer lagert sich Wakenaam, 9 Miles lang und 3 Miles breit, mit 18 Zuckerplantagen, und etwas mehr nordwestlich, zugleich auch dem westlichen Ufer näher, erhebt sich die kleine Insel Tiger-Island mit 3 Zuckerplantagen.

Die eintretende Fluth trieb uns langsam auf dem Kanal zwischen Wakenaam und Tiger-Island den stolzen Strom aufwärts, bis sich plötzlich an der südlichen Spitze von letzterer ein förmlicher Inselarchipel vor meinen staunenden Blicken ausbreitete. Zunächst an diese, nur durch einen Kanal getrennt, schliesst sich die Parrots-Insel, während sich die funfzehn Miles lange Hog-Insel ziemlich an Wakenaam anreiht. Hog-Island ist nur an ihrer nördlichen Spitze bebaut. Oestlich von Hog-Island lagert die grosse und kleine Fort-Insel, die während der holländischen Herrschaft den Mittelpunct des gesammten Handels der Colonie bildete, jetzt aber nur noch von einigen Farbigen bewohnt wird, welche ihre bescheidenen Hütten unter und in den Ruinen des frühern stolzen Forts errichtet haben. Westlich von Hog-Island zeigt sich die grosse und kleine Truly-Insel, die ihren Namen von der *Manicaria saccifera* (Gärt.) erhalten hat, welche die Colonisten Truly-Palme nennen; auf der grossen Truly-Insel befinden sich ebenfalls einige Plantagen. Unmittelbar an die Truly-Inseln schliesst sich eine förmliche Kette kleiner Eilande, unter denen ich nur Buria-banalle, Kuketritte-kute, die grosse und kleine Lulu, so wie Mawuwe-kute namhaft mache. Am östlichen Ufer dagegen, nahe den Fort-Inseln, sind Kuaepaluri, Kakatiri und Quatte-banaba die wichtigsten. In seinem unteren Bereiche fliessen dem stolzen Strome nur auf dem westlichen Ufer eine Menge kleiner Nebenflüsse zu, unter denen der Capouje, Itterbiesje, Supinaam, Arocari, Werri-Werri und Abonacari oder Groote-Creek die ansehnlichsten sind.

Erst nachdem wir die grosse und kleine Lulu-Insel im Rücken hatten, wurden uns die beiden Ufer in weiter Ferne sichtbar, die aber immer noch acht Miles von einander entfernt lagen. Da wir uns fortwährend in der Mitte des Stromes hielten, liess mich der dunkle Saum der spiegelglatten Wasserfläche wohl die üppige Lanbmasse ahnden, nicht aber die verschiedenartigen Genera und Species unterscheiden, aus der sie gebildet wurde. Nur die mit den himmelanstrebenden Essen der Siedehäuser wetteifernden Palmen, wie *Maximiliana*, *Guilielma*, *Oreodoxa* und die schlanke *Leopoldinia* ragten mit ihren gefälligen Kronen hoch über die dunkle Masse empor und unterschieden sich auch aus der Ferne durch ihre markirten Wedelformen.

Da wir keinen günstigen Wind hatten, mussten wir bei eintretender Ebbe den Anker fallen lassen, um die nächste Fluthzeit abzuwarten. Der Fluss glich hier einem mit zahlreichen, waldigen Inseln übersäeten Binnensee, denn die hinter uns liegenden Inseln hatten sich so in einander geschoben dass die Mündung vollkommen verdeckt war. Die Menge hoher Essen, die sich an einzelnen Stellen über die üppige Vegetation des Tropenwaldes erhoben, und die schaffende Hand des Menschen verriethen, verliehen der uns umgebenden Landschaft einen unendlichen Reiz, wie zugleich einen Charakter, den ich nur dem Essequibo eigenthümlich gefunden habe. Nach der üppigen Vegetation zu schliessen, musste hier der Boden ungemein fruchtbar sein, und Tausende von Papageien, die gegen Sonnenuntergang paarweise unter betäubendem Geschrei von Westen gegen Osten über den Wasserspiegel flogen, hoben das landschaftliche Bild noch mehr. Vor Tages Anbruch konnten wir unsere Reise fortsetzen, worauf uns Herr King bald verliess, um in seinem Korial, das wir bald auf uns zurudern sahen, da man ihn erwartet hatte, nach dem östlichen Ufer zu fahren und dort einige Niederlassungen zu besuchen. Der Tagesanbruch wurde durch dieselben Heerden Papageien begrüsst, die jetzt von Osten nach Westen über den Fluss hinflogen, um wahrscheinlich in dieser Himmelsrichtung irgend welche Fruchtbäume zur Plünderung aufzusuchen.

Die Fluth brachte uns bald zur Mündung des Flusses Itaka, der sich von Osten her mit dem Essequibo verbindet; hier treten die ersten Felsen zu Tage. Sie gehören dem Urgebirge an springen ungemein weit in den Fluss vor, und werden bei hoher Fluth vollkommen von den Wellen bedeckt, weshalb auch ein mit dem Bett des Stromes sehr vertrauter Steuermann nöthig ist, um allen den Gefahren zu entgehen, die sie der Schifffahrt entgegenstellen. Theils, um diese zu vermeiden, theils auch, um das Mittagsmahl bei einem der Bekannten unseres Capitains, einem Holzhändler, Herrn Moller einzunehmen, dessen Etablissement uns schon aus weiter Ferne auf dem vorspringenden Felsen Saxically am westlichen Ufer entgegenwinkte, wurde der Schooner dahin gerichtet. Wir wurden von Herrn Moller auf das freundlichste empfangen und liessen uns gern überreden, die Nacht bei ihm zu bleiben. Als wir am Morgen unsere Flussfahrt fortsetzten, fanden wir den Strom durch die Felsen von Saxically um mehr als die Hälfte verengt. Das sonderbare Aeussere einer in den Fluss vorspringenden 20—30 Fuss hohen Klippe zog augenblicklich unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein mit Magneteisen erfüllter Sandstein mit vielfach gebogenen Schichten, ähnlich dem Itabirit. In der unmittelbaren Nähe dieser gerade aufsteigenden Klippe lagen zugleich Schichten durch Eisen und Mangan schwarz gefärbter und verkitteter Sandsteine. Dem Felsen unmittelbar gegenüber fliesst auf dem östlichen Ufer der

Fluss Ampa dem Essequibo zu, in dessen Nähe auch die Poststation gleiches Namens liegt. Etwa sechs Meilen über Ampa hinaus erheben sich abermals mehrere gefährliche Klippen, «die drei Brüder und drei Schwestern», über die Oberfläche des Flussspiegels, von denen eine ganz die äussere Gestalt eines Riesenkopfes hat, der eben aus dem Wasser auftaucht. Sobald wir die beiden kleinen, unbewohnten Inseln Patta-pateima und Nai-kuripa im Rücken hatten, leuchteten uns schon in ziemlicher Entfernung die freundlichen, weissen Häuser der Missionsstation, *Bartika-Grove* aus der dichten, saftigen Belaubung der Pisangs und Cocus-Palmen einladend entgegen. Der Bruder hatte mir schon mitgetheilt, dass ich in Herrn Bernau, dem Missionär, einen Deutschen und zwar gebornen Preussen würde kennen lernen. Unser Schooner warf bald unter den auf einer Anhöhe gelegenen Häusern die Anker, das Boot ruderte schnell der Landungsstelle zu, an der wir auf das herzlichste von Herrn Bernau, einem Schlesier, und seiner Frau empfangen und bewillkommnet wurden.

Die Mission *Bartika-Grove* ist die bedeutendste unter den wenigen, die ich in *Guiana* gefunden habe. Sie wird von der Episkopalkirche erhalten und wurde im Jahre 1833 von einem Engländer, Armstrong, errichtet und geleitet. Später folgte ihm der Missionar Youd, der sich, getrieben vom innern Eifer für die hohe Sache, nach kurzem Aufenthalt in *Bartika-Grove* auf Veranlassung meines Bruders in das Land der *Macusis* begab und dort die Missionsstation *Pirara* gründete. Da ich im Verlauf meiner Reise diese Station noch mehrfach zu erwähnen habe, so kann auch erst später die kurze Geschichte dieser damals so viel versprechenden Anstalt folgen.

Herr Bernau, der in den Missionsschulen zu Basel und London erzogen worden war, nahm die Stelle des Missionar Youd ein und steht derselben nun bereits seit einigen Jahren vor. Die Mission zählt etwa 110 Einwohner, grösstentheils Farbige.

In Herrn Bernau lernte ich nicht allein einen ungemein thätigen und höchst achtungswerthen Lehrer, sondern auch einen Mann kennen, der ganz von seinem hohen Beruf durchdrungen, diesem alle seine geistigen und körperlichen Kräfte widmet. Leider hat ihn die Erfahrung belehrt, dass bei den ältern Eingebornen das Feld nicht zu finden, in welches mit Erfolg der Saame des wahren Christenthums zu säen, das nicht allein in dem Herr! Herr! sagen, sondern in der innigen Uebereinstimmung unseres Denkens, Wollens und Thuns besteht, nach welcher wir Gott von ganzem Herzen und ganzer Seele und unseren Nächsten wie uns selbst lieben. — Auf solchem Boden stellten sich einer durchgreifenden Civilisation und besonders bei dem ältern Theile der Bevölkerung solche Hindernisse entgegen, dass bisher alle Mühen des würdigen Mannes ohne nachhaltigen Erfolg geblieben waren.

Folgten auch anfänglich mehrere der Eingebornen seiner Einladung, sich

in der Nähe der Station niederzulassen, so war dies doch immer nur von kurzer Dauer, und bald trieb sie ihre unauslöschliche Liebe für ein ungebundenes Leben wieder in ihre Wälder zurück; der Hang zur unbeschränktesten Willensbestimmung, die dem Indianer inwohnende Trägheit, nach welcher er sich nur dann körperlich anstrengt, wenn dies das Bedürfniss dringend erheischt, nach dessen Befriedigung aber jede andere Arbeit als unnütz angesehen wird; — dies alles vereint, hat leider bisher jede noch so aufopfernde Anstrengung wirkungslos gemacht. So lange das wachsame Auge des Missionars auf seinen erwachsenen Zöglingen ruhte, konnte er keine willigeren Schüler finden; kaum aber wandte sich sein Blick ab, so war was der Lehrer geboten vergessen, die alten Neigungen wurden wieder die unbeschränkten Herrscher und ein Indianer nach dem andern verschwand; ja das Verbot des Branntweintrinkens wäre allein schon hinreichend gewesen, sie zu vertreiben. Dass aber der von den Herrn Armstrong, Youd und Bernau ausgestreute Saame nicht ganz vernichtet worden ist, geht offenbar daraus hervor, dass sich bei dem sonntäglichen Gottesdienst stets ohne Aufforderung eine Menge Besucher aus den nähern und fernern Niederlassungen einfinden, die freilich eben so unerwartet in der Kirche erscheinen, als sie nach Beendigung des Gottesdienstes wieder verschwinden.

Nachdem nun Herr Bernau nach zahllosen Versuchen eingesehen, dass seine Aufopferungen bei der älteren Generation vergeblich angewandt sein würden, wandte er seine ganzen Kräfte dem jüngeren Geschlechte zu und verband mit der Mission eine Erziehungsanstalt für Indianerkinder, namentlich für Waisen, die er aus den verschiedenen Stämmen sammelte. Die Zahl seiner kleinen braunen Schützlinge war bei meinem ersten Besuche schon auf 50 gestiegen, von denen sowohl er, wie seine Gemahlin auf das innigste geliebt wurde. Alle Jahre unternimmt der eifrige Missionar eine Reise zu den verschiedenen Stämmen, um die Eltern zu bewegen, ihm ihre kleinen Kinder jeglichen Alters anzuvertrauen, was ihm freilich nur selten gelingt, da die Indianer, namentlich die Mütter, nicht allein mit der innigsten Liebe an ihren Kindern hängen, sondern in ihnen auch, besonders in den Mädchen, die kleinen Stützen der Wirthschaft erkennen. Befinden sich Waisen in einer Niederlassung, deren Unterhalt den Verwandten anheimfällt, so werden ihm diese meistentheils gern und bereitwillig überlassen. Die Erfolge, mit welchen dieses edle Streben des Herrn Bernau gekrönt worden, grenzen an das Ueberraschende, und vergebens möchte man in Deutschland nach einer Schule suchen, in welcher mit gleicher Leichtigkeit und Schnelligkeit die Schüler das auffassen, was ihrem jugendlichen Verstande nahe gebracht wird, in welcher namentlich die Schüler in so kurzer Zeit rechnen oder irgend eine fremde Sprache, wie diese kleinen Braunen die englische sprechen, lesen und schreiben lernen. Ein Karaiben-

knabe lernte innerhalb vier Monaten fertig lesen und schreiben, ein zweiter von dem Stamm der Akawais brachte es in vierzehn Monaten im Rechnen bis zur Regel-de-tri. Auch im Singen hatten die kleinen Schüler die bedeutendsten Fortschritte gemacht, und nie werde ich den Eindruck vergessen, den ihr weicher, angenehmer Gesang auf mich machte. Zwei Lehrer für die Knaben stehen Herrn Bernau zur Seite, und eine Lehrerin unterstützt Madame Bernau bei dem Unterricht in weiblichen Arbeiten und in der Pflege der kleinern Schützlinge, von denen einige noch nicht das zweite Jahr erreicht hatten.

Ausser in den Schulkenntnissen werden die Knaben auch in allerlei Handarbeiten unterrichtet, in welchen Herr Bernau selbst eine ungemeine Geschicklichkeit besitzt. Sind die Knaben confirmirt, so werden die, welche Geschick und Lust zu einem Handwerk gezeigt, in die Colonie zu einem Lehrherrn gethan. Zeigen welche die erforderlichen Fähigkeiten zu einem Lehreramt, so bietet ihnen die Mission selbst Gelegenheit zu einer solchen Ausbildung dar, um später als Lehrer unter ihrem Stamme wirken können. Die Mädchen werden entweder ebenfalls zu Lehrerinnen ausgebildet oder in der Colonie zu den besten Familien als Dienstmädchen gebracht.

Sobald Herrn Bernau ein Kind übergeben ist, erlaubt er ihm fernerhin nicht mehr, die Eltern in ihrem Dorfe zu besuchen, wogegen die Eltern es in der Anstalt zu jeder Zeit sehen und besuchen, und hier so lange verweilen können, als sie irgend wünschen. Zu diesem Zwecke hat er ein grosses Haus aufführen lassen, das die Eltern während ihrer Anwesenheit bewohnen.

Das Knabenhaus ist gross und geräumig und dient zugleich als Kirche, die, ebenso wie das Mädchenhaus, noch im Bau begriffen war. Der Anzug der Knaben bestand in einem bunt gestreiften Hemde, weissen Hosen, weisser Jacke und kleinem Strohhute.

Da mein Bruder gern noch am Nachmittag die Colonie der Farbigen, Cartabopoint, aus der er seine frühern Begleiter genommen hatte, erreichen wollte, so war Herr Bernau so freundlich, uns sein eigenes Fahrzeug zu überlassen, auf dem seine stärksten Zöglinge uns nach der Landspitze Cartabo, die die Flüsse Mazaruni und Cuyuni von einander trennt, bevor sie in den Essequibo münden, bringen sollten.

Im Fluge eilten wir unter dem regelmässigen Taktschlag der jungen Ruderer der eine volle Meile breiten Mündung der Ströme Mazaruni und Cuyuni entgegen, die sich ungefähr acht Meilen südlich von dieser gemeinsamen Mündung zu einem einzigen Strome vereinigen. Pfeilschnell rauschten wir an dem östlichen, dichtbewaldeten Ufer vorüber, bis die unerwartet eintretende Nacht alles in Dunkel einhüllte, und mir nur noch so viel Zeit liess, aus dem herrlichen Blüthen-

teppich die *Petrea*, das *Combretum*, die *Schousboea, Securidaca*, mehrere *Passifloren* und *Echites*, sowie eine Menge blühender *Malpighien, Clusien*, *Mimosen* und *Melastomas* zu erkennen, während die grossen Blüthen der *Carolinea princeps* hell und glänzend durch das dichte Unterholz der Ufer hervorleuchteten. Da wir uns bei unserer Fahrt den *Essequibo* aufwärts, soviel als möglich in der Mitte des Stromes gehalten hatten, so hatte ich die üppige Insel- und Ufervegetation auch nur als dichte Laubmasse bewundern können. Es war bereits ganz finster, als wir *Cartabo-point* erreichten; wir fanden indessen diejenigen nicht, welche wir suchten. So unangenehm dies meinem Bruder auch sein musste, so wurde ihm doch allgemein versichert, dass alle seine frühern Begleiter augenblicklich nach *Georgetown* kommen würden, sobald sie erführen, dass er nach Amerika zurückgekehrt sein und ihre Begleitung neuerdings wünsche.

Die Nacht war ungewöhnlich finster und stürmisch geworden, weshalb wir beschlossen in *Cartabo* zu übernachten und erst am folgenden Morgen nach *Bartika* zurückzukehren. Die gefälligen und freundlichen Farbigen versorgten uns mit Hängematten und räumten uns unaufgefordert ein Haus zum Nachtquartier ein, während unsere kleinen Ruderer die Bänke und den Erdboden vorzogen. Der anbrechende Morgen fand uns bereits auf den Füssen, und liess mich nun die ganze Niederlassung sammt ihren Bewohnern übersehen.

Die grosse Zahl der Farbigen, die den *Essequibo* und *Mazaruni* bewohnen, sind meist Abkommen von Europäern, Negern und Indianern, gehören alle der Hochkirche an und stehen durchgängig auf einer höhern Civilisationsstufe, als die sie umgebenden Indianer. Durch sie wird die Stadt grösstentheils mit getrockneten Fischen versehen, wie sie auch die Erbauer der auf den Plantagen benutzten Punts und Kähne oder Corials sind, bei deren Anfertigung sie eine ungemeine Geschicklichkeit entwickeln. Bei nicht allzu stürmischer Witterung kann man sich selbst der See in ihren Fahrzeugen anvertrauen. Auch ihre Häuser waren ungemein nett und bequem gebaut. Dass sich diese abgeschlossene, farbige Colonie hier an der Vereinigung der drei Flüsse angesiedelt hat, hat seinen historischen Grund. Im Iahre 1738 verbanden sich ungefähr 40 Creolensklaven auf den Besitzungen der holländischen Compagnie, verliessen heimlich ihre Plantagen und flüchteten sich nach dem *Cuyuni*, wo sie sich auf einer Insel, die heute noch die Creoleninsel heisst, niederliessen, einiges Land anbaueten und sich zugleich ziemlich sicher verschanzten. Auf den Gouverneur und die Plantagenbesitzer musste der Bericht um so beunruhigender einwirken, als das gegebene Beispiel nur zu sehr eine fortgesetzte Nachahmung befürchten liess. Diese Befürchtungen steigerten sich aber noch mehr, als die Flüchtlinge in ihrem Uebermuth so weit gingen, durch einige Indianer dem Gouverneur verkünden zu lassen, dass, wenn er sie wieder in die Sklaverei zurückführen wolle, er

sie nur mit seiner ganzen Mannschaft, ja mit ganz Holland würde abholen können, wonach sie ihn getrost und in der Ueberzeugung erwarteten, sein Bemühen dennoch vollkommen vereitelt zu sehen. Der Gouverneur kannte ihre vortheilhafte Lage und zugleich die Schwierigkeiten, die es machen würde, sie mit Erfolg dort anzugreifen, und hielt es daher für besser, einen günstigen Vertrag mit ihnen abzuschliessen, als das ungewisse Kriegsglück auf die Probe zu stellen. Ein gewisser Peter Tollenaar, ein Mulatte, wurde unbewaffnet an sie abgesandt, um mit ihnen einen Friedenstractat zu verhandeln, der dahin lautete, dass, wenn sie ihre Streifereien nicht bis zur Colonie ausdehnten, einen Monat um den andern für die Colonie arbeiten und zugleich versichern wollten, keine anderen Sklaven an sich zu ziehen, sie und ihre Nachkommen von dem Gouvernement für frei erklärt werden sollten. Peter Tollenaar war in seinen Friedensbemühungen glücklich, und seitdem hat sich bis zur Emanzipation hin, jene freie, farbige Bevölkerung erhalten. Um zu verhindern, dass die Kinder nicht wieder in Sklaverei zurückfielen, durften anfänglich die Männer nur freie Indianerinnen heirathen.

Bald hatten wir *Bartika-Grove* wieder erreicht, verliessen es aber bereits am folgenden Morgen, ungeachtet der Bitten des braven Bernau, noch einige Tage bei ihm zu verweilen. Da der Schooner eine Ladung noch nicht eingenommen, so nahmen wir mit dem herzlichsten Danke das Anerbieten unseres Landsmannes, uns durch die jugendlichen, aber geschickten Ruderer auf seinem Boote nach *Zeelandia* bringen zu lassen, an. Unter den herzlichsten Glückwünschen einer glücklichen Reise nach dem *Orinoko* und dem Versprechen von unserer Seite, wenn wir bei unserer Rückkehr den *Cuyuni*, wie es meines Bruders Absicht war, herabkämen, einige Tage bei ihnen zu verweilen, verliessen wir die Mission mit ihren freundlichen Bewohnern.

Die eingetretene Ebbe, wie die kräftige und gewandte Unterstützung unserer unermüdlichen Ruderer liess unser Boot pfeilschnell durch die Wellen gleiten, während ich mit regem Interesse unsere jugendliche Bemannung beobachtete, deren Ohren und Augen für den kleinsten Gegenstand, für das schwächste Geräusch fortwährend offen blieben. Ungeachtet der Schnelligkeit, mit welcher wir dahin schossen, bemerkten sie doch jeden Fisch, der in der Gegend des Kanots tief im Wasser dahinschwamm, jeden Vogel, den die dichten Zweige der Bäume des Ufers versteckten, und liess sich die Stimme eines solchen oder eines Säugethiers im Walde vernehmen, flugs hatte ich den Namen des Lärmmachers erfahren. Die neuen Zöglinge, die erst kürzlich in die Anstalt aufgenommen worden waren, erkannte man augenblicklich an der tiefen Schwermuth, die durch diese Scenen in ihrem Innern geweckt wurde, und welche sich deutlich auf ihren Gesichtern ausprägte. Die Erinnerung an ihre Wälder, an ihr freies, ungebundenes Leben, die

Erinnerung an die Tummelplätze ihrer kindlichen Spiele, hatte jedes Lächeln, jedes Lebenszeichen von den jugendlichen Gesichtern vertrieben. Stumm und in sich gekehrt sassen sie vor uns, warfen wohl ihr sehnendes Auge nach dem Gegenstand, der die Aufmerksamkeit ihrer Genossen erregte, — doch kein Laut entfloh ihren Lippen — still ruderten sie weiter. Obgleich die Meisten mit der englischen Sprache vollkommen vertraut waren, so zogen sie es doch vor, die Gelegenheit zu benutzen und sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten, weshalb sich auch die Mitglieder eines und desselben Stammes in der Anstalt immer soviel als möglich zusammenhalten.

Da sich die Sonne bereits hinter den Gipfeln der Bäume zu verbergen begann und wir am Ufer einige Häuser bemerkten, entschlossen wir uns, dort zu übernachten. Mit stürmischem Gebell wurden wir beim Landen von mehrern Hunden empfangen, die uns förmlich zu zerreissen drohten. Je weniger wir mit diesem Empfange zufrieden waren, um so mehr freute uns der freundliche Willkomm der lieblichen, jungen, farbigen Frau, die uns augenblicklich ihr Wohnzimmer zum Aufschlagen unserer Hängematten einräumte. Der Mann war Bootsbauer und die Werkstätte daher der liebste Lagerplatz für unsere Mannschaft, welche besonders fröhlich war da mein Bruder ihnen als Lohn ihrer wackern Anstrengung verheissen, den Schinken kochen zu lassen, der sich noch unter seiner aus der Colonie mitgebrachten Provision befand. Einer der Knaben wurde daher nach dem Boot gesandt, um sich den Schinken von dem Diener des Bruders geben zu lassen. Der Knabe benutzte die Gelegenheit, ausser dem Schinken, Brod und Reis, zugleich auch seine Hängematte mitzunehmen. Als er nun in die Nähe des Schuppens kam, hielt er es für gerathener, seine Matte sogleich zu schlingen, bevor die übrigen die besten Plätze weggenommen haben würden. Der Schinken wird daher von ihm auf ein Bauholz gelegt und die Hängematte geschlungen. Als dies geschehen, will er nun auch die andere Pflicht erfüllen, doch ist das was er sucht verschwunden; der nachfolgende Diener wird den Schinken wohl nach der Küche getragen haben,—der einzige Trost, der ihm bleibt. Dieser aber hatte ihn nicht dahin getragen — der Schinken und das Brod waren fort, nur der auf dem Boden verschüttete Reis verrieth zur Genüge, dass die ruhig gewordenen Hunde eben das verzehrten, worauf wir und die Knaben uns gefreut. Trotz des Rufens der Herrin, ungeachtet alles Suchens der betrogenen Knaben, die wenigstens gern noch einen Theil gerettet hätten, waren die Räuber weder zurückzubringen, noch aufzufinden. Nach Verlauf einer halben Stunde kamen sie, die fetten Schnauzen leckend, zurück.— Die Diebeslust der indianischen Hunde ist bei weitem grösser, als die unserer Katzen; das Fleisch im kochenden Topfe, ja der ganze Topf auf dem Feuer ist vor ihnen nicht sicher, und nur die

äusserste Vorsicht rettet jegliches Essbare vor ihrer Raublust, was wir später vielfach in Erfahrung brachten.

Der leckere Schmauss war verschwunden und in Wasser gekochter Reis musste seine Stelle vertreten, da bei der jungen Frau ebenfalls Schmalhans so unbeschränkter Küchenmeister war, dass sie uns am Morgen nicht einmal ein Stück Cassadabrod auf den Weg mit geben konnte, und wir sonach unsere Wasserfahrt mit leerem Magen fortsetzen mussten, aber doch mit der Versicherung, dass wir im Laufe des Tages am Ufer das Haus eines Farbigen finden würden, der mit Brod und Victualien handle.

Gestärkt und getröstet durch diese Aussicht traten wir die Reise an; — als aber die Stunde vorüber war, wo die gesunden Magen der Knaben gewohnt waren, ihr Frühstück zu sich zu nehmen, liessen auch ihre Kräfte und ihre Anstrengung nach. So deutlich sich aber der ungestüme Mahner in ihren Mienen kund gab, kam doch keine Klage, kein Murren über ihre Lippen. Welcher Schreck, als wir bei dem ersehnten Hause landeten, und uns der verdriessliche Victualienhändler verkündete, dass er auch nicht einen Bissen Brod im Hause habe! Jetzt war selbst das Restchen Muth, das bis dahin noch geblieben, gebrochen, was die langsamen Fortschritte, die unser Boot machte, nur zu deutlich verkündeten. Dazu hatte sich nun ausserdem noch das Wetter bedeutend geändert, und bald schlug der *Essequibo* solche Wellen, dass ihnen weder das Boot, noch die erschlafften Kräfte der Ruderer gewachsen waren. In diesem kritischen Zustand, blieb uns noch als ein einziger Hoffnungsstern: die am westlichen Ufer gelegene Missionsanstalt *Caria-Caria* des Hrn. Peters, eines Farbigen, der jedoch weder Geistlicher noch eigentlicher Missionar war. Die neue Aussicht auf eine gefüllte Schüssel gab den Knaben wieder Muth, und rasch ward der Bootsschnabel dahin gerichtet. Noch waren wir nicht weit gerudert, als wir ein Kanoe vor uns bemerkten, das wir auch bald einholten. Es wurde von zwei Indianern gerudert, die aus dem Wald kamen, wo sie Früchte gesammelt hatten. Noch nie hatte ich aber ein so gebrechliches Fahrzeug gesehen, und der Lebensüberdruss der beiden nackten Leute, deren schwarzes Haar gleich einem Mantel über die Schultern herabhing, musste wahrlich gross sein, dass sie sich solch einer durchlöcherten Nussschale anvertraut hatten.

Mit welcher Gier die Blicke der Knaben auf den Früchten des *Astrocaryums* und der *Bactris* hafteten, brauche ich kaum zu erwähnen; und doch war der Bruder unschlüssig, ob er ihren begehrlichen Wunsch erfüllen sollte, da die Indianer gegen keinen andern Kaufpreis als Branntwein etwas von ihrem Vorrath abgeben wollten. Nach langem Zögern machten die wehmüthig bittenden Blicke, welche die Kleinen, zwischen den Früchten und seinen Augen wechselten, um

aus ihnen die Entscheidung zu lesen, bevor dieselbe noch Worte erhalten, meinen Bruder endlich wankend, und ein Glas Rum, das jeder der Indianer erhielt, brachte einen Theil der Früchte in unser Boot. Obschon sich nur wenig hungerstillendes an der Frucht befand, so wurde doch die dünne, fleischige Hülle von den Knaben und uns mit einer solchen innern Befriedigung abgenagt, als ob wir das kräftigste Roastbeef vor dem verlangenden Munde hätten. Endlich war die Mündung des *Albany-cary*, an welcher die Station liegt, erreicht, und schon wollten wir an das Ufer springen, als uns eine Indianerin, theils durch einzelne englische Worte, theils vermittelst noch viel verständlicherer Pantomimen, da keiner der Knaben die Sprache der *Arawaaks* verstand, verständlich machte, dass Herr Peters eben so wenig, als Brod in der Mission sei. Vernichtet war nun auch der letzte Hoffnungsfunken, und die schon an und für sich wehmüthigen Mienen verwandelten sich in die einer vollkommenen Trostlosigkeit, welche auf unsern Gesichtern einen sprechenden Wiederschein fand, da auch wir von nagendem Hunger gepeinigt wurden, was namentlich bei mir der Fall war, nachdem mir der Genuss der Palmenfrüchte ein heftiges Erbrechen zugezogen.

Ungeachtet unserer bittenden Pantomime war von der Frau nichts Essbares zu erlangen, und so mussten wir nothgedrungen unsere Reise fortsetzen; doch bald rief ein Boot, das uns entgegenruderte, alle schon zu Grabe gegangenen Hoffnungen wieder in's Leben zurück, und der Ruf eines der Knaben: Herr Peters! gab diesen doppelte Lebenskraft. Herr Peters hiess uns auf das freundlichste willkommen, bat uns, unser Boot zu wenden und ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, wo uns denn auch ein tüchtiger Korb frischen Cassadabrods und ein gewichtiges Gefäss mit kühlender Limonade bald die Stunden des Hungers vergessen machten.

Hatte die Frau uns missverstanden oder wollte sie uns absichtlich hintergehen, ich weiss es nicht, — die Freude, den Hunger stillen zu können, liess uns auch nicht weiter darnach fragen; — lebte doch sogar ein farbiger Bäcker hier, bei dem wir Brod vollauf fanden! — Die Station bestand aus 40 Hütten mit etwa 100 Bewohnern, theils Farbige, theils Arawaak-Indianer, die sich aus eigenen Mitteln eine ganz niedliche Capelle errichtet hatten. Herr Peters gehörte zu einer der dissentirenden Sekten und erhielt daher auch keine Unterstützung von der Hochkirche. Die Eingebornen waren alle bekleidet und zeichneten sich besonders durch ihr schönes, langes Haar vortheilhaft vor den Farbigen aus.

Da wir heute noch *Zeelandia* erreichen wollten, so durfte unser Aufenhalt in *Caria-Caria* nur von kurzer Dauer sein. Die Knaben waren ziemlich erschöpft, der untere Theil der Mündung des *Essequibo* verlangte aber doppelte Kräfte, und so hielt es der Bruder für besser, das Anerbieten des Herrn Peters, uns sein Boot zu überlassen, anzunehmen, und die jugendlichen Ruderer nach *Bartika-Grove* zu-

rückkehren zu lassen. Nachdem wir die freundlichen Bursche tüchtig verproviantirt hatten, fuhren diese nach *Bartika*, wir nach *Zeelandia*; — und es war in der That ein Glück, dass wir ein grösseres Boot und kräftigere Ruderer erhalten hatten, denn gegen Abend wurde das Wetter wieder so stürmisch, dass weder unser früheres Fahrzeug, noch unsere früheren Ruderer der Gewalt der Wellen widerstehen gekonnt haben würden, da wir jetzt selbst vor den ungestümen Wogen, deren Wuth durch die aufspringende Fluth noch gesteigert wurde, auf der *Truly*-Insel in einer der Kaffeeplantagen Schutz suchen mussten, wo wir von dem Inspector herzlich willkommen geheissen wurden. Ungeachtet unserer Vorstellungen fuhren unsere Ruderer während der Nacht, um am folgenden Morgen den Gottesdienst nicht zu versäumen, wieder nach *Caria-Caria* zurück, während uns der Inspector am folgenden Morgen mit einem Boot und sichern Ruderern versah.

Glücklich landeten wir am Mittag in *Zeelandia*, verweilten hier bis zum Dienstag und fuhren dann in Begleitung von Mistress Arindell und Miss Ross, die wieder einige Zeit in der Colonialstadt zubringen wollten, in dem Plantagenschooner nach *Georgetown* ab, das wir am Abend glücklich erreichten, um nun mit allem Eifer die Vorbereitungen zur ersten Expedition nach der Mündung des *Orinoko* zu vollenden, da mein Bruder den Auftrag hatte, seine Mission mit der Mappirung der westlichen Grenzen zu beginnen.

Einen Theil der Bootsleute hatte der Bruder bereits während meines Aufenthaltes auf *Zeelandia* gemiethet, die übrigen vom *Essequibo* erwartete er nun von Tag zu Tag. Das grosse Corial, welches die Expedition gekauft und »*Victoria*« getauft hatte, versprach alle Hoffnungen zu erfüllen, die man auf seine Dauerhaftigkeit und Leichtigkeit gesetzt. Es war aus einem einzigen Stamm gehauen und 43 Fuss lang, während seine Breite durch auf den Bord aufgesetzte Bohlen noch um ein Ansehnliches erweitert worden war. Jenseits des Culturstriches der Colonie hören alle Strassen auf, und der undurchdringliche Urwald hat dort seine unbeschränkte Herrschaft noch erhalten. Landreisen würden bei den unwegsamen Morästen zu den *Don Quixotiaden* gehören, und so bleiben die Flüsse das einzige Mittel, auf denen der Reisende in das Innere eindringen kann.

Noch fehlte ein zweites Corial, und da der Bruder keins zu kaufen bekam, war er gezwungen, ein solches zu miethen. Um die strengste Subordination aufrecht erhalten zu können, wurde dem Bruder vom Gouverneur die Magistratswürde ertheilt, wodurch er jeden Untergebenen, der sich gegen die von ihm unterschriebenen Instructionen oder Befehle der oberen Beamten der Expedition verging, mit Geldabzügen, Strafarbeit, Schmälerung der täglichen Rationen an Tabak, Rum u. dergl., bis zur Rückkehr nach *Georgetown* bestrafen konnte. Die letztere Strafe erwies sich bei den Negern als die wirksamste. Nachdem mein Bruder

seine Mannschaft vollzählig gemacht, schaute auch ich mich nach einigen unterstützenden Händen um, die ich auch bald in meinem alten Bekannten, dem biedern Würtemberger, Stöckle, fand, zu dem sich einige Tage darauf ein kleiner, munterer Knabe gesellte, der sich mir als Hallenser zu erkennen gab, von wo er mit seinen Eltern und zwei Brüdern bereits vor uns in *Demerara* angekommen war. Früher hatten die armen Leute auf einer Kaffeeplantage gearbeitet, von welcher sie aber das gelbe Fieber nach der Stadt getrieben, um hier ihren Unterhalt zu suchen. Die wenigen Tage, die mir noch bis zur Abreise blieben, wandte ich dazu an, meinen beiden dienstbaren Geistern, Stöckle und Florenz das Abbalgen der Vögel und Säugethiere, so wie das Präpariren der übrigen Gegenstände wenigstens in etwas beizubringen.

Obgleich mir der Lohn dieser Beiden einen grossen Theil von dem mir ausgesetzten Salair wegnahm, das durch meine Krankheit bereits zum Minus geworden war, so hätte ich die mir gewordenen Instructionen doch kaum der Hälfte nach ohne Beihülfe erfüllen können. Wie ich schon früher erwähnte, hatte Dr. Echlin des mit dem Heimweh behafteten Malers Walton Stelle, übernommen, wie sich auch noch der Superintendent Mr. King auf Befehl des Gouverneurs uns anschliessen musste, zu dessen District die Flüsse *Barima* und *Waini* gehörten, damit dem Bruder durch dessen Vermittlung von Seiten der Indianer alle mögliche Hülfe geleistet werden möchte.

IV.

Expedition nach der Mündung des Orinoko. Mündung des Waini. Sandbank. Mora. Barima. Warrau. Niederlassung Cumaka und ihre Umgebungen. Beginn der Regenzeit. Erster Ausflug in den Urwald. Chigoes. Bête rouge. Mündung des Barima und Orinoko. Rückkehr nach Cumaka. Lebensart des Faulthiers. Arawaakhäuptling Caberalli. Fluss Aruka. Amacura. Religiöse Ueberzeugungen, Sitten und Gebräuche der Warraus. Reise den Barima aufwärts. Flora und Fauna des Flussgebietes. Akawais. Auftreten der ersten Urgebirgsmassen.

So rückte uns der Tag der Abreise immer näher, und unsere Thätigkeit wurde um so mehr in Anspruch genommen, als es noch manches zu bedenken, noch manches zu besorgen gab, was wir bis auf die letzten Tage unseres Aufenthalts hinausgeschoben hatten. Schloss mein Bruder seine Einkäufe *en gros* ab, so hatte ich die meine in Detail zu treffen, wobei ich als vorsichtiger Haushalter nie mein unter Null herabgesunkenes Betriebscapital aus den Augen lassen durfte; — und doch lag in dieser geräuschvollen Thätigkeit, in dieser fortdauernden Befürchtung, eins oder das andere vergessen zu haben, etwas so zugleich Befriedigendes und Anregendes, dass ich mich jetzt noch jener Tage voll theilweiser Sorge, unnützer Bedenklichkeiten und gaukelnder Hoffnungen mit inniger Freude erinnere. Galt es doch meiner ersten Reise in das Innere eines Landes, das mir bereits in seinem civilisirten Theile eine ganz neue Welt erschlossen hatte!

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, alle Einkäufe besorgt. Kisten und Kistchen, gefüllt mit Erbsen, Reis, Kartoffeln, Kaffee, Zucker und einigen nordamerikanischen Schinken; andere mit Flinten, Pulver, Schroot, buntem Kattun und Salempores (ein blaues, leichtes Zeug), mit Messern in allen Grössen, Spiegeln, Perlen in verschiedenen Farben, Angelhaken, Kämmen, Scheeren, Näh- und Stecknadeln; Fässer und Fässchen mit nordamerikanischem Salzfisch, eingepökeltem Rind- und Schweinefleisch, Essig, Rum und Spiritus, so wie einige Flaschen Wein, — alles stand bereit und wartete des Einladens in den grossen Schooner

»*Home*«, der uns nach der Mündung des *Waini* oder *Guiania* in den atlantischen Ocean bringen sollte.

Da unsere bisherige Wohnung ziemlich entfernt von dem Landungsplatze gelegen war, ging dies leider nicht so schnell von Statten, als meine Ungeduld es wünschte, bis auch sie in dem letzten astronomischen Instrumente ihr Ziel erreichte.

Der Morgen des 19. April fand die ganze Expeditionsmannschaft, in ihren jetzt noch schmuck und sauber aussehenden, weiten, weissleinenen Beinkleidern und Jacken mit rothen Aufschlägen und rother Leibbinde vor unserer Wohnung, welche mit dem ersten Morgenstrahl der Sammelplatz aller unserer Freunde und Bekannten geworden war; Heldenthaten wurden unter Scherz und Laune besprochen, Abenteuer im Voraus durchlebt, Warnungen für vorkommende Fälle freigebig ertheilt, ja selbst Wetten auf das Glücken oder Missglücken der Expedition oder die Ausführbarkeit dieses und jenes Planes abgeschlossen; denn die Herren konnten ihrer Wettlust selbst da nicht widerstehen, wo die Zukunft ihrer Freunde und Bekannten in Frage stand.

Herrschte so im Innern des Hauses die frohste Laune, so gaben sich ausserhalb ganz andere Gefühle kund. Die Bootsmannschaft meines Bruders bestand fast durchgängig aus verheiratheten Farbigen und Negern, und obgleich der Reiseplan nur auf einige Monate berechnet war, so hatten doch eine Menge beunruhigender Gerüchte in Bezug auf die feindseligen Absichten der *Venezuelaner* gegen die Expedition so allgemeine Furcht in's Leben gerufen, dass die armen Frauen ihre Männer bereits als unrettbar verloren ansahen. Unter den kläglichsten Vorstellungen, dass sie jetzt, wo es noch Zeit sei, zurücktreten, und sich, sie und die jammernden Kinder nicht in's Unglück stürzen möchten, suchten sie theils einzeln, theils vereint die harten Herzen ihrer Männer zu rühren, die ruhig auf ihren bunten Rudern lehnten, und kräftig allen Thränen, Bitten und Flehen widerstanden, oder durch ein derbes Wort eine momentane Stille in den kreischenden Tumult brachten, dabei aber doch mit sehnsüchtigen Blicken der Abfahrt entgegen sahen, während mein gemüthlicher, süddeutscher Assistent, Stöckle, die »arme Weiberle« bedauerte, und die »Kinderle« zu trösten suchte. Auch meinem kleinen Hallenser schien das Herz etwas schwer zu werden, denn er sah mir bei weitem nicht mehr so keck wie bisher in die Augen.

So war bereits der Mittag herangekommen, als wir in Begleitung unserer Freunde und einer gewaltigen Menschenmasse nach dem Schooner aufbrachen, wo wir alle Kisten und Fässer verpackt, und die beiden grossen Kähne, auf denen wir später unsere Flussreise fortsetzen wollten, auf dem Deck wohl verwahrt fanden. Unter dem Abfeuern der Kanonen unseres Schooners und dem vielfachen Hurrah-

ruf der am Ufer versammelten Menschenmenge wurden die Anker gelichtet und die Segel gehisst.

Da ein günstiger Wind uns trieb, entschwand die in Palmen eingehüllte Colonialstadt bald unseren Augen; nur der Leuchtthurm säumte noch mit seinem Abschiedsgruss, bis auch er folgte, und endlich in bläulicher Ferne der fruchtbare Küstenstrich, die *Arabien*-Küste, von der untergehenden Sonne beleuchtet vor uns auftauchte, und uns ihren »Willkommen« zurief. Die plötzlich eintretende Dunkelheit entzog uns indessen nur all zu schnell diesen herrlichen Anblick. Die Benennung »*Arabien-coast*« ist eine Corruption von »*Arowa-biecie*«, mit welchem Namen die *Arawaak*-Indianer eine kleine Art Tigerkatze bezeichnen, die sich früher hier in grosser Anzahl aufgehalten haben soll. Andere dagegen behaupten, es sei eine Corruption von »*Caribean-coast*«, da namentlich die Caraiben diesen Strich zahlreich bewohnt hätten.

So freundlich unsere Küstenfahrt begonnen, um so stürmischer wurde sie bei einbrechender Nacht; schwarze, gefahrdrohende Gewitterwolken, die sich schon vor Sonnenuntergang am fernen Wasserhorizont aufgethürmt, liessen uns nur zu gewiss eine stürmische Nacht erwarten. — Plötzlich brach der grauenhafte Gewittersturm mit einer Gewalt los, der unser Fahrzeug nicht widerstehen konnte. Die himmelanstürmenden Wogen, deren scharfe Ränder momentan von den grellen Blitzen beleuchtet wurden, machten es bald zum Spielball ihrer Laune, und der Lootse gestand offen und ohne Hehl, dass er nicht mehr wisse, wo wir uns befänden; — ein gewaltiger Stoss, ein darauf folgendes Schaukeln des Schooners sagten uns in kurzem, dass wir auf einer Sandbank festsassen. Glücklicherweise legte sich nach einiger Zeit der Sturm und der wilden Aufregung der Elemente folgte eine um so greller contrastirende Stille, die unser Schiff ganz gemüthlich theilte, denn es konnte nun ungestört auf seiner Unterlage ruhen.

Was uns die finstere Nacht mitleidig verborgen, was der Donner und Sturm, so wie die aufgeregten Wogen übertäubt, zeigte uns der angebrochene Morgen: die ganze Expedition unterlag dem Jammer der Seekrankheit. Fest gekettet auf der Sandbank mussten wir bis um 1 Uhr Nachmittags hier liegen bleiben, und erst durch die rückkehrende Fluth wurden wir ohne weiteres Missgeschick aus unserm unwillkürlichen Stillstand erlöst.

Die Arabienküste, die wir jetzt entlang fuhren, besteht, wie überhaupt der ganze Küstenstrich, ans angeschwemmtem Lande, das in seiner Zersetzung einen höchst fruchtbaren Boden bildet, der üppig mit der gleissenden *Rhizophora Mangle*, *Avicennia nitida* und *tomentosa*, so wie mit *Laguncularia racemosa* und *Conocarpus erectus (Jacq.)* bewachsen ist, welche mit ihrer saftig glänzend grünen Be-

laubung der flachen Küste einen höchst freundlichen Saum verleihen, aber auch das meiste zur Ungesundheit des Küstenstriches beitragen, indem die beiden ersteren vermöge ihrer eigenthümlichen, grösstentheils über den Boden sich erhebenden Wurzeläste den vielen Detritus, welchen die Ströme herabbringen und die Fluth an die Küste anschwemmt, in ihrem Wurzellabyrinth zurückhalten, daher er denn in seiner Verwesung oder Zersetzung die Luft förmlich verpestet.

Dieser verderblichen Einwirkung ungeachtet, giebt das ewig frische Grün dieser Sträucher dem ausgebreiteten Flachlande einen wahrhaft zauberhaften Reiz, der noch durch die zahlreichen, buntgemischten Heerden des rothen Ibis, der weissen Egretta, der rosenrothen Löffelgans und des schönen, stolzen Flamingo, so wie einer Menge anderer Wasservögel gehoben wird; — es ist der reizendste Saum zu dem sich dahinter entfaltenden, reichen Teppich. Beim Eintritt der Fluth und der Nacht fliegt das zahllose, befiederte Heer unter wildem und wüstem Geschrei nach dem grün belaubten Gebüsch und den Bäumen der Küste zurück, um dort die Ebbe oder den Morgen abzuwarten; auffallend ist es, dass sich dann die verschiedenen Genera vollkommen von einander absondern.

Am Nachmittag des 21. April erreichten wir die Mündung des *Waini*, und begannen, nachdem wir auf einer grossen, aus Sand und Muschelfragmenten bestehenden Bank, welche die Wellen zusammengespült hatten, unser Gepäck gelandet und den Schooner nach der Colonie zurückgesandt hatten, unsere Zelte aufzuschlagen, was aber leichter beschlossen, als bewerkstelligt werden konnte, da keiner der Zeltpfähle in dem lockern und ewig nachgebenden Boden halten wollte.

Nachdem die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt waren, begann ich die einzelnen Bestandtheile unseres wankelmüthigen Grundes und Bodens näher zu untersuchen. Die ausgedehnte, langgestreckte Bank bestand, wie ich eben erwähnte, aus einer Anhäufung von Sand, Muscheln und Muschelfragmenten, welche die gewaltige Strömung hier aufgehäuft hatte, aus denen aber, wahrscheinlich schon auf der unfreiwilligen Reise, die Mollusken verloren gegangen waren. Obschon das eigentliche Vaterland vieler dieser Schnecken und Muscheln der indische Ocean, der Senegal, China und die Südsee waren, so müssen sie doch auch an einem noch unbekannten Strich des atlantischen Oceans vorkommen, da sie die Strömung nicht von dort hergeführt haben konnte. So fand ich: *Marginella coerulescens* (*Lam.*), *Natica marochiensis* (*Lam.*), *Buccinum Miga* (*Adans.*), *Dolium fasciatum* (*Lam.*), *Nucula rostrata*, *Fusius Morio* (*Lam.*), *Pyrula melongena* (*Lam.*) *Purpura cataracta* (*Lam.*).

Oft schaut am Morgen der Bewohner der Küste nach einer solchen ihm bekannten Bank aus, an deren regem Gewühl er sich noch am Tage vorher erfreut — und findet sie nicht mehr! Meist verschwinden diese Bänke eben so schnell wieder, wie

sie entstehen, oder ihre frühere Bildung verändert sich so auffallend, dass man in der neuen Umgestaltung jene nicht wieder erkennt. Eine solche Metamorphose schienen bei eintretender Fluth die tobenden und brandenden Wogen auch an unserem wandelbaren Aufenthalt versuchen zu wollen, zu welcher Befürchtung sich bald nun noch die Qualen einer unerträglichen Hitze gesellten, da uns vor den sengenden und brennenden Strahlen der Sonne kein Baum, nicht einmal ein Busch schützte, so dass es selbst in den Zelten gar nicht auszuhalten war. Glücklicherweise blieb uns wenigstens die Pein der Musquitos fern, da jeder versuchte Angriff derselben von unserem treuen Verbündeten, dem Seewinde, zurückgeschlagen wurde.

Nach dem Plane meines Bruders sollten wir hier so lange verweilen, bis er die geographische Lage dieses Punktes so genau als möglich bestimmt haben würde, wie er auch zugleich in Verbindung mit dem Herrn Glaskott untersuchen wollte, wie weit das Bett des *Waini* schiffbar sein möchte.

Mir bot die Sandbank nichts als eine unzählige Menge Wasservögel, die bei eintretender Ebbe in Heerden von Tausenden von der Küste her der Sandbank zueilten, und sich erstaunt über unsern unerwarteten Besuch, an dem fernen Wasserraum niederliessen. Es befanden sich darunter auch die herrlichen Flamingos, die schon in geringer Entfernung zu der Annahme verleiten konnten, es marschiere eine Compagnie englischer Soldaten den Strand entlang. Hunderte von rosenrothen Löffelgänsen *(Platalea Ajaia L.)* durchwateten, uns fortwährend im Auge behaltend, lüstern auf Raub, die seichten Wasserstellen, ihnen schlossen sich unter gleichen Vorsichtsmassregeln lange Reihen der *Ardea leucogaster* (*Wagl.*), *nivea* (*Lath*), *leuce* (*Ill.*) und *coerulescens* (*Lath*), dichte Haufen Brachvögel, Regenpfeifer und Schnepfen *(Charadrius, Numenius, Scolopax)* an, während sich ausserhalb dieser Linien die verschiedenartigsten Enten leicht auf den schön gebogenen Wogen des leichtbewegten Oceans schaukeln liessen, gewaltige Züge Scheerenschnäbel (*Rhynchops*) in Reihe und Glied unmittelbar über der Wasserfläche langsam hinzogen, und mit ihrem eigenthümlich gebildeten Schnabel das Wasser durchfurchten, bis ein Schuss dem regen Treiben ein Ende machte, und das sinnbetäubende Geschnatter, Geschrei und Lärmen plötzlich verstummte, dafür aber die fernen Küstenbüsche und Bäume momentan mit zahllosen, ihnen nicht eigenthümlichen Blüthen überdeckt wurden. Stundenlang sah ich diesem ewig wechselnden Treiben zu, dessen Losung fortwährender Krieg und Streit der verschiedenen Gattungen gegen und unter einander ist; — nur meine Flinte konnte auf kurze Zeit einen von der Furcht gebotenen Waffenstillstand herbeiführen, zu dem sich aber der rothe Ibis und die weisse Egretta selbst auf der wildesten Flucht nicht verstehen wollten. Eine eigenthümliche Erscheinung war es für mich, dass die jungen

Vögel der erstern Species niemals mit den alten flogen, sondern von diesen abgesonderte Heerden bildeten, was man schon aus der Ferne wahrnehmen konnte, da sich das graue Gefieder des jungen Vogels erst im dritten Jahre in das brennende Roth der ältern verwandelt. Das Fleisch der Jungen ist höchst schmackhaft, weshalb sie fortwährend das Ziel unserer Flinten blieben.

So reich aber auch unsere Tafel mit Geflügel besetzt war, so gelang es uns doch nicht, dieser irgend einen schmackhaften Fisch beizugesellen; — die ausgeworfenen Angeln wurden durchgängig ohne Beute zurückgezogen; — nur der wenig schmackhafte *Anableps tetrophthalmus* (*four eye* der Colonisten) suchte uns diesen Mangel in Ueberfluss zu ersetzen, indem er sich in zahllosen Schaaren längs der Küste und der Bank hindrängte, so dass dann gewöhnlich eine grosse Anzahl, von der eintretenden Ebbe überrascht, auf dem flachen Strand zurückbleibt, und dem immermehr zurückweichenden Wassersaum durch gewaltige Sprünge nachzueilen suchen muss, in welchem Bestreben ein ansehnlicher Theil von den gefiederten Schaaren erreicht wird. Nie habe ich den Fisch in den Flüssen jenseits der Grenze des salzigen Wassers gefunden.

Unser anfänglicher Ueberfluss an frischem Fleische sollte aber bald in fühlbaren Mangel umschlagen, da unsere nimmersatte Jagd- und Beutelust die befiederten Besucher der Muschelbank so scheu gemacht, dass sich nur jemand ausserhalb der Zelte zu zeigen brauchte, um augenblicklich die gewaltigen Heerden nach der Küste zurück zu scheuchen. Der Tribut, welchen sie uns jetzt nicht mehr sorglos und uneingeschränkt geben wollten, musste daher durch List erschlichen werden. So bald die Ebbe eintrat, eilten unsere Bootsleute mit Spaten und Schaufel an den Strand hinab, um Vertiefungen auszugraben, in die wir uns förmlich auf den Anstand legten, und von wo aus wir die heranziehenden, hungrigen Gäste mit einem Schrootregen bewillkommneten; freilich hätte ich, wenn mir nicht noch unerwartete und schnelle Hülfe geworden, bei einer dieser Anstandsparthien leicht mein Leben einbüssen können.

Schon hatten mir alle Genera und Species der Besucher ihr Contingent zu meinen Sammlungen geliefert, nur den herrlichen Flamingo (*Phoenicopterus ruber*), der uns, ungeachtet aller angewandten List, nie zum Schuss kommen liess, vermisste ich noch. Jeder neue verunglückte Versuch reizte mich um so stärker, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis es mir gelungen, auch diesen Widerspänstigen in meine Gewalt zu bekommen. Da die Bootsleute am Morgen meist anderweitig beschäftigt waren, schlich ich mich gewöhnlich um diese Zeit allein nach einer jener Vertiefungen, und wartete oft stundenlang vergebens, bis mir endlich die Geduld schwand, und ein anderer Vogel dafür büssen musste. So auch heute, wo ich bereits mehre Stunden vergeblich auf der Lauer gelegen, und

der Eintritt der Fluth bald bevorstand. Um nicht leer nach den Zelten zurückzukehren, richtete ich mein Gewehr auf einen rothen Ibis, den ich jedoch nur flügellahm schoss, und der nun auf dem Schlamme seeeinwärts flatterte. Unbedachtsam und beutelustig eilte ich ihm nach, sank aber mit jedem Schritt immer tiefer in den Schlamm, bis ich endlich weder vor- noch rückwärts konnte, und meine prekäre Lage durch das Abmühen nach Erlösung nur noch verschlimmerte; bald konnte ich selbst die Arme nicht mehr gebrauchen. Jetzt erst rief ich mit allen mir übrig gebliebenen Kräften nach Hülfe, ein Ruf, der glücklicherweise von einem der Bootsleute, einem Neger, gehört wurde, und dem er so eilig als möglich folgte. Als er mich in dieser abscheulichen Lage bemerkte, warf er sich augenblicklich der Länge nach auf den Schlamm hin, und wand sich in den merkwürdigsten Krümmungen und Schlangenlinien zu mir heran, ohne dabei auch nur eine einzige unterstützende Bewegung mit der Hand zu machen. So beängstigend auch meine eigene Lage war, wurde meine Aufmerksamkeit und mein Interesse doch von diesem überlegten Manoeuvre so in Anspruch genommen, dass ich nicht früher an jene zurückdachte, als bis mich mein gewandter Erretter packte und unter denselben rückwärtsgehenden Windungen und Krümmungen aus meinem Schlammbade herauszog. Nachdem ich dem Schwarzen die Ursache meines Missgeschickes mitgetheilt, und er den Ibis, welcher unterdess noch weiter seeeinwärts geflattert, aber dann ebenfalls stecken geblieben war, gesehen, warf er, der Versuchung seines Gaumens nachgebend, sich nochmals auf den Bauch, um auf dieselbe Weise als Lohn seiner Mühe auch den Ibis zu holen, den er eben so glücklich erreichte, und dann unter fortwährendem Gelächter nach seinem Zelte trug.

Zu der quälenden Sonnenhitze, der wir fortwährend ausgesetzt blieben, und die den Sand und die Muscheln bis zum Nachmittag hin meist so erhitzte, dass wir kaum auf ihnen gehen und stehen konnten, gesellte sich schon nach einigen Tagen ein drückender Mangel an süssem Wasser, dem wir, in Folge der Einwirkung der Fluth auf das Wasser der Flüsse, nur aus weiter Ferne her abhelfen konnten; das Boot, welches nach süssem Wasser ausgesandt wurde, fand solches erst in dem *Aruka*, einem Nebenflusse des *Barima,* auf. Die Untersuchungen über die Schiffbarkeit des Flussbettes des *Waini* gaben keineswegs das gewünschte Resultat, da die Mündung, selbst während der Fluthzeit, nur 12 — 18 Fuss Wassertiefe zeigte, eine Tiefe, die allerdings weiter stromaufwärts bedeutend zugenommen. Die Sandbank lag unter 8°24′46″ nördlicher Breite und 59°36′ westlicher Länge von Greenwich.

Da ich unser kleines Territorium in naturhistorischer Hinsicht schon seit einigen Tagen vollkommen ausgebeutet hatte, und es in anderer Rücksicht der Wassermangel auch rathsam machte, die unnöthigen Consumenten sobald als möglich zu

entfernen, so wurde beschlossen, alle diejenigen Bootsleute, die bei der Küstenaufnahme unbeschäftigt waren, in einem der grossen Corials nach *Cumaka*, einer Niederlassung der *Warrau*-Indianer an den Ufern des *Aruka*, voraus zu schicken. Herr King wurde zum Führer ernannt, um dort zugleich die Vorbereitungen für das zweite Standquartier zu treffen; freudig schloss ich mich ihm an, denn schon seit den letzten Tagen hatte mir »das Feuer unter den Sohlen gebrannt«, und die ferne, dunkle Waldung mir lockend zugewinkt.

So verliess unsere kleine Gesellschaft am 27. April die dürre und für mich jetzt unergiebig gewordene Muschelbank, um dem frischen üppigen Grün, den reich und mannichfaltig belebten Wäldern zuzueilen.

In Folge der seeähnlichen Ausbreitung der Mündung des *Waini*, blieb unser früherer Aufenthalt mit den darauf wehenden Flaggenstangen uns noch lange sichtbar, bis wir unter kräftigen Ruderschlägen die Stelle erreichten, wo sich auf seinem westlichen Ufer, ziemlich unter einem rechten Winkel, einer jener merkwürdigen natürlichen Canäle abzweigt, die, wie ich später erst kennen lernte, gerade diesem ausgedehnten Küstenstrich einen so eigenthümlichen Charakter verleihen. Der »*Mora-Creek*« (oder *Maro-wan* der Indianer), wie die Colonisten diesen Verbindungscanal nennen, obschon gerade nicht für Segelschiffe schiffbar, bietet doch für weniger bedeutende Fahrzeuge die bequemste Wasserstrasse zwischen dem *Barima* und *Waini* dar, da er bei seiner Abzweigung von letzterem eine Breite von 116 Fuss und ein Bett von 16 Fuss Tiefe hat.

Unsere bisher sorglose Fahrt wurde plötzlich durch die eintretende Fluth unterbrochen, die ihre Wasser anfänglich mit einer solchen Gewalt in die weite Mündung des *Waini* und des *Mora* eindrängte, dass der Steuermann alle Kraft und Aufmerksamkeit aufzubieten hatte, um nicht gegen die gewaltigen Bäume angetrieben zu werden, die an einzelnen Stellen in wilder Verwirrung aus dem Wasser emporstarrten; Gefahren, die durch den gewundenen Lauf des Canals nur noch vergrössert wurden. Beim Eintritt der Ebbe zeigten sich dieselben Einwirkungen, nur im umgekehrten Verhältniss, indem dann die aufgestaute Wassermasse in einer noch viel bedeutender gesteigerten Schnelligkeit wieder zurückweicht. Den Gefahren der Fluth war unser Steuermann durch seine Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit glücklich ausgewichen, der Gewalt der zurückweichenden Ebbe dagegen konnten die kräftigen Arme der Bootsleute nur mit der äussersten Anstrengung Widerstand leisten. Am besten ist es immer, so lange anzuhalten, bis die erste Gewalt der eingetretenen Rückfluthung vorüber gegangen ist. Grosse Heerden junger Ibis, die wahrscheinlich hier ausgebrütet waren und auf den schattigen Laubbäumen der Ufer sassen, veranlassten uns, als vorsichtige Haushalter das Fleisch für unser Abendessen auszusuchen, was uns jedoch schwerer wurde,

als wir erwartet, da sie uns immer bis auf Schussweite heranliessen, dann aber aufflogen und sich einige hundert Schritte entfernt wieder niederliessen. So mochten wir sie wohl ziemlich eine Stunde lang vor uns hergetrieben haben, als es uns endlich gelang, unsere Absicht zu erreichen; zugleich entdeckte ich in dem dichten Läubgewölbe eines Baumes einen Schlangenhalsvogel (*Plotus Anhinga Lin.*), der sich gemächlich der Ruhe hingegeben zu haben schien, bald darauf aber im Corial zu meinen Füssen lag.

Glücklich und ohne weitere Hindernisse erreichten wir die Ausmündung des Canals in den *Barima*, in welchem ich einen viel ansehnlicheren Fluss fand, als ich nur im entferntesten vermuthet hatte. Seine Breite betrug bei einer Tiefe von 18—24 Fuss, wenigstens 700 Fuss. Die Einwirkung der beginnenden Fluth auf seine dunkeln Wellen war hier noch eben so deutlich wahrnehmbar, als auf dem *Mora*. Die Ufer sind ebenso niedrig und sumpfig, wie die des *Mora*, und vergebens sahen wir uns nach einem sichern und trockenen Plätzchen um, an dem wir hätten landen können. Was aber kümmerte mich dies! Vor und neben mir entfaltete sich die üppigste Tropen-Vegetation, ich stand vor den Pforten einer mir neuen Zauberwelt, die sich mir schon jetzt in nie geahneter Fülle erschliessen sollte!

Hatten schon die Ufer des *Mora* mein ganzes Interesse in Anspruch genommen, so steigerte sich dies bei denen des *Barima* noch viel höher. Die herrlichsten Palmen, *Euterpe oleracea* (*Mart.*), *Manicaria saccifera* (*Gaert.*), ragten mit ihren stolzen Wedeln über die saftig dunkle Laubmasse empor, und wetteiferten mit der schlanken *Leopoldinia pulchra* (*Mart.*) sowohl in Wuchs, als in ihrer reizenden Wedelbildung, während sich an den schlanken Schaften und Stämmen die köstliche *Vanilla aromatica* (*Sw.*) (*V. guianensis Splitg.*) in dichtem Gewinde emporschlang und vereint mit den herrlichsten *Bignonien* und *Passifloren* den schlanken Säulen in dem buntesten Gemisch folgten, bis sie endlich die Kronen erreicht, wo sie eine wahrhaft feenartige Draperie bildeten, indess die schöne *Allamanda Aubletii* (*Pohl*), *Ruyschia Surubea* (*Sw.*) das Gebüsch der Ufer mit ihren grossen, gelb und rothen Blüthen überzog, und sich das niedliche *Oncidium Baueri* (*Lindl.*), das in seiner wuchernden Ueppigkeit Blüthenstengel von 10—12 Fuss Höhe getrieben, die Stämme alternder Bäume ausgewählt, und uns aus den dichtbelaubten Zweigen derselben die scharlachrothen Blüthen des *Epidendrum Schomburgkii* (*Lindl.*) entgegen leuchteten. Das letztere tritt immer nur erst dann auf, wenn die Wellen der Ströme alle Beimischung von Seewasser verloren haben. Die unmittelbaren Ufer umsäumte ein breiter Streif des *Caladium arborescens*, (*Vent.*) der hier und dort von ganzen Strecken *Crinum* unterbrochen wurde, dessen herrliche, weisse und wohlriechende Blüthen bei eintretender Fluth die Wasserfläche auf das lieblichste überstreuten.

Je weiter wir uns von der Küste entfernten, um so seltener wurde die eigentliche Küstenvegetation. Die *Avicennia*, *Rhizophora* und der *Conocarpus* waren längst verschwunden, als wir, ohngefähr fünf Miles oberhalb der Ausmündung des *Mora* in den *Barima*, die Mündung des trüben und gelben *Aruka* erreichten, welchen wir bis zur Einmündung des kleinen Nebenflüsschens, des *Cumaka*, verfolgten, an dessen Ufern die Warrauniederlassung gleiches Namens, das zeitweilige Ziel unserer Reise, lag. Diese Mündung, wie später den ganzen Lauf, fanden wir so sehr mit der üppigsten Vegetation überwachsen, dass nur derjenige auf den Gedanken fallen konnte, hier eine Niederlassung finden zu wollen, der sich bereits früher von der Wirklichkeit überzeugt hatte. Deshalb musste auch Herr King alles anwenden, um bei den immermehr sich steigernden Hindernissen gegen unser Vordringen meine fortwährend neu erwachenden Zweifel zu entkräften. Zahllose, über den Fluss hingestürzte Bäume, deren Hinwegräumung uns oft stundenlang aufhielt, machten das Vordringen mit unserm grossen Corial immer schwieriger, während sich kleinere Fahrzeuge ohne Beschwerde hindurchwinden konnten. Kaum drang ein schwacher Lichtstrahl durch die eng- und festverschlungenen Aeste und Zweige, kein Wunder daher, wenn hier auch am hellsten Mittag ein tiefes Dunkel und die tiefste Stille herrschte, die nur dann und wann durch das Auffliegen der *Aloedo superciliosa (Lin.)* und *bicolor (L. Gm.)* unterbrochen wurde, welche hier auf Raub lauerten, auf den sie sich, sobald ein Fisch an der Oberfläche des Wassers sich zeigte, mit Blitzesschnelle herabstürzen, und ihn mit ihrem langen Schnabel ergreifen. Nur selten verfehlen sie ihr Ziel, müssen es aber um so öfterer im Stiche lassen, weil die Grösse der Beute vielmals ihre Kraft übersteigt. Auf den über den Fluss gestürzten Bäumen wucherten die herrlichsten Orchideen, namentlich *Maxillarien* und die kleine, niedliche *Rodriguezia*, während, gleich feenartigen Nebelgestalten *Aërnauta Nestor* im gekrümmten Fluge langsam über dem Wasserspiegel hinzogen, und *Aërnauta Leilus*, *Anchises* und *Aeneas* längs dem Gesträuche der Ufer hinflatterten.

Endlich schien mein Wunsch, die erste Indianerniederlassung betreten zu können, in Erfüllung zu gehen; ermattet und entkräftet langten wir an einer lichten Stelle an, an der wir mehre Canoes wahrnahmen. Es war die Landungsstelle der Bewohner von *Cumaka*. Um diese von unserer Ankunft zu benachrichtigen, liess ich mehre Gewehre abfeuern. Da sich niemand sehen und hören liess, stiegen wir, nach langem Warten, den kleinen Hügel von ungefähr 50 Fuss Höhe hinan, der sich unmittelbar vom Ufer aus erhob, auf dessen Scheitel die aus mehren Hütten bestehende Niederlassung vor mir ausgebreitet stand; — vergeblich aber sah ich mich nach einer lebenden Seele um, — alles war still, alles öde, nur die ewig schaffende Natur ruhete und feierte nicht! *Cumaka* liegt, wie

ich schon bemerkte, auf dem Scheitel eines kleinen Hügelzuges, der zugleich als die erste Erhebung des Bodens von der Küste landeinwärts anzusehen ist. Von hier an beginnend, erstreckt sich dieser weit gegen Westen hin. Der Boden besteht hauptsächlich aus einem verhärteten Thon, vielfach mit Ochertheilen vermischt, auf denen eine Menge thoniger Brauneisenstein und Glimmerschiefer in grossen Blöcken lagert. Das zugleich damit verbundene häufige Vorkommen von Steinmark weist darauf hin, dass die Bildung sehr jung sein muss; vielleicht in gleichem Alter mit dem *Cascalho.* Schiefriger Syenit schien mir an mehren Stellen anstehend aufzutreten, obschon ich das letztere nicht bestimmt behaupten kann. Nach der üppigen Vegetation der Provisionsfelder, wie überhaupt der ganzen Umgebungen des Dorfes, musste dieser Boden ungemein fruchtbar sein.

Das Dorf bestand aus zwölf einfachen Hütten, oder vielmehr Schutzdächern, die, nach allen Seiten hin offen, mit den Wedeln der *Manicaria saccifera* (*Gaert*) gedeckt waren und auf sechs Pfählen ruheten, die wieder unter sich durch Querbalken verbunden waren, an welchen die Bewohner ihre Hängematten u. s. w. aufgebunden hatten. Verschiedene Koch- und Jagdgeräthe standen und lagen frei umher in den von mir natürlich mit der gespanntesten Neugier betrachteten Hütten.

So sehr mich aber auch die eben wahrgenommene Einfachheit eines indianischen Haushaltes anzog, um so gewaltiger stiess mich dagegen der grässliche Schmutz und die Unsauberkeit ab, die durch die ganze Niederlassung herrschte und vollkommen den Vorwurf bestätigte, der in der Colonie allgemein der Unsauberkeit der Warraus gemacht wird. Dort ist ihre Unreinlichkeit zum Sprüch- und Stichwort geworden. »So schmutzig, wie ein Warrau,« ist die höchste Comparationsstaffel der Unsauberkeit. Je unfreundlicher und unsauberer es aber auch in den Hütten aussah, um so freundlicher und lieblicher lächelten mir deren unmittelbare Umgebungen entgegen. Ein wahrer Wald der *Musa paradisiaca* und *sapientum* (*Lin.*), *Manihot utilissima* (*Pohl*, *Janipha Manihot H. B.*), *Ananas edulis*, *Capsicum* und *Carica Papaya* (*Lin.*) mit ihren gelben, melonenartigen Früchten, hüllten die Niederlassung förmlich ein, während sich vom Dorfe betretene Pfade nach allen Richtungen durch die dichten Massen nach dem ebenso dichten Walde hinzogen, der hauptsächlich aus *Laurineen*, *Leguminosen*, *Meliaceen*, *Rhizoboleen* u. s. w. bestand, und wieder die üppigen Provisionsfelder umsäumte.

Unter den zwölf Hütten zeichneten sich besonders zwei durch ihre Grösse aus, weshalb eine derselben auch Gefallen vor unseren Augen fand und zu unserer Wohnung gewählt wurde. Da sich das Bedürfniss nach trinkbarem Wasser ziemlich herrisch geltend machte, sich aber noch kein Mensch blicken liess, sahen wir uns genöthigt, einen Boten nach dem nicht allzu fernen kleinen Flüsschen *Atopani*,

an dessen Ufern eine zweite Niederlassung lag, in welcher der Häuptling der *Warraus* des untern *Aruka* wohnte, zu schicken, um diesem unsere Anwesenheit melden und ihn zu uns entbieten und um Abhülfe unseres Wassermangels bitten zu lassen. Die Zwischenzeit benutzten wir, uns in unserer luftigen Wohnung so bequem als möglich einzurichten, welchem Beispiele die Bootsleute in einer andern Hütte nachfolgten.

Noch war ich mit dem Ausladen unseres Bootes und dem Transport des Gepäckes nach dem Dorfe beschäftigt, als mich ein gegebenes Zeichen des Herrn King von dem Ufer nach dem Dorfe rief. Sobald ich den Scheitel des Hügels erreicht, zeigte sich mir die Ursache des Rufes. Mehre Indianer, den Häuptling William, mit dem Zeichen seiner Würde, dem Herrscherstab, in der Hand, an ihrer Spitze, waren eben angekommen, und hatten sich vor unserer Hütte aufgestellt. Diese Stäbe findet man, wie ich später kennen lernte, nur bei den Küstenstämmen, die mit der Colonie in engerer Verbindung stehen, wo sie die Häuptlinge von dem Gouverneur zum Geschenk erhalten. Nachdem mich Herr King, welcher der Sprache der Warraus wenigstens etwas mächtig war, dem Häuptling vorgestellt, und die ersten Begrüssungsceremonien, die in einem Reichen der Hand und dem Ausruf: »*Matti*« bestanden, vorüber waren, suchte mir der Wilde verständlich zu machen, dass ich willkommen sei, und ging dann sogleich zu den Wünschen seines Herzens über, indem er Herrn King frug: ob wir »Sopi (Branntwein)« bei uns hätten. Von der befriedigenden Beantwortung dieser Frage hing aber insbesondere seine Bereitwilligkeit zu Hülfe und Beistand ab, weshalb wir dem Gelüst nachgeben mussten. Dies war von den besten Folgen begleitet; denn kaum hatten die Indianer ihre Gläser geleert, als der Häuptling einen seiner Begleiter nach trinkbarem Wasser abschickte.

Der Häuptling William war von kleiner, untersetzter Statur, mit einem alten, zerrissenen, gestreiften Hemde bekleidet, während seine Untergebenen nur einen bunten Schurz um die Lenden trugen. Von ihm erfuhren wir, dass die Bewohner von *Cumaka* nach dem Walde gezogen seien, um dort Canoes zu bauen. Als ihm Herr King mittheilte, dass in wenigen Tagen mehr Fremde nachkommen würden, zeigte er sich darüber ungemein erfreut und versicherte, dass sie alle willkommen wären.

Jetzt erst wurden unsere Sachen der genauesten Untersuchung unterworfen, und Frage drängte sich auf Frage, aber jeder einzelnen schloss sich der Refrain an: »Habt ihr viel Branntwein bei euch?« wozu sie in den Fässern mit eingesalzenem Fleisch und dergleichen die Veranlassung finden mochten. Das Phantasiebild, welches ich mir von einer indianischen Niederlassung entworfen, fand ich hier wenigstens an den Bewohnern nicht realisirt, deren Schmutz und

wahrhaft krampfhaftes Begehren nach Branntwein ganz mit dem der einzelnen Individuen übereinstimmte, die ich bereits in der Coloniestadt zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Was mir auf der einen Seite die Natur in viel überschwänglicherem Masse gegeben, als ich erwartet, das fühlte ich mir in Bezug auf die Bewohner doppelt und dreifach genommen. Nachdem der Häuptling seiner Neugier Genüge gethan, und zum Abschied noch ein Glas Branntwein verlangt hatte, ging er unter dem Versprechen, am folgenden Morgen wieder zu kommen, nach seiner Residenz zurück.

Bald war das Ausladen und Ordnen unserer Sachen vollendet, welches letztere uns nicht viel Zeit raubte, da wir nur den Winken zu folgen brauchten, die uns die Indianer unbewusst in dem Arrangement ihres Haushaltes gegeben, und mit zufriedenen und selbstgenügsamen Blicken schauten wir nun auf unser Werk, mit noch zufriedenern und verlangenderen aber auf unsern emsigen und schweisstriefenden, ewig lächelnden und grinsenden Neger, Hamlet, der sich während unserer Arbeit ein tüchtiges Feuer angezündet und die gehörige Anzahl Töpfe an dasselbe gesetzt hatte, um treulich seiner Function als wohlbestallter Koch nachzukommen. Eben kam der Bursche mit einer Portion von Wurzeln und Kräutern aus dem usurpirten Provisionsfelde zurück, um uns heute, wo er so reichhaltige Mittel gefunden, die vollsten Schüsseln aufzutragen. Seit unserer Abreise aus *Demerara* hatte ich das schwarze Gesicht noch nicht so freundlich strahlen gesehen. Hamlet war heute ganz glücklich, denn er brauchte nicht zu sorgen, brauchte nur zu wählen; Ueberfluss umgab ihn nach allen Seiten hin, und sein Gewissen war weit; Scrupel über das Mein und Dein schienen ihm hier eine rein überflüssige Bürde. Was uns sein freudestrahlendes Auge, sein langgezogener, grinsender Mund verheissen, wurde bald zur That: er hatte uns aus der erlegten Beute an Vögeln und den vorgefundenen *Yams*, der *Carica Papaya* u. s. w., ein treffliches Mahl bereitet, dem die ganze Gesellschaft vollkommene Gerechtigkeit angedeihen liess, und zu dem wir die arm auf der Sandbank Zurückgebliebenen mehrmals herbeiwünschten.

Nachdem Hamlet wacker dafür gesorgt, dass auch nicht das mindeste übrig geblieben, sprangen wir in unsere Hängematten, um nun zu versuchen, wie es sich in einer Indianerniederlassung schlafen lassen möchte.

Eben war die Sonne aufgegangen, als ich erwachte und doch noch zu träumen glaubte. Lag ich in einer der schmutzigen Hütten der Warrau-Indianer am *Aruka*, oder war ich während meines festen, todtenähnlichen Schlafes in einen der Feengärten aus »Tausend und eine Nacht« versetzt worden? Tausende von Stimmen, in den verschiedensten Abstufungen des Tones, schlugen an mein Ohr, verklangen plötzlich in weiter Ferne, und näherten sich wieder, verschwammen in einander und

lösten sich wieder von einander los. Momentane Stille folgte einem grellen Ausbruch der vereinten Sänger, bis sie abermals durch ein beginnendes Gezwitscher und Gesumme, anfänglich kaum vernehmbar, dann immer mehr und mehr sich steigernd, unterbrochen wurde, und endlich wieder in einen wahrhaft lebensfrohen Uebermuth ausbrach. Hatte das Ohr schon verwundert diesem Lärm gelauscht, so schaute mein Auge mit wahrem Entzücken in die vom jungfräulichen Sonnenstrahl beleuchteten Umgebungen des Dorfes hinaus, von denen mir tausend und abertausend Thautropfen gleich Diamanten entgegenstrahlten, bis dieselben in dem regen und geschäftigen Leben und Treiben ihren Untergang fanden, das sich um die mit Blüthen überladenen *Heliconien, Musaceen, Marantaceen* und *Uranieen* entfaltet hatte. Das Auge, welches einen Moment vorher die Blüthe noch still bewundert hatte, sah im nächsten Augenblick einen Topas darüber schweben, ohne sich Rechenschaft geben zu können, wie er dort hingekommen, bis dieser eben so gedankenschnell an einer andern Stelle zitternd und flimmernd über dem Blüthenschmuck hing. Wandte ich das trunkene Auge nach einer andern Richtung, einem andern Baume, so fand ich dasselbe täuschende und entzückende Spiel; hier begegnete ich dem lieblichen Rubin, dort dem glühenden Goldtropfen, oder dem tausendfach wiederstrahlenden Saphir, bis sich endlich alle diese fliegenden, flimmernden Funken zum reizendsten Kranze vereinigten, plötzlich aber, wieder geschieden, das frühere neckende Spiel begannen.

Wohl hatte ich in der Colonie schon oft dem gedankengleichen Fluge der Kolibris zugesehen, mich oft stundenlang an dem rastlosen Treiben dieser reizenden Geschöpfchen ergötzt, wenn sie momentan wie Abendschwärmer (*Sphinx*) über den Blüthen der Pflanzen und Bäume schwebten, um den Honig einzusaugen, urplötzlich verschwanden und an einer andern Stelle wieder auftauchten, oder, in Zank und Streit mit einander gerathen, in tausendfachen Wendungen, gleich glühenden Funken, die Luft nach allen Seiten und Richtungen durchkreuzten; — doch eine solche Anzahl, auf einem so kleinen Raum vereint, war mir noch nie begegnet. Unter dieser Schaar fiel mir namentlich *Trochilus mellivorus (Lin.), campylopterus (Lin.), moschitus (Lin.), furcatus (Lin.)*, der kleine, niedliche *pygmaeus (Spix.), Mango (Lin.)*, und *petasophorus (Pr. Max.)* auf. So klein und reizend aber diese Geschöpfe sind, so zänkisch sind die verschiedenen Species unter einander. Häufig fand ich bei der Section kleine Insecten in ihrem Magen.

Doch das bezaubernde Leben des Morgens war noch nicht beendet. Bald vernahm ich aus der Ferne her kreischende Stimmen, die sich immer mehr näherten; — Tausende von Papageien zogen unter wildem Gekreische paarweise

über die Umgebungen des Dorfes irgend einer Stelle zu, wo sie reiche Nahrung wussten; der *Psittacus aestivus* (*Lin.*) eröffnete den Reigen, während sich der kleine, niedliche *Psittacus muchalis* und *melanocephalus* (*Lin.*) schon in den Bäumen der Provisionsfelder niederliess.

Länger hielt ich es in meiner Hängematte nicht aus; ein rüstiger Sprung, und ich hatte mein schaukelndes Bett verlassen. Eilig griff ich nach meinem Gewehr, und die nächsten Minuten fanden mich schon auf einer Excursion in die Umgebungen des Dorfes. An die Provisionsfelder schloss sich der Urwald an. Der betretene, schmale Pfad, dem ich folgte, führte mich bald zu einer zweiten lichten Stelle, dem Cassadafelde der Bewohner. Es mochte ungefähr drei Acker umfassen und war auf das üppigste mit der *Manihot utilissima* (*Pohl.*) bestanden, und obschon die Pflanze nur unregelmässig und ohne alle Ordnung gepflanzt worden war, hatte sie doch durchgängig eine Höhe von 6 bis 8 Fuss erreicht. Hier und da durchrankten und umsäumten *Dioscorea bulbifera* (*Lin.*) und *sativa* (*Lin.*), sowie *Convolvulus Batatas* (*Lin.*) und *Ananas* den Wald der *Manihot*, welche bei allen Indianern die Stelle unserer Cerealien vertritt. Die Wurzel, ein Knollengewächs, enthält im frischen Zustande einen scharfen und stark blausäurehaltigen Saft, der jedoch, nachdem sie gerieben oder zerstampft ist, durch starkes Pressen entfernt wird. Die *Dioscorea* und den *Convolvulus Batatas* ziehen die Indianer ebenfalls wegen ihres starken Amylumgehaltes.

Mochte nun auch die Pflege, die diesen Feldern zu Theil wurde, nicht gerade die sorgfältigste sein, so hatten doch die Gewächse insgesammt eine Vollkommenheit erreicht, die mich in Erstaunen setzte. Zuckerrohr, Mais standen in Fülle, vorzüglich aber rechtfertigte die Ananas hier ihren Namen als Königin der tropischen Früchte in vollem Masse; — später brachte man uns Früchte, die zehn bis zwölf Pfund Gewicht hatten, und sich sowohl durch ihre Vollsaftigkeit, wie durch ihr Aroma auszeichneten.

Auch hier bestand der Boden aus einem fetten Thon, mit Ocher, verrottetem Holz und Asche gemischt, da bei Anlegung eines Feldes jederzeit die Bäume niedergeschlagen und verbrannt werden. Die gewaltigsten Riesen, welche das Feuer nicht vernichten kann, bleiben liegen und verwittern mit der Zeit. Das Durchstreifen eines solchen Feldes gehört daher keineswegs zu den angenehmen Spaziergängen, da man immer einen Baumstamm nach dem andern überklettern muss, wenn man nicht in ewigen Schlangenlinien vorrücken will.

Die Wurzel der *Manihot* erhält ihre vollkommene Reife erst nach 10 bis 11 Monaten, weshalb man auch auf jedem Provisionsfelde eine vollkommen geordnete Reihenfolge, von ausgewachsenen Pflanzen, bis zum eben gelegten Steckling her-

ab, findet. Sobald die ausgewachsenen Pflanzen heraus und die Knollen abgenommen sind, werden aus den Stengeln 2 — 3 Fuss lange Stecklinge geschnitten und drei bis vier solche wieder in eine Vertiefung verpflanzt. Ist dies gethan, so überlässt man der Natur die fernere Pflege und entfernt nur dann und wann das üppig wuchernde Unkraut. Soll ein ganz neues Feld angelegt werden, so geschieht die Bepflanzung ebenfalls durch Stecklinge; die Erde wird nur unmittelbar an den Stellen etwas aufgelockert, an denen man jene etwa 1 Fuss tief in die Erde steckt. Solche neue Anpflanzungen legt der Indianer jedoch nur kurz vor der grossen Regenzeit an.

Alle die Bilder, die sich meine Phantasie im Vorgenuss des Eindrucks eines Urwaldes mit den lieblichsten Farben ausgeschmückt, sanken vor der grossartigen Wirklichkeit, die sich mir bei dem Eintritt in den Urwald erschloss, wie bleiche Schatten in ihr Nichts zurück, und in stummem Entzücken stand ich vor den mächtigen Riesen, die Jahrhunderte an sich hatten vorübergehen sehen, und doch heute noch mit derselben ungeschwächten Lebenskraft ihre himmelanstrebenden Stämme emportrieben und ihre weit hinreichenden Aeste nach allen Richtungen aussendeten. Mächtige *Lecythis* mit unförmlichen Wurzelhälsen, *Laurineen*, *Leguminosen*, die riesige *Hymenaea Courbaril (Lin.)*, *Carapa guianensis (Aubl.)*, zahllose *Amyris*, *Achras Sapota (Lin.)* und *mammosa*, *Apeiba aspera (Aubl.)*, *Couratari guianensis (Aubl.)*, *Mimosa guianensis (Aubl.)*, *Goupia glabra (Aubl.)*, *Bombax globosum (Aubl.)* suchten einander jeden Zoll breit freien Raum streitig zu machen. Sie wurden durch weitrankende *Lianen* wild unter einander verbunden, die sich wie die Taue eines Schiffes durchkreuzten, und die strauchartigen Farrn waren von zahllosen *Bignoniaceen* und *Convolvulaceen* so durchwebt und verschlungen, dass man vorher alle diese Rankengewächse zerstören musste, um zwischen ihnen vordringen zu können. Wendete ich den Blick zu den Stämmen und Aesten empor, so lachten mir durch das Halbdunkel, das durch den ganzen Wald herrschte, frische, strotzende Moose und Flechten, zierliche Farrn, die reizendsten Orchideen, Aroideen, von welchen besonders letztere ihre weissen oder grünlichen Luftwurzeln fast bis zur Erde sendeten, und unzählige *Tillandsien* mit ihren prachtvollen, scharlachrothen Blüthen entgegen.

Je weiter ich den Indianerpfad verfolgte, um so dichter ward die Vegetation, weshalb ich es auch nicht wagen durfte, denselben ohne einen indianischen Führer zu verlassen. Nur hier und da wurde die lautlose Ruhe durch das Auffliegen indianischer Raben *(Psittacus Ararauna* und *Macao Lin.)* aus den dichtbelaubten Zweigen der *Leguminosen* unterbrochen, auf denen sie in den langen Schooten ihr Frühstücksmahl bereit fanden und nun, durch mich gestört, die Stellen, an

welchen sie mich bemerken konnten, unter betäubendem Lärmen umschwärmten. Plötzlich liess mich ein noch viel betäubenderes Geschrei, das mir von einer riesenhaften *Carapa* herab entgegen tönte, meinen Vorsatz, von dem Pfade nicht abzuweichen, doch vergessen. Unter gewaltigen Sprüngen eilte ich dem Baume zu, auf welchem ich eine ganze Versammlung des *Falco nudicollis* (*Daud.*) entdeckte. Gewöhnlich begann einer aus der Gesellschaft das ohrenzerreissende Geschrei, in das dann die übrigen im Chorus einfielen. Ihre Stimme weicht von der der übrigen Falkenarten vollkommen ab. Nicht weit von dieser wilden Gesellschaft sass eine viel ruhigere Parthie des schönen *Falco furcatus* (*Lin.*), während andere derselben Species ihre rastenden Freunde in weiten Zirkeln umkreisten.

Nachdem ich meine Neugier befriedigt, eilte ich nach dem Pfade zurück, der mich bald von der Höhe in ein sumpfiges Thal hinabführte, durch welches sich in langsamem Laufe der *Cumaka* hinwand. Die Vegetation hatte einen andern Charakter angenommen. Die Laubbäume waren verschwunden, die herrlichsten Palmen, *Manicaria saccifera* (*Gaert.*), *Euterpe oleracea* (*Mart.*), *Maximiliana regia* (*Mart.*), *Oenocarpus Bataua* (*Mart.*) hatten ihre Stelle eingenommen, und fast schien es, als ob die so gewaltigen Säulen eine verderbliche Gewalt über die mehr in der Nähe der Erde verweilenden kleinern Genossen ausübten, denn das Unterholz fehlte gänzlich; nur Farrnkräuter, *Aroideen*, *Scitamineen*, *Marantaceen*, *Musaceen* bedeckten den Boden, rankende *Aroiden* und die *Besleria coccinea* (*Aubl.*) umschlangen den Schaft der Palmen, während der breitblättrige *Pothos* die dicht umwundene Säule mit seinen weissen Blüthen überstreuete. Mehr in der Nähe des Flüsschens wucherten in buntem Gemisch verschiedene Species *Dracontium*, *Bacopa aquatica* (*Aubl.*), *Psychotria violacea* (*Aubl.*) und *Rapatea paludosa* (*Aub.*), die von zierlichen Gruppen der *Spennera aquatica* (*Mart.*), des *Lisyanthus coerulescens* (*Aubl.*) und der *Tocoyena longiflora* (*Aubl.*) mit ihren langen, rothen Blüthen unterbrochen wurden. Ein fortwährender Regen tropfte von den mit *Jungermannien* überzogenen Blättern herab, und eine modrige, schwere Luftschicht lagerte auf dem schlüpfrigen, feuchten Boden.

Erschöpft von allen diesen mächtigen Eindrücken, eilte ich jetzt nach der Niederlassung zurück, wo meiner eine neue Ueberraschung harrte. Während meiner Abwesenheit waren nicht allein die Bewohner des Dorfes aus dem Walde von ihrer Arbeit zurückgekehrt, sondern auch alle Indianer der nächstgelegenen Niederlassungen hatten sich hier versammelt. Ich sah ein merkwürdig bewegtes Bild vor mir! Theils in Gruppen stehend, theils auf den Fersen hockend, umgaben die männlichen Individuen meine Hütte, wo unser Gepäck, Kochgeschirr u. s. w. den Stoff zu ihrer Unterhaltung zu liefern schien, während etwas



Warrau-Indianerin.



entfernt davon die Weiber und Kinder mit einer Menge von zahmen Affen, Papageien, Hunden, Hängematten und Früchten, die als Tauschartikel benutzt werden, standen. Obgleich ich, wie ich schon früher erwähnte, bereits viele einzelne Indianer in der Coloniestadt gesehen, so machte es doch einen eigenen Eindruck auf mich, als ich jetzt aus dem dichten Walde trat und nun eine solche Menge rothbrauner, nackter Gestalten vor mir erblickte; ein Eindruck, der in gewaltigem Contrast gegen den eben erhaltenen stand!

Die Warrauindianer sind fast durchgängig von kleiner Statur; die Männer gewöhnlich 4—5, die Weiber selten über 4 Fuss gross; auch bethätigt sich das äusserlich kräftige Ansehen bei näherer Untersuchung keinesweges, da sie nichts weniger als muskulös sind. Die Grösse des Kopfes steht in sehr unharmonischem Verhältniss zu der des ganzen Körpers, was noch auffallender in Rücksicht des langen Rumpfes zu den kurzen Beinen hervortritt; doch unterscheiden sie ihr schönes, schwarzes, schlichtes Haar, ihre wohlgeformten Ober- und Unterschenkel jederzeit wesentlich von der afrikanischen Race. Das Gesicht ist durch die stark hervorstehenden Backenknochen ziemlich breit, die Stirn niedrig. Das Pigment der Augen zeigte sich mir durchgehends schwarz. Die Augenschlitze steigen mit ihren äussern Winkeln etwas gegen die Schläfe an, ohne dass jedoch ihr Vorderkopf so comprimirt wie bei den Negern wäre. In dieser Hinsicht schienen sie mir mehr ein Mittelglied zwischen dem Europäer und Afrikaner zu bilden. Das Nasenbein ist in der Gegend der Nasenwurzel etwas eingedrückt, der Nasenknorpel platt. Die Zähne fand ich bei ihnen im Ganzen schlecht und Zahnschmerz schien ein allgemein verbreitetes Leiden. Die Ohren sind klein und zierlich, der Hals ist kurz und kräftig, die Brust der Männer breit, während die Brüste der Weiber, sobald sie geboren haben, schwammig herabhängen. Hände, Füsse und Knöchel sind, namentlich bei dem weiblichen Geschlecht, so ungemein zierlich gebildet, dass sie jedem Künstler als Modelle dienen könnten. Das schwarze, schlichte, glänzende und dichte Haar hängt bei beiden Geschlechtern unordentlich über die Schultern herab. Das Kinn der Männer, wie andere Körpertheile, die bei dem Europäer mit Haaren bewachsen sind, waren bei ihnen von einem dünnen, weichen Flaum bedeckt, den jedoch sowohl Männer als Frauen durch Ausraufen zu vernichten suchen; ein Verfahren, dem auch die Augenbraunen verfallen. Deren Stellen, wie die Mundwinkel, waren mit einigen gekrümmten Linien tättowirt, was namentlich bei dem weiblichen Geschlechte allgemein gebräuchlich zu sein schien, und diesem einen charakteristischen, doch nicht uninteressanten Ausdruck verleiht.

Der ganze Gesichtsausdruck der Frauen und Mädchen hatte etwas tief Melancholisches, dabei aber unendlich Mildes. Die jungen Mädchen waren ungemein

üppig gebaut, während die ältern Weiber einen um so abstossenderen Anblick boten. Hat das Weib das zwanzigste Lebensjahr erreicht, dann ist die Blüthe ihres Lebens vorüber; das frühere Ebenmass der einzelnen Glieder und Formen ist verschwunden, die Elastizität in allen ihren Bewegungen hat einer gewissen Trägheit Platz gemacht, und an die Stelle einer lebensfrischen und lebenskräftigen Fülle tritt in einzelnen Theilen des Körpers eine Fettanhäufung, die denselben wahrhaft ekelhaft macht, da keine Bekleidung diese ungestalteten Massen dem Auge verbirgt. Ihre zu frühe Entwicklung und Mannbarkeit mag eine der Hauptursachen dieses schnellen Verblühens sein, indem sich die Mädchen meist schon im zehnten Lebensjahre verheirathen.

Ihre Aussprache hat viel Metall, nur dass in dieser die einzelnen Worte und Silben nichts Prägnantes und Scharfes haben, sondern langgezogen in einander überfliessen.

Die grösste Zahl der Versammelten litt an Augenentzündung; ja viele hatten in Folge derselben ihr Gesicht fast ganz verloren. Meiner Ueberzeugung nach trägt ausser dem sumpfigen und marschigen Boden ihre Unsauberkeit und Unreinlichkeit die meiste Schuld an diesem Uebel. Einen nicht minder erbarmungswerthen Anblick boten mir, ausser einigen Erwachsenen, namentlich eine Menge Kinder, deren Füsse und Gesässe mit abscheulichen Beulen bedeckt waren, wodurch erstere bei einigen zu wahren Klumpfüssen verunstaltet wurden. Als ich mich nach der Ursache dieser Verunstaltung erkundigen liess, erfuhr ich, dass die Beulen von den *Chigoes*, einer kleinen Flohart (*Pulex penetrans*), herrührten, die sich meist während der Nacht unter die Nägel und die Haut der Füsse eingräbt und dort ihre Eier hinlegt. Sobald es nur wenige Tage verabsäumt wird, diese Nester herauszuschneiden, entstehen unmittelbar nach dem Ausschlüpfen der wurmartigen Maden, die sich noch eine Zeit lang weiter fortgraben, die bösartigsten Geschwüre. Da sich diese Peiniger, wie ich schon anführte, nicht allein die Füsse, sondern auch das Gesäss zum Ablegen ihrer Eier wählen, so trägt eben der grösste Theil der Kinder der Warraus die traurigen Merkmale der Nachlässigkeit und Saumseligkeit ihrer Eltern an sich. Nie habe ich bei den Kindern anderer Stämme solche Zeichen bemerkt.

Als ich mich der Gruppe genähert, setzte mich der panische Schrecken, den mein Erscheinen unter den Frauen, Kindern, Affen, Hunden und Papageien hervorrief, in nicht geringes Erstaunen; alles suchte anfänglich die Flucht zu ergreifen, während die Männer stürmisch auf mich eindrangen und mir ihre Tauschartikel anboten, unter denen sich besonders der *Psittacus pulverulentus* (*Gm.*), den die Colonisten fälschlich mit dem Namen Amazon-Papagei belegen, der *Psittacus aestivus* (*Lin.*), der vor allen übrigen häufig an der Küste vorkommt, und ein schöner

Psittacus accipitrinus (*Lin.*) befand. Im Zorn ist letzterer ohne Zweifel einer der schönsten Papageien, da sich dann die glänzend gefärbten Federn des Hinterkopfes in die Höhe sträuben und einen förmlichen Kreis um seinen Kopf bilden. Die Colonisten nennen ihn *Hia-Hia*, welchen Worten seine Stimme vollkommen ähnelt. Die grösste Anzahl der Versammelten forderte Branntwein als Tauschwerth, nur wenige Messer, Perlen, Kattun oder Geld. Da ich ihre Wünsche unmöglich alle befriedigen konnte, tauschte ich mir nur einige Früchte ein und überliess das übrige den Bewohnern der Niederlassung, die sofort nach meiner Weigerung den Handel mit den andern begannen.

Auch unser Häuptling William, so wie sein ganzer Harem, war mit Sack und Pack angelangt, und schien uns während unseres Aufenthaltes Gesellschaft leisten zu wollen, da er bereits seinen Wohnsitz in einer der nächsten Hütten aufgeschlagen hatte.

Nachdem ich den ersten Sturm überstanden, mein Gewehr abgelegt und mich auf meine Hängematte gesetzt, erschien er alsbald an der Spitze seiner vier Frauen und stellte mir dieselben vor, wobei er zugleich für jede ein Glas Branntwein verlangte; — ein Begehr, dem ich keinesweges gesonnen war zu willfahren, bis mich die dringenden Vorstellungen des Herrn King zum Nachgeben brachten, der mit dem Charakter dieser Leute ziemlich genau bekannt war und mich ernstlich warnte, die Gunst des Häuptlings durch meine Weigerung nicht zu verscherzen.

Das böse Beispiel verdirbt auch hier gute Sitten, und Hohn und Spott kann stets die besten Entschlüsse wankend machen. Die drei ältern Weiber William's leerten ihre Gläser, wie der Herr Gemahl, auf einen Zug; nur der jüngsten, welche kaum das zehnte Jahr erreicht haben konnte, und dessen ungeachtet täglich ihrer Niederkunft entgegen sah, widerstand das Getränk so, dass sie das Glas, sobald sie nur genippt, unter den lebhaftesten Zeichen des Widerwillens wegsetzte, bis sie der schnöde Spott und das höhnische Lachen der drei andern Mitgemahlinnen zwang, dasselbe wieder zu ergreifen und auf einmal hinabzustürzen.

In allen Hütten des Dorfes herrschte jetzt unter den Weibern die regste Thätigkeit. — Die während des Aufenthaltes im Walde verzehrten Vorräthe mussten erneuert, die dort zerbrochenen irdenen Geschirre durch andere ersetzt werden, und die Geschäftigkeit und Eile, mit welcher die Vorbereitungen zum Brodbacken getroffen wurden, verkündeten deutlich, dass eine tiefe Ebbe in dem Bestande eingetreten. Hier sass eine Parthie Weiber und schabte die Wurzelknolle der *Manihot*, indessen eine andere die schon gereinigten Knollen auf einem europäischen Reibeisen, das flach geschlagen und auf ein Stückchen Brett genagelt war, rieben, und wieder andere, beladen mit den eben herausgenommenen

Knollen aus dem Provisionsfelde zurückkehrten oder aus dem Thon, den die Umgebung des Dorfes in reichem Mass darbot, Schüsseln und Töpfe aus freier Hand verfertigten. Die Jagd- und Fischgeräthe, so wie eine Menge anderer Gegenstände des Hauswesens, die Hängematten und das Geschirr, welche die Bewohner mit in den Wald genommen hatten, waren entweder schon wieder an ihren frühern Stellen aufgehangen oder man war noch damit beschäftigt.

Nachdem die für den Lebensbedarf sorgenden Frauen eine hinlängliche Masse der Manihot gerieben, wurde dieselbe in ein cylinderartiges, elastisches Rohrgeflecht (*Arupa*), wozu eine Species der *Calathea* das Material liefert, von ungefähr acht bis neun Fuss Länge mit Gewalt hineingestopft, so dass sich das Geflecht bedeutend verkürzte und erweiterte, dann mit seiner obern Oehse an einen der Querbalken der Hütte befestigt, durch die untere Oehse dagegen ein langer Stab weit über die Hälfte seiner Länge gesteckt und das kürzere Ende an einem starken Pflock, den man erst in die Erde eingekeilt hatte, befestigt. Darauf stellten sich zwei bis drei Weiber an das längere Ende und drückten dasselbe mit aller Gewalt nieder, so dass sich der elastische und verkürzte Cylinder in Folge des Druckes immer länger und länger zog. Alle wässrigen und giftigen Bestandtheile der Knolle, die das Einstopfen noch nicht hatte entfernen können, wurden nun vollends ausgepresst, in einem grossen Topfe aufgefangen, durch langes Kochen und Verdampfen eingedickt, und mit einer starken Portion *Capsicum* gewürzt. Durch das Verdampfen verflüchtigen sich alle giftigen Bestandtheile, und der so verdickte Saft wird allgemein als Sauce zu dem Fleisch benutzt. Geniesst irgend ein Thier nur eine geringe Masse des frischen Saftes, so stellen sich kurze Zeit nach dem Genusse heftige Convulsionen ein, die sich immer mehr steigern, während zugleich der ganze Körper bedeutend anschwillt, bis beiden Symptomen durch den Tod ein Ende gemacht wird. Der schon seit Jahrhunderten berühmte »*pepper-pott*« der holländischen Colonisten besteht seinem Hauptbestandtheile nach aus jener Sauce, in die nach jedem Mittagsmahl das übriggebliebene Fleisch geworfen, und dann und wann mit neuem *Cassarip* (der Name dieses verdickten Saftes) übergossen wird. Je höher das Alter eines solchen Topfes, um so mehr stieg auch sein Werth. Ein wahrer Juwel soll daher der einer holländischen Familie gewesen sein, welchen die Hausfrau dreissig Jahre unbeschädigt und natürlich auch ungereinigt zu erhalten wusste.

Nachdem die Weiber den Saft vollkommen ausgepresst hatten, wurde die mehlige Masse von anderen durch eine Art Sieb gerieben, auf eine grosse, eiserne Platte, die unterdessen über einem Feuer erhitzt worden war, gestreut und zu einem Kuchen gebacken. Die Platten werden zu diesem Behufe in England verfertigt und in der Colonie an die Küstenstämme verkauft.

Vor den Hütten wälzten und balgten sich die Kinder in dem Schmuze unter den lächerlichsten Sprüngen und Grimassen herum, und liefen schreiend und heulend der beschäftigten Mutter in die Arme, sobald ich oder einer meiner Begleiter nur irgend Miene machten, uns ihnen zu nähern. Dem Höllenlärm der kleinen Kobolde schloss sich jedesmal die Menge knurriger und dürrer Hunde an, die sich um die Weiber gelagert, bis sie ein Fusstritt oder ein Hieb der strengen Herrin mit dem ersten, besten Stück des Hausgeräthes unter Heulen und Winseln in die Flucht trieb. Die Hausherren lagen schaukelnd und baumelnd in der Hängematte, und sahen mit gleichgültiger Miene und dem grössten Wohlgefallen zu, wie sich die Weiber plagten und abmühten.

Eben so bewegt und aufgeregt wie heute waren alle folgenden Tage, die wir noch in *Cumaka* verlebten. Jeder neue Tag brachte uns neue Fremdlinge, die theils die Neugier, uns zu sehen, theils der Wunsch, mit uns in Tauschhandel zu treten, herbeiführte. Die Nachricht von unserer Ankunft musste sich ungemein schnell und weit verbreitet haben, denn bald war das Dorf in ein förmliches Lager verwandelt. Die Hütten fassten die Zahl der Fremden nicht mehr, die nun ihre Hängematten zwischen den nahen Bäumen aufhingen und daneben ihre wandernde Küche aufschlugen.

Die Ankunft meines Bruders mit dem übrigen Theile der Expedition steigerte dieses Leben nur noch mehr und rief abermals alle jene betäubenden Scenen zurück.

Das Wetter nahm nun einen wesentlich verschiedenen Charakter an, und alle Anzeichen verkündeten laut und vernehmlich, dass die grosse Regenzeit im Anzuge sei. Das heftige blendende Wetterleuchten, das schon seit mehren Nächten den ganzen Himmelsdom in eine feurige Halbkugel verwandelt hatte, ging jetzt in grauenerregende Gewitterstürme über, bei denen unter den fürchterlichsten, wahrhaft sinnverwirrenden Donnerschlägen gewaltige Wassermassen herabstürzten. Fast täglich wiederholte sich dieses schauerlich schöne Phänomen; seltner in den Vormittagsstunden, meist während des Nachmittags und der Nacht. Ein lautes dumpfes Rauschen und Brausen in den obern Luftschichten, gleich als durchziehe der wilde Jäger mit seiner entfesselten wüsten Schaar die Luft, geht jedesmal dem nahen Ausbruch voran, während die untern Schichten noch im stillen Frieden ruhen, und kein Zittern des Blattes den schon hereingebrochenen Aufruhr verräth, der bald mit ungebändigter Gewalt über weite Strecken hinsaust. Das Brausen und Sausen senkt sich immer tiefer und tiefer, — schon schlagen die obern Zweige der mächtigen Riesenbäume wild aneinander, ihre biegsamen Wipfel geben entweder der Gewalt nach, oder die gewaltigen Giganten stürzen unter dem fürchterlichsten Krachen und Getöse entwurzelt, alle kleinern Bäume und Gebüsche in ihrem Falle mit sich niederreissend,

zwischen den nachgiebigeren Genossen zur Erde nieder. Der furchtbarste Sturmwind, von dem der Nordländer keine Ahnung hat, fegt gleich der wuthschnaubenden Windsbraut über die Ebenen, Berge und Thäler hin, und die dichte Finsterniss, in welche die Natur gehüllt ist, wird nur momentan von den zuckenden, feuerglühenden Blitzen unterbrochen und zerrissen. Oft hält ein solcher Aufruhr stundenlang an, dann beträgt die Quantität des niedergestürzten Regens meist zwei bis drei Zoll.

So ungünstig aber auch die Witterung für weitere Ausflüge geworden, entschloss ich mich doch in Begleitung eines indianischen Führers zu einer Excursion in das Innere des Urwaldes; ein Wunsch, dem ich schon früher Folge geleistet hätte, wenn mich nicht die Abwesenheit meines Bruders zurückgehalten, dessen Ankunft ich nothgedrungen abwarten musste, da ich mich, wegen der Anzahl fremder Indianer, keinen Tag lang aus dem Dorfe entfernen zu dürfen glaubte.

Mit Gewehr, reicher Munition und den nothdürftigsten Lebensmitteln versehen, trat ich mit einem Indianer meinen Ausflug an. Der reichlich gefallene Regen hatte der ganzen Natur einen neuen und lebensfrischeren Charakter aufgeprägt und die Entwickelung von Myriaden Insekten befördert. Die niedrigen Gesträuche und Pflanzen waren an einzelnen Stellen so vollkommen mit Prachtkäfern (*Buprestidae*), *Cassideen*, *Curculionen* und verschiedenen Species aus der Ordnung der *Hemiptera* bedeckt, dass man das Grün der Blätter kaum sehen konnte. Wo sie einen Strauch oder eine Pflanze verschont gelassen, hatten gleich zahllose *Cicadeen* in den abenteuerlichsten und eigenthümlichsten Formen Besitz genommen, die sich aber unter gewaltigen Sprüngen augenblicklich auf die Flucht begaben, wenn man sich nur dem Busch näherte.

Je reicher die niedrige Thierwelt repräsentirt war, um so kärglicher wurde mein Herbarium bereichert, da meine Umgebungen bald aus nichts, als dichtem Urwald bestanden, aus dem das niedere Gebüsch vollkommen verdrängt war und wo ausserdem nur wenige der riesigen Bäume in Blüthe standen. Was die Vegetation mir versagte, ersetzten mir die Insekten und die befiederten Bewohner in vollem Masse, namentlich die aus der Familie der *Herodii* und *Rhamphastidae* (Reihervögel und Grossschnäbel). Aus der erstern Familie erwähne ich nur den herrlichen Reiher, die *Ardea Agami* (*Lin.*), den ich am häufigsten an den Ufern der kleinen Waldbäche, einsam im tiefsten Schatten der überhängenden Bäume antraf. Unstreitig ist diese Species die schönste der ganzen Gattung. Die glänzend aschgrauen Federn, die ihm vom Hinterkopf aus über den Hals und den obern Theil der Flügel, so wie die eigenthümlich gekrümmten Federn gleicher Farbe, die über den Schwanz herabhängen, geben dem in allen seinen Bewegungen so ruhigen und stolzen Vogel

einen ganz eigenthümlichen Reiz. Einige Exemplare, die ich hier schoss, stimmten in Rücksicht des Gefieders ganz mit der *Agami* überein, nur fehlten ihnen die schönen Federn am Hinterkopf und über dem Schwanze. Ich hielt sie für junge Männchen. Das Weibchen hat ein ganz bescheidenes, bräunliches Gefieder. Diese herrlichen Vögel sind mir nur am *Barima*, *Aruka* und *Amacura* vorgekommen. Dieselben kleinen Waldbäche hatten sich auch die *Ardea tigrina* (*Gm.*) und *brasiliensis* (*Lin.*) zum Aufenthaltsort ausgewählt, doch habe ich sie später an fast allen Flüssen Guiana's gefunden. Es hat etwas Lächerliches, wenn diese langfüssigen Vögel an dem Wassersaume unter beständigem Einziehen und Ausstrecken des langen, befiederten Halses hinwaten, oder auf den dicht belaubten Bäumen des Ufers mit eingezogenem Kopfe sitzen. Ihr Fleisch ist ganz ausgezeichnet und hat keine Spur von einem thranigen oder fischartigen Beigeschmack.

Unter den *Rhamphastidae* fand ich namentlich *Rhamphastus erythrorhynchus* (*Lin.*), *vitellinus* (*Lin.*) und *Pteroglossus piperivorus*, wie auch *viridis* sehr häufig, die wahrscheinlich durch die reifen Früchte verschiedener Bäume herbeigelockt worden waren. Keiner Familie ist wohl jemals mit wenigerem Recht schuld gegeben worden, dass sie die Eier und Jungen anderer Vögel verzehre, als dieser, da sie durchaus nur von Früchten lebt und sich der Schnabel der drei grössten Arten, des *Rhamphastus erythrorhynchus*, *vitellinus* und *Toco* zu nichts weniger, als zum Fleischfressen eignen möchte. Bei Regenwetter sitzen sie gewöhnlich auf den Bäumen, und lassen ihre merkwürdige Stimme, die täuschend wie die Silben *pia-po-o-co* klingt, weshalb die Venezuelaner ihn auch *Piapoco* nennen, den ganzen Tag durch den Wald erschallen, was sie ausserdem nur des Morgens und am Abend zu thun pflegen. Ihre Nester bauen sie in hohle Bäume. Wie die Papageien fliegen auch sie nur paarweise; nie habe ich sie in Heerden vereinigt fliegen sehen. Werden sie von den Bäumen aufgescheucht, auf denen sie reife Früchte gefunden, dann sondern sich jedesmal die einzelnen Paare von einander ab. Auf unserer Tafel waren sie gern gesehen.

Der herrliche Nageschnabel (*Trogon melanopterus Sw.*), mit seinem metallschimmernden Gefieder, liess gewöhnlich unmittelbar nach Sonnenaufgang durch den stillen Wald sein klagendes *Wow-wow* von den Fikusbäumen ertönen, auf welchen er meist mit den verschieden Ampelisarten (Schmuckvogel) vereint sass. Das Nest ähnelt ganz denen der wilden Tauben. Kein Vogel machte mir beim Abziehen so viel Mühe, als er, da es selbst bei der grössten Vorsicht kaum gelingt, den Balg unbeschädigt herunter zu bringen. Das Fell ist so zart, dass es sogar, wenn der Vogel geschossen vom Baum fällt und bei dem Herabfallen einen Zweig berührt oder auf harten Boden herabstürzt, zum Ausstopfen unbrauchbar wird. Unter den kleinen gefiederten Geschlechtern traten namentlich ganze Heerden

aus der Familie der *Tanagridae* und *Sylviadae* auf, die am Morgen und Nachmittag den Wald von Baum zu Baum durchflogen und auf der Rinde der Aeste und den Flächen der Blätter nach Larven und Insekten suchten. Am häufigsten bemerkte ich *Tanagra cayana* (*Lin.*), *ochropygos nigerrima* (*L. Gm.*), *Jacapa* (*Lin.*), *olivascens* (Lin.), *Sylvia cyanocephala* (*Lath.*), *Tachyphonus versicolor* (*d'Orb.*). Oft fand ich auch die kleinen, lieblichen Sänger Guiana's, die *Euphone violacea* und *rufiventris*; eben so die niedliche *Nectarinia coerulea* (*IU.*) und *cyanea* (*IU.*) und, vereint mit ihnen, mehre kleinere Spechtarten; *Dendrocolaptes guttatus* (*Licht.*) fehlte einem solchem Schwarme niemals. Trat hier und da etwas Gebüsch auf, so konnte man überzeugt sein, das Hokkohuhn (*Crax alector Tem.*), Jakus (*Penelope cristata* Tem.) und die kleinen Species: *marail* und *pipile* (*Lath.*), so wie *Parraca* (*Tem.*) *Crypturus Tao* und *variegatus* zu finden. Die beiden letzten gehören zu dem ausgezeichnetsten Geflügel, das an Geschmack den *Crax* und die *Penelope* weit übertrifft. Eben so schmaekhaft sind ihre grossen blauen Eier, die sie in eine Vertiefung des Bodens legen, wo man im Neste meist 6—7 vorfindet. Die rothen Eier des *Crypt. variegatus* sind nicht ganz so gross als ein Hühnerei, aber gleich schmackhaft wie die des *Tao*. Reich beladen kehrte ich am nächsten Tag mit meinem Begleiter nach *Cumaka* zurück.

Ein anhaltendes Jucken und Brennen, das ich schon seit mehren Tagen des Nachts, besonders in den Zehen und unter der Sohle gefühlt, hatte ich bisher immer unbeachtet lassen müssen, da ich meine Excursionen meist unmittelbar mit Tagesanbruch antrat; bald aber steigerte sich dasselbe während einer Nacht so, dass ich am Morgen meine Füsse von einem Farbigen untersuchen liess, und nicht wenig war ich erstaunt als mich dieser versicherte, dass sich eine ganze Masse Sandflöhe (*Pulex penetrans*) an den schmerzhaften Stellen eingegraben hätten. Meine Nachlässigkeit wurde hart gestraft. Sogleich musste ich mich der schmerzhaften Operation unterwerfen, mir binnen einer halben Stunde 83 Stück herausschneiden zu lassen, und noch denke ich mit einem kalten Schauer an die Minuten zurück, wo endlich die Sohlen gereinigt waren und die Operation an die Nägel kam, die bis zu den Stellen hin, wo jene Bestien sassen, zerschnitten werden mussten. Das Eingraben des Insekts geschieht ganz unbemerkbar, da das leise Jucken, unter dem das Insekt sein Miniren beginnt, den tiefen Schlaf nach einem anstrengenden Tage nicht stören kann. Erst nach zwei Tagen geht dasselbe in stärkeres Brennen über, und man bemerkt an der schmerzhaften Stelle einen bläulichen Fleck von der Grösse einer Erbse. Dies ist der Eierbeutel, in dem sich meist hunderte von Eiern befinden, die der Peiniger hier schon abgelegt hat. Die wurmartigen Maden schlüpfen ungemein schnell aus, und setzen nun das begonnene Miniren der Mutter fort, wenn sie eben nicht durch das Herausschneiden daran

verhindert werden. So lange ich noch selbst von dieser Plage frei geblieben war, hatte ich oft über die gräulichen Grimassen lächeln müssen, die ich jeden Morgen sah, wenn ich zu meinen Excursionen aufbrach und an den Hütten der Indianer vorüberging. Die ganze erwachsene Familie sass dann auf der Erde herum, untersuchte die Füsse nach allen Richtungen hin, um nachzusehen, ob das spitze, scharfe Hölzchen oder das Messer angewendet werden müsste. Selbst die armen Hunde werden auf das jämmerlichste von den Chigoes geplagt, welche sich hier ebenfalls in den Sohlen eingraben und die Thiere meist ganz unfähig zum Laufen machen. Findet sich nicht eine mitleidige Herrin, denn die Männer halten dies unter ihrer Würde, welche die geplagten Thiere von ihren Peinigern befreit, was aber bei den Weibern der Warraus nie der Fall ist, da diese nicht einmal so viel Muttergefühl besitzen, ihre kleinen Kinder davon zu befreien, so sieht man die armen Thiere meist heulend, jammernd und winselnd an ihren Pfoten reissen und nagen.

Der liebste Aufenthalt dieser Quälgeister sind die Indianerhütten, namentlich wenn diese auf sandigem Boden errichtet sind, und nur durch fortwährendes Feuchthalten können sie etwas vermindert werden; denn Nässe scheint ihnen durchaus zuwider zu sein. Aber selbst hohe Stiefeln, doppelte und dreifache Strümpfe halten sie nicht ab — sie finden doch den Weg zu den Fussnägeln. Oft nehmen sie in den Niederlassungen so überhand, dass die Bewohner genöthigt werden, diese ganz zu verlassen.

Das Sprüchwort: »durch Schaden wird man klug«, hatte einen folgsamen Schüler an mir gefunden; denn von heute an versäumte ich nie, mir jeden Morgen die Füsse revidiren zu lassen, und es gab nur wenige Tage, wo mir nicht 20 — 30 herausgeschnitten wurden, was den Bestand meiner Nägel an allen zehn Zehen endlich fast auf Nichts reducirte. Herr Hancock und mein gemüthlicher Stöckle wurden in gleichem Masse wie ich von ihnen geplagt. Bei Letzterem stellte sich am ersten eine bedeutende Entzündung der Füsse ein, die wahrscheinlich durch das fortwährende Schneiden und Graben hervorgerufen wurde, und ihn vollkommen unfähig zum Gehen machte. Bald bekam er in mehren Negern und mir Genossen seiner Leiden und ich hatte meine frühere Nachlässigkeit jetzt um so bitterer zu beklagen, als sie einen bedeutenden Einfluss auf meine fernere Reise ausübte.

Wie ein Unglück selten allein kommt, so ging es uns in *Cumaka* auch mit unseren Peinigern. Hatten sich die *Chigoes* die Füsse zu ihrem Tummelplatz ausgewählt, so nahm ein anderes Insekt die Weichen und einzelne Theile des Unterleibes in Beschlag, wo es gleiche Schmerzen verursachte. Fast jeder Grashalm war mit der unter dem allgemeinen Namen *Bête rouge* bekannten Species *Acarus*, wahrscheinlich aus der Gattung *Trombidium*, besetzt, die an dem Vorübergehenden haften bleiben, dann bis zu jenen Stellen vordringen, sich hier

ebenfalls eingraben, und ein unerträgliches Jucken und Brennen hervorrufen. Sieht man nach einer solchen Stelle, so bemerkt man unter der Haut ein fast unsichtbares, scharlachrothes Pünktchen. Das Thier versenkt sich mittelst seines langen Rüssels unter die Haut und bleibt dort meist zwei bis drei Tage, während welcher Zeit es eben jenes unerträgliche Jucken und bald auch kleine schmerzhafte Beulen bewirkt, die sich bei der vielfach erhöhten Hautthätigkeit und der unwiderstehlichen Versuchung zum Reiben oft bis zur Entzündung steigern. Erst mit dem Tode und dem Ausschwären des Thieres endigt sich der Schmerz. Das einzige Mittel dagegen, was wir als wirksam erkannten, war Zitronensaft oder Spiritus, mit denen wir die schmerzhaften Stellen bestrichen, und dadurch das Thier augenblicklich zu tödten schienen, da sich der rothe Punkt dann jedesmal in einen schwarzen verwandelte. Nur wer diese furchtbare Plage aus Erfahrung hat kennen lernen, kann sich eine erschöpfende Vorstellung von den Leiden machen, die am Abend die ersehnte Hängematte zum wahren Laurentiusroste umwandelten, und am Tage den Angstschweiss aus allen Poren jagten. Dafür aber, dass Hände und Gesicht nicht verschont blieben, sorgten Myriaden von *Mosquitos* und eine grosse Ameise *Ponera clavata* (*Formica clavata Br.*), welche schon ihr ganzes Aeussere verdächtig genug machte. Ihr langer, schwarzer Körper ist mit einzelnen Haaren besetzt; aber glücklicherweise kommt sie immer nur einzeln an den Bäumen oder Sträuchern vor. Ich hatte auf meiner kurzen Reise bereits manchen Schmerz kennen gelernt, aber mir fehlen in der That die Worte, um die Pein zu beschreiben, die mir einmal ihr Biss in den rechten Daum verursachte, als ich unerwartet mit einer solchen in Berührung kam. Der schneidende und brennende Schmerz theilte sich augenblicklich von der Wunde aus dem ganzen Körper mit, und zeigte sich dann am heftigsten in der Brust, so wie ober- und unterhalb beider Achseln. Kaum waren einige Minuten vergangen, als ich mich auch am ganzen Körper wie gelähmt fühlte, so dass ich nur unter den fürchterlichsten Schmerzen und mit der grössten Anstrengung der Niederlassung zuwanken konnte, diese aber doch nicht zu erreichen im Stande war. Der Schmerz der eigentlichen Wunde und die entstandene Geschwulst blieben höchst unbedeutend. Ein vorübergehender Indianer fand mich besinnungslos am Boden liegen, und brachte mich in meine Hängematte, wo mich ein heftiges Wundfieber den ganzen folgenden Tag festhielt. Auch die Indianer hegen eine tiefe Scheu vor diesen Thieren, benutzen sie aber zugleich, wie ich von ihnen hörte, als Mittel gegen Rheumatismus. Lässt sich dieser auf keine andere Weise bannen, so suchen sie eine solche Ameise, nehmen sie zwischen zwei Hölzchen und lassen sich einige Male an der schmerzhaften Stelle verwunden, was nach ihrer Versiche- rung ein Radikalmittel gegen solche Beschwerden sein soll.

Der bisher noch herrschende Wechsel in der Witterung, in welchem jene

Gewitterstürme und Regenschauer meist erst am Nachmittag und während der Nacht eintraten, war nach und nach einer anhaltenderen Gleichmässigkeit gewichen, da jetzt auch der Morgen von ihnen eingenommen wurde, und damit schlich sich zugleich der längst gefürchtete Feind, das Fieber, unter unsere Mannschaft ein. Mehre unserer Bootsleute wurden davon ergriffen, worunter sich der erste Steuermann was uns leider nöthigte, längere Zeit in *Cumaka* zu verweilen, als es nur im entferntesten unsere Absicht war und sein konnte.

Die ganze Umgebung des Dorfes hatte jetzt einen andern Charakter angenommen; dichte Nebel verbargen bis zum Mittag hin jeden Baum in ein undurchdringliches Dunkel, und schon war die Temperatur des Morgens auf 71° Fahrenheit herabgesunken, die sich gegen den Nachmittag hin höchstens wieder bis auf 80° Fahrenheit erhöhte.

In demselben Masse, in welchem wir alle, in Folge der niedrigen Temperatur und der von Feuchtigkeit gesättigten Luft litten, unterlagen auch meine Sammlungen dem verderblichen Einfluss der Witterung; namentlich aber die getrockneten Pflanzen und Insekten. Wurde ich nur einen einzigen Tag abgehalten, erstere umzulegen und mit neuem, am Feuer getrocknetem Papier zu versehen, so konnte ich am nächsten Tag fest überzeugt sein, die ganzen, unter Gefahren und Mühe gesammelten Schätze mit einem gelblichen Schimmel überzogen zu finden, dessen plötzliche Entstehung sich durch keine Vorkehrungen abwenden liess, mochte ich auch alle Fugen und Ritzen der Kisten mit Harz oder andern pechartigen Substanzen überziehen; und benutzte ich nicht jeden hellen und sonnigen Augenblick dazu, meine Insekten und Vogelbälge der freien Luft auszusetzen, so vernichtete derselbe Schimmel (*Eurotium herbariorum Link*) auch diese.

Der Geschicklichkeit und dem Eifer des Hrn. Echlin gelang es, unsern einflussreichsten Patienten, den ersten Steuermann, früher wieder herzustellen, als wir zu erwarten berechtigt waren. Die Zwischenzeit wendete mein Bruder und Hr. Glaskott hauptsächlich zur Bestimmung der geographischen Lage von *Cumaka* an, da es Ersterem in Rücksicht auf seine fernere Lagenaufnahme vorzüglich darauf ankam, bereits gegenwärtig einen bestimmten Punkt im Innern zu besitzen, an den er seine spätern Beobachtungen anknüpfen konnte. Die übrige benutzbare Zeit wurde zur Aufnahme des Laufes des *Aruka* verwandt, wobei ihm einer der Bewohner von *Cumaka*, der etwas englisch verstand, wesentliche Dienste leistete. Leider gelang es ihm nie, obschon er meist die Nächte hindurch wach blieb, um jeden, durch einen Riss in den undurchdringlichen Wolken sichtbar werdenden Stern zu benutzen, eine genaue astronomische Bestimmung zu gewinnen.

Als die Witterung wieder soviel Wechsel zeigte, und auch, unsere Kranken wenigstens wieder so weit hergestellt waren, dass wir es ohne Gefahr wagen

durften, ihre schwachen Kräfte in Anspruch zu nehmen, miethete mein Bruder zu ihrer Unterstützung noch sechs Warraus, mit denen wir unter Anführung des Sohnes des Häuptlings, nach der Mündung des *Barima* aufbrachen, um auch diesen Theil des Flusses genau zu untersuchen.

Da die ganze Expeditionsmannschaft an einer allgemeinen Erschlaffung litt, so wurden auch nur die nothwendigsten Gegenstände mitgenommen, alles übrige dagegen in *Cumaka* wohl verpackt zurückgelassen.

Bald war der *Barima* wieder erreicht, den wir nun gegen seine Mündung hin verfolgten. Unmittelbar nach der Einmündung des *Aruka* nehmen auch die Ufer des *Barima* einen wesentlich verschiedenen Charakter an. Sie werden wieder marschig und sumpfig, und sind bereits hier der Einwirkung der Ebbe und Fluth in so hohem Grade ausgesetzt, dass wir nicht einmal das kleinste Fleckchen ausfindig machen konnten, auf dem wir festen Fuss zu fassen vermocht hätten. Je weiter wir vordrangen, um so mehr näherte sich die Vegetation der Ufer wieder der der nächsten Küstenstriche, und schon nahm *Rhizophora* und *Avicennia* jene vorherrschend ein.

Diesen Theil des Flussgebietes culturfähig zu machen, würde die ungeheuren Summen, welche die Urbarmachung des *Demerara* erforderte, gewiss noch um das Doppelte übersteigen. Mit jedem Ruderschlag vorwärts wurde die frühere Ueppigkeit der Vegetation, da die Wellen zugleich an Seewassergehalt zunahmen, ärmer und dürftiger, bis sie endlich nichts mehr als *Rhizophora* und *Avicennia* darboten, über die an einzelnen Stellen niedliche Gruppen der *Euterpe oleracea*, *Leopoldinia*, *Manicaria* und *Maximiliana* emporragten.

Die Gewalt, mit welcher die Fluth in das Bett des *Barima* eindrang, nöthigte uns, eine geschützte Stelle aufzusuchen und dort bis zum Eintritt der Ebbe zu verharren. Das eingeengte und unbequeme Sitzen in den kleinen Booten, so wie ganze Schaaren *Mosquitos*, die blutdürstig und erbarmungslos über uns herfielen, machte diese Unterbrechung unserer Fahrt, bei der wir bisher in fortwährender Thätigkeit erhalten worden waren, wahrhaft qualvoll. An einen Augenblick Schlaf war wegen jener Plagegeister gar nicht zu denken, und unter allgemeinem Jubel hiessen wir gegen acht Uhr die rückweichenden Wellen willkommen, worauf wir unsere Reise fortsetzten.

Schon bei eintretender Dämmerung erhellten tausend leuchtende Insekten die Luft nach allen Richtungen hin, unter denen sich namentlich das phosphorescirende Licht des *Pyrophorus pellucidus (Esch.)* auszeichnete; die tiefste Stille war über unsre Umgebungen ausgebreitet. Bald hüllte die Nacht alles in ihren dunkeln Schleier ein; hier und da aber verkündete das Zirpen der Grillen, das Quaken der Frösche, dass unter ihm das Leben nicht feierte. Noch

hörte man nur diese Stimmen und ein leises Summen der Mosquitos und anderer unsichtbarer Insekten, das dann und wann durch den gleichmässigen Ruderschlag unserer Bootsleute oder das Aufspringen und Plätschern eines Fisches unterbrochen wurde. Bald aber erwachte das ungeahnete Leben der Nacht; es begann mit dem dumpfen, abgebrochenen Brüllen ungeheurer Frösche, das jene kleinen Arten bereits in schwächerem Grade eingeleitet hatten, und mit dem klagenden Rufen des *Crypturus Tao*, *variegatus*, der *Eurypyga Helias (Ill.)*, dem sich dann immer das schauerliche Geheul der Brüllaffen und die grellen, Mark und Bein durchdringenden Stimmen der wandernden Heerden der kleinen Winselaffen (*Callithrix sciurea*) anschliessen.

Ist der erwachende Morgen ein zaubergleicher Feenspiegel, der den Blick in eine überraschend grossartige Natur öffnet und mit den verlockendsten, reichsten und lieblichsten Bildern umgiebt, so schreckt die innerste Seele vor der schauerlichen, phantastischen Nacht der Tropen zusammen, welche sie fortwährend in jener Aufregung erhält, der wir uns selbst daheim in unsern stillen Wäldern nicht ganz entziehen können, die aber doch wieder so vielen Reiz hat! Wie durch einen Zauberschlag schweigt plötzlich das wilde Getön, kein Nachhall verräth das frühere Leben, nur der anhaltende und gleichmässige Ruderschlag verkündet, dass mit den übrigen Geschöpfen nicht auch der Mensch feiert. Ein wildes, verworrenes Geräusch am Schnabel des Canoes belehrt uns, dass unser Ruderschlag eine Heerde Wasservögel aufgescheucht, die auf den hohen Wurzelästen der *Avicennia* ihren Ruheort gesucht; ihr greller Schreckensruf führt alle jene dumpfen, klagenden, pfeifenden und schrillenden Stimmen wieder zum Leben zurück, die kaum erst geschwiegen. Da wirft der Mond sein magisches Licht durch den momentan zerrissenen, dichten Wolkenschleier, und erleuchtet die ruhige, düstere Wasserfläche, auf der sich die Schatten der Uferumsäumung begegnen, bis im nächsten Augenblick die ganze Umgebung wieder in tiefes Dunkel versinkt.

Gleich dem ersten Morgen wird mir auch die erste Nacht in einem Urwald unvergesslich bleiben!

Wie die Nacht, so wurde auch der anbrechende Morgen von keinem jener wilden Gewitterstürme unterbrochen. Die aufgeregten Elemente schienen zu ruhen, um vielleicht im nächsten Augenblick mit erneueter Kraft und Gewalt die ganze Natur in tollem Aufruhr zu durchtoben. Der Morgen dämmerte und übergoss die vielfach zerrissenen Wolken mit einem eigenthümlichen Colorit. Jene grausen Töne waren schon lange verstummt, nur die schnarrende, weithin schallende Stimme der *Penelope cristata*, die mich so oft schon lebhaft an die Töne erinnert hatte, welche wir einst in kindischem Spiel aus der Luftröhre der geschlachteten Gänse durch

Hineinblasen hervorriefen, der artikulirte und düstere Klageton des *Prionites Momota* (*Ill.*), der ganz den Worten *Hutu-Hutu* gleicht, verkünden den herannahenden Tag. Jetzt färben sich die obersten Wedel der *Leopoldinia* und gehen in gedankenschnellem Wechsel aus einem dunkeln Grau in ein brennendes Gelb über — der junge Tag ist angebrochen, die Sonne hat sich über den Horizont erhoben und wieder jenes schon geschilderte, rege Leben hervorgerufen. Hunderte von Papageien ziehen paarweise unter dem schrecklichsten Lärmen über den Fluss hin, und das Auge schwelgt in dem tausendfachen Farbenwechsel, der sich bei der immerwährenden Eile und Geschäftigkeit des gefiederten Völkchens entfaltet; wie bunte, funkensprühende Meteore bewegen sich mit Blitzesschnelle wieder zahllose Colibris von Blüthe zu Blüthe, und trinken den Nektar der duftenden Blüthen oder spielen mit dem Thautropfen, der, eine Welt in sich abspiegelnd, auf den Blättern zittert, während der *Toukan* auf den höchsten Gipfeln der Bäume durch sein *pia-po-o-ko* die Aufmerksamkeit zu wecken sucht, der *Oriolus* neugierig aus seinem beutelförmigen Neste an den Aesten der vereinzelten Laubbäume schaut und sich alle mögliche Mühe giebt, die verschiedenen Stimmen, die um und neben ihm ertönen, nachzuahmen, um fortgerissen von der allgemeinen Erregung, auch Theil zu nehmen an dem neuerwachten Leben. Der rothe Ibis zieht in langen Reihen, sein glänzendes Gefieder in den vergoldenden Sonnenstrahlen spiegelnd, der Küste entgegen, während die weisse Egrette, welche an den Ufern geruht, vor uns herfliegt, und sich wieder niederlässt, um immer von neuem aufgescheucht, nach wenigen Minuten den Flug abermals zu beginnen.

Schon bei Anbruch des Tages bemerkte ich mit Verwunderung, dass die Oberfläche des Wasserspiegels ein ganz auffallendes Aussehen erhalten, indem eine Menge schwimmender Inseln in verschiedener Grösse an uns vorüberflutheten, was dem Flusse eben so frischen Reiz, als reges Leben verlieh. Die erste dieser schwimmenden Inseln, die an unserem Kahne vorüber stromabwärts eilte, wurde neugierig von mir untersucht, und ich fand in ihr ein abgerissenes Stück Matte. Während der Regenzeit werden diese Stücken durch die verstärkte Strömung von der Decke des obern Flussgebietes abgelöst, welche in der trockenen Jahreszeit üppige Grasmassen, die blaue *Heteranthera reniformis* (*Ruiz.*) und eine Menge anderer Wasserpflanzen über den ganzen Wasserspiegel des *Barima* bilden; — doch gelangen nur wenige von ihnen in's Meer, denn die entgegengesetzten Wirkungen der Ebbe und Fluth erhalten sie in einem ewigen Auf- und Abfluthen.

Je näher wir der Mündung kamen, ein um so freundlicheres und belebteres Aussehen nahmen auch diese Inseln an. Zahllose Wasservögel hatten sich hier auf ihnen zeitweilig nierdergelassen, die zwischen den blauen und weissen Blüthen der fluthenden Matte emsig nach Nahrung suchten und diese auch reichlich

finden mussten, während gewaltige Ketten der grossen *Anas moschata* (*Lin.*) sie unter munterm Geschnatter begleiteten. Gewehre, Bogen und Pfeile wurden eiligst in Ordnung gebracht, damit uns der herannahende Mittag nicht ohne Mittel zu einem schmackhaften Mahl finden möchte.

Gegen zwölf Uhr erreichten wir glücklich die Mündung des *Barima* und damit zugleich die stolzen, langsam dahinrollenden Wellen des *Orinoko*. Dieselbe Verlegenheit, in die wir uns bereits am vorigen Tage und während der verflossenen Nacht versetzt gesehen, trat uns auch hier entgegen. Vergebens warfen wir unsere Blicke nach einem trocknen Plätzchen aus, nirgends war ein solches zu finden, die ganze Umgebung war der Einwirkung der Fluth unterworfen. Endlich gelang es einigen Indianern an einer dicht mit dornigen Mimosen und Papilionaceen bewachsenen Stelle des rechten Ufers, in der Nähe von *Barima-point*, die aber durch die zahllosen, üppigen Schlingpflanzen in eine undurchdringliche und unförmliche Gebüschmasse verwandelt worden war, ein solches zu entdecken. Bald wurden alle Beile in Bewegung gesetzt und nach einigen Stunden war ein hinlängliches Stück gereinigt, um darauf unsere Zelte aufschlagen und mit dem Ausladen unseres Gepäckes beginnen zu können, was uns der hohe Wasserstand bedeutend erleichterte.

Eben hatten wir gegen den Abend hin das Ausladen und alle übrigen Einrichtungen beendigt, als ein immer stärker werdendes Gesumme und Getön unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir entdeckten bei näherer Untersuchung den Grund jenes Geräusches in Myriaden und abermals Myriaden von Mosquitos, die jetzt zwischen den Wurzeln der *Rhizophora* herumschwärmten, unmittelbar nach Untergang der Sonne aber blutdürstig über uns herstürzten, in dichten Schwärmen in unsere Zelte drangen und uns sogar zwangen, unser ersehntes Abendbrod im Stiche zu lassen. Ich hatte bereits manche Geduldprobe, sowohl in der Colonie, als während der Reise muthig ausgehalten, gegen einen solchen Angriff aber hielten selbst unsere Indianer nicht Stand. Alles flüchtete in die Hängematten, um in diese eingehüllt, den schmerzhaften Stichen wenigstens einigermassen zu entgehen, während wir Europäer eben so schleunig unsere Mosquitonetze ausspannten.

Fast aber weiss ich nicht, ob es ausserhalb oder unterhalb dieser Netze beängstigender war, da sich die Hemmung des Athmens, die durch die Netze herbeigeführt wurde, bei der drückend feuchten Luft fast in's Unerträgliche steigerte; zu dieser halben Auflösung gesellte sich nun das beklemmende Gefühl, welche das singende und summende Geräusch dieser Harpyien hervorrief, die sich bald näherten, bald wieder verschwanden, um plötzlich unmittelbar über dem Netze gleich einem Bienenschwarm hinzustreichen, während mich die fühlbaren Stiche nur zu nachdrücklich belehrten, dass doch mehr als eine, deren unausgesetzte

Angriffe mir nicht eine Minute Ruhe vergönnten, einen Eingang entdeckt haben musste, ohne den Ausgang wieder finden zu können. Erst nach Mitternacht verschwand die schaudererregende Musik, und der angebrochene Morgen zeigte uns an den eingedrungenen, vollgesaugten und innerhalb des Netzes sitzenden Peinigern, wie viel Blut wir während der Nacht verloren. Mit innerem Jubel sieht man nach einer so qualvollen Nacht den Morgen anbrechen!

Jeden Tag wiederholte sich bei untergehender Sonne diese grausame Qual und steigerte sich bei herannahendem Gewitter oder Regen oft um das Doppelte, indem sich dann die Schaaren förmlich zu dichten Wolken verstärkten. Ist die Mitternacht vorüber, so eilen sie nach den verschlungenen Wurzeln der *Rhizophora* zurück, um den ihrer Entwickelung günstigsten Brutort, den Uferschlamm, aufzusuchen.

Herrschte bereits längs der Küste und auf jener Sandbank des *Waini* ein reges Leben, so hatten sich hier die befiederten Bewohner in weit reicheren Schaaren eingefunden, da sich unter dem beutelustigen Gewühl am Morgen Gestalten und Gefieder zeigten, die ich dort niemals bemerkt hatte. Als gegen Mittag die einsamen Gesträuche durch die den Schatten aufsuchenden Schaaren belebt wurden, nahm ich daher mit Freund Stöckle Flinte und Munition zur Hand, um meine Sammlungen zu bereichern.

Unter diesen zahlreichen Bewohnern fand ich auch zum erstenmal die niedliche *Anas autumnalis* (*Lin.*) in Ketten von 16—20 Stück, die von den Farbigen und Indianern, nach ihrem eigenthümlich pfeifenden Geschrei, das ganz den Worten *Vis-si-si* ähnelt, diesen Namen erhalten hat. Im Innern habe ich diese Species später nie gesehen.

Wenn sich unsern Ausflügen keine Indianer angeschlossen, so ging freilich mancher angeschossene Vogel verloren, da, wollten wir beide uns nicht der Gefahr aussetzen, in der ich mich schon auf der Sandbank am Waini befunden, wir dem Thiere in die tiefen Schlammmassen nicht folgen durften. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, und zugleich das oft so lächerliche Schauspiel des Schlammschwimmens, wenn ich dieses Manoeuvre so nennen darf, zu haben, wusste ich es daher immer so einzurichten, dass mir einige der Neger oder Indianer folgen konnten. Kaum war, namentlich bei der Ebbezeit, eine Ente oder ein anderer Vogel, nur musste er schmackhaft sein, von von uns angeschossen, so dass er durch die Wirkung des Schrootes herabfiel, so warfen sich meine dunklen Begleiter augenblicklich auf den Bauch, und bewegten sich in jenen schon geschilderten Schlangenwindungen auf dem Schlamme meist 100—200 Fuss nach dem festliegenden Vogel hin. Oft schlug auch wohl der Schlamm über dem ganzen Körper zu-

sammen, und man sah nur den schwarzen Kopf nach dem Ziele sich vordrängen, oder die Flucht trieb den Vogel, der seine letzten schwindenden Kräfte aufbot, immer weiter und weiter; nichts aber vermochte den eifrigen Verfolger zu ermüden, rüstig drang er vor, bis er den Flüchtling mit den Zähnen erfasste und ihn so an das Ufer trug. Ein solches Wettrutschen hat für den Zuschauer etwas so belustigendes, dass ich mich oft selbst vom Lachen überwältigt am Boden krümmte.

Die *Cancroma cochlearia* (Kahnschnabel) und der herrliche Sonnenvogel, *Eurypyga Helias (Ill.)*, hatten sich eben so häufig, wie die verschiedenen Enten und der glänzende Flamingo eingefunden, der, in langen Reihen hoch über uns dahinziehend, meine alte Begierde von neuem, doch ohne glücklicheren Erfolg weckte; dafür aber wurde unser Fischen jeden Abend reich belohnt, indem wir die Angeln nie ohne Beute aus der Tiefe zogen. Als besonders gierig zeigte sich ein Wels, *Bagrus mesops*, *(Val.)*, von ziemlicher Grösse. So oft die Indianer die Angelschnur an's Land zogen, bemerkte ich, dass sie jedesmal den daran sich windenden Fisch mit einem grossen Prügel auf Bauch- und Rückenflossen schlugen, wodurch sie, wie ich bei näherer Untersuchung wahrnahm, den ihm eigenthümlichen, ersten, mit kleinen Widerhäkchen versehenen Flossenstrahl der Rücken- und Bauchflosse, die der Fisch als wirksame Vertheidigungswaffe benutzt, vernichteten. Nimmt der Fischer unvorsichtig den Fisch in die Hand, ehe dessen Kraft gebrochen ward, so kann er auch gewiss sein, durch diese Flossenstrahlen Verwundungen zu erhalten, die nicht allein an und für sich höchst schmerzhaft sind, sondern auch durchgängig eine bedeutende Geschwulst und Entzündung zur Folge haben, wovon Stöckle sich leider durch die Erfahrung überzeugen musste.

Bei herannahendem Abend eilten wir meist alle mit den Angeln nach dem Strand, und bald erwachte auch in Stöckle's Brust die Lust, daran Theil zu nehmen, was er bisher verschmäht hatte. Er erklärte, es habe ihm zwar in der Jugend die Zeit gedauert, welche die übrigen Buben in seiner Vaterstadt darauf verwendet, weshalb er diese auch lieber zu bessern Vergnügungen benutzt, hier gäbe es aber keine andere Unterhaltung, und so wolle er in seinen alten Tagen üben, was er in der Jugend verachtet. Nach kurzer Zeit glückte es ihm, einen ziemlich grosssen Fisch herauszuziehen, der sich aber plötzlich von der Angel frei machte und nun schnell dem Wasser zueilte. Von dem allgemeinen Gelächter gereizt, stürzte sich der ärgerlich gewordene Anfänger auf den Fisch und fasste ihn fest mit beiden Händen, sprang aber, gleich als hätte ihn eine Tarantel gestochen, wieder auf, liess den Fisch unverfolgt, und rannte wie unsinnig, beide Hände auf und nieder bewegend, schreïend und wehklagend umher..Als wir ihn endlich zum Stehen gebracht, bemerkten wir zwei Wunden in dem Ballen der rechten Hand. Diese

fing bald an aufzuschwellen und entzündete sich so heftig, dass das Uebel in sechs Tagen sich kaum entfernen liess. Stöckle hatte seitdem eine ängstliche Scheu vor dem Angeln bekommen, und niemals konnte ich ihn in der Folge vermögen, einen Fisch früher anzugreifen, als bis ich diess selbst gethan. Nach wenigen Tagen häuften sich diese Fische in der Nähe des Strandes zu solcher Fülle, dass wir gar nicht mehr nöthig hatten, die Angel auszuwerfen. Unsere Indianer wateten einige Schritte in das Wasser, und schlugen mit grossen Stangen so lange zwischen die dichten Schaaren, bis so viele erschlagen waren, als wir zum Abendessen nöthig hatten.

Der Fischreichthum der Mündung des *Barima* ist den Indianern und den Venezuelanern, welche die Mündung des *Orinoko* bewohnen, sehr wohl bekannt, und sie wird deshalb häufig von ihnen besucht. Unter den zahlreichen Fischarten, die sich hier versammeln, ist der *Morocoto* oder *Osibu*, eine Species *Myletes*, der wohlschmeckendste und deshalb sehr gesucht. Kaum hatten unsere *Warraus* den ersten wahrgenommen, als sie auch alle übrigen unbeachtet liessen, und ihm allein ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandten. Die Frucht eines grossen Baumes, den sie *Caracamata* nannten, dient ihnen als Lockspeise, weshalb sie diese auch immer bei sich führen. Gegen Abend begaben sich regelmässig mehre unserer Begleiter auf diesen Fang, wozu sie einen Ort auswählten, der so viel als möglich Sicherheit gegen die Strömung bot. Während die übrigen mit Bogen und Pfeil bereit standen, warf ein Anderer jene Früchte in das Wasser, in dem Moment aber, als sich ein *Morocoto* an der Oberfläche sehen liess, um die Lockspeise zu verschlingen, wobei er sich etwas auf die Seite legen muss, war er auch der Preis jener harrenden Schützen, die niemals fehlten. Die Fische waren fast durchgängig 25 — 28 Zoll lang und meist gegen 12 Zoll stark. Nie habe ich sie anders, als an der Küste in der Mündung der Flüsse gefunden, wonach sie das süsse Wasser zu meiden scheinen. Ein gleich schmackhafter Fisch, der sich ebenfalls nur in den Mündungen der Küstenflüsse aufhält, ist der *Querimanni*, eine Species *Mugil*, der jedoch nie an die Angel ging, und daher in Netzen gefangen werden musste.

Im Oktober, November und December begeben sich wegen dieses Fischreichthums, namentlich des *Querimanni*, ganze Caravanen hierher, um die Beute einzusalzen oder an der Sonne zu trocknen, und sie dann längs der Küste nach *Georgetown* auf den Markt zu bringen, wo das Stück von dem letztern im Durchschnitt mit einem Thaler bezahlt wird. Wir trafen nur einen einzigen Venezuelaner mit drei Kähnen an, der die eingetretene Regenzeit benutzen wollte.

Ausser mehren Orchideen, als *Epidendrum* und *Maxillaria*, die die Stämme der *Rhizophora* überdeckten, und eine Menge des niedlichen, gelben *Oncidium*

iridifolium, so wie das *Zygopetalum rostratum*, die sich das schattige Gebüsch der *Avicennia* ausgewählt, fand mein botanisches Interesse nur wenig Nahrung.

Die ungünstige Witterung untersagte auch hier meinem Bruder jede astronomische Beobachtung, so dass sein Plan, den *Barima* bis zur *Boca de Navios* aufzunehmen, vereitelt wurde. Da alle übrigen Versuche ebenfalls fehlschlugen, so musste er seine Aufnahme des *Barima* auf das unmittelbare Flussbett beschränken, wobei er die Schnelligkeit der Fortpflanzung des Schalles als Mass zwischen den verschiedenen von einander entfernt liegenden Punkten wählte. Am 12. Mai liess er daher unsere beiden Böller an verschiedenen entlegenen Punkten mit der Weisung aufstellen, sie in bestimmt angegebenen Zeiträumen abzufeuern, weshalb jede Abtheilung einen Chronometer erhielt, während er selbst an dem entgegengesetzten Ufer stand und die Zeit notirte, die zwischen dem aufsteigenden Rauch des einen Böllers bis zum Vernehmen des Schalles verstrich.

Als gegen Abend Herr Glaskott mit seiner Abtheilung nach den Zelten zurückkehrte, brachte er zwei riesige Zitteraale (*Gymnotus electricus*) von 7 Fuss Länge und 1½ Fuss Stärke, und eine grosse giftige Schlange (*Trigonocephalus atrox Schleg.*), die von den Colonisten *Labaria* genannt wird, von 4 Fuss Länge mit. Die beiden electrischen Aale hatten sie in einem fast ausgetrockneten Sumpfe gefunden, und ich bin fest überzeugt, dass ihre Schläge den stärksten Ochsen getödtet haben würden. Herr Glaskott konnte die Proceduren, welche die Neger bei dem Tödten der gefährlichen Fische vorgenommen, nicht lächerlich genug beschreiben. Die *Labaria* hatten die Indianer unter einem Baume zusammengerollt gefunden und getödtet. Die *Gymnotus* wurden von unsern Negern zum Abendessen benutzt und fetttriefend verzehrt. Da unser Tisch mit etwas besserem versehen war, fühlte ich keine Lust an dieser Mahlzeit Theil zu nehmen.

Leider konnte mir Stöckle wegen seiner Hand immer noch nicht beim Abbalgen beistehen, weshalb ich am 18. Mai wegen einer grossen Anzahl Vögel, die auf das schleunigste abgezogen werden mussten, wenn ich sie nicht der Verwesung preisgeben wollte, zurückgehalten wurde, meinen Bruder oder Herrn Glaskott zu begleiten, was ich seit dem Fange der *Gymnoten* nicht gern versäumte. Hr. King bot sich daher dem letztern zum willkommenen Begleiter an. In der heitersten Stimmung fuhren beide mit drei Indianern nach dem bestimmten Punkte ab, während mein Bruder an das entgegengesetzte Ufer eilte. Nach Verlauf einer Stunde hörte ich den ersten Schuss fallen, dem aber, was mir unerklärbar blieb, unmittelbar ein zweiter, nur viel schwächerer folgte. Stöckle's gemüthliche Erzählungen aus der Heimath und seiner Jugendzeit, hatten mich bald das Ganze vergessen lassen, als er mir, etwa nach Verlauf einer kleinen Stunde, zurief: »Dort kommt ja schon

Herrn Glaskott's Boot ohne diesen, Herrn King und den dritten Indianer zurück!« Natürlich sprang ich jetzt unverzüglich auf und eilte dem Bote entgegen, wo ich, noch ehe man gelandet, meinen Namen unter einem fürchterlichen Gewimmer ausrufen hörte, und bald in einem schwarzen und blutigen Körper, der im Boote lag, Herrn King erkannte. Sein ganzes Gesicht war geschwärzt und triefte von Blut, das sich auf dem Boden und an einzelnen Stellen des Körpers zu einem festen Coagulum verdickt hatte; in demselben Zustand zeigten sich mir die Hände und Arme, wie denn auch sein Stolz, der schöne Schnurr- und Backenbart und der grösste Theil der Kopfhaare verschwunden waren. Im ersten Augenblick raubte dieser Anblick mir die Sprache; — bis in das Innerste erschüttert, stand ich vor dem entstellten und klagenden Freunde! Vor kaum zwei Stunden hatte ich ihn rüstig, scherzend und mich neckend abfahren sehen, und jetzt lag unser Aller Liebling, in dem jammervollsten Zustande, unter Stöhnen und Wimmern vor mir, das nur dann und wann von dem Schmerzensruf: »Ach Gott, meine Augen! — ich bin blind und ewig unglücklich! — mir sind beide Augen ausgeschossen!« — unterbrochen wurde, während neben ihm eine nicht minder bejammernswerthe Gestalt, der dritte Indianer lag, und mir seine beiden verbrannten Arme entgegenstreckte.

Keiner der beiden ihn begleitenden Indianer sprach ein Wort englisch, King war seiner Sinne nicht mehr mächtig, und die verwirrten, wilden Pantomimen der beiden Ruderer hätten selbst den Kaltblütigsten zur Verzweiflung bringen können. Hülfe, so weit sie zu geben in meiner Macht stand, war das einzige, wozu ich mich aufgefordert fühlte. Unter dem Beistand Stöckle's und der beiden Indianer trug ich daher Herrn King so schleunig als möglich nach der Hütte. Während die andern den verwundeten Indianer nachholten, schnitt ich dem armen King die Kleider vom Leibe, wo ich leider die Brust in gleichem Zustande wie das Gesicht fand; nur das fortwährend hervorsickernde Blut verrieth die Stelle der Augen, die bereits ganz verschwollen und unkenntlich geworden waren. Meine nächste Sorge bestand darin, ihn so vorsichtig als möglich von dem coagulirten Blute und dem damit verbundenen Schmutze zu reinigen, eine Arbeit, unter der mir freilich oft die Klagen des armen Freundes die Hände zittern machten. Die beiden Indianer waren unterdess an das entgegengesetzte Ufer geeilt, um meinen Bruder, Herrn Echlin und die übrigen Begleiter herüberzurufen, die auch nach kurzer Zeit ankamen und mir in meinem Bemühen beistanden. Nachdem wir alles geronnene Blut entfernt, rieben wir die zerfleischten Stellen sorgfältig mit Baumöl ein, das wir glücklicherweise bei uns hatten, und suchten auf jede Weise die Hitze der Wunden zu mildern. Das Wimmern und Jammern verrieth uns nur zu deutlich, dass die Schmerzen unseres Freundes fürchterlich waren.

Nachdem wir beide Patienten so bequem als möglich gelegt und alles gethan hat-

ten, was wir für jetzt thun konnten, kehrten einige Indianer zu Hrn. Glaskott zurück, der unterdessen bei den Instrumenten geblieben war. Erst bei seiner Rückkehr erfuhren wir die Ursache dieses Unglücksfalles. Herr King, der das Laden und Abfeuern übernommen, hatte nach dem ersten Schuss vergessen, den Böller auszuwischen; als er dann die neue Ladung Pulver, ungefähr ein Bierglas voll, in die Mündung schüttete, entzündete sich dieses und schleuderte ihn, da die Mündung des kurzen Rohres ziemlich vertikal gerichtet war, und er sich eben über diese beugte, wenigstens zehn Schritte weit fort, so dass er mehre Minuten wie todt zu den Füssen des Herrn Glaskott lag. Der arme Indianer, welcher während des Ladens das Zündloch mit der Hand verschloss, musste dieses nicht genau beobachtet haben, da sich noch Feuer in der Pulverkammer erhalten hatte. Auch er wurde durch die Explosion fortgeschleudert und auf die früher geschilderte Weise verbrannt.

Die sonst so allgemeine Heiterkeit, die namentlich bei unserm Mittags- und Abendessen herrschte, bei welchem King durch seinen ewig frohen und ausgelassenen Humor jedes Missvergnügen, jede düstere Falte von dem Gesichte des Verstimmten hinwegzuscheuchen wusste, ein Humor, der ihm selbst unter der peinigenden Qual der Mosquitos während der Nacht nicht verliess, war jetzt verschwunden, nicht allein, weil unsere Trauer jeden Ausbruch der Heiterkeit unmöglich machte, sondern weil uns auch durch diesen Unglücksfall die eigentliche Quelle der Laune und des Frohsinnes versiegt war.

Als am folgenden Morgen unsere Jäger von ihrer Streifparthie zurückkehrten, brachten sie ein herrliches Reh und einen gewaltigen Alligator mit nach Hause. Das Reh war das erste Säugethier, das seit unserer Abreise aus der Colonie auf unseren Tisch geliefert wurde, und daher eine höchst willkommene Beute. Der Alligator mass 7 Fuss, und ich ergriff ohne Verzug Messer und Handwerkszeug, um ihn abzuziehen und zu präpariren. Leider wurde auch diese Haut, wie später noch so mancher andere Schatz, ein Raub der Feuchtigkeit und des unvertilgbaren Moders. Der diesem Thiere eigenthümliche Moschusgeruch entwickelte sich bei dem Abziehen in einem solchen Grade, dass ich ganz davon betäubt wurde und die Arbeit immer von Zeit zu Zeit liegen lassen musste, um nur wieder frische Luft zu schöpfen. Ungeachtet alles Waschens verlor sich dieser widerliche Geruch doch erst nach acht Tagen von meinen Händen, was mir manchen Schauer und einen fortwährenden Ekel bereitete, da ich von jeher eine starke Antipathie gegen den Moschus besass.

Wie auf der Sandbank am *Waini*, nöthigten uns auch hier die leeren Wasserfässer, ungeachtet alle Massregeln getroffen waren, um soviel als möglich den täglichen Verlust durch aufgefangenes Regenwasser zu ersetzen, an unsere Rückreise

nach *Cumaka* zu denken. Den 19. Mai war die Aufnahme der Mündung des *Barima* beendet. Für die Schifffahrt bietet auch er, wie der *Waini*, an seiner Mündung dieselben Hindernisse. Sind diese überwunden, so findet man gleichfalls ununterbrochen bis zur Abzweigung des *Aruka* das sicherste Fahrwasser für Schiffe von 250—300 Tonnen Last. Unser Lager befand sich unter 8° 36′ nördlicher Breite und 60° 18′ westlicher Länge von Greenwich.

Nachdem wir unser Gepäck bereits am 19. Mai wieder in die Kähne geladen, brachen wir am 20. unsere Zelte ab und bereiteten unserem armen Freund, der immer noch vollkommen blind war, während seine Brandwunden in starke Eiterung übergegangen, wodurch sich seine Schmerzen bedeutend gemildert zu haben schienen, in dem grössten Boote ein so bequemes Lager, als es die Verhältnisse nur irgend erlaubten. Beim Eintritt der Fluth verliessen wir die Mündung des *Barima* und die des mächtigen *Orinoko*, von dem ich leider nichts, als seine ruhig strömenden Wogen, und in hellen Stunden, am Horizont, einige grüne Inseln oder ein fernes Segel, das gleich der Möve in weiter Ferne vorüberzog, gesehen hatte.

Schnell und ohne Unterbrechung trug uns die eingetretene Fluth, an den jetzt stromaufwärts fluthenden Inseln mit ihrem regen Leben vorüber, den alten Weg zurück, bis uns die beginnende Ebbe nöthigte, anzuhalten und die günstige Fluth zu erwarten, welche uns am nächsten Tage glücklich, doch in ganz anderer Gemüthsstimmung, als wir es verlassen hatten, nach *Cumaka* zurückbrachte. Kurz zuvor, ehe wir aus dem *Barima* in den *Cumaka* einfuhren, bemerkte einer der Indianer ein Faulthier (*Bradypus tridactylus*) auf den hervorstehenden Wurzeln der *Rhizophora*, das wahrscheinlich entweder seinen Durst gelöscht hatte oder über den Fluss geschwommen war und noch von der anstrengenden Arbeit ausruhte. Mit einem wehmüthigen und bittenden Blick, als wollte es uns damit zurufen: »Habt Erbarmen mit mir«! liess es uns herankommen und sich ergreifen. Freilich war dies leichter, als das Thier von den Wurzelästen zu trennen, an die es sich mit aller Gewalt angeklammert hatte. Erst nachdem ihm die beiden Vorderfüsse, seine einzige, aber höchst gefährliche Vertheidigungswaffe, da die damit beigebrachten Wunden den bösartigsten Charakter annehmen sollen, gebunden worden waren, gelang es drei Indianern unter Anstrengung aller ihrer Kräfte, dasselbe von den Wurzeln loszureissen. In allen naturhistorischen Werken alter und neuerer Zeit wird das Faulthier als das faulste und trägste Geschöpf geschildert, das kaum der peinigendste Hunger vermögen könne, seinen Baum zu verlassen, wenn auch längst das kleinste Blättchen verzehrt sei, Verleumdungen, die über kein Thier mit mehr Unrecht verbreitet worden, als über dieses. Allerdings ist sein ganzer Körperbau ein solcher, dass das Thier jeder Zeit auf ebenem Boden eine klägliche Rolle spielt.

Ist der Boden irgend glatt, so müht es sich vergebens ab, vorwärts zu kommen, und das Mitleid muss selbst bei dem fühllosesten Menschen erwachen, wenn er das arme Thier platt auf dem Boden liegen und mit den beiden Vorderfüssen vergebens in allen Richtungen nach einem Anhaltspunkte herumsuchen sieht. Hat es endlich einen solchen mit seinen langen, einwärtsgebogenen, scharfen Klauen erfasst, so streckt es schnell den andern Vorderfuss ebenfalls darnach aus und zieht dann mühsam den ganzen Körper nach; denn die Extremitäten vermögen den Körper nicht zu tragen. Findet man das Thier dagegen auf einem Baum, so erkennt man es fast nicht wieder, wenn man es sich mit Leichtigkeit von Ast zu Ast schwingen sieht. Dem Fisch ist das Wasser, dem Adler der reine Aether, den anderen Thieren die Oberfläche der Erde, dem Faulthier nur der Baum des Waldes zur Heimath angewiesen. Ohne Mühe und Anstrengung bewegt es sich hier von den untersten Aesten bis zum Gipfel, von Baum zu Baum, namentlich wenn ein starker Wind dieselben bewegt und die Aeste der einzelnen Bäume einander näher bringt, so dass es diese leichter ergreifen kann. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt es, wenn man das Thier sich an den Aesten fortbewegen sieht, wobei es ebenfalls, seinem ganzen Baue gemäss, niemals die obere, sondern stets die der Erde zugekehrte Seite des Astes benutzt. Mit dem Rücken nach unten hängend, streckt es zuerst einen Vorderfuss so weit als möglich aus, schlägt dann seine Krallen ein, streckt den zweiten Vorderfuss bis zu derselben Stelle vor und zieht zugleich beide Hinterfüsse nach, welche Gangart, wenn ich eine solche Fortbewegung so nennen darf, ziemlich schnell erfolgt. Während der Ruhe der Nacht und am Tage hängt es fortwährend in dieser Stellung, mit allen vier Füssen einen unbedeutenden Raum umklammernd, unter dem Aste. Steigt es von Ast zu Ast in vertikaler Richtung, so geschieht dies auf dieselbe Weise. Mit dem einen Vorderfusse greift es so lange nach dem höhern Aste, bis es diesen erfasst, worauf jenem augenblicklich der zweite und die beiden Hinterfüsse durch Zusammenziehen des ganzen Körpers nachfolgen. So häufig ich auch später diesen Thieren tief im Innern des Landes begegnet bin, habe ich doch niemals einen Baum gefunden, der seines Blätterschmuckes beraubt gewesen wäre, obschon ich zehn bis zwölf auf einem und demselben beisammen sah.

Da wir unsern Gefangenen längere Zeit am Leben erhielten, so hatte ich vollkommen Gelegenheit, ihn in seinen Bewegungen zu beobachten. Legte ich ihn auf den platten und festgetretenen Boden unter dem Zeltdach oder in der Hütte, so hatte er sich oft nach Stunden kaum ein paar Fuss unter der äussersten Anstrengung und den schwersten Athemzügen, die viel Aehnlichkeit mit dem tiefen Aufseufzen eines Menschen haben, fortbewegt. Kaum aber hielt ich ihm einen Stock hin und brachte ihn in die Nähe eines Hüttenbalkens, als er auch in jener Stellung stunden-

lang an demselben unter fortwährendem, behaglichem Knurren hing, und sich dann an ihm vor und zurückbewegte.

Ihr Lieblingsaufenthalt sind die einsamen, düstern und feuchten Urwälder, wo sie auf den Bäumen geboren werden, auf ihnen ihr Leben zubringen und auch sterben.

Als wir bei *Cumaka* landeten, wurden wir mit Jubel von den Bewohnern des Dorfes empfangen und der Häuptling brüstete sich nicht wenig damit, dass wir all unser Gepäck so wieder fänden, wie wir es zurückgelassen; — natürlich verlangte er aber auch augenblicklich ein Glas Branntwein als Lohn seiner Ehrlichkeit und Treue.

Schon der nächste Tag versammelte wieder eine Unzahl Fremder um uns, und bedeckte den Fluss *Cumaka* an der Landungsstelle förmlich mit Corials. Die Geschicklichkeit der Warraus in Verfertigung dieser Corials, wie die grossen Canoes genannt werden, in der sie alle Indianerstämme übertreffen, ist längs der ganzen Küste bekannt. Nach ihrer ganzen Construction, ihrer Zierlichkeit, Sicherheit und Schnelligkeit übertrafen diese Boote früher, ohne dass ihre Erbauer auch nur eine Idee von der Theorie der Schiffsbaukunst besassen, die von Europa herübergebrachten bei weitem. Jetzt ist diese Erwerbsquelle freilich vielfach beeinträchtigt worden. Die berühmten spanischen »*Launches*«, die während des Revolutionskrieges von Seiten Columbiens benutzt wurden, und durchgängig 70—80 Personen nebst zwei Dreipfündern fassten, waren ebenfalls von den Warraus verfertigt worden.

Die Wälder liefern ihnen die ausgezeichnetsten Bäume, namentlich die riesenhafte Ceder (*Icica altissima. Aubl.*), wie sie fälschlich von den Colonisten genannt wird, da Geruch, Farbe und Geschmack des Holzes grosse Aehnlichkeit mit der berühmten Bermuda-Ceder hat. Ausser der *Icica* benutzen sie besonders auch noch die colossalen Stämme des *Bombax Ceiba* und *globosum*. Haben sie den Baum gefällt und der Stamm hat die Länge des zu bauenden Corials erhalten, so höhlen sie diesen aus und werfen ihn dann mehre Tage lang in das Wasser. Ist er zu gross, um ihn ohne besondere Vorrichtung nach einem entfernteren Wasser zu bringen, so werden die bereits herausgearbeiteten Vertiefungen des Stammes fortwährend voll Wasser erhalten. Glauben sie nun, dass er hinlänglich mit Wasser durchzogen sei, so wird der Stamm auf eine Stellage, unter der mehre Feuer angezündet sind, in wagerechter Richtung gebracht, vollends ausgearbeitet, und an den breiten Seiten durch starke Stangen auseinander gehalten, wodurch das Corial zugleich, in Folge der Wirkung des Feuers, seine muldenförmige Biegung an beiden Enden erhält. Dies ist der eigentliche gefährliche Punkt, indem bei der

geringsten Vernachlässigung, oder wenn die Feuer nicht ganz gleichmässig brennen, das Holz augenblicklich springt.

Da ich ein eigenes Corial haben musste, so benutzte ich die hier sich bietende Gelegenheit, und kaufte mir von dem Häuptling William eins der kleinern Art für den Preis von zehn spanischen Thalern (à 1 Thaler 10 Sgr.). Es war 33 Fuss lang und rechtfertigte während meiner ganzen, mehr als dreijährigen Reise, unter zahllosen Gefahren, vollkommen das Vertrauen, welches ich bei dem Kaufe in dasselbe setzte.

Den 24. Mai, den Geburtstag der Königin von England, konnten der Bruder und die ihn begleitenden Engländer nicht ungefeiert vorüber gehen lassen. Die aufgehende Sonne wurde mit ein und zwanzig Kanonenschüssen und einem dreifachen Hurrah begrüsst. Dieser für die Indianer unbekannte Gruss erregte anfänglich allgemeine Bestürzung in der Niederlassung und versammelte um uns alle Einwohner der benachbarten Dörfer, die sich den Grund einer solchen Kanonade nicht erklären konnten. Als sie jedoch bei ihrer Ankunft in *Cumaka* aus unsern fröhlichen Gesichtern deutlich genug ersahen, dass dem Schiessen nichts weniger, als eine feindliche Absicht zum Grunde lag, stimmten sie augenblicklich in den allgemeinen Jubel ein. An der grossen Flaggenstange, die vor des Bruders Hütte aufgestellt war, wehten, zum höchsten Jubel der Indianer, vom leichten Morgenwinde getragen, die grosse englische, holländische, columbische und brasilianische Flagge, die der Bruder sämmtlich besass, weil die Besitzungen dieser Mächte bei der Grenzbestimmung betheiligt waren. Die Bootsleute erhielten doppelte Ration, jeder anwesende Indianer ein Glas Rum, während wir die Gesundheit der Königin in Champagner tranken, womit der Gouverneur dem Bruder beim Abschied aus der Coloniestadt ein Geschenk gemacht hatte. Alles gab sich ungestört der Freude hin und schwerlich hatte *Cumaka* je einen solchen Tag erlebt; das Zuströmen der Indianer, die alle durch die Kanonade neugierig gemacht worden waren, brach den ganzen Tag nicht ab.

Leider konnte unser armer King keinen Theil an diesem Feste nehmen, obschon seine Besserung bedeutend vorgeschritten war. Unsere Befürchtungen, dass er seine Augen gänzlich verloren, verschwanden bald, als sich durch Anwendung eines ganz einfachen Mittels, nämlich durch fortwährende Umschläge in heissem Wasser aufgeweichten Cassadabrodes, die Geschwulst schnell legte und dadurch jede fernere Entzündung verhindert wurde. Schon begann er wieder zu sehen, was auch seinen bis dahin ganz erstorbenen Humor in's Leben zurückrief.

Die fortwährenden, heftigen, tropischen Regengüsse und die dadurch entstandene Feuchtigkeit der Atmosphäre, riefen leider wieder neue Krankheiten

unter unsern Begleitern hervor. Waren es früher allein die Fieber, die uns heimsuchten, so hatte sich jetzt diesen die Ruhr in einem solchen Grade beigesellt, dass mein Bruder, da Herr Glaskott ebenfalls von ihr ergriffen worden war, sich genöthigt sah, allein mit Herrn Echlin nach dem *Amacura* aufzubrechen, der als ein Theil der Grenzlinie zwischen Venezuela und Britisch-Guiana angenommen werden sollte. Schon mehre Tage vor der Abreise meines Bruders begannen meine bei dem Ausschneiden der *Chigoes* verwundeten Füsse so zu schmerzen, dass ich weder bei Tag noch bei Nacht einen Augenblick Ruhe finden konnte, bis sich endlich die Entzündung so steigerte, dass es mir unmöglich wurde, dem Bruder nach dem *Amacura* zu folgen. In Begleitung der gesünderen Bootsleute und einiger Indianer verliess dieser am 27. Mai *Cumaka* und uns Leidende, die wir uns gegenseitig zu trösten und die langsam dahinschleichende Zeit zu vertreiben suchten.

Hatte ich auch bisher allen Angriffen des Fiebers und der Ruhr, denen die übrigen unterlagen, kräftig widerstanden, so erlaubte mir dagegen die Entzündung in den ersten Tagen ihres Erscheinens nicht einmal die Füsse auf den Boden zu setzen. Da zu diesem Zustand sich nun noch die wüthenden Angriffe der Musquitos gesellten, denen ich eben so wenig wie King ausweichen konnte, so wird man unsere Verzweiflung und die Angst vor den einbrechenden Abenden begreiflich finden.

Die Umschläge von aufgeweichtem Cassadabrode hatten bei Herrn King so wunderbar gewirkt, ich wandte sie auch desshalb bei mir an, und nach einigen Tagen fühlte auch ich schon so viel Linderung, ja, die Entzündung hatte sich bereits so weit gemindert, dass ich mich meinen Füssen wieder auf kurze Zeit anvertrauen konnte, worüber ich um so mehr jubelte, als mir die vielen und mannigfaltigen Blüthen, die unsere Jäger täglich von ihren Streifzügen mitbrachten, nur zu deutlich verkündeten, dass die Regenzeit eine ganz neue Flora hervorgerufen habe.

Noch erlaubten mir jedoch meine Füsse nicht weiter als einige hundert Schritte zu gehen; in der Hängematte bei solchen botanischen Lockungen liegen zu bleiben, war mir nicht möglich; ich musste hinaus, und dass ich es konnte, dazu wurde bald Rath geschafft. Die Füsse tüchtig in Cassadabrei eingehüllt, liess ich mich nach dem *Cumaka* tragen und auf einem Canoe bis zum *Aruka* fahren, um wenigstens dessen Ufer auszubeuten.

Meine Hoffnungen wurden in reichem Masse erfüllt. Die anhaltende Feuchtigkeit hatte dem ganzen Ufer neuen Schmuck verliehen; — wo früher das Auge nur den verschiedensten Abstufungen der grünen Belaubung begegnet war, da schwelgte es jetzt in dem reichsten Blüthenschmuck der Orchideen und einer Menge Schlingpflanzen, die sich im buntem Gewirr an den Stämmen und Aesten bis zu den äussersten Spitzen ausgebreitet. In diesen reizenden Blüthentapeten zeichne-

ten sich namentlich die herrliche *Cacoutia coccinea* (*Aubl.*), *Norantea guianensis* (*Aubl.*), *Bignonia heterophylla* (*Willd.*), *alba* und *incarnata Petraea volubilis* (*Lin.*), *Passiflora coccinea*, *Allamanda Aubletii* (*Pohl.*), *Securidaca volubilis* (*Lin.*) und *Clitoria Poiteaui* (*Dec.*) mit ihren rothen, gelben, blauen und weissen Blüthen aus, die einen wahrhaft zauberhaften Farbencontrast zu dem reichen, dunklen Laub der Bäume bildeten, denen sie sich anvertraut hatten. Die grossen, weissen, wachsähnlichen Blüthen der *Gustavia angustifolia* (*Lin.*) und *Clusia insignis* (*Mart.*) erhöhten diesen Farbenzauber nur noch mehr. O! solche Augenblicke sind reiche, überreiche Entschädigungen für manche schmerzliche Stunde, für manche getäuschte Hoffnungen, manche bittere Erfahrung! Haben sie einmal Herz und Gemüth erfüllt, dann begleiten sie in immer neuem Reiz uns durch das ganze Leben, und erheitern die Seele, wenn die Gegenwart und Zukunft ihren täuschenden Schleier von sich geworfen haben und das Leben mit seinen dunklen Seiten drohend an uns herantritt!

Doch nicht das Auge allein sollte hier geniessen! Der lieblichste Wohlgeruch tausend blühender Orchideen erfüllte die feuchte Atmosphäre und versetzte mich in jene phantastisch schwelgende Stimmung, die das Innerste des Herzens erschliesst und im Vollgefühl der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verschwinden lässt. — So reich schüttete die Natur ihr Füllhorn über mich aus! Eine solche Fülle blühender Orchideen hatte ich noch nicht gesehen. *Oncideum Lanceanum* (*Lindl.*), *Baueri* (*Lindl.*), *lunatum* (*Lindl.*), das kleine *iridifolium* (*Humb.*) *Kthc.*, *Zygopetalum rostratum* (*Hook.*), *Epidendrum umbellatum* (*Lindl.*), *Myanthus barbatus* (*Lindl.*), *deltoides* (*Lindl.*), *Bifrenaria longicornis* (*Lindl.*), *Maxillaria cristata* (*Lindl.*), *Coryanthes macrantha*, *maculata* (*Hook.*), *Monachanthus discolor* (*Lindl.*), *Brassavola angustata* (*Lindl.*), *Peristeria pendula* (*Hook.*), *Brassia macrostachya*, *Lanceana* (*Lindl.*) und *Ionopsis teres*, welcher seinen Standort auf dem *Caladium arboreum* (*Vent.*) genommen, vereinigten sich auf Einem Baum, denn die Höhe der Bäume machte die Aufnahme solcher Blüthenmassen möglich. Daneben gleitete der Saum der Wellen zwischen einem förmlichen Spalier jener riesigen *Crinum* hin, bis bei eintretender Fluth die Höhe des Spaliers immer mehr und mehr abnahm, und nur noch die schwimmenden Blüthen das Dasein der Stengel verriethen. Dass ich von jetzt an täglich meine Kahnexcursion erneuerte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen, eben so wenig, dass ich dabei mein Herbarium stets vermehrte, indem der suchende Blick bei jedem wiederholten Ausflug etwas Neues oder Uebergangenes entdeckte. Nur ein Uebel störte mein Entzücken, wenigstens momentan, nämlich zahllose Ameisen, die sich besonders die Wurzeln des *Epidendrum* und des *Coryanthes* zur Wohnung auserlesen; die leiseste Berührung der Aeste führte Tausende in unser

Canoe, so dass wir oft die schönsten Exemplare der Blumen zurücklassen mussten, um uns nur vor den schmerzhaften Bissen der aufgescheuchten Insekten zu retten.

Fast jeder Baum, von der Mangrove an, bis zu den gewaltigen Leguminosen hinauf, beherbergt seine eigene, mehr oder minder gefährliche Species, die sich ebenfalls wieder durch den Bau ihrer Nester von einander unterscheiden. Die Species der Mangrove ist zugleich der sicherste Massstab für den Höhepunct der Fluth, da man sie nur in einer Höhe wahrnimmt, welche die Fluth selten erreicht. Eben so verschieden wie die Nester ist auch der jeder Species eigenthümliche Geruch, der von dem unserer grossen Waldameise bis zum abscheulichsten Gestanke wechselt. Sobald die Fluth eine ungewöhnliche Höhe erreicht und jene Nester mit in ihr Bereich aufnimmt, flüchten die beunruhigten Bewohner sämmtlich in den Gipfel des Baumes, wo sie sich in mächtige Klumpen zusammenballen, die bei der leisesten Berührung herabfallen. Wehe uns, wenn dann einer dieser Klumpen in's Canoe sank! Der Bischof Hatto konnte nicht so eilig vor den ihn verfolgenden Mäusen fliehen, als wir vor dem unzählbaren Heere, das plötzlich in Schlachtordnung gegen uns heranzog.

Auf einer dieser kleinen Excursionen wurde mir in einem neuen Coryanthes ein Fund zu Theil, auf den ich mit Recht stolz sein zu dürfen glaubte. Kaum traute ich meinen Augen, als ich die herrliche, riesenhafte, gelbe, braungefleckte Blüthe von sechs Zoll Durchmesser vor mir sah und nach genauerer Untersuchung einen *Coryanthes* in ihr fand. Es ist das einzige Exemplar geblieben, das ich gesehen; leider befand es sich unter der werthvollen Sammlung Orchideen, die in Berlin ihren Untergang fand. Bei einer andern Gelegenheit bemerkten wir auch einen gewaltigen Ameisenfresser (*Myrmecophaga jubata Lin.*), der eben über den *Aruka* schwamm. Da in dem Augenblick keines unserer Gewehre geladen war, so entrann er unserer Verfolgung. Er schwimmt ungemein schnell, wobei jedoch nur die Spitze seiner langen Schnauze, ein Theil des Rückens und das Ende des langen Schwanzes über dem Wasser sichtbar ist; der ganze übrige Theil des Körpers wird von den Wellen bedeckt.

Als ich am 7. Juni nach der Niederlassung zurückkehrte, fand ich am Landungsplatz ein Canoe, das sich in mehrer Hinsicht von den bisher gesehenen unterschied, woraus ich schloss, dass fremde Indianer angekommen sein mussten. Meine Vermuthung bestätigte sich auch. Es waren *Arawaaks*, die das Flussgebiet des *Asacota* bewohnten und als Gesandtschaft mit der Anzeige gekommen waren, dass uns ihr Häuptling, Caberalli, in *Cumaka* einen Besuch abzustatten gedenke, und bereits am nächsten Tag eintreffen würde. Herr King, der Caberalli schon kannte,

spannte unsere Neugier daher nicht wenig, als er uns mittheilte, dass jener einer der stolzesten Herrscher sei, und auf solchen Besuchsreisen alles aufzubieten pflege, um sein Erscheinen so pomphaft als möglich zu machen, weshalb wir auch morgen wahrscheinlich wenigstens die Hälfte seiner Unterthanen um ihn versammelt finden würden.

Ein plötzlich ausgebrochenes Geschrei und wildes Singen verkündete uns am folgenden Vormittag seine Ankunft in der Nähe des Dorfes. Von Neugier getrieben, hinkte auch ich der Landungsstelle zu, um den stolzen und gefürchteten Herrscher ankommen zu sehen und mit Verwunderung schaute ich auf die spiegelglatte Fläche des *Cumaka* hinab, auf der eben eine förmliche kleine Flotille gegen uns unter wildem, aber monotonem Gesang heranruderte. Je näher diese der Landungsstelle kam, um so wüster wurde das Geschrei, das im tausendstimmigen Echo des Waldes wiederhallte. An der Spitze dieser Flotille befand sich ein aussergewöhnlich grosses Corial, mit einer grossen Anzahl Ruderer bemannt, während die Mitte desselben ein zierliches Zeltdach aus den Wedeln der *Manicaria saccifera* einnahm, unter welchem eine Gestalt in weissen Beinkleidern und einer gleichfarbigen Jacke sass, um deren Kopf ein langes rothes Tuch so gewickelt war, dass die Zipfel an der Seite der Stirn herabflatterten; — dies musste der Häuptling sein, — und er war es.

Als dieses Corial die Landungsstelle erreicht hatte, verkündete ein allgemeiner Schrei aus allen Canoes dies wichtige Ereigniss. Jetzt erhob sich der gewaltige, doch von Statur kleine Mensch, mit dem um die Mundwinkel und über den Augen stark tättowirten Gesicht, rief seinen Begleitern in einem barschen und gebietenden Tone mehre Befehle zu, und sprang an das Ufer. Mit gravitätischem Schritte, von einem Theil der übrigen Männer seines Stammes begleitet, schritt er an uns vorüber, ohne uns dabei nur eines Blickes zu würdigen, den Hügel hinan und der Niederlassung zu. Am Eingange derselben stand unser William mit den gewichtigsten Personen seines kleinen Staates, in einem Anzuge, der dem Ernsthaftesten ein Lachen hätte abnöthigen müssen. Seine rechte Hand zierte der Herrscherstab, während ein mit Schmuz bedecktes Hemd seine Glieder einhüllte, und ein zerdrückter, abgeschabter Hut das würdige Haupt krönte. Ungeachtet dieser Aufmerksamkeit wurde er auch nicht eines Blickes gewürdigt; ohne seinen Schritt nur im geringsten zu verändern, stolzirte Caberalli an ihm vorüber und nahm die verschiedenen Hütten in Augenschein, bis er endlich vor einer derselben, die Gefallen vor seinen Augen gefunden zu haben schien, stehen blieb. Einige Worte in der Warrausprache, die er den harrenden Bewohnern zurief, schienen strenge Befehle zu sein, da die Eigenthümer sich ohne Säumen anschickten, ihre sechs Pfähle zu räumen. Kaum war dies geschehen, so trat einer aus der stumm harrenden Begleitung mit einem

Packet hervor und legte eine herrliche Hängematte auseinander, die in der Mitte der Hütte aufgeschlungen wurde, worauf sich der stolze Gebieter gemüthlich hinlegte und uns nun von diesem Throne aus mit verächtlich stolzem Blick musterte. Bald darauf erschienen auch die an der Landungsstelle zurückgebliebenen Begleiter in langer Reihe und brachten das Reisegeräthe ihres Herrn herbei, das hauptsächlich aus einer Menge grosser, und kleiner zierlich geflochtener Körbe, mehren Flinten und einem vollständigen Koch- und Küchenapparat bestand. War uns vorher nur ein missachtender Blick zu Theil geworden, so gesellte sich noch triumphirender Stolz dazu, wenn Caberalli seine Augen auf die um die Hütte versammelten Warraus wendete, die mit offenem Munde alle diese Reichthümer anstarrten. Da uns der Herr, obschon wir ihm so viel Aufmerksamkeit, wenn auch nur durch die Neugier getrieben, erwiesen und bis zum Landungsplatz entgegen gegangen waren, seine Würde so gewaltig fühlen lassen wollte, so dachten wir natürlich: bist du stolz, so können wir es noch vielmehr sein. Als der Herrscher daher an uns bei der Landungsstelle vorübergegangen, ohne uns auch nur im mindesten zu beachten, war Herr King und ich sogleich darin mit einander übereingekommen, die Anwesenheit des stolzen Herrn als nicht vorhanden zu betrachten, was auch allen unsern Leuten eingeschärft wurde.

Diese plötzlich eingetretene, gänzliche Vernachlässigung von unserer Seite schien er tief zu empfinden, unruhig und ärgerlich warf er sich in der Hängematte herum, wollte aufspringen, legte sich aber wieder nieder, warf uns mahnende und fragende Blicke zu, alles half nichts, unbekümmert um ihn, gingen wir unsern Geschäften nach. So mochte ungefähr eine Stunde seit seiner Ankunft verflossen sein, als er endlich alle Ungewissheit, alle Bedenklichkeiten über sein Benehmen überwunden zu haben schien; denn plötzlich sprang er aus der Hängematte heraus, brachte seinen Schmuck in Ordnung, und schritt mit der Miene getäuschter Erwartung auf unsere Hütte zu, wobei ihm mehre seiner Begleiter folgten. Als er an der Hütte angekommen, legten wir alles, was wir gerade in der Hand hatten, bei Seite, und erwarteten ihn mit gleichgültiger Miene. Da ihm Herr King bekannt war, schritt er zuerst auf diesen los, begrüsste ihn und sagte ihm dann, dass er gekommen sei, um Herrn King zu sehen und ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Jetzt kam auch die Reihe seines Grusses, den er mir in gebrochenem Englisch zu Theil werden liess, an mich und die übrigen.

In Rücksicht der Grösse wichen die Gestalten wenig von denen der Warraus ab, da auch sie die mittlere Manneshöhe nicht überschritten; um so mehr war dies aber in Beziehung auf die ganze Form der Fall. Die gesammten Körperverhältnisse waren viel proportionirter, zwar nicht so muskulös, wie die der erstern, dagegen zeigten sie sich viel gewandter in all ihren Bewegungen, viel behender und

gefälliger. Auch ihre Hautfarbe war viel heller; ihre Gesichtszüge sprachen durch ihre Regelmässigkeit viel mehr an und hatten durch das stärkere Tättowiren einen eigenthümlichen Charakter erhalten.

Nachdem sich Caberalli in seine Hütte zurückgezogen und dort seinen Anzug mit einem andern vertauscht hatte, wobei ihm seine Begleiter alle Körbe öffnen mussten, um die einzelnen beliebigen Kleidungsstücke heraus zu nehmen, liess er noch einige Hängematten neben der ersteren befestigen, und warf sich abwechselnd bald in diese, bald in jene.

Die unmittelbaren Bedürfnisse des Herrschers waren jetzt befriedigt und er so bequem als möglich eingerichtet. Wie vorher der Häuptling, so unterwarfen nun seine Begleiter die übrigen Hütten einer Untersuchung, und bald waren sämmtliche Bewohner aus ihrem Eigenthum vertrieben und, um vor dem anhaltenden Regen Schutz zu finden, genöthigt, sich ausserhalb des Dorfes Wetterdächer zu bauen. So wie die Usurpatoren ihre Hängematten aufgeschlagen und sich weiter eingerichtet hatten, traten mehre derselben mit Flinten, Bogen, Pfeilen und Angelhaken bewaffnet vor Caberalli, empfingen dessen Befehle und zogen dann in zwei Corials ab. Die ganze Procedur liess uns nicht zweifeln, dass es die zu seinem Hofstaat gehörigen Jäger und Fischer waren, die für den Mittags- und Abendtisch zu sorgen hatten, was sich auch bald nachher bestätigte.

Jetzt hielten wir es für angemessen, dem Häuptling unsere Gegenvisite zu machen; er empfing uns sitzend und nahm unsere Grüsse viel herablassender und freundlicher entgegen, als wir nach dem früheren Betragen irgend erwarten konnten. Als Herr King ihn jedoch nach dem Geheimniss frug, das er uns mitzutheilen habe, meinte er, er müsse zuvor die Rückkehr meines Bruders abwarten. Die trennenden Schranken der eingebildeten Etiquette waren jetzt gebrochen, und wir unterhielten uns nun freundschaftlich mit einander.

Jeder Tag brachte uns neuen Besuch, wodurch natürlich die Anzahl der Gäste nach und nach so anwuchs, dass die zu errichtenden Schutzdächer bald keinen Platz mehr auf dem freien Raum, der sich um die Niederlassung zog, fanden, und diese in dem Wald erbaut werden mussten; der bereits früher angekommene Besuch schien eben so lange da bleiben zu wollen, als wir.

Der nächste Trupp Warraus, der den Arawaaks folgte, wurde durch einen Indianer angeführt, der zu meiner Verwunderung eine Violine, allerdings nur mit zwei Saiten bespannt, am Arme trug. Nachdem die neuen Ankömmlinge sich ihr Schutzdach errichtet, setzte sich der Musiker in die Mitte desselben, und begann nun sein theures Instrument zu streichen, wobei er jedoch nie durch das Aufdrücken der Finger der linken Hand eine Modulation in den Tönen hervorrief,

sondern nur in längern oder kürzern Strichen mit dem Bogen über die frei stehenden Saiten hinfuhr. Wahrscheinlich hatte er sich das Instrument in der Colonie gekauft. Mit dem alten Geiger war die regste Fröhlichkeit unter den Versammelten eingekehrt, die sich namentlich des Abends, nach Sonnenuntergang, bis zur wilden Lust steigerte, wo Alt und Jung nach dieser schönen Musik zu tanzen begann; es war mir diess um so interessanter, als ich die Indianer noch niemals bei diesem Vergnügen hatte beobachten können. Die Ausdauer des alten Musikers überstieg alle meine Begriffe von Geduld; — stundenlang gab er seine zwei Töne an, ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten, ohne dabei eine Miene zu verziehen oder ein anderes Glied, als die Arme zu regen. Trat endlich ein Stillstand ein, dann kam er auf uns zu, und bat um ein Glas Branntwein als Herzstärkung; erhielt er diesen nicht augenblicklich, so konnte ihn keine Macht vermögen, sein Spiel wieder zu beginnen, worauf natürlich jedesmal die ganze Schaar der Tänzer sich versammelte, um uns durch ihre vereinten Bitten dahin zu vermögen, die Anforderung des obstinaten Künstlers zu erfüllen.

Eigentlich besitzt jede Warrau-Niederlassung ihren eigenen Musiklehrer, *Hoho-hit*, der die jungen Knaben und Männer des Ortes auf einer Art Hoboe blasen lehrt, das aus einem längern oder kürzern Stück Bambusrohr besteht, an dessen oberem Ende ein dünnes Mundstück von Rohr mit einer längern oder kürzern Stimmritze eingefügt ist. Die Töne, die auf diesem Blasinstrument hervorgerufen werden, haben viel Aehnlichkeit mit denen der russischen Nationalinstrumente. Fast jeden Abend versammeln sich die jungen Leute um ihren Musiklehrer und führen unter seiner Leitung in der Mitte des Dorfes Concerte auf. Je nach der Grösse des Bambusrohrs und seiner Oeffnung giebt das Instrument einen höhern oder tiefern Ton an. Eine Bewegung mit der Hand, ein Nicken mit dem Kopfe oder ein Taktschlagen mit dem Instrument von Seiten des *Hoho-hit* gegen den unter den Musikern, welcher beginnen oder einfallen soll, regelt das ganze Concert. Obschon nun, wie ich eben bemerkte, jedes Instrument nur einen Ton besitzt, so kennt der Musikdirektor die Töne der gesammten Instrumente doch so genau und giebt sein Zeichen so richtig, dass wirklich ein Grundzug von Harmonie in dem Lärm herrscht, wie auch jene russischen Spieler die schwierigsten Tonstücke mit ihren Röhren ausführen. Sind nun die Warrauindianer oder die Russen die Erfinder dieser Instrumente? Eine Frage für die Forscher in der Geschichte der Tonkunst.

Obschon uns die musikliebenden Bewohner fast an jedem Abend mit ihrer Rohrmusik die Ohren gellen gemacht, so hatten sie doch noch nie dazu getanzt; — den Tönen der Geige konnten sie aber eben so wenig, wie die Kinder von Hameln dem Rattenfänger und seiner Pfeife widerstehen.

Meistentheils wurden die verschiedenen Tänze nur von den Männern ausge-



Warrau-Tanz.



Karaiben-Niederlassung.



führt; der interessanteste war aber ohne Zweifel der, an welchem auch die Weiber und Mädchen Theil nahmen und dabei sich auf das festlichste schmückten. Hals, Arme, Handgelenke und Knöchel waren dann jederzeit reich mit Perlenschnüren umwunden und geziert. Nachdem sich die Tänzerinnen alle versammelt, traten die Tänzer mit ihrem Geigenspieler an der Spitze, aus dem nahen Gebüsch hervor, und bewegten sich unter ununterbrochnen tiefen Verbeugungen, geschmückt mit dem schönsten Federputz, gegen die harrenden Damen, wobei jeder sein Instrument in der Hand trug und mehre Schnuren, an welche die Samenkapseln der *Thevetia nereifolia (Iuss.)* aufgereiht waren, um die Füsse gewickelt hatte, die bei starkem Auftreten der Tänzer durch Aneinanderschlagen ein betäubendes, schellenartiges Geräusch hervorbrachten. Langsam näherten sie sich dem Platze, der zum Tanzen erwählt war; die Geige schwieg, und die Bewegung wurde durch den Ton einer kleinen Pfeife geregelt, auf der der Bläser täuschend die Stimme eines Affen nachzuahmen wusste. So wie sie den Platz erreicht, schlossen sie einen Kreis um ihn; ein zweites Signal der Pfeife befahl ihnen, alle Instrumente auf die Erde zu legen und sich selbst niederzubeugen, bis der *Hoho-hit* mehre unverständliche Worte gemurmelt und ihnen dann durch ein drittes Signal sich wieder zu erheben, ihre Instrumente zu ergreifen und auf denselben zu blasen erlaubte; jetzt waren alle bösen Geister aus dem Bereich des Tanzplatzes verscheucht und ihnen zugleich die Macht genommen, die Fröhlichen in ihrem Vergnügen zu stören oder ihnen auf andere Weise zu schaden. So wie diese Beschwörungsceremonie beendet war, begann der eigentliche Tanz. Die Frauen und Mädchen schlossen jetzt ebenfalls einen Kreis, bewegten sich einigemal im Kreise, und näherten sich dann dem, mit welchem zu tanzen ihr Herz verlangte, wobei sie ihre rechte Hand auf die linke Schulter ihres Lieblings und er seine linke Hand auf die rechte Schulter der Dame legte. So sich umfassend schritten sie, mit zur Erde gesenkten Augen, vor-, rück- und seitwärts gegen den alten Geiger hin. Als sich der Tanz seinem Ende nahete, stampften die Tänzer dreimal mit den Füssen auf, wodurch ein wildes, betäubendes Geräusch hervorgerufen wurde. War der Tänzer ein genauer Bekannter, ihr Bruder oder der Gegenstand des stillen Sehnens ihres Herzens, so wartete die Tänzerin in jener angegebenen Stellung ruhig die dritte Wiederholung des Aufstampfens ab; war es aber kein vertrauter Bekannter, ein Fremder oder eine gleichgültige Persönlichkeit, zu der sie nur die Lust am Tanze hingetrieben, dann kehrte sie mit der Eile der flüchtigen Gazelle, so wie das erste Aufstampfen ertönte, auf ihren früher eingenommenen Platz zurück. Ein allgemeiner Schrei der Männer beschloss den Ball.

Ausser diesem Tanz führten die Männer, doch nur diese allein, auch noch mehre andere auf, die freilich nach unsern Begriffen nicht gerade die zierlichsten

Namen führten, indem sie nach den Thieren benannt wurden, deren Bewegungen oder Stimmen man dabei nachzuahmen suchte. So sprachen sie von einem Affentanz, einem Faulthiertanz, einem Vogeltanz u. s. w. Erregten auch anfänglich diese harmlosen Vergnügungen bei mir, Herrn Glaskott und den übrigen, die sie zum erstenmal sahen, das regste Interesse, so nahm dieses doch bald ab, da sie oft bis tief in die Nacht anhielten und die Tänzer durch ihren wüsten Lärm den Schlaf von unserm Lager scheuchten; — doch auch hier galt es, zum bösem Spiel gute Miene zu machen; das beste, was der weise Mann bei dem Unvermeidlichen zu thun vermag.

Noch nie hatte ich eine Versammlung von Menschen gesehen, unter der auch fast nicht einer ohne eine Narbe als Folge einer frühern Verwundung zu finden war, mochten diese nun in dem Zerplatzen eines jener schlechten Gewehre, mit denen die Gewinnsucht der Colonisten die zur Stadt gebrachten Tauschartikel einkauft und der Arbeitgebende dem Indianer die geleisteten Dienste bezahlt, in Beinbrüchen, Beilhieben, Schlangenbissen, Zusammentreffen mit reissenden Thieren, oder in wildem Streit ihren Grund gehabt haben; und doch waren die Wunden meist ohne alle chirurgische Beihülfe ziemlich gut geheilt. Besonders fiel mir ein junger Mann auf, der in Folge des Bisses einer giftigen Viper, des *Trigonocephalus atrox*, unmittelbar nach der Verwundung den Fuss, in den sie ihn gebissen, halb abgehauen hatte, was ihn einzig vom sichern Tode retten konnte. Die Wunde war so gut geheilt, dass er nur fast unmerklich hinkte.

Den 10. Juni langte mein Bruder wieder glücklich mit seiner Parthie in *Cumaka* an, und wurde von allen freudig willkommen geheissen.

Nachdem er dreizehn englische Meilen den *Aruka* verfolgt, hatte er die Mündung des *Aruau* erreicht. Um jedoch auch den obern Lauf des *Aruka* kennen zu lernen und zugleich noch eine Warrau-Niederlassung zu besuchen, die sich am obern *Aruka* befinden sollte, folgte er diesem weiter aufwärts. Jenseits der Mündung des *Aruau* hatte die Breite des *Aruka* überraschend schnell abgenommen, so dass der früher stolze und mächtige Fluss kaum noch 90 Fuss mass. Die Ufer desselben waren durchgängig morastig und nur mit *Euterpe* und *Manicaria* besetzt, wie zugleich sein Wasser so dunkelschwarz und unklar erschien, dass man kaum noch zu unterscheiden vermochte, wo das reflectirte Bild der Bäume und Gesträuche, die das Ufer umsäumten, aufhörte und das Gebiet der Erde begann. Spät am Abend hatten sie die gesuchte Warrau-Niederlassung erreicht, die von 18 Indianern bewohnt wurde, von denen er sich einige zum Transport des Corials bei den nicht schiffbaren Stellen zwischen dem *Aruka* und *Amacura* miethete, die er am folgenden Tage zu passiren hatte. Eine zweite eben so kleine Niederlassung lag weiter oben, die nach der Aussage der Eingebornen die letzte am obern *Aruka* sein

sollte. Von da, behaupteten die Bewohner, sei die Quelle des Flusses etwa 15 englische Meilen weiter südlich zu finden.

Am nächsten Morgen kehrten sie auf dem *Aruka* bis zur Mündung des *Aruau* zurück und verfolgten nun das Bett dieses Flusses, wo sie am Abend die Portage erreichten und das Corial bis zu einem kleinen Nebenfluss des *Amacura* trugen. Der Boden erhob sich etwa 40 bis 50 Fuss über dem Niveau des Flusses, wobei sich diese Hügelreihe von N. W. nach S. O. erstreckte und zugleich die Wasserscheide zwischen den kleinen Nebenströmen des *Amacura* und *Barima* bildete. Die Richtung der Landreise selbst ging gegen S. W. hin; ihre Länge betrug eine englische Meile. Die Grösse des Corials hatte bei dem schmalen Pfade die Arbeit so schwierig gemacht, dass man zwei Tage brauchte, um es nach dem Fluss *Yarikita* zu bringen. Auch hier bestand der Boden durchgehends aus einem reichen Lehm, auf dem sich eine Menge des schönsten Schiffbauholzes erhob. Mein Bruder war der sichern Ueberzeugung, dass, wenn später eine dichtere Bevölkerung und eine höhere Kultur hier sich verbreiten sollte, es dann nichts Leichteres geben könnte, als den *Barima* durch einen Kanal mit dem *Amacura* zu verbinden, indem nur die kurze Strecke des nicht schiffbaren Flussbettes durchstochen zu werden brauchte.

Mit Ausnahme einiger Granitblöcke, die aber ohne Zweifel durch die Gewalt des Wassers hierher gewälzt worden waren, hatte er nirgends Gestein zu Tage treten sehen. Der Lauf des *Yarikita* war ein nordwestlicher gewesen, und nachdem sich auf seinem linken Ufer die kleinen Flüsse *Wayuma* und *Waina* mit ihm verbunden, hatte er an Grösse schnell zugenommen. Auch war die Einwirkung der Ebbe und Fluth deutlich an ihm sichtbar. Erst unmittelbar in der Nähe seiner Mündung in den *Amacura* bemerkte man auf seinem rechten Ufer mehre Berge, die sich bis zu einer Höhe von 500 Fuss erhoben und von den Indianern *Manapari* genannt wurden. Nachdem sie in den *Amacura* eingefahren und seinem Lauf gefolgt waren, erreichten sie um 6 Uhr Abends die Mündung des *Otucamabo*, der sich auf dem rechten oder östlichen Ufer mit jenem verbindet. Da mein Bruder gern die Niederlassung *Assecura*, die von *Arawaaks* und *Warraus* unter dem Häuptling Jan bewohnt wurde, besuchen wollte, fuhr er in den *Otucamabo* ein und wurde von den Bewohnern freundlich empfangen.

In Begleitung des Häuptlings Jan und einiger seiner Unterthanen, verliessen sie am 2. Juni *Assecura* und steuerten den *Amacura* aufwärts. Nachdem sie an der Mündung des *Yorikita* vorübergefahren, verlor auch jener schnell seine frühere Grösse, und sank bereits im Laufe des Tages zu einem Flusse gewöhnlichen Ranges herab. Am Abend fuhren sie in den *Curiyapo* ein, der dem *Amacura* von Westen zuströmt, um an seinen Ufern eine Warrau-Niederlassung aufzusuchen,

die sie auch fanden. Da am nächsten Tage der Regen in Strömen herabfiel, so waren sie genöthigt, hier zu bleiben. Als aber auch der folgende Tag sich nicht günstiger zeigte, setzten sie ihre Reise den *Amacura* aufwärts, zu seinem Cataract und seinen Stromschnellen fort. Dieses erste für die Schifffahrt der Gegenwart noch unüberwindliche Hinderniss wurde durch einen Granitwall hervorgerufen, der sich quer durch den Fluss zog. Der *Curiyapo* wurde in der Nähe seiner Mündung nur durch eine schmale Landzunge vom *Amacura* getrennt, der sich mit seinen flachen Ufern, einer Schlange gleich, durch das Thal wand. Je weiter sie jedoch jenseits des *Curiyapo* denselben aufwärts gefahren waren, um so mehr hatten die Ufer auch an Höhe zugenommen, um so dichter war die Bewaldung derselben geworden. Einige Meilen oberhalb des *Curiyapo* verband sich auf dem rechten Ufer der *Tusa* mit dem *Amacura*, der ziemlich gleiche Tiefe mit letzterem hatte.

Die Zeichnung des Bettes des *Amacura*, wie sie bisher in den Karten niedergelegt war, hatte sich ihm als vollkommen falsch herausgestellt, da er viel weiter gegen Westen aufsteigt, als es diese angeben.

Die senkrechte Höhe des Cataracts von *Cuyurara* hatte ungefähr 12 Fuss betragen, wobei sich etwas weiter oberhalb desselben noch zwei andere Cataracte gezeigt, so dass das Wasser in einer perpendikulären Höhe von 30 Fuss herabstürzte. Das grosse Corial verhinderte sie bei der Unbedeutendheit, in die der Fluss sich verloren, jenseits der Cataracte noch weiter vorzudringen.

Bei dem ungünstigen Wetter war natürlich an keine astronomische Beobachtung zu denken gewesen; denn seit *Cumaka* hatten sie eben so wenig wie wir einen Stern zu Gesicht bekommen. Nach der Aussage der Indianer sollte sich die Quelle des *Amacura* zwei Tagereisen oberhalb des *Cuyurara* befinden.

Den 5. Juni kehrten sie nach *Asecura* zurück. Als mein Bruder *Cumaka* verliess, hatte er nur einen Chronometer, einen Sextanten, einen künstlichen Horizont und einen prismatischen Compas mit sich genommen, und da sich ihm bis zum 6. Juni nie die Gelegenheit zu einer Beobachtung geboten, so war er auch auf keine Weise über den Gang des Chronometers sicher. Bereits am 25. Mai hatten uns einige Indianer aus *Asecura* besucht und uns versichert, dass sie durch die Kanonade am Morgen des 24., die sie in ihrem Dorfe deutlich gehört, nach *Cumaka* gelockt worden seien. Mein Bruder hatte daher bei seiner Abreise Hrn. Glaskott aufgetragen, am 6. Juni Abends sechs Uhr unsere Böller dreimal abfeuern zu lassen. Da er den Schall deutlich in *Asecura* vernommen, war er zugleich in den Stand gesetzt, die Differenz der Länge zwischen *Cumaka* und *Asecura* zu bestimmen.

Den 7. Juni verliessen sie *Asecura*, um die Untersuchung bis zur Mündung des *Amacura* fortzusetzen, wohin sie Jan ebenfalls begleitete. Am Nachmittag

hatten sie den *Coyoni* erreicht, der, gleich wie der *Mora*, eine ununterbrochene Verbindungsstrasse zwischen dem *Waini* und *Barima* bildet, eine solche zwischen dem *Amacura* und *Araturi* herstellt, indem er den erstern mit dem *Waïicacori* oder *Bassama* verbiudet, der in den *Araturi* fällt, welcher der Insel *Smataka* gegenüber in den *Orinoko* mündet.

Herrn King fand mein Bruder bei seiner Rückkehr vollkommen wieder hergestellt. Sein Gesicht hatte sich während dieser kurzen Abwesenheit dreimal gehäutet. In einem um so traurigeren Zustande fand er dagegen Hancock und Stöckle. Die Entzündung hatte in den letzten Tagen bei diesen wieder so zugegenommen, dass sie die Füsse nicht mehr gebrauchen konnten; — die meinigen schienen sich rasch derselben Gefahr zu nähern.

Ungeachtet der grossen Anzahl von Menschen, welche den ganzen Tag auf den Jagdzügen herumstreifte, brachten die eifrigen Jäger doch jeden Abend zahlreiche Beute nach Hause. Auch unsere Leute waren ziemlich glücklich; am freundlichsten aber wurden sie willkommen geheissen, wenn sich unter der Beute das *Aguti* (*Dasyprocta Aguti Ill.*) und *Laba* (*Coelogenys Paca Cuv.*) befand. Wegen des so wohlschmeckenden Fleisches dieses letzteren ist in der Colonie allgemein das Sprüchwort heimisch: »Wer ein Mal das *Laba* gegessen und ein Mal von dem Wasser der Waldflüsse Guiana's getrunken, der kann *Demerara* nimmer wieder verlassen«. Der Lieblingsaufenthalt des *Laba* sind die kleinen Waldflüsschen, wo es sich unter den Wurzeln eingräbt oder einen hohlen Baumstamm zu seiner Wohnung wählt. Um das Thier aus seinem Versteck herauszubringen, richten die Indianer kleine Hunde ab, die, wie unser Dachshund, in die Höhlen dringen und die Bewohner hervorjagen.

Am Morgen nach der Ankunft meines Bruders erschien auch Caberalli in seinem Herrscherschmuck vor diesem, um ihm die angedeutete Mittheilung zu machen, die darin bestand, dass einige Tage vor unserer Ankunft in *Cumaka* in einer nahen Niederlassung ein Mord verübt worden sei. Als den Mörder bezeichnete er einen Knaben aus *Cumaka*, mit Namen *Mai-cer-wari*, der Erschlagene, ein *Piai* (Zauberer), habe *Wai-ha-hi* geheissen. Herr King, als Polizei-Inspector dieses Districtes, war über diese Nachricht nicht wenig erstaunt, namentlich da ihm der Häuptling William kein Wort davon mitgetheilt, obschon dieser, wie Caberalli behauptete, Zeuge der That war. Ohne weiteres Zögern liess daher King sowohl William, als *Mai-cer-wari* vor sich fordern. Als zugleich mit ihm auch der Knabe in die Hütte trat, schien William nichts Gutes zu ahnen, denn seine freundliche Miene änderte sich bei dieser Erscheinung so auffallend, dass sie offenbar schon ein halbes Geständniss enthielt. Mit allgemeiner Spannung sahen wir dem Knaben entgegen, und das Interesse steigerte sich noch

mehr, als dieser uns frei und unerschrocken, keineswegs aber mit dem Bewusstsein, ein Verbrechen begangen zu haben, in's Auge sah. Der Knabe war ungefähr zwölf Jahre alt und kräftig gewachsen, während sich in seinem Gesichte ein zwar stolzer und selbstbewusster, dabei aber ungemein ernster und melancholischer Ausdruck charakteristisch ausgeprägt hatte, der durch sein langes, schwarzes und glänzendes Haar noch ungemein verstärkt wurde. Durch sein ernstes und gesetztes Wesen war er uns schon früher vielfach aufgefallen, da wir ihn niemals mit seinen Altersgenossen hatten spielen sehen; ohne dabei aber zu ahnen, dass er in diesem jugendlichen Alter bereits als Rächer seiner Familie aufgetreten sei.

Jetzt sollte nun die Untersuchung eingeleitet werden, leider aber konnten nur Caberalli und der Dolmetscher meines Bruders etwas Englisch sprechen; die Kenntniss der Warrau-Sprache von Seiten des Herrn King war eben so gering und konnte keineswegs zu einer solchen Procedur als hinreichend gelten. Die Vorladung des Häuptlings und *Mai-cer-wari's* hatte augenblicklich bei allen Bewohnern des Dorfes und unter den Fremden Verdacht erregt, weshalb auch bald unsere Hütte von allen Anwesenden schweigend und mit gespannten Mienen umgeben wurde. Herr King wandte sich zuerst an William und frug ihn, warum er ihm diesen Vorfall verschwiegen. »Weil ich nichts Unrechtes darin sah, dass der Knabe den Tod seines Vaters und seiner Mutter an dem rächte, der ihm diese raubte«. Nach einem langen und schwierigen Verhör stellte sich endlich Folgendes heraus: Ein Indianer, Namens *Wai-ha-hi*, der am *Orinoko* lebte, hatte schon seit längerer Zeit die Indianer am *Aruka* besucht, unter denen er zugleich als mächtiger *Piai* allgemein gefürchtet war. Der schnelle Tod des Vaters des Knaben, der den *Piai* bei einem Trinkfeste beleidigt, und dem der Zauberer unversöhnlichen Hass wegen dieser Beleidigung geschworen, liess nur zu bestimmt vermuthen, dass der letztere seine Drohungen bereits zur Wahrheit hatte werden lassen, und als bei einer spätern Anwesenheit des *Piai* auch die Mutter, die *Mai-cer-wari* zärtlich liebte, unter denselben Symptomen starb, da wurde jener Verdacht gegen *Wai-ha-hi* zur Gewissheit, und kühn trat der Sohn dem Mörder gegenüber und zieh ihn der schändlichen That. »Noch ist meine Rache nicht befriedigt, noch lebt ein Glied der gehassten Familie!« wurde ihm zur Antwort. Was nun der Knabe schon seit dem Tode des Vaters still im Busen getragen, was der Tod der geliebten Mutter noch stärker angefacht, das sollte bald zur That werden, damit ihm der Mörder nicht zuvorkäme. *Wai-ha-hi* erschien einige Tage vor unserer Ankunft in *Cumaka* und lud die Bewohner zu einem Trinkfest, das er veranstalten wollte, in eine der nächsten Niederlassungen ein. Als sich William mit mehren andern dorthin begab, hatte sich *Mai-cer-wari* unaufgefordert angeschlossen. Bereits im Verlaufe des Nachmittags entspann sich in Folge der vom Trinken

erhitzten Köpfe ein harter Wortwechsel zwischen William und *Wai-ha-hi*, wo letzterer im Zorne geäussert, William möge nur schelten und prahlen, er wisse doch, dass dieser eben sowohl wie seine hochfahrenden Begleiter auf dem Rückwege im Walde gleich plötzlich wie *Mai-cer-wari's* Eltern sterben würden. Der Knabe, der noch keinen Tropfen getrunken, sich als stiller und aufmerksamer Beobachter fern vom Streit gehalten hatte, glaubte es sei jetzt an der höchsten Zeit, sowohl sein Rachegefühl zu befriedigen, als auch seinen Häuptling und sich zu retten. Trunken von dem unmässigen Genuss des Getränkes, wirft sich *Wai-ha-hi* in seine Hängematte und schläft bald ein, um nie wieder zu erwachen! Gleich dem Luchs war *Mai-cer-wari* jeder seiner Bewegungen gefolgt, gleich dem Schatten war er über den Boden hingeschlichen, mit funkelnden, racheglühenden Augen stand er jetzt neben dem verhassten Mörder, langsam hebt sich seine Kriegskeule, — und zerschmetternd fällt sie auf das Haupt des Todfeindes! Der Bruder des Erschlagenen, der ebenfalls gegenwärtig war, begrub den Leichnam in derselben Hütte; die Bewohner brannten das Dorf nieder und zogen in eine andere Gegend.

Die tiefste Stille herrschte während des langen Verhöres in der ganzen Niederlassung. Das Verhör war beendet, leise flüsterten sich die Umstehenden einander ihre Bemerkungen zu, indessen die Schaaren Frauen und Mädchen etwas ferner standen, und jede unserer Mienen, jeden Muskelzug Williams und *Mai-cer-wari's* verfolgten.

Hatte sich auch unverkennbare Verlegenheit über das Gesicht William's verbreitet, da er nur zu wohl fühlte, dass er durch Verschweigen dieses Vorfalls gegen Herrn King gefehlt, um so unerschrockener, um so ruhiger stand der Knabe vor uns. Was er gethan, hatte er aus dem reinsten Pflichtgefühl gethan; — Verachtung ihm, wenn er dabei gezögert! — Blut für Blut, Leben für Leben, das waren die Begriffe, die er mit der Muttermilch eingesogen, die Begriffe, welche der Knabe zuerst bezeichnen lernt.

Mit der tiefsten Spannung sahen wir dem Ausspruch des Hrn. King entgegen, waren aber nicht wenig erstaunt, als dieser nicht allein ein Protokoll darüber aufnahm, sondern auch den Befehl gab, den Leichnam auszugraben, damit er sich selbst durch den Augenschein von der Wahrheit des Ausgesagten überzeugen könne, wie er zugleich *Mai-cer-wari* als Gefangenen zurückbehielt, um ihn mit nach der Colonie zu nehmen und dort vor das Gericht zu stellen; was er später auch, trotz aller Vorstellungen von unserer Seite, zu grossen Unannehmlichkeiten für meinen Bruder, ausführte. Er hatte dazu, streng genommen, kein Recht, da *Cumaka* auf einem Landstrich lag, auf welchen die Venezuelaner eben so viel Anspruch zu haben glaubten, als England, weshalb er auch für jetzt als neutral erklärt worden war, und der Knabe, dem die religiösen und moralischen Gesetze

der weissen Leute vollkommen unbekannt waren, nur seiner eignen Ueberzeugung gefolgt war.

Leider musste der arme, ungebundene, an Freiheit gewöhnte Knabe ein Jahr im Gefängniss sitzen, bevor er freigesprochen wurde. Ich muss offen gestehen, dieser übertriebene Pflichteifer des Hrn. King kühlte meine Zuneigung gegen den sonst so braven Mann doch etwas ab, und ich habe ihm heute noch nicht jenes Jahr vergessen können, das durch ihn gewiss dem Knaben zum unglücklichsten seines Lebens gemacht wurde.

Mit dem nächsten Morgen sollte zur Ausgrabung der Leiche geschritten werden, der wir eben sowohl, wie William, der Knabe und alle die Indianer, welche beim Morde gegenwärtig gewesen, als Zeugen beiwohnen mussten. Doch woher sollten wir Leute bekommen, die das Geschäft des Ausgrabens übernahmen? Schon die blosse Nachricht davon hatte so allgemeines Entsetzen unter den Indianern hervorgerufen, dass diese keine Macht der Erde hätte vermögen können, auch nur den Spaten in die Hand zu nehmen. Ja, vergebens würde Herr King darauf gedrungen haben, dass ihm William und die übrigen Indianer auch nur als unthätige Zuschauer begleiteten, hätte er nicht im Namen des Gesetzes unsere ganze Mannschaft zur Unterstüzung seiner Gerechtigkeitspflege aufgefordert, eine Mahnung, der diese Gehorsam leisten musste. Die langen, gezogenen Schiffssäbel schienen den Indianern wenigstens so viel Respekt einzuflössen, dass sie sich der Aufforderung zur passiven Assistenz fügten. Merkwürdigerweise machte auch hier *Mai-cer-wari* wieder eine Ausnahme. Kaum war ihm gesagt, er müsse Herrn King nach dem Grabe des Erschlagenen folgen, als er sich auch unter wildem Aufblitzen der Augen dazu bereit erklärte.

Mehre geschwärzte, halbverkohlte Pfähle, und theilweise durch das Feuer zerstörte Hütten, die aus der Erde emporragten, so wie verbranntes und versengtes Gebüsch, verkündeten uns nach einem halbstündigen Marsch, dass wir in dem frühern Dorfe, auf dem Schauplatz des Mordes angekommen. Mit den sprechendsten Zeichen des innersten Entsetzens wies jetzt William nach einer Stelle, die von sechs verkohlten Pfählen umgrenzt wurde, hin, und sagte damit Hrn. King, dies sei die Hütte, die er suchte. Kein Hügel bezeichnete das Grab, nur die lockere Erde verrieth dasselbe, aber keiner der Indianer war zu bewegen, den Spaten in die Hand zu nehmen und das Ausgraben zu beginnen. Selbst unsere Neger weigerten sich unter den deutlichsten Zeichen innern Schauders: »Der Todte würde mir mein ganzes Leben hindurch auf Schritt und Tritt folgen, mir den Schlaf vom Lager jagen, mich aus dem Kreise der Fröhlichen treiben und mir jeden Trunk vergiften;« — dies blieb die fortwährende Entgegnung auf Herrn King's Drohungen, Bitten und Aufforderungen. Endlich bewog das Versprechen einer doppelten Ration Rum einen Farbigen,

sich zur Arbeit zu verstehen. Bald stiess er auf die Leiche, die, mit Palmenblättern zugedeckt, in eine Hängematte gewickelt war, und den fürchterlichsten Geruch verbreitete. So wie dieser Geruch die Nasen der in der Ferne stehenden Indianer traf, liefen sie unter wildem Entsetzen und Schreckenstönen davon. Nur der Knabe blieb wie in die Erde gewurzelt stehen, während das wirklich grauenhaft wild blitzende Auge, das krampfhafte Zucken der Muskeln, der angehaltene Athem nur zu deutlich verriethen, dass alle Furien der Rache wieder in ihm erwacht. Jeder Spatenstich, den der Farbige that, steigerte die entfesselten Leidenschaften. Mit halb vorgebeugtem Körper starrte er in das sich öffnende Grab hinab, um den Augenblick nicht zu versäumen, der ihm den verhassten Leichnam nochmals zeigen sollte. Der Tiger kann nicht mit mehr innerer Gier auf den günstigen Augenblick harren, der ihm die Beute sichert. Nachdem der Körper vollkommen freigelegt, und die Hängematte aus einander geschlagen war, wartete unser ein fürchterlicher Anblick, vor dem jeder Anwesende, nur *Mai-cer-wari* nicht, unwillkührlich zurückschauderte. Der Schlag hatte die ganze rechte Seite des Kopfes zertrümmert und die zersplitterte Hirnschale in das Innere des Kopfes hineingetrieben, so dass das Gehirn frei, ohne alle Umgebung, vor unsern Blicken lag. Noch stand der Knabe regungslos da und seine Seele schien sich aller Einzelheiten des schauervollen Bildes bemächtigen und dasselbe in ihre innersten Tiefen aufnehmen zu wollen. Nachdem Herr King ihm mehrmals vergeblich zugerufen hatte, fasste er ihn endlich an und frug ihn: »hast du dies gethan?« — Mit funkensprühendem Auge hob der Knabe plötzlich seine jugendliche Gestalt empor, liess seinen wilden, höhnisch triumphirenden Blick erst einen Moment auf jedem einzelnen von uns ruhen, ballte dann krampfhaft die Faust, und reckte den Arm unter gewaltiger Muskelanstrengung langsam empor, um ihn mit Gedankenschnelle wieder niedersinken zu lassen. Plötzlich athmete die gepresste Brust in tiefen Zügen auf, Schweisstropfen traten aus allen Poren hervor; er blickte noch einmal mit wild triumphirendem Auge auf den Leichnam, und mit einem durchdringenden Schrei wandte er sich um und eilte *Cumaka* zu.

Lange standen wir sprachlos einander gegenüber, keiner wagte die Stille zu unterbrechen, — dieser Ausdruck der Sättigung der Rache eines wild entfesselten Gemüthes hatte unser Innerstes erschüttert.

Ich hatte die Absicht, mir den Schädel für das anatomische Museum in Berlin zu reserviren, doch zeigte sich dies unausführbar, da er vollkommen zerschmettert war.

Die geflohenen Indianer hatten bereits die Kunde von unserm sie mit Entsetzen erfüllenden Unternehmen im ganzen Dorfe verbreitet. Alles vermied uns und verfolgte uns mit scheuen Blicken; es war unverkennbar, dass das bisherige Zutrauen

gegen uns verschwunden und ein verborgener Abscheu an dessen Stelle getreten war.

Als dem Knaben durch den Häuptling CABERALLI mitgetheilt wurde, dass er Herrn KING nach der Colonie folgen müsse, nahm er dies ganz gleichgültig auf und äusserte vollkommen ruhig: »Warum sollte ich nicht folgen? habe ich doch nur das gethan, was ich thun musste! die weissen Leute können mich deshalb nicht strafen.« — Je ruhiger *Mai-cer-wari* die Nachricht aufgenommen, um so mehr Aufsehn erregte sie unter den Bewohnern des Dorfes und den Fremden, besonders aber bei den Frauen. Das bereits erschütterte Vertrauen war unverkennbar dem Misstrauen gewichen, da sie bei ihren Ansichten über die Motive der That nicht glauben konnten, dass dieser Fall die einzige Veranlassung zu unserm Verfahren sei, und demnach fürchteten, dass uns noch andere Beweggründe dabei leiteten. Allein obschon *Mai-cer-wari* durch seinen männlichen Muth bedeutend an Ansehn im Dorfe gewonnen hatte und in erhöhtem Grade der Liebling desselben geworden war, so hatte er doch keinen Anhalt in seinen nächsten Verwandten und sah, da er ohne Eltern und Geschwister, ja vielleicht selbst ohne Verwandte war, sich auf sich selbst beschränkt; diese Umstände begünstigten uns und liessen den offenen, entschiedenen Widerstand gegen die Anordnungen des Herrn KING nicht zum Ausbruche kommen. Hätte der arme Knabe nur entfernt ahnen können, dass er ein ganzes Jahr, seiner Freiheit beraubt, im Gefängniss werde schmachten müssen, so hätte er sich gewiss dieser Qual durch die Flucht entzogen, doch die Ueberzeugung, dass er nur seine Pflicht erfüllt und kein Unrecht verübt habe, erhob ihn über jede Furcht; nach wenigen Tagen folgte er uns ohne Widerstreben und war unser Begleiter auf der Reise nach dem *Barima*.

Bei unserem längeren Aufenthalt unter den *Warraus*, die hier so zahlreich versammelt waren, hatte ich die Sitten und Gebräuche dieser Stämme ziemlich genau kennen gelernt. Ich suche daher im Folgenden ein treues Bild davon zu entwerfen, wobei ich alles benutzt habe, was sowohl eigne Anschauung, als spätere Beobachtung und sorgfältiges, oft wiederholtes Nachforschen mich gelehrt haben.

Die *Warraus* oder *Guaranos* bewohnen ausschliesslich die niedern Küstenstriche zwischen dem *Essequibo* und *Orinoko*, über die sich ihre Ansiedlungen mit einer Einwohnerzahl von ungefähr 1650 Individuen, kaum hundert englische Meilen landeinwärts erstrecken. Frühere Reisende haben zwar berichtet, dass die *Warraus* während der Regenzeit, wo die flachen Küstenstriche von den gewaltigen Fluthen ganz überschwemmt werden, sich auf die Bäume flüchteten und in deren hohen Wipfeln ihre Wohnungen aufschlügen, wir haben sie jedoch nie in einem Aufenthalt dieser Art gesehen, obgleich, während wir unter ihnen weilten, die Regen der Frühlingszeit sich ergossen und die Ströme weit über ihre Ufer

traten. Wohl aber fanden wir oft ihre kunstlosen Hütten auf Baumstämmen errichtet, die in einer gewissen Höhe vom Boden abgehauen und mit Stücken Holz bedeckt waren, wodurch eine Art Plattform gebildet wurde, die schon vor einem ziemlich erhöhten Wasserstand sicherte. Ob die *Warraus*, welche die Ufer des *Orinoko* bewohnen, von dieser Gewohnheit abweichen, kann ich nicht angeben, da ich keine Niederlassung derselben gesehen habe. Den Körperbau, und das ganze Aeussere der *Warraus*, ihre Unreinlichkeit und Indolenz habe ich schon in früheren Berichten geschildert. Mit ihrer äussern Erscheinung stimmt auch ihr inneres Wesen vollkommen überein. Dass alle ihre geistigen Kräfte noch schlummern, spricht sich nur zu deutlich in ihren Augen und Zügen aus. Das augenblickliche Bedürfniss drängt sie zur Befriedigung, die nächste Stunde liegt ausser dem Bereiche ihrer geistigen Berechnung. Glühende Eifersucht und unversöhnlicher Rachedurst, der eben so Einzelne, als ganze Stämme und Gemeinschaften verfolgt, sind die einzigen Leidenschaften, welche diese rohen Söhne der Natur erfüllen und, oft jahrelang mit berechnender Schlauheit verborgen, plötzlich hervorstürmen und die Quellen blutiger Thaten sind. Alle andern Erfahrungen gehen ohne leidenschaftliche Erregung an ihnen vorüber, ohne jedoch dem Gedächtniss jemals zu entschwinden. Die Zeit, welche der Warrau nicht zur Jagd oder zum Fischfang verwendet, bringt er träge in der Hängematte, oder im Spiel mit seinen Jagdhunden zu. Seine einzige Zerstreuung findet er ausserdem in den rohen Tönen seiner Rohrflöte. Wild und Fische bilden ihre Hauptnahrung, doch verschmähen sie auch Ratten, Affen, Alligatoren, Frösche, Würmer, Raupen, Larven und Käfer nicht. Im Fangen der Fische, die sie theils an Angeln fangen, theils mit Bogen und Pfeil erlegen, oder mit leichten Speeren tödten, besitzen sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit. War die Beute reicher, als es das Bedürfniss erheischte, so trocknen Einzelne auch wohl den Ueberfluss an der Sonne und bringen ihn zum Verkauf nach der Colonie. Solche Industrielle findet man jedoch nur selten. Wollen sie das Fleisch, das unter diesem Himmel schon nach zwei bis drei Stunden in Verwesung übergeht, zum weitern Bedarf mehre Tage erhalten, um, von der Jagd befreit, ungestört der Ruhe sich hingeben zu können, so erbauen sie ein kleines Gerüst von etwa vier Fuss Höhe und belegen die vier in die Erde geschlagenen Pfähle mit Querstangen; auf diesen breiten sie das Fleisch aus, und die Frauen unterhalten ungefähr 20 bis 24 Stunden hindurch darunter ein mässiges Feuer. Nach diesem Prozess bleibt das Fleisch etwa 5—6 Tage geniessbar, wird aber — dies gilt vorzüglich von dem Fleisch vierfüssiger Thiere — trocken und kraftlos.

Der *Warrau* isst zwar wenig auf einmal, dafür aber um so öfterer. Die gewöhnlichen Essstunden sind 6 und 10 Uhr des Morgens, 12 Uhr Mittag, 3 Uhr

Nachmittags und die letzten bei Sonnenuntergang. Von diesen fünf Mahlzeiten sind die erste und letzte die reichhaltigsten. Den Weibern wird nur selten erlaubt, in Gemeinschaft mit den Männern zu essen; in Gegenwart von Fremden werden sie dieser Ehre nie gewürdigt. Ich beobachtete später, dass diese Sitte bei allen Stämmen der Indianer herrscht. Das Wildpret wird im Blute des Thiers gekocht und stark mit *Capsicum* gewürzt. Erlaubt es das Wetter, so nimmt der *Warrau* sein Mahl vor der Hütte ein. Die Weiber stellen das Gericht auf den Boden, und neben dasselbe eine Art geflochtener Teller mit dem Brode; nachdem sie sich zurückgezogen haben, reihen sich die Männer, auf den Fersen hockend, um den dampfenden Topf, tauchen Brodstücken in die Brühe und suchen mit Hülfe der Finger das Fleisch aus dem Geschirr zu bringen. Da die fünf Finger zu diesem Geschäft vollkommen ausreichen, so sind Gabeln natürlich überflüssig und ein unbegehrter Luxusartikel. Sobald der Hunger des Einzelnen gestillt ist, verlässt er den Kreis. Hat sich das letzte männliche Mitglied von der Tafel entfernt, so nähern sich die Weiber und müssen sich mit dem begnügen, was jene übrig gelassen; sie wissen sich jedoch zu entschädigen und sichern sich deshalb eine Menge kleiner Töpfchen, die, mit Leckerbissen gefüllt, in allen Winkeln der Hütte versteckt sind, und nachdem die Männer sich entfernt haben, den Weibern ein reicheres Mahl bieten.

Polygamie ist unter den *Warraus* allgemein heimisch. Jeder *Warrau* nimmt soviel Weiber, als er ernähren kann, oder vielmehr zu seiner Wartung und Pflege nöthig zu haben glaubt. Die Häuptlinge besitzen meist einen förmlichen Harem. Die Ehe wird bereits in dem frühesten Alter geschlossen, und ich sah oft Mütter, die kaum elf oder zwölf Jahre alt sein konnten und doch schon Kinder von einem bis zwei Jahren besassen. Die Verheirathung wird durch keine religiöse Feierlichkeit geweiht. Die Eltern des Mädchens treffen schon im zartesten Alter derselben die Wahl des Bräutigams und übergeben ihm später dasselbe ohne alle weitere Feierlichkeit. Von dem Tage an, an welchem die Tochter ihm bestimmt ward, muss der Bräutigam den Eltern der Braut bis zum Eintritt der Mannbarkeit derselben dienen. In dieser Zwischenzeit beweist er seiner jugendlichen Braut alle Aufmerksamkeit, schmückt sie mit Perlen und bringt ihr das Beste, was er auf der Jagd erbeuten kann. Ist die Mannbarkeit eingetreten, dann führt er sie an den Ort, wo er seine Hütte aufzuschlagen gedenkt. Findet jedoch eine solche gegenseitige Vorherbestimmung von Seiten der Eltern nicht statt, dann folgen die jungen Männer ihrer eigenen Neigung. Ein Besuch in der Hütte der Auserwählten, einige Geschenke sind die ersten sprechenden Zeugen der erwachten oder schon längere Zeit gehegten Liebe. Stimmen die Pläne der Eltern mit der Neigung des Bewerbers überein, dann

wird ihm entweder die Tochter für bestimmte Geschenke zu Theil, oder nach Erfüllung der zu leistenden Dienste von den Eltern übergeben. In dem letzteren Falle muss er, nach Massgabe des angenommenen Werthes der Braut, ein Jahr oder noch länger für sie bei den Eltern arbeiten.

Ist diese bestimmte Frist verflossen, so reinigt der junge Ehemann ein hinlängliches Stück Land von Gebüsch und Bäumen, übergiebt dies der jungen Frau als Provisionsfeld, die es nun weiter bearbeitet und bestellt. Die zweite, dritte und vierte Frau erwirbt sich der Mann durch Geschenke. Wird das Weib alt, ein Zustand, der gewöhnlich schon mit dem zwanzigsten Jahre eintritt, so sucht sich der Mann unter den Mädchen von 7 bis 8 Jahren eine andere Frau aus; dieses Kind übergiebt er seiner ältesten Frau zur Erziehung und diese unterrichtet dasselbe in allen häuslichen Geschäften bis die Zeit der Reife erscheint, wo es dann in alle Rechte und Pflichten einer Ehefrau eintritt. So viel Weiber nun aber auch ein *Warrau* haben mag, so führt doch die zuerst genommene Frau unbestritten das Scepter im Hauswesen, dem sich alle nachfolgenden unterwerfen müssen. Gewöhnlich hat der Hausherr ein oder zwei Favoritweiber, die er nie von seiner Seite lässt und auf allen seinen Reisen mit sich führt.

Ausser der Jagd, dem Fischfang und der Verfertigung seiner Waffen und Canoes, hält der Mann jede andere Beschäftigung unter seiner Würde. Zurückgekehrt von der Jagd oder nach Vollendung seiner übrigen Geschäfte, wirft er sich in die Hängematte und sieht unter fortwährendem Schaukeln mit gleichgültiger Miene den Arbeiten und Mühen der Weiber zu, wie sie Haus und Feld beschicken, irdene Gefässe bereiten, Körbe und Matten flechten und ihre zarten Kinder pflegen.

Während der Herr Gemahl am Morgen sich noch, in müssige Träume versunken, in seiner Hängematte wiegt, haben die Weiber dieselben längst verlassen, und bereiten, nachdem sie im nahen Fluss ihr Morgenbad genommen, das Frühstück.

Die Einfachheit ihres Lebens, die geringe Zahl ihrer Bedürfnisse, die Leichtigkeit, mit der sie letztere befriedigen können, da ihnen die Natur freiwillig und in Fülle fast alles bietet, was jene in sich schliessen, lassen den Indianer fast den grössten Theil des Tages unbeschäftigt. Aus der Hängematte eilt er zum Essen, zu ihr eilt er zurück, so wie dieses beendet ist; in ihr schläft er, in ihr bläst er auf einer einfachen Rohrflöte oder reisst sich die spärlichen Barthaare aus. In der Hängematte führt er die Unterhaltung mit den Bewohnern seiner und der benachbarten Hütten, oder bewundert seine Schönheit, wenn er im Besitz eines Spiegels ist. Stundenlang schaut er mit Wohlbehagen in die Augen seines Doppelgängers, in dem er den treuesten Diener seiner Eitelkeit findet und mit nie befriedigtem Stolz

täglich von neuem sein Bild bewundert. Da der Hausherr so den ganzen Tag in träger Ruhe und in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen verbringt, so ist er auch bereits in den frühesten Morgenstunden wach, und sucht sich dann die Langeweile bis zum Anbruch des Tages durch die Unterhaltung mit seinen Nachbarn zu vertreiben; eine üble Gewohnheit, die in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes unter den Indianern, ehe die Zeit uns gleichgültig dagegen machte, unsern lebhaften Unwillen erregte. Der Sklavendienst der Weiber wird selbst durch die Nacht nicht unterbrochen; kleine Feuer unter den Hängematten, um die Mosquitos zu vertreiben und Wärme in der Hütte zu erhalten, beschäftigen dieselben vom Sonnenuntergange bis zum Anbruche des Tages.

Uebrigens verrathen einzelne Züge in dem geselligen Leben dieser Kinder der Natur, dass züchtiger Sinn und die Scheu der Verschämtheit tief in der ursprünglichen Anlage der menschlichen Natur ruhen. Dies gilt vorzüglich von den Weibern; sie zeigen gegen Fremde sich zurückhaltend, offenbaren in Gang und Haltung scheue Sittsamkeit (was bei den Männern weniger hervortritt) und entfernen, sobald die Stunde ihrer Niederkunft nahet, sich aus dem Dorfe, das ihre Männer und Verwandten bewohnen. Einsam, in einer Hütte des Waldes, erwarten sie den für sie gefahrlosen Moment, und kehren mit dem neugebornen Kinde zu den Ihrigen zurück, ohne fremde Beihülfe in Anspruch genommen zu haben.

Auf einer meiner Excursionen fand ich selbst eine solche Wöchnerin, die den eben gebornen kleinen Weltbürger mit der innigsten Mutterliebe betrachtete. Die Hautfarbe des neugebornen Kindes war fast eben so weiss, als bei dem einer Europäerin, nur spielte das Weiss ein wenig in das Gelbliche. Den Nabelstrang löste die Mutter mit Hülfe der Zähne ab und unterband ihn mit einer Schnur aus den Fibern der *Bromelia Karatas*. Dies Unterbinden schienen die *Warraus* jedoch nicht recht zu verstehen, da sich an dieser Stelle bei fast allen Verkrüppelungen zeigten.

Nachdem die Mutter sich und das neugeborne Kind im nahen Flüsschen gebadet, eilt sie nach dem Dorfe zurück, wo der Hausvater die Glückwünsche seiner Freunde empfängt, während die Frau wieder, wie zuvor, ihren Geschäften nachgeht. Eigenthümlich ist es, dass die Kinder gewöhnlich erst im dritten oder vierten Jahr ganz entwöhnt werden, so dass oft das ältere ruhig vor der Mutter steht und die gewohnte Nahrung zu sich nimmt, während ein jüngeres auf dem Arm der Mutter an der zweiten Brust trinkt. Am lächerlichsten jedoch sah es, wenn ein so strammer Bursche, den man eben noch in dem äussersten Gipfel einer *Carica Papaya* bemerkt, plötzlich, mit den Früchten dieses Baumes beladen, herabstieg und zur Mutter eilte, um seinen Durst zu stillen. Noch höher aber steigerte sich unser Erstaunen, als wir auch vierfüssige Milchbrüder und Milchschwestern

unter den Säuglingen bemerkten, denen die Mutter eben so bereitwillig, mit gleicher Zärtlichkeit im Blick und Miene die andere Brust reichte, wenn vielleicht das eigne Kind aus der einen schon seine Nahrung sog. Meist waren es junge Affen, Beutelratten, *Labas*, *Acuris* und dergleichen.

Der Stolz der Frauen besteht hauptsächlich im Besitz einer grossen Anzahl zahmer Hausthiere. Was sie daher von jungen Säugethieren fangen können, ziehen sie an ihrer eigenen Brust auf, wodurch diesen Thieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, dass sie der Pflegemutter auf jedem Schritt und Tritt folgen.

So lange das Kind noch nicht laufen kann, ist es gleichsam ein untrennbarer Theil des mütterlichen Körpers; wo die Mutter hingeht, da wird das Kind, sei es nun auf dem Rücken oder auf den Armen mitgeführt. Später trennt es sich von ihr, geht seinen eignen Weg und mischt sich unter seine Altersgenossen, bis es das Verlangen nach der gewohnten Nahrung wieder auf einige Minuten zu jener zurückführt.

Knaben und Mädchen zeigen sich von der frühesten Jugend an zu allen Dingen geschickt, namentlich zum Klettern, Schwimmen u. s. w.; Mädchen von 4 bis 5 Jahren fand ich oft schon auf den höchsten Bäumen. Das erste, was der zum Bewusstsein erwachte Knabe ergreift, sind Bogen und Pfeile, die ihm der Vater oder ältere Bruder verfertigt, und der höchste Grad kindlichen Stolzes spiegelt sich in den blitzenden Augen, wenn der Pfeil das erwählte Ziel, kleine Eidechsen, Heuschrecken u. dergl. erreicht und bald hat er durch das Herumtummeln auf den Bäumen, fast möchte ich sagen, durch das ununterbrochene Leben unter den Thieren des Waldes so viel Kraft, Stärke und Gewandheit erlangt, dass er den Vater auf die Jagd und den Fischfang begleiten kann.

Eben so früh, wenn nicht noch früher, unterstützen die Mädchen die Mutter bei den Geschäften des Hauses, helfen das Brod backen, das Lieblingsgetränk bereiten, folgen ihr auf das Provisionsfeld und tragen Lasten von Cassadawurzeln nach der Hütte, unter denen ein europäisches Mädchen von doppelten Jahren zu Boden sinken würde.

Wird eigentlich das Kind von dem Vater nur wenig beachtet, von der Mutter dagegen fast äffisch geliebt, so scheuen sich beide doch gleich stark vor allen körperlichen Züchtigungen der Kinder, und lassen selbst grössere Fehler und Vergehen derselben ungestraft.

Das Tättowiren, Durchbohren der Ohren und des Septums der Nase, wird bereits gleich nach der Geburt vorgenommen und die Oeffnung durch kleine Stückchen Holz offen erhalten. Von allen den vielen Spielen, die sonst überall unter den Kindern heimisch sind, sah ich bei den Knaben der Indianer kein einziges.

Die kleinern sieht man sich wie stämmige Kobolde im Schmutze herum wälzen oder mit ihren kleinen Bogen und Pfeilen schiessen, während die grössern sich höchstens ringen oder bereits an den Tänzen der Erwachsenen Theil nehmen. Merkwürdig war der panische Schrecken, den sowohl wir, als namentlich auch unsere Schwarzen bei ihnen erregten. Um mit uns auf keine Weise in Berührung zu kommen, schlugen sie oft die grössten Umwege ein und trat ich ja einmal unbemerkt in ihre Hütte, dann war es nicht anders als hätte der böse Feind sie bereits allesammt beim Schopfe, wie Spreu vor dem Winde flogen sie heulend und schreiend auseinander. Selbst der blosse Anschein als wollte man auf ihre Hütte losgehen, war hinreichend, um sie auf der entgegengesetzten Seite in das Provisionsfeld zu jagen.

Leider litten die meisten der armen kleinen Geschöpfe bereits im ersten Jahre an den bösartigsten Augenübeln, und starrten so von Schmutz und Staub, dass es mir ein Wunder blieb, wie sie ihre Finger bewegen konnten. Um sie wenigstens einigermassen vor den Mosquitostichen zu sichern, bestreichen sie die Mütter fast täglich mit Crapöl, das man aus den Früchten der *Carapa guianensis* presst. So eingeölt, läuft das arme Kind hinaus in den Schmutz, und wälzt sich mit canibalischer Lust darin herum; damit beginnt die erste Schaalenbildung. Am andern Tage wird das Kind abermals eingeölt, und bald hat sich ein Panzer von solcher Stärke gebildet, dass die Mosquitos ihre Stiche nur verschwenden und das Blut vergebens suchen.

Tritt bei den *Warraus* das Mädchen aus der Kindheit in das Alter der Reife, so wird dies dadurch angekündigt, dass man dasselbe seines langen Haares beraubt. An diese Ceremonie reiht sich ein festlicher Tanz, wobei das Mädchen, geschmückt mit Perlen und den weissen Daunen verschiedener Vögel, namentlich des *Crax*, der *Ardea* erscheint, die mit Gummiauflösung an den glattgeschornen Kopf, an die Arme und Schenkel befestigt werden.

Der Eintritt der Knaben in die Reihe der Männer erfolgt nicht so leicht; sie müssen zuvor sich mehren Prüfungen unterwerfen, um ihre Kraft und männliche Würde zu beweisen. Diese Prüfungen bestehen meist in schmerzhaften Wunden, die mit den Hauern des wilden Schweines oder der Schnabelspitze des *Toucan's* auf Brust und Arme beigebracht werden. Erträgt der Knabe dieses, ohne eine Miene zu verziehen, oder den Schmerz durch irgend ein äusseres Zeichen zu verrathen, so darf er sich fortan unter die Männer reihen. Vermag das kindliche Herz jedoch noch nicht die Aeusserung des Schmerzes durch die Kraft des Willens zu unterdrücken, so tritt er wieder in sein altes Verhältniss zurück, bis spätere Proben eine gesteigerte Willenskraft bekunden.

Meist bewohnen mehre Familien ein und dieselbe Hütte, ohne dass sich dann

gleich viele Abtheilungen oder Scheidewände darin befänden. Die Balken, an denen die Hängematten befestigt werden, einige Steine, um den Heerd zu bilden, die häuslichen Geräthe, welche sehr einfach, gleich den Bedürfnissen der Familie selbst sind, und nur in einigen irdenen Gefässen von verschiedener Form und Grösse bestehen, die nöthigen Geräthschaften zur Bereitung des Cassadabrodes, die ich bereits nannte, Waffen für Jagd, Fischfang und Kampf bilden den ganzen Hausrath einer Warrau-Familie. Vereint sich damit noch ein Spiegel, ein Kamm, eine Flinte, ein Beil — dann sind die höchsten Wünsche dieser einfachen Kinder der Natur erfüllt! Die Form ihres Geschirrs hat ein klassisches Ansehn und grosse Aehnlichkeit mit den alten Vasen der Etrusker. Die Weiber bilden diese Gefässe aus freier Hand und benutzen dabei den Thon, der sich an den Ufern der Waldbäche findet; sie trocknen ihre Kunstwerke an der Sonne, und bestreichen sie mit einem Lack, der aus dem Russ schon benutzter Töpfe und dem klebrigen Saft einer *Mimose* bereitet wird. Ist dies geschehen, so stellen sie die Töpfe und Schüsseln zusammen und zünden ein Feuer darum an, worauf sie das Geschirr nach und nach sich abkühlen lassen.

Das Eigenthum jeder einzelnen Familie wird von den Mitbewohnern der Hütte heilig gehalten; niemals geschieht hier ein Uebergriff, während sie die eigenen Geräthe Fremden und Gästen gastfreundlich überlassen.

Die Niederlassungen der Mitglieder eines Stammes bestehen meist aus 6 bis 10 Häusern, denen ein gemeinsamer Häuptling vorsteht, dessen Ansehn jedoch nur während ausgebrochener Kämpfe mit andern Stämmen in voller Ausdehnung anerkannt wird. Macht und Einfluss wird hier nicht allein durch Würde und Stellung begründet; dies bestimmt sich nach dem Grade der körperlichen Stärke und des Unternehmungsgeistes.

Die Stammangehörigkeit wird nie von dem Vater, stets nur von der Mutter hergeleitet; das Kind einer Warrau-Indianerin und eines Arawaak wird zu den Warraus gezählt. Nach diesem Rechte der Stammansprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Grossvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obschon keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder, der die Kräfte und Fähigkeiten zu der Würde in sich fühlt, als Prätendent auftreten kann, ohne dass sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt oder zur Rache aufgefordert fühlte. Als die zweite Hauptperson jedes Dorfes nach dem Häuptling wird der *Piai*, *Piatsong*, *Paché* angesehen, der Zauberer und Arzt zugleich ist. Die *Warraus* betrachten diese *Piais* mit um so grösserer Achtung und Scheu, weil sich damit der Stolz ihres

Stammes verbindet; sie glauben, dass ihre Zauberer und Aerzte mächtiger seien als die der andern Indianer.

In ihren religiösen Ueberzeugungen stimmen fast alle Stämme von Britisch-Guiana, wenigstens der Hauptsache nach, überein. Ein unendlich erhabenes Wesen ist der Schöpfer der Welt und der Menschen, dessen Thätigkeit aber durch die Regelung und Erhaltung der Welt so in Anspruch genommen wird, dass er für einzelne Menschen speciell nicht Sorge tragen kann. Milde, Wohlwollen und Gefallen an seinen Geschöpfen sind die Haupteigenschaften dieses höchsten Wesens; jeder verderbliche Einfluss, der die Ruhe und das Glück seiner Geschöpfe unterbricht, Krankheit, Tod, Hungersnoth, kurz jedes Unglück des Lebens kann auf dasselbe nicht zurückgeführt werden und muss demnach, bei der schroffen Scheidung des Guten und des Bösen, des Glückes und des Uebels, eine andere Quelle haben. Diese Quelle alles Uebels und alles Bösen ist eine Schaar untergeordneter Wesen, deren einzige Freude darin besteht, Unglück, Streit, Hass und Krankheiten über das Geschlecht der Menschen zu verhängen. Das Gute ist aber nur Eins und wenn es sich auch in verschiedenen Formen kund giebt, so vereinigt es sich doch in einem allgemeinen Wohlgefühl, daher existirt auch bloss ein gutes Wesen, der Urquell der Schöpfung, der Urquell aller Glückseligkeit. Anders verhält es sich dagegen mit dem Bösen; verschiedenartig in seinen Aeusserungen, und in der Unterbrechung der Ruhe stets getrennt und vereinzelt erscheinend, kann dasselbe nicht der Ausfluss einer Macht, sondern muss die Wirkung mannigfaltiger Kräfte, böser Geister sein. Diese den Menschen feindseligen Wesen, die Urheber aller Krankheiten und jedes Ungemachs, diese schadenfrohen Geister, deren Freude die Qual der Sterblichen ist, tragen bei den *Warraus* den Namen: *Yowahus.*

Unter allen Sterblichen ist nur dem *Piai* oder Zauberer allein die Macht verliehen, durch seine geheimnissvolle Kunst diesen verderblichen Einwirkungen entgegenzuarbeiten oder dieselben zu entfernen. Jede Niederlassung besitzt nur einen solchen Zauberer, der tief in die Natur der dämonischen Welt eingeweiht, gleichsam in beständigem Rapport mit ihr steht, sie von sich abhängig und zur Sklavin seiner Beschwörungsformeln macht. Der *Piai* ist also Priester, Arzt und Zauberer zugleich, ein mächtiges und gefürchtetes Wesen, in dessen Hand es liegt, ob er den Verfolgungen seiner dienstbaren Geister freien Lauf lassen, oder gegen ihre Einwirkungen Schutz verleihen will.

Wird eine Person im Dorfe krank, so ruft man unverzüglich den *Piai* und in der nächsten Nacht (denn am Tage ist er ohnmächtig und vermag den Dämon nur in der Nacht zu citiren,) beginnt er seine Entzauberung. Das Hauptinstrument dabei bildet eine geweihte Klapper (*Haepu-masaro*), die keine profane Hand be-

rühren darf, ohne ihr die überirdische Kraft zu rauben und sie zu einem Spielwerk der Kinder zu machen. Sie besteht aus der ausgehöhlten kürbisartigen Frucht der *Crescentia Cujete* (*Lin*), in welche kleine, runde, dabei aber ungleiche Oeffnungen eingeschnitten sind, während das Ganze mit verschiedenen Farben bemalt ist. Ein langes Stück Holz, das durch die Mitte der hohlen Frucht getrieben ist, und an jeder Seite etwa einen Fuss hervorragt, dient auf der einen Seite als Handhabe; die andere umgiebt eine genau vorgeschriebene Anzahl von Flügelfedern des *Psittacus aestivus*, deren Spitzen sich nach dem Kürbiss herabneigen. In der Höhlung selbst befinden sich mehre kleine Steine, Agatstücke und einige bunte Saamenkörner.

Mit dieser Zauberklapper beginnt der *Piai* unmittelbar nach Sonnenuntergang seine Entzauberung, nachdem er zuvor sorgfältig im Innern der Hütte jede Kohle ausgelöscht und die Bewohner derselben entfernt hat. In abwechselndem Tempo, bald schneller, bald langsamer, schwingt er nun, unter Anstimmung eines monotonen Gesanges, dessen Tacte sich nach der Schnelligkeit des Schwingens richten, seine Klapper im Kreise um den Kopf. Diese einleitenden Beschwörungsformeln hört man oft länger als eine Stunde ertönen. Dabei ist nicht zu verkennen, dass der Zauberer auf mannigfaltige Art sich den Geist dienstbar zu machen sucht. Bald steigert sich die Stimme und scheint einen herrischen Befehl an den Geist auszusprechen, — bald klingt sie milder und sinkt zum leisen, kaum hörbaren Flüstern herab, um durch sanftes Zureden, durch Bitten die Ungunst des hartnäckigen Dämons zu beschwichtigen, wobei der *Piai* dem Patienten in bestimmten Zeiträumen Tabaksrauch in das Gesicht bläst, den er ebenfalls aus einer geweihten Cigarre zieht. Tritt während dieser Ceremonie Regen ein, so steht der Zauberer augenblicklich von seinen Bemühungen ab, und fährt erst am folgenden Abend wieder fort. Ist es endlich der Kraft der Zauberformeln gelungen, den Geist zum Erscheinen in der Hütte zu zwingen, was je nach der Macht, die der *Yawahu* besitzt, früher oder später geschieht, so beginnt der zweite Act der rettenden Handlung, das Unterhandeln des *Piai* mit dem widerspenstigen Dämon. Bei dieser Procedur lassen sich stets zwei verschiedne Stimmen unterscheiden, doch tragen die Unterhandelnden Sorge, dass die einzelnen Worte dem Kranken unverständlich bleiben. Die fremde Stimme schweigt, und der Zauberer vermag dem harrenden Kranken Bericht über die Ursachen des Zornes des *Yawahus* und über die Natur der Krankheit abzustatten; diese Erklärung ist im Anfang des Uebels gewöhnlich sehr unklar und zweideutig, gleich den tiefsinnigsten Orakeln der Pythia. Steigern sich die Symptome der Krankheit, nimmt diese einen gefährlichen Charakter an, so werden jeden Abend die Beschwörungsformeln fortgesetzt, bis sich endlich die Natur selbst Hülfe schafft und eine günstige Krisis vermittelt. Jetzt hat die Macht

des *Piai* den *Yawahu* gezwungen, ihm alles zu sagen; — dem Patienten ist geholfen, denn der *Piai* kennt ja nun den eigentlichen Sitz der Krankheit. Er nähert sich der Hängematte, legt seinen Mund auf die schmerzhafte oder schmerzhafteste Stelle des Körpers und saugt an dieser, bis er nach einiger Zeit eine Menge Fischgräten, Stücke Knochen, Dornen u. s. w., die der rachevolle und verderbliche *Yawahu* mit Hülfe seiner dunklen Künste in dem Körper verborgen hatte, aus seinem Mund bringt. Die Phantasie des Patienten übernimmt nun die Vollendung der Cur. Einige Arzeneien, grösstentheils Pflanzensäfte, werden allerdings angewendet; doch legt der *Piai* nur in so fern Werth darauf, als er hoffen darf, das Geständniss des *Yawahu* dadurch zu beschleunigen.

Aeussern aber die Beschwörungen keine Kraft, will kein Mittel, kein Trank, keine Zauberformel den *Yawahu* beugen, stirbt endlich der Kranke, dann bleiben natürlich dem *Piai* mehre Wege offen, sein Ansehen zu retten und den ungünstigen Ausgang zu erklären. Die unsichtbare Welt der Geister ist stets mächtiger als das schwache Geschlecht der Menschen und ausserdem der störende Einfluss eines *Piai* zu fürchten. Hat der Kranke oder einer von dessen Verwandten und Stammgenossen diesen beleidigt und seine Rache geweckt, so setzt er Beschwörungen der Beschwörung entgegen und vereitelt dadurch die Anstrengung seines Kunstgenossen. Es lässt sich nicht läugnen, dass der letztere Grund das Ansehn der *Piais* im allgemeinen unterstützt; einer dieser gotterfüllten Männer zeigt so immer auf die Macht des andern hin und indem man vor dem einen sich beugt, erkennt man die Kraft aller an. Wenn der Kranke sein Grab gefunden, begräbt der *Piai* auch seine Zauberklapper, denn sie hat künftig keine Macht mehr und mit dem Kranken stirbt die Heilkraft des Zaubermittels.

Das Amt des *Piai* erbt fort in der Familie desselben und geht stets auf den ältesten Sohn über, den der Vater heimlich in die Mysterien seiner künftigen Würden einweiht; fühlt endlich der Vater sich zu schwach, um mit den Geistern zu kämpfen, dann übergiebt er dem Sohne, unter mannigfaltigen Ceremonien, das Amt und weiht ihn feierlich in seinen Beruf ein. Zu den Prüfungen, welchen sich ein solcher Candidat unterwerfen muss, gehört vornehmlich das Verschlucken grosser Quantitäten von starkem Tabakssaft. Er kann es nicht eher wagen, Ansprüche auf des Vaters Würde zu machen, als bis er bei dem öffentlichen Bestallungs- und Einweihungsact einen umfangreichen Calabasch (Trinkschale) voll davon zu trinken vermag, ohne dass sich seine Natur gegen diesen Höllensaft empört, oder auch nur eine Muskel des Gesichts den innern Abscheu verräth. Besitzt der *Piai* keinen Sohn, so wählt er sich einen Freund zum Nachfolger, der sich einer langen Lehrzeit zu unterwerfen hat, bevor er zur Prüfung gelassen wird.

Gleich den Braminen Ostindiens ist die Würde des *Piai* mit Beschränkungen

und lästigen Rücksichten verknüpft. Er darf z. B. das Fleisch grösserer Thiere nicht geniessen und muss sich im allgemeinen auf den Genuss der ursprünglich in Guiana einheimischen beschränken. Alle von den Europäern eingeführte Thierarten bleiben von seiner Tafel ausgeschlossen. Die übrigen Gesetze, die seine Nahrung regeln, sind nicht weniger streng. Die glücklichen Kuren werden ihm durch verschiedene Vergütigungen von Seiten des Patienten bezahlt.

Der Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, an ein Leben in ungetrübter Glückseligkeit und fortwährendem Genusse jenseits der Erde, ist sowohl bei den Warraus, wie unter den verschiedenen Stämmen, die ich später noch kennen zu lernen Gelegenheit fand, allgemein verbreitet.

Die Sittlichkeit der Indianer wird vorzüglich durch den Genuss des Branntweins gefährdet; er bringt ein fremdes Element in diese rohen Seelen und vergiftet die Quellen ihrer Tugenden. Man hat den Europäern den Vorwurf gemacht, dass sie dies furchtbare Mittel gewählt, um die alte Kraft der Stämme zu brechen und sie durch Schwäche sich dienstbar zu machen. Zum Theil mit Unrecht. Das Uebel ist zwar seit dem Erscheinen der weissen Männer gestiegen und der Eigennutz derselben ist bei diesem Verderbniss nicht ohne Schuld geblieben, allein erzeugt und eingeführt haben sie das Laster nicht, welches jetzt in solch furchtbarer Ausdehnung unter den Indianern herrscht.

Schon vor der Entdeckung Amerika's kannten alle diese Stämme berauschende Getränke, die sie aus Palmenfrüchten, Cassadabrod, Mais und Bataten bereiteten, und das Paiwari, noch heute der berauschende Lieblingstrank aller Urbewohner, die noch nicht in unmittelbare und regelmässige Verbindung mit den Europäern getreten, ist ein Erbtheil aus der Urzeit der Väter. Das Paiwari wird aus Cassadabrod gewonnen. Zu diesem Zwecke wird das Brod dicker und schärfer als gewöhnlich gebacken, so dass die äussere Kruste fast ganz verkohlt. Nachdem man es in Stücke gebrochen, wirft man diese in ein grosses Gefäss und giesst kochendes Wasser darüber. Sobald sich diese Masse abgekühlt hat, beginnen die Weiber dieselbe mit den Händen umzurühren und bringen sie handweise unter die Kauwerkzeuge, wo sie zu einem förmlichen Brei zermalmt und in einen zweiten Trog zurückgeliefert wird; durch diesen unsaubern Prozess soll die Gährung bedeutend beschleunigt werden und das Getränk merklich an berauschender Kraft gewinnen. Während sich die Masse noch in Gährung befindet, wird sie mit dem Saft von Zuckerrohr und süssen Bataten versetzt. Ein zweites Getränk, das gleichfalls berauschend wirkt, wird auf demselben Wege ohne weiteren Zusatz nur aus süssen Bataten bereitet, wobei man aber den Trog vorsichtig mit den Blättern der Musa bedeckt.

Der nützlichste Baum für die *Warraus* ist die *Mauritia flexuosa* (*Lin.*).

Fast kein Theil dieser königlichen Palme ist für die Haushaltung der Eingebornen unbenutzbar, weshalb auch die Bezeichnung, welche der Missionar Cumilla in seiner Beschreibung des *Orinoko* von ihr gab, »*Arbol de la Vida*« (Baum des Lebens) ganz entsprechend ist. Die fächerartigen Wedel geben dem *Warrau* die Bedachung seiner Hütte, die Wedelfasern bilden sich zu Fäden seiner Hängematte und verwandeln sich in Stricke; das Mark enthält eine Art Sago, das namentlich wenn ein Misswachs die Cassadapflanzen trifft, die tägliche Nahrung der Indianer ausmacht, und die scheidenartige Basis der Blattstiele ist der Stoff zu den einfachen Sandalen des Bewohners der Savanne. Ausserdem bieten die tannenzapfenähnlichen Früchte, nachdem sie mehre Tage in Wasser eingeweicht worden sind, dem Indianer einen gesuchten Leckerbissen, und der köstliche Saft des Baumes, welcher aus deshalb gemachten Oeffnungen des Schaftes hervordringt, verwandelt sich leicht in ein weinartiges, sehr berauschendes Getränk. Ja selbst nach ihrem Absterben fährt die Palme fort, den Eingebornen zu dienen. Sie bildet sich zum Behältniss eines neuen Leckerbissens der Indianer, der Larve eines grossen Käfers (*Calandra palmarum*) um, welcher in den abgestorbenen Schaft seine Eier zu legen pflegt. Diese von den Indianern sehr geschätzten Larven haben ganz die Gestalt unserer Engerlinge, sind aber gewiss noch einmal so gross.

Eine bestimmte Zeitabtheilung, wie überhaupt Zeitberechnung kennen die *Warraus* nicht, weshalb es auch fast unmöglich ist, das Lebensalter eines Erwachsenen oder Greises mit Sicherheit zu bestimmen. Kann man auch aus den Zügen, wie überhaupt aus der ganzen äussern Erscheinung derselben, aus dem weissen Haar, welches übrigens im allgemeinen selten ist, einen ungefähren Massstab für das Alter entlehnen, so trügt doch diese Schätzung bei Alten und Jungen vielfach, namentlich wenn er von Europäern angelegt wird, welche die Verschiedenheit dieser fremdartigen Naturen nicht immer im Auge behalten.

Eine unsichere und in enge Grenzen eingeschränkte Eintheilung der Zeit entlehnen sie von dem Mondenwechsel und den Regenzeiten; überschreiten aber die Beobachtungen die Zahl der Finger und Zehen, so werden die Annalen geschlossen, und alles erhält den e i n e n Namen: »viel«. Wollen sie eine grosse Zahl angeben, so heben sie so viel Haare des Kopfes in die Höhe, als sie zwischen die Finger fassen können. Alle Zeitangaben aus der Vergangenheit datiren sie von irgend einem Ereigniss, welches wesentlichen Einfluss auf ihr Leben oder ihre Anschauungsweise ausübte, und ich bin fest überzeugt, dass mit unserm Besuch für alle Stämme, die mit uns in Berührung traten, eine neue Aera anbrach; diese neue Epoche wird so lange währen, bis ein anderes wichtiges Ereigniss die Erinnerung an unsere Anwesenheit in den Hintergrund drängt.

Gleich unerfahren und ohne Fähigkeit der Berechnung zeigten sie sich auch in der Bestimmung des Tauschwerthes für die Gegenstände, die sie uns bis zum letzten Tag unseres Aufenthaltes in *Cumaka* anboten. Bei solchem Tauschhandel ist das augenblickliche Bedürfniss oder der eben aufsteigende Wunsch der Bestimmungsgrund. So fordert der eine Indianer für irgend einen Gegenstand eine Flinte, eine Axt u. dgl., während ein anderer neben ihm steht und denselben Gegenstand zum Tausch gegen ein paar Angelhaken, einige Perlen oder einen Kamm anbietet. Keiner ahnt nur entfernt, welches Missverhältniss zwischen den beiderseitigen Forderungen obwalte.

Die Zeit unseres Aufbruches von *Cumaka* nahete heran, und wir begannen von neuem unser Gepäck zu ordnen. Durch die Erfahrungen früherer Reisenden in den Tropen gewarnt, hatte ich meine naturhistorischen Sammlungen in den Kisten fast hermetisch verschlossen, und hoffte dieselben vollkommen gegen die Feuchtigkeit geschützt zu haben. Wir entfernten uns jetzt immer weiter von der Küste und konnten der Wasserfässer entbehren. Mein Bruder übergab mir dieselben, und ich benutzte sie zu Wohnungen der Orchideen. So befreiten mich diese aus dem Dienst tretenden Wassergefässe von der Besorgniss, mit welcher ich bis jetzt auf die Sammlung meiner lebenden Orchideen geblickt. Den Fässern wurde der Boden ausgeschlagen, und der Stolz meiner Sammlungen, 83 verschiedene Species lebender Orchideen, hineingebracht.

Den 14. Juni waren die Vorbereitungen beendet, und ich stand am Abend erwartungsvoll vor meinem wohlbepackten Corial; denn es sollte am folgenden Tage zeigen, ob es meinen Erwartungen entspräche. Die Sammlungen umschlossen die ersten Ergebnisse meiner Thätigkeit für die naturhistorischen Institute meines Vaterlandes, und gern träumte ich von den Tagen, wo ich diese Kinder der Wildniss in Berlin wieder zu begrüssen hoffte; ich sah schon manche der herrlichen Orchideen als den schönsten Schmuck des Orchideenhauses im botanischen Garten zu Schöneberg prangen.

Meine drei *Warraus*, die ich mir als Ruderer gemiethet, waren kräftige und gewandte Männer, und das freundliche Verhältniss, welches zwischen uns bestand, versprach mir, dass sie alles aufbieten würden, um meine Wünsche zu erfüllen. Meine Freude wurde durch den Gedanken erhöht, dass ich jetzt selbständiger Herr und Schiffsbesitzer war, und also mit meinem Corial der lärmenden und wilden Flotille vorauseilen konnte. Meine lärmenden Begleiter hatten mir oft die Säugethiere und befiederten Bewohner der Ufer, ehe ich ihnen auf Schussweite nahe zu kommen vermochte, in weite Ferne gescheucht, oder meine Bitten nicht beachtet, einen Augenblick anzuhalten, bis ich von einem der nahe stehenden Bäume Orchideen herabgeholt, die sich lockend in der grünen Belaubung zeigten. Jetzt

konnte ich frei meinem Willen folgen, der kleinen Flotte vorauseilen, oder hinter ihr zurückbleiben, um die ungewarnten Bewohner des Ufers zu überfallen oder die reizenden Blüthen von den Bäumen zu lösen; höherer Kraftaufwand brachte uns stets sicher wieder bald in die Nähe unserer Gefährten.

Da ausser *Mai-cer-wari* auch der Arawaak-Häuptling Caberalli Hrn. King nach der Colonie folgen musste, so hatte sich die Flotille, mit Einschluss meines Fahrzeuges, noch um drei Corials vermehrt, denn der stolze Häuptling konnte nicht ohne eine seiner Würde entsprechende Begleitung in der Coloniestadt erscheinen!

Die aufgehende Sonne fand ganz *Cumaka*, das unter 8° 12′ 2″ nördlicher Breite und 59° 44″ westlicher Länge liegt, in der lebhaftesten Bewegung. Der eine hatte etwas vergessen, und eilte es nachzuholen, der andere wollte noch einmal die weissen Leute sehen, oder *Mai-cer-wari* nochmals zum Abschied die Hand drücken, während eine andere Schaar nach dem Landungsplatz vorausgeeilt war oder zu demselben hinströmte.

Das belebte Bild, welches die Ufer boten, zeigte sich auch in den Kähnen. Zahllose zahme Papageien und Affen, welche die Bootsleute eingetauscht hatten, um sie mit nach der Colonie zu führen, sassen, mit einem Fusse angebunden, auf Stangen, für welche jeder freie Raum benutzt worden war, und liessen in wildem Chor ihre durchdringenden und krächzenden Stimmen vernehmen. Hatte ich doch selbst acht solche unruhige Gäste in mein Boot aufgenommen, welche die Trennung von ihrer bisherigen Umgebung tief zu empfinden und die Wehmuth der Pflegerinnen ihrer Jugend zu theilen schienen.

Endlich war alles geordnet, jeder hatte seinen Platz eingenommen, und unter einem allgemeinem Zuruf der am Ufer versammelten Bewohner und Gäste von *Cumaka*, welchen unsere Corials mit gleicher Lebhaftigkeit beantworteten, setzte die Bootsmannschaft ihre Ruder in Bewegung und bald entschwand die Versammlung am Ufer unsern Blicken. In Erstaunen gesetzt durch die schaukelnde Bewegung des Corials und das scheinbare Entfliehen der Bäume und Ufer, warfen sich unsere bunten gefiederten Begleiter, ihre rothe, leuchtende Pupille bald vergrössernd, bald wieder verengend, Blicke der Verwunderung zu. Der Jubelruf, mit welchem über den Fluss hinfliegend, einige ihrer Genossen den jungen Tag und den Morgenstrahl der Sonne begrüssten, rief auch sie zur Nachfolge empor; allein ihre Fesseln hemmten den Flug und sie mussten sich auf lebhaften Flügelschlag und gesteigertes Geschrei beschränken. Einem solch vereitelten Versuche folgten gewöhnlich heftige Streitigkeiten der Gefangenen unter sich, die kaum noch die Stimme der Indianer schlichten konnte; jeder Ton ihrer freien Brüder

von den Bäumen des Ufers her brachte neue Verwirrung und neuen Lärm hervor.

Bald hatten wir die Einmündung des *Aruka* in den *Barima* erreicht, auf dem wir nun unsere Fahrt in ostsüdöstlicher Richtung aufwärts fortsetzten. In Folge des fast ununterbrochenen Regens, waren die Ufer nicht mehr im Stande die Wassermasse zu regeln und zu zügeln, und unsere Ruderer mussten alle Kräfte anwenden, um der Gewalt der heranwogenden dunkeln Wellen Widerstand zu leisten. Die über der Wasserfläche emporragende Vegetation, *Rhizophora, Avicennia*, *Laguncularia* und *Conocarpus* verkündete noch ganz den Character eines Küstenflusses, der dem Einfluss der Fluth und Ebbe ausgesetzt ist. Auch unsere Fahrt empfand die Wirkung derselben; die Fluth trat ein, die Wellen, welche uns bisher mehr hemmend gegenüber gestanden hatten, begannen eine günstige Strömung und unser Corial folgte ihr im schnellen Lauf.

Schon nahte der Abend, und unser Blick suchte immer noch vergeblich eine trockne, sichere Stelle, wo wir das Feuer anzünden und die Hängematten in der Nacht aufhängen konnten; wir sahen nichts als eine ungeheure Wasserfläche, bis endlich ein Freudenruf der Indianer verkündete, dass unser Wunsch erfüllt werde. Wir erblickten zu unsrer Rechten eine über das Wasser hervorragende dunkle Stelle, der wir eifrig zuruderten. Mehre Palmenstämme, die in der Nähe übereinander geschichtet waren, bewiesen, dass dieser Ort wandernden Indianern bereits zum Nachtlager gedient habe. Obgleich die in den letzten Tagen vielfach gestiegene Fluth jene Nothbrücke bereits überschwemmte, und der Platz kaum noch über dem Spiegel des Wassers sichtbar war, beschlossen wir doch, hier zu übernachten; freilich wurde uns nicht einmal das behagliche Feuer vergönnt, denn die heftigen Regengüsse des Nachmittags hatten das Holz durchnässt, und alle Versuche, es anzuzünden, riefen wohl dichte Rauchwolken, aber keine Flamme hervor. Hier verlor selbst Hamlet, der unerschütterliche und unermüdliche Hamlet, die Geduld; seine leisen Flüche verriethen die Erbitterung, mit der er das feuchte Holz betrachtete, und vergebens verschwendete er den Athem seiner starken Brust, um uns wenigstens das nöthige Feuer zu einem warmen Abendessen zu verschaffen.

Myriaden von Mosquitos, das ferne Getöse und krachende Zusammenbrechen der von den Fluthen unterwühlten Bäume der Ufer, das geräuschvolle Niederstürzen des Regens scheuchten den Schlaf von unsern Augen und machten die Nacht zu einer der grauenhaftesten, die ich bis jetzt noch durchwacht.

Da uns die dichte Finsterniss das Anschwellen des Stromes verbarg, so waren wir nicht wenig überrascht, als ein Indianer, der zufällig noch vor Tagesanbruch seine Hängematte verlassen hatte, uns warnend zurief, dass die Wellen unser Nacht-

lager zu überströmen begönnen. Wir eilten natürlich, so schnell als wir vermochten, nach unsern Corials, und HAMLET suchte unter Verwünschungen sein Küchengeräth in Wasser und Schlamm zusammen. »Ich bin,« rief er aus, »der geplagteste Mensch von allen; jeder verlangt, dass ich für seinen Tisch sorge, aber niemand hilft mir meine Kessel, meine Schüsseln, meine Teller suchen!«

Nachdem wir die Umsäumung des Ufers erreicht, folgten wir dieser, voll Freude, dass wir dem tückischen Wasser entflohen waren; zahllose Heerden der niedlichen Schwalbe, der *Hirundo fasciata (Lath.)*, stimmten ein in unsern Jubel; sie hatten ihren Sitz auf den dürren, aus dem Wasser emporragenden Aesten längstversunkener Bäume genommen, und flohen bei unserer Annäherung nur für wenige Minuten von ihrem Ruheort; kaum waren wir an demselben vorübergefahren, als sie schnell zu ihrem alten Lieblingsplatz zurückkehrten.

Im Laufe dieses einförmigen Tages, an dem uns vereinzelt nur der grosse Königsfischer (*Alcedo torquata Lin. Gm.*) begegnete, erreichten wir die Mündung des *Kaituma*, der sich am linken Ufer, von Süden her, in den *Barima* ergiesst. Nach der Umsäumung der Ufer muss die Breite seiner Mündung 200 Fuss betragen. Meine *Warraus* theilten mir mit, dass die Ufer des *Kaituma* von *Warraus* und *Waikas* bewohnt würden, und dass er durch mehre Waldbäche auch mit dem obern *Barima* in Verbindung stehe, von denen sich bereits hier eine grosse Anzahl in den Hauptstrom ergoss.

Heute würden wir uns vergeblich nach einem Ruheplatz für die Nacht umgeschaut, und daher unter den Strömen des Himmels unsere Reise während der Nacht haben fortsetzen müssen, wenn unsere Ruderer ihre Kräfte nicht bis zum äussersten angestrengt hätten, um wo möglich vor Sonnenuntergang die Warraunieder-lassung *Honobo* zu erreichen.

Noch stand die Sonne am Saum des Horizonts, als uns die bewegte Luft den dumpfen Schall indianischer Trommeln und die fernen Töne wilden Gesanges zutrug. Wie der electrische Funke wirkte der erste vernehmbare Laut auf die Muskeln und Nerven unserer Ruderer; die Boote flogen rascher den lockenden Tönen entgegen und das feine Ohr der Indianer errieth bald, dass die *Warraus* sich zu einem Trinkfest versammelt hätten. Die bis dahin stummen und verdrossen aussehenden, wackern Arbeiter jubelten jetzt dem harrenden Paiwari entgegen und feuerten sich gegenseitig zur Eile an.

Bald erreichten wir am linken Ufer die Mündung des kleinen Waldflüsschens *Honobo*, an dessen Ufer die Niederlassung gleiches Namens lag. Der hohe Wasserstand erleichterte es uns, dem schlangenähnlichen Laufe desselben zu folgen, und nach kurzer Zeit lag das Dorf *Honobo* auf einer kleinen Anhöhe vor uns. So wie unsere Indianer das erste Hüttendach erblickten, brachen sie in ein allgemei-

nes Freudengeschrei aus, um den Bewohnern anzuzeigen, dass neue Gäste das Fest verherrlichen würden. Dies hatte die Bewohner des Dorfes sämmtlich nach der Landungsstelle gelockt, wo sie uns mit wildem Jubel tumultuarisch begrüssten. In der Mitte des Truppes erblickten wir eine Gestalt in europäischer Kleidung, die auf beiden Seiten einen Trommelschläger stehen hatte, der, je näher wir herankamen, desto stürmischer auf das Fell schlug.

Unter diesem betäubenden Lärm sprangen wir an's Land und wurden von der bekleideten Person, dem Häuptling Marawari, der aus der Mitte seiner Weiber unverzüglich hervortrat, bewillkommt. Der erste Blick verrieth uns, dass das Paiwari seine Stärke bewährt und den Häuptling fast überwältigt habe. Auch einige seiner Weiber hatten sich von der allgemeinen Lust so hinreissen lassen, dass es ihnen eben so schwer wie dem Herrn Gemahl wurde, sich im Gleichgewicht zu erhalten. In Begleitung dieser schwankenden und taumelnden Einwohnerschaft betraten wir die Niederlassung, die aus fünf, von üppigen Feldern umgebenen Hütten bestand. Als wir, auf Aufforderung des Häuptlings, uns eine der Hütten zum Aufenthalt auszuwählen, uns in diesen umsahen, bemerkten wir mehre Personen, die bereits ein Opfer des furchtbaren Gebräus geworden waren und sich, ihm unterliegend, in die Hütten zurückgezogen hatten. Dieser Anblick scheuchte uns zurück und wir waren eben im Begriff, unsere Zelte aufzuschlagen, als das wilde Geschrei eines Weibes wieder unsere Neugier weckte und uns nach einer der Hütten zog, wo wir eine Indianerin in einer geschlossenen Hängematte toben hörten. Wir erfuhren von Marawari, dass dies eine seiner liebenswürdigen Frauen sei, die mehr genossen, als sie vertragen könne. Als die eingeschnürte Duenna merkte, dass Fremde in ihre Nähe getreten seien, steigerte sie ihr Gekreisch nur noch mehr und bot zugleich alle Kräfte auf, um sich aus der Zwangsjacke zu befreien. Der Herr Gemahl schien aus wiederholter Erfahrung das wirksamste Beruhigungsmittel kennen gelernt zu haben, um dies wilde Geschrei zu besänftigen. Er setzte die Hängematte in starke Bewegung, welche durch die Widerspenstigkeit der Schönen noch erhöht ward. Das Kreischen der Gefangenen wurde immer schwächer, bald aber liessen sich andere Töne hören, die nur zu deutlich verriethen, dass das im Uebermass genossene Getränk einen Ausweg gefunden.

Caberalli belehrte uns, dass dies das gewöhnliche Mittel in ähnlichen Fällen sei. »Beginnt,« sagte er, »bei unsern Festlichkeiten das Getränk zu wirken und Zwistigkeiten zu erregen, so suchen wir die Erhitzten in die Nähe der Hütte zu bringen. Hier werden sie unerwartet ergriffen und in die Hängematten so fest eingeschnürt, dass keine Anstrengung, kein Toben sie befreien kann. Das ununterbrochene Schaukeln erhöht ihren Taumel und nach kurzer Zeit erstirbt ihr Wüthen in einem tiefen Schlaf.« Fürwahr ein vortreffliches Mittel, würdig in Europa für

manche Gesellschaft vorgeschlagen zu werden! So leidenschaftliche Liebhaber berauschender Getränke ich auch in *Cumaka* entdeckt hatte, einen davon ganz überwältigten und seiner Sinne nicht mehr mächtigen hatte ich noch nie gesehen.

Die Freude unserer Indianer verwandelte sich bald in den höchsten Missmuth, ihre Hoffnung, Theil zu nehmen an der Festlichkeit wurde vereitelt, denn das Getränk war bis zu dem letzten Tropfen aufgezehrt und doch schien der ungeheure Trog mindestens 2.0 Quart enthalten zu haben! Vor der Hütte des Häuptlings lag ein ungeheurer Haufe ausgepressten Zuckerrohrs, dessen Saft zum Paiwari benutzt worden war.

In dem Talent der Nachahmung möchten die Indianer von wenig andern Völkern übertroffen werden; die einfache Zuckermühle, welche wir hier sahen, gab dafür einen neuen Beweis; sie war entschieden eine Nachbildung und erfüllte vollkommen ihren Zweck. Zwei starke Seitenpfosten standen mehre Fuss von einander entfernt fest in die Erde gerammt; zwischen diesen Pfosten waren zwei abgerundete, starke Baumstämme befestigt, die sich fast deckten und an zwei Kurbeln mit Leichtigkeit herumdrehen liessen. Will man den Saft auspressen, so ergreifen von vier Weibern je zwei eine der Kurbeln und setzen die Walzen in Bewegung, während eine fünfte die Stengel des Zuckerrohrs in den Zwischenraum zwischen beide Walzen legt und der Saft des zermalmten Rohres in einem untergestellten Gefäss aufgefangen wird.

Die Ruhe in der Hängematte war kaum seit einer halben Stunde hergestellt, als das Gekreisch in ihr sich von neuem erhob. Die Erleichterung des Magens und der Eindruck unserer fremdartigen Erscheinung mochte den Rausch etwas gemässigt haben. Das weite Gewebe der Hängematte gestattete dem Weibe die Befriedigung ihrer Neugier; welche Schreckensbilder aber ihre vom Trunk benebelte Phantasie in unsern weissen und schwarzen Gesichtern sehen mochte, weiss ich nicht, kurz das Geschrei nahm so zu, dass wir den Häuptling baten, uns von dem fürchterlichen Ohrenschmauss zu befreien und jene aus der Zwangsjacke zu entlassen. Kaum war dies geschehen, als sie uns auch mit vor Furcht rollenden Augen anstarrte und unter schrecklichen Bewegungen des ganzen Körpers ihre Stimme bis in die höchsten Höhen steigerte, bis sie endlich von drei ihrer Mitgemahlinnen nach einer entfernten Hütte gebracht wurde, aus der noch lange das tobende Geheul zu uns herüber schallte.

Eine höchst überraschende Erscheinung waren mir mehre Limonen- und Orangenbäume, die, vereint mit *Bixa Orellana (Lin.)* und einer Menge *Anacardium occidentale (Lin.)*, um die Hütten und auf den reichen Feldern der Indianer standen. Letztere waren mit ihren fleischigen, saftigen, dunkelgefärbten, angeschwollenen Fruchtstielen förmlich bedeckt; diese haben einen sehr angenehmen

säuerlich süssen Geschmack und dienen den Indianern zugleich zur Bereitung eines angenehmen, kühlenden Getränkes. Das eigentliche, steinharte, nierenförmige Pericarpium sitzt an der Spitze des Fruchtstiels. Zwischen den beiden Lappen des Pericarpiums und dem Samen lagert sich ein beissendes, brennendes Oel ab, das man sorgfältig entfernen muss, bevor man die Samen öffnet, da es stark caustisch auf die Haut wirkt. Die Kerne haben einen angenehm süssen Geschmack; auf Kohlen geröstet sind sie für den Genuss noch viel lieblicher. Freund Stöckle schien in diesen Samen endlich das gefunden zu haben, wogegen die würtembergischen Haselnüsse und süssen Kastanien, von denen er mir schon so viel erzählt, keinen Vergleich aushielten. Nachdem er mit den gerösteten, die wir vorfanden, seinem Gaumen eine Güte gethan, wollte er nun auch die ungerösteten, frischen versuchen. Sorglos, wie immer, vermuthete er nichts Verdächtiges in dem harmlosen Kern und hatte ihn, ehe wir ihn warnen konnten, in den Mund geführt. Jetzt erneuerte sich dasselbe Schauspiel, das er uns bei seinem verunglückten Angelversuche am *Orinoko* bot. Mit geschlossnem Munde, abwechselnd nach Luft schnappend, rasete er im Kreise herum und rief ängstlich nach Hülfe. Das scharfe, caustische Oel hatte ihm Lippen und Zunge so geätzt, dass beide ganz schwarz wurden und sich nach wenigen Tagen vollkommen häuteten. Hier that er einen neuen Schwur; am *Orinoko* hatte er betheuert, nie wieder eine Angelruthe zu berühren, hier verwünschte er die heimtückischen Samen und erklärte, sie von jetzt an verschmähen zu wollen. — Holz, welches mit diesem Oel bestrichen wird, soll gegen Verwesung und Würmer gesichert sein. Aus dem Stamme des *Anacardium* dringt zugleich ein halb durchsichtiges Harz, das alle Eigenschaften des *Gummi arabicum* besitzt.

Die *Crescentia Cujete* (*Lin.*), die ich, ebenfalls zum erstenmal sah, wucherte hier in ungeheurer Menge. Aus den Früchten dieses niedrigen Baumes bereiten die Indianer ihre Calabasche oder Trinkschalen; sie theilen die Frucht zu diesem Zweck in zwei Hälften, reinigen und trocknen dieselbe und verfertigen sich so die niedlichsten Trinkgefässe von allen Grössen.

An der äussersten Umsäumung der Felder erhoben sich eine Menge blühender Trompetenbäume (*Cecropia peltata Lin.*), deren glatte, weissgraue Stämme und grosse tiefgelappte, grünlich graue Blätter ein höchst liebliches Farbenspiel mit dem dunkelgrünen Hintergrund des dichten Waldes bildeten. Die sich stets rechtwinklig vom Stamme abzweigenden Aeste geben dem Baum ein ganz merkwürdiges Aeussere. Die ungeheueren Wurzelverästelungen der *Cecropia*, die in weitem Umkreise einen Wald junger Schösslinge hervortreiben, sind die gefährlichsten Feinde der Zuckerplantagen, aus denen sie nur bei der grössten Sorgfalt entfernt gehalten werden können.

Da wir mit Tagesanbruch unsere Reise fortsetzen wollten, so war auch bereits vor Sonnenaufgang das ganze Dorf in Bewegung; und kaum waren wir aus der Hängematte gesprungen, als Marawari in Begleitung seines ganzen Harems vor uns erschien, um uns einen »guten Morgen« zu bieten, und o Wunder! er hatte heute seinen Oberrock mit einem modernen Leibrock vertauscht, während ihn seine Weiber in vollkommenem Naturzustand umringten. Was ist doch der Stolz eines vollendeten Elegants unserer Salons gegen das Gefühl imponirender Würde, welches die Brust eines solchen Naturmenschen schwellt! Jede Miene, jeder Zug seines dunkeln Gesichts, jede Bewegung seines Körpers verrieth die höchste Befriedigung seiner Eitelkeit und seines stolzen Selbstgefühls. Um den schon so glücklichen wo möglich noch seliger zu machen, bereicherten wir seine Garderobe mit einigen ihm noch fehlenden Kleinigkeiten, und sahen uns von dem lebhaftesten Entzücken der eitlen Seele belohnt. Damit der gegen alle Gesetze der Galanterie vernachlässigte Harem doch nicht ganz leer ausging, überreichten wir den Schönen wenigstens einige Perlenschnüre. Neugierig, die Störerin der Ruhe am gestrigen Tage zu sehen, baten wir Marawari, sie uns vorzuführen; er deutete auf die älteste seiner Gemahlinnen, die sich auch jetzt noch scheu hinter den jüngeren Frauen verbarg.

Die schwarzen Lippen des armen Stöckle boten heute ein wahrhaft abschreckendes Bild dar, das durch die furchtbaren Verzerrungen des Gesichtes bei den brennenden Schmerzen noch schrecklicher wurde. Auch unser liebenswürdiger Koch Hamlet schlich sich zu Herrn Echlin heran und klagte über fürchterliches Bauchgrimmen, das, wie sich bei näherer Untersuchung ergab, eine Folge übermässigen Genusses der Früchte des Anacardiums, Cashew der Colonisten, war.

Unmittelbar nach Sonnenaufgang verliessen wir *Honobo* und kehrten in den *Barima* zurück. Je weiter wir ihn aufwärts verfolgten, um so mehr verlor er den Charakter eines Küstenflusses. Die *Rhizophora*, *Avicennia* und der *Conocarpus* verschwanden allmälig, und an ihre Stelle traten *Mimosen*, *Rubiaceen* und *Laurineen*. Die Ufer waren mit freundlichem Unterholz bestanden, das mit seinen üppigen Zweigen oft ganze Flächen des Wassersaumes bedeckte; in diesem Prachtteppich der Ufer strahlten besonders die grossen, federbuschartigen, weissen Blüthentrauben der *Inga* neben den scharlachrothen Bürsten des prächtigen *Combretum laxum* (*Aubl.*), und der *Cacoutia coccinea* (*Aubl.*) hervor, — das sicherste Anzeichen, dass die salzige Beimischung des Wassers und deren Einwirkung auf die Vegetation zu schwinden begann, obschon der Fluss immer noch alle Perioden und Bewegungen der Ebbe und der Fluth theilte; nur wurde sie hier etwa 40 Minuten später sichtbar, als im untern Gebiete, und die Wassermasse zeigte ziemlich 6½ Stunden Fluth und nur fünf Stunden Ebbe. Der kleine Nebenfluss *Maruiwa*

oder *Whomana*, dessen Mündung wir bald erreichten, bildet in Verbindung mit dem *Waburina*, *Sabaina*, *Iteriti* und *Morebo* eine zweite Wasserstrasse nach dem *Waini*.

Jeder Ruderschlag vorwärts zeigte uns die Ufer in einem neuen Reiz. Die Ingabüsche wechselten in überraschendem Farbenspiel mit *Dichorisandra Aubletiana (Schult.)*, *Justicia coccinea (Aubl.)*, *Ucriana Humboldtii (Spreng.)* und *Lisyanthus coerulescens (Aubl.)*. Dichte Verschlingungen der *Spermacoce* bildeten ein buntgemischtes Gewebe, an welchem das Corial in schnellem Flug vorübereilte, während die prachtvollen Blüthen der *Carolinea princeps (Lin.)* uns schon aus weiter Ferne entgegenleuchteten, oder ihre Zweige, niedergedrückt von den schweren, grossen Früchten sich zum Strom herabneigten. Die eigenthümlich gebildeten Blüthen der *Marcgravia* küssten den Wasserspiegel, und ihre Gattungsschwester, die *Norantea guianensis (Aubl.)*, überzog stolz, mit ihren grossen Blüthen die höchsten Gipfel der Bäume. Eine Menge der zierlichen, aber ganz in Stacheln gehüllten Palmen, *Bactris acanthocarpa (Mart.)*, mit rothen Früchten bedeckt, erhöhte dieses liebliche Landschaftsbild nur noch mehr. Im tiefern Hintergrunde, ferner von dem Ufer, traten die Palmen weniger hervor, Waldbäume der edelsten Art hatten ihre Stelle eingenommen. Hier prangte die *Lecythis parviflora (Aubl.)*, die herrliche *Dimorpha grandiflora (Willd.)*, *Swartzia tomentosa (DC.)* *Byrsonima altissima (DC.)*, *Eperua falcata (Aubl.)*, von denen in feenhaften Festons die blüthenüberladenen Ranken zahlreicher Bignonien herabhingen.

Mit dieser Fülle des Pflanzenreiches wetteiferte das Thierreich. Ganze Heerden Schmuckvögel *Ampelis rubricollis (Tem.)*, flatterten zwischen dem Blüthenschmuck der Baumgipfel mit lärmendem Geschrei herum; meine Indianer, welche die eigenthümliche Stimme der Vögel auf das täuschendste nachzuahmen verstanden, lockten sie auf die untersten Aeste herab, in den Bereich unserer Gewehre. Auch die *Ampelis Cayana (Lin.)* zeigte sich, und ganze Ketten niedlicher Enten (*Anas autumnalis*), die meist auf den über der Wasserfläche hervorragenden Aesten umgesunkener Bäume sassen, wurden unsere leichte Beute.

Unter allen unsern indianischen Begleitern schien Caberalli, dem Häuptling, mein Treiben, Sammeln und Abbalgen das grösste Vergnügen zu machen. Eilte ich mit meinem Corial der Flotille voraus, so folgte er mir mit dem seinen; blieb ich zurück, so liess auch er die Ruder einziehen. Den Kopf schüttelnd und lächelnd stand er, das rothe Tuch um das Haupt gewunden, mit untergeschlagenen Armen vor dem Zelte seines Corials, ohne etwas anderes zu thun, als zu essen, zu trinken und mir durch freundliche Blicke seine Aufmerksamkeit zu verkünden; damit begnügte er sich und nahm nicht einmal das Gewehr zur Hand, um mir im Schiessen beizustehen.

Einige Stunden jenseits der Mündung des *Maruiwa* zeigten sich uns die ersten Erhebungen, einige Hügel, die den Horizont zu beiden Seiten begrenzten, und auf einem des linken Ufers erblickten wir eine freundliche Hütte, die sich hier der Warrau-Häuptling CLEMENTI als Residenz errichtet hatte. Das Haus winkte uns so einladend entgegen, dass wir zu halten und die Nacht unter diesem Dach zuzubringen beschlossen.

Da der Höhenzug nicht unmittelbar das Ufer des Flusses berührte, die dazwischen liegende Fläche aber in Folge der Fluth und des jetzigen hohen Wasserstandes überschwemmt war, so fanden wir auf der Ebene in einer gewissen Breite alle Bäume niedergeschlagen, wodurch die Anwohner des Flusses sich eine feste, haltbare Brücke bis zu dem Fusse des Hügels bereitet hatten. An mehren Stellen war diese Brücke freilich so schmal, dass wir sehr sorgfältig balanciren mussten, um nicht von Wasser triefend vor dem Häuptling zu erscheinen. Die Indianer besitzen in der Equilibristik eine grosse Fertigkeit, und auch unsere Begleiter eilten, mit einer Menge schweren Gepäckes beladen, leicht und sicher über diesen schmalen Pfad. Selbst der Indianer, welcher Herrn HANCOCK trug, der wegen des traurigen Zustandes seiner Füsse keinen Schritt thun konnte, schritt mit seiner Last so sicher über diese dünnen Stämme als ginge er bequem auf der breitesten Fläche einher.

Ungeachtet unserer lärmende Heiterkeit, welche durch unser ängstliches Balanciren hervorgerufen wurde, liess sich niemand auf dem Gipfel sehen. Als wir die Höhe erreicht hatten, sahen wir die freundliche Hütte vor uns, eine Warrauwohnung, die sich vor allen auszeichnete, die ich bis jetzt gesehen; sie bestand nicht allein aus zwei Stockwerken, sondern war auch mit einer Gallerie versehen, die sich um das ganze Haus herumzog. In der Mitte der Hütte sass der Häuptling in steifer und stolzer Haltung, mit einem blauen Leibrock, dessen Kragen er in die Höhe geschlagen hatte, und mit weissen Beinkleidern bekleidet, auf einem Schemel und empfing uns, ohne aufzustehen, mit einer langen Rede, deren kurzer Sinn war, dass er bereits Nachricht von unserer Ankunft erhalten, dass wir ihm willkommen wären und er uns mit Vergnügen seine Hütte zum Aufenthalt anböte; das obere Stockwerk jedoch sei nur für seinen Freund, Herrn KING, bestimmt, der dieses bei seiner jährlichen Inspectionsreise künftig bewohnen sollte.

Der ansehnliche Harem des Herrschers war mit dem Flechten von Hängematten beschäftigt und musterte uns mit neugierigen Blicken. Als eine der gastfreundlichen Damen bemerkt, dass HAMLET sein Kochgeschirr zu ordnen begann, brachte sie eine Menge *Yams*, *Bataten* und einen mit Blättern bedeckten Calabasch herbei, in dem sich eine reiche Sammlung Larven der *Calandra palmarum* (Grogru der Neger) herumwand. HAMLET, der mit wahrem Adlerauge alles beherrschte und überschaute,

was sein Fach berührte und die passendste Zubereitung für die fremdartigsten Dinge kannte, näherte sich mir auch jetzt mit frohlockender Miene und versicherte mich, dass diese Larve, auf die wir so verächtlich hinsähen, in Fett geschmort, das köstlichste Gericht auf unsrer Tafel bilden würde.

Clementi bewohnte diese freundliche Hütte zugleich mit seinem Harem, seinen zwei Schwiegersöhnen, einer Menge dürrer und kläffender Hunde, die sich lange nicht mit unserm Erscheinen versöhnen konnten, einer noch grössern Anzahl Papageien, Hokkohühner (*Crax alector*), Trompetenvögel (*Psophia crepitans Lin.*), Jakus (*Penelope cristata*), prachtvoller Sonnenvögel (*Eurypyga Helias*), die uns ebenfalls mit langgestrecktem Halse verwundert anstaunten und schnell entflohen, wenn wir uns ihnen näherten. Das reizende grau, gelb, grün, schwarz, weiss und braun gemischte Gefieder macht den letztern Vogel zu einem der schönsten dieser an glänzenden Vögeln so reichen Gegend, namentlich wenn er Flügel und Schwanz gleich einem Truthahn ausbreitet und in den Sonnenstrahlen spiegeln und schillern liess. Seine Nahrung bilden einzig Fliegen und Insekten, die er mit solcher Gewandtheit verfolgt, dass sie ihm selten entfliehen. Immer in Bewegung und den Kopf nach allen Seiten wendend, sucht er auf dem Boden und an den Blättern des niedrigen Gesträuches seine Beute. Hat sein scharfes Auge ein Insekt entdeckt, dann zügelt er augenblicklich seinen Schritt, schleicht langsam heran und dehnt plötzlich seinen Hals zu solcher Länge aus, dass er schnell das seine Nähe kaum ahnende Thier ergreift und verschluckt. Gleich interessant fand ich auch die zahmen Trompetenvögel, die ihrer Herrin so zugethan waren, dass sie ihr wie ein treues Hausthier auf jedem Schritt folgten und dabei ununterbrochen ihre tiefen Basstöne hören liessen, welchen sie auch ihren Namen verdanken.

Kaum hatten wir von dem untern Theil der Hütte Besitz genommen, als Hrn. King die Neugier trieb, seine Zimmer in Augenschein zu nehmen; sie beschränkten sich auf einen kleinen Verschlag, aus gespaltenen jungen Stämmchen der *Euterpe oleracea* errichtet, die in Ermangelung von Nägeln mit dünnen Lianen befestigt waren. Eine Leiter führte zu diesem Hühnerstall hinauf. Clementi hatte sich unmittelbar nach unserer Ankunft Herrn King's Hängematte erbeten und diese bereits in den ihm bestimmten Raume aufgeschlungen. Allein kaum waren wir wieder herabgestiegen, als uns auch Herr King mit seiner Hängematte zum grössten Staunen Clementi's nachfolgte. Da King in den Ehrenbezeigungen, mit welchen Clementi ihn überschüttete und in dem getrennten Staatszimmer eine ergiebige Quelle für seinen Witz gefunden, die er in Bezug auf unsere Zurücksetzung reich über uns aussprudeln liess, so gaben wir ihm jetzt seinen übermüthigen Spott in heiterster Laune zurück, bis er zuletzt ausrief: «Nein! thut was ihr wollt, schüttet euren ganzen bittern Spott über mich aus, ich will es geduldig tragen, wenn

ich nur nicht in jene Rauchkammer zurückkehren muss, in der sich all' der Dampf dieser lustigen Feuer sammelt und mich dem Ersticken nahe bringt.« Das trübselige Gesicht des Herrn KING spiegelte sich in den Mienen CLEMENTI's wieder; die frühere Heiterkeit des Häuptlings war verschwunden und düstere Wolken lagen auf seiner Stirn; er ging verdriesslich aus einem Winkel der Hütte in den andern, stieg die Leiter wohl vier-, fünfmal hinauf, um sich selbst von der Wahrheit des Vorwurfs zu überzeugen und schloss endlich mit der Bemerkung: »die Weissen wüssten nicht, was sie wollten.«

HAMLET's Gericht, die in Fett geschmorten Larven, schmeckte erträglich, und erwartungsvoll stand der erfinderische Koch in der Ferne, um zu beobachten, welche Anerkennung das gepriesene Mahl bei uns finden würde; — als er aber bald darauf mich, GLASKOTT und HANCOCK nach den gebratenen Enten greifen sah, stampfte er voll Aerger auf den Boden und meinte: »die weissen Leute wüssten eben so wenig, was gut schmeckte«. Die allgemeine Heiterkeit, die heute an unserer Tafel herrschte, wurde dadurch noch erhöht, dass die Wolken sich zertheilten und endlich nach langer düstrer und nebelvoller Zeit eine freundliche, unbewölkte Nacht versprachen. Diese Hoffnung täuschte uns nicht. Mein Bruder stellte eilig seine Instrumente auf, und fand bald, dass *Warina* unter 7° 50′ 15″ nördlicher Breite und 59° 43′ 30″ westlicher Länge von Greenwich lag.

Es mochte etwa 2 Uhr sein, als wir auch schon durch die laute Unterhaltung CLEMENTI's mit den Indianern aus unserm Schlafe geweckt wurden. Obschon uns dies gerade nichts ungewöhnliches war, so hatte doch eine solche Unterhaltung weder in *Cumaka*, noch in *Honobo* zu einer so frühen Stunde begonnen. Bei unserem Erwachen nahmen wir ausserdem wahr, dass der Himmel unsere Hoffnung getäuscht und sich wieder in sein düsteres Gewand gehüllt habe. Kein Stern war mehr sichtbar und der Regen ergoss sich von neuem in dichten Strömen. Wir durften an die Abreise nicht denken und alle Zaubersprüche CLEMENTI's, mit welchen er den Regen zu bewältigen suchte, waren fruchtlos. Unter den heftigsten Gesticulationen der Arme, mit aufgeblasenen Backen stand er vor der Hütte, als wollte er mit den ersteren die Wolken zertheilen und durch die zweiten die zertheilten fortblasen. Dies Manoeuvre setzte er so lange fort, bis ihm die Lunge den Dienst versagte, schöpfte dann in dem Murmeln von Zaubersprüchen neue Kräfte und begann sein Blasen und Schwingen abermals. Lange hatten wir diesem unsinnigen Treiben mit zurückgehaltenem Lachen zugesehen, bis dies endlich mit solcher Kraft hervorbrach, dass es selbst das Geräusch des Regens übertönte; unsere Heiterkeit schien jedoch den Zauberer keinesweges aus der Fassung zu bringen, vielmehr wurden seine Bewegungen noch lebhafter; erst nach der Anstrengung einer halben Stunde hatte er sich von der Ohnmacht seiner Kunst überzeugt und schlich

verdriesslich in seine Hängematte zurück. Gegen 11 Uhr hellte sich endlich der Himmel etwas auf und der Regen liess nach. Dies war natürlich die Folge der Zaubersprüche CLEMENTI's, dessen Augen nun Stolz und Freude strahlten.

Die Hügelkette erstreckte sich in einer nördlichen und südlichen Richtung, N. 12° S. und S. 12° W., und der Hügel, auf dem die Residenz CLEMENTI's lag, erhob sich 70 Fuss über den Wasserspiegel des *Barima*. Auf den Abhängen sahen wir in reicher Fülle alle Pflanzen, die man gewöhnlich auf den Feldern der Indianer findet. Die obern Schichten des Bodens bestanden aus einem fetten, ocherartigen Thon, der vielfach mit Dammerde, Kieseln und Sand vermischt war. Dieser Strich müsste sich ganz vorzüglich zum Kaffeebau eignen, da namentlich eine reiche Menge verhärteter, eisenhaltiger Lehmblöcke die nöthige Feuchtigkeit für eine gedeihliche Kultur sichert.

Um 1 Uhr brachen wir in Begleitung CLEMENTI's endlich auf, wodurch unsere Flotille ansehnlich verstärkt wurde; denn ausser seinen zwei Schwiegersöhnen und seinen beiden Favoritweibern nahm er auch noch seine ganze Garderobe mit, die in einigen farbigen, kattunenen Hemden, einer weissen Jacke, dem blauen Frack und einigen weissen Hosen bestand; zuletzt wurde sogar noch eine Hutschachtel herbeigebracht, aus der er einen hellblauen Filzhut hervorholte, der ungeachtet seiner sichtbaren Altersschwäche sorgfältig mit Papier umwickelt war; wahrscheinlich die Umhüllung, in der er ihn in der Colonie eingetauscht haben mochte. Mit untergeschlagenen Armen leitete er seine Weiber, die alle diese Schätze, nebst seiner Hängematte, in einen grossen, sauber geflochtenen Korb einpackten, wobei er uns dann und wann eines Seitenblicks würdigte, um zu sehen, welchen Eindruck diese Schätze auf uns machen würden. Nachdem sich die Frauen mit dem nöthigen Kochgeschirr, den Geräthen zum Fischfang und einem starken Vorrath von Brod versehen hatten, setzte sich endlich der Zug in Bewegung. Vor der Abfahrt hatten die Weiber noch einen Kampf mit ihren zahlreichen Hunden zu bestehen, welche den Vorbereitungen zur Reise schon lange ungeduldig zugesehen hatten und jetzt mit wildem Freudengeheul aufsprangen, um uns zu folgen. Nur den beiden Lieblingshunden wurde ein Platz in dem Canoe vergönnt.

Bald ruderten wir wieder rüstig den *Barima* aufwärts, bis ein ungeheurer Baum am Ufer, von dem hunderte der langen, beutelförmigen Nester des *Cassicus cristatus* (*Daud.*) herabhingen, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nach einer flüchtigen Schätzung zählte ich über dreihundert solcher Nester. Gleich merkwürdig wie diese Vereinigung der Vögel in der Brütezeit ist es, dass sie jedesmal einen Baum und auf diesem die Zweige wählen, an welchen sich bereits die Nester der *Vespa nidulans* und *Morio* befinden, mit denen

sie gleichsam ein förmliches Schutz- und Trutzbündniss eingehen. Keiner ihrer zahlreichen Feinde, kein Affe, keine Tigerkatze wagt es, sich den Eiern oder den Jungen zu nähern, so lange beide Verbündete einträchtig neben einander wohnen. Es war eben Brütezeit; das regste Leben herrschte in dieser Republik. Ein Schuss aus einem der Canoes der Indianer verbreitete jedoch solchen Schrecken unter dem harmlosen Völkchen, dass Männchen und Weibchen in wilder Flucht davon flogen.

Der kleine Waldfluss, *Curiye*, am rechten Ufer, an dessen Mündung wir bald darauf vorbeifuhren, bot eine neue Verbindungsstrasse zwischen dem *Maruiwa* und *Waini*, die jedoch nur von kleinen Canoes benutzt werden kann.

Wenn unsere rudernden Neger fühlten, dass ihre Kräfte erschlaffen wollten, so begann einer von ihnen ein Lied, und brachte damit frischern und schnellern Takt in das Rudern. Der Gesang beflügelte das Corial. Hatte der Vorsänger die erste Strophe beendigt, was er dadurch andeutete, dass er auf eigenthümliche Art mit dem flachen Ruder in das Wasser schlug, dann wiederholten die übrigen im Chor die gesungenen Worte. Die Sicherheit und Leichtigkeit der Neger in der Behandlung des Corials zeigte sich in noch höherem Grade bei den Indianern. Jedes Corial hat zwar mehre aus runden, armstarken Stäben gebildete Sitze, die Indianer zogen es jedoch vor, den äussersten Rand des Fahrzeugs einzunehmen und wussten sich so zu vertheilen, dass das Gleichgewicht nie gestört ward. Die Aengstlichkeit, mit der wir uns stets in der Mitte desselben hielten, erregte bei ihnen ein mitleidiges Lächeln. Auffallend ist es, dass ihr Körper keineswegs so gegen die äussere Einwirkung der Temperatur und Witterung abgehärtet ist, als man nach ihrer ganzen Lebensweise erwarten sollte. Schon ein leichter Regen verbreitet Zittern über ihren ganzen Körper. Trifft sie ein Regen auf dem Wasser, so suchen sie anfangs der Ungunst des Himmels Gleichmuth entgegen zu setzen, sie rudern kräftiger, um sich zu erwärmen; will das Bad kein Ende nehmen, so ziehen sie die Ruder ein, setzen sich zusammengekauert in das Fahrzeug und lassen sich ruhig vom Strome treiben. Dabei denken sie nie daran, sich durch ihre Kleider zu schützen, vielmehr reicht schon eine kleine, ferne Wolke hin, um sie zu veranlassen, jene abzulegen und vor dem drohenden Regen zu bergen. Der heutige Tag war aber ein solcher, der nicht allein ihre, sondern auch unsere Geduld auf eine harte Probe stellte. Dies bewog uns endlich nach einer kleinen Bucht zu lenken, die Clementi als den Landungsplatz seiner früheren Niederlassung bezeichnete und wo wir auch jetzt noch die Wohnungen einzelner Indianer finden sollten. Der Weg nach den Hütten führte durch ein üppig wucherndes Cassadafeld, dessen Stengel eine Höhe von 8 — 10 Fuss erreichten und einen förmlichen Bogengang bildeten.

Die Hütten gehörten zu den erbärmlichsten, die wir bisher gesehen, und waren nebst ihren Bewohnern, etwa 10 an der Zahl, so mit Schmutz überladen, dass wir Europäer den Anblick unerträglich fanden. Ein noch schreckenerregenderes Bild bot aber eine fürchterliche Augenkrankheit, an der sämmtliche Bewohner litten. Bei einzelnen derselben waren die Augen ganz mit Blut unterlaufen, während bei andern das Uebel den Augapfel aus der Augenhöhle hervorgetrieben hatte, woran namentlich die armen, vernachlässigten Kinder litten, da die Mütter, theilnahmlos gegen den Schmerz der Kleinen, nicht einmal die Unreinigkeit, welche die triefenden Augen umgab, entfernt hatten. Nach Clementi's Versicherung war diese furchtbare Krankheit auch die einzige Ursache gewesen, die ihn und die Seinigen von diesem Ort vertrieben hatte. Auch die Zurückgebliebenen wollten nur noch so lange verweilen, bis die Früchte der Felder eingeerndtet wären.

So unfreundlich wie der ganze Tag zeigte sich auch die Nacht; der Regen fiel fortwährend in Strömen herab, und um zwei Uhr Morgens begann Clementi, der seine Hängematte in der Nähe der unsern aufgeschlungen hatte, bereits seine Erzählungen. Die Zuhörer schienen noch nicht ausgeschlafen zu haben, denn die Ausbrüche der Verwunderung und des Staunens liessen sich immer schwächer und seltener vernehmen, bis sie endlich ganz erstarben. Dies konnte aber den Strom der Rede des Häuptlings nicht hemmen, vielmehr steigerte sich das Feuer seiner Darstellung so sehr, dass er sich in der Hängematte emporrichtete und unter den lebhaftesten Gestikulationen seine Geschichte vortrug. Endlich wurde es uns unerträglich und Hr. King rief ihm ärgerlich zu, wenn er nicht schweigen könne, möge er seine Hängematte in einer entfernteren Hütte aufhängen. Dies gewährte uns für den Augenblick Ruhe; der phantasiereiche Erzähler fügte sich murrend in sein Schicksal. Kaum aber mochte er glauben, dass wir wieder eingeschlummert seien, so begann er auch mit leiser und gedämpfter Stimme die Fortsetzung der unterbrochenen Erzählung, die ihn aber bald wieder fortriss und unsere Ermahnung so völlig vergessen liess, dass nach wenigen Minuten seine Rede sich in vollem Enthusiasmus ergoss und ihn zu einer solchen Höhe der Ekstase trieb, dass wir in ein lautes Gelächter ausbrechen mussten.

Ein längerer Aufenthalt unter den schmutzigen Bewohnern dieser Hütten erschien uns lästiger, als die Fortsetzung der Reise im Regen. Noch am Vormittag passirten wir am linken Ufer die Mündung des *Amissi*, die bedeutend breiter war als der *Barima* selbst. Wie die Indianer sagten, hat der *Amissi* nur einen kurzen Stromlauf und steht durch mehre jener natürlichen Kanäle (*Itabbos*) mit dem *Kaituma* in Verbindung. Sein Ufergebiet ist durchgängig sumpfig, unbewohnt und die Strömung äusserst schwach.

Das Wasser hatte zwar schon seit längerer Zeit den salzigen Beigeschmack

verloren, doch waren die Einwirkungen der Ebbe und Fluth noch unverkennbar, und alle Culturversuche würden bis zu dieser Stelle des Ufergebietes fruchtlos sein was auch mehre verlassene Niederlassungen der Warraus, von denen einige auf unmittelbar über dem Niveau des Wassers erbauten Plattforms errichtet waren, bewiesen. Dichte Massen der *Cecropia peltata* verkündeten schon aus weiter Ferne die Stelle, wo sich eine solche Niederlassung befunden hatte.

Seitdem wir *Warina* verlassen, hatte sich der Lauf des *Barima* mehr gegen S. W. gewendet. Mit der ansteigenden Höhe der Ufer veränderte sich auch ihr bisheriger Vegetationscharakter. Die Palmen verschwanden, und nur hier und da umgab noch ein dichter Trupp der stachlichen *Bactris acanthocarpa (Mart.)*, deren hochrothe, reife Früchte in grellem Farbenspiel aus dem frischen Grün hervorleuchteten, einzelne Uferstellen. Unter den neu auftretenden Formen der Schlingpflanzen zogen besonders mehre *Aristolochien*, *Passifloren* und *Echites grandiflora (Willd.)* meine Blicke auf sich. Die grossen, dunkelrosa, der Oleanderblüthe ähnlichen Blüthenbüschel, die an dünnen Stielen von den schlanken Ranken herabhingen, waren das Spiel des leichten Morgenwindes, indessen *Echites macrophylla* und *lucida (Humb.)*, zwar nicht so blüthenreich, doch durch ihre schönen gelben Farben strahlend, so wie die schneeweissen, eigenthümlich gebildeten Blüthen des *Calyptrion Aubletii (Ging.)*, neben den scharlachrothen Bürstchen des *Combretum laxum (Lin.)* und den traubenartigen, zart tingirten Blüthen der *Hirtella racemosa (Lam.)* den reichen Teppich mit dem herrlichsten Wechsel der Farben zierten.

Nachdem wir noch kurz vor Mittag am linken Ufer an den Mündungen des *Aruta* und *Pegua* vorübergekommen, verengte sich nach und nach das Bett des *Barima* bis auf 40 Yards, was seine Strömung in gleichem Verhältniss steigerte. Durch dieses enge Bett wand sich der Strom in zahllosen Krümmungen und hemmte unsere Fahrt so, dass wir nur sehr langsam vorrückten. Die Ufer wurden immer höher, die Vegetation immer üppiger, bis sie in der *Mora excelsa (Benth.)*, fast könnte man sagen, der Eiche der Tropen, ihren Höhepunkt erreichte. Für diesen Baum fehlen mir eigentlich unter unsern nordischen Waldbäumen selbst die annähernden Repräsentanten. Unsere colossalsten Eichen würden nur wie Zwerge neben einem solchen Giganten stehen, dessen mächtiger Stamm von der schönsten dunkelgrünen Laubkuppel beschattet wird. Die Indianer nennen ihn den «Häuptling der Wälder» und es ist dies der bezeichnendste Name, den sie hätten wählen können. Oft hat uns dieser königliche Baum getäuscht, wenn wir plötzlich um eine Krümmung des Flusses beugend, im fernen Hintergrunde eine Reihe grüner Hügel zu erblicken glaubten, die in der Nähe sich in einzelne Gruppen der Morabäume mit einer Höhe von 150 — 160 Fuss verwandelten! Mannsstarke Lianen umwanden mit

Riesenarmen diese ungeheuern Stämme und Aeste bis zu dem äussersten Gipfel hinauf, wo sie mit ihrem Blüthenkranz gleichsam das Haupt dieser Sieger über alle Bäume des Urwaldes schmücken, dann von dieser schwindelnden Höhe wieder auf die niederen Bäume herabfallen, deren Aeste ebenfalls mit ihren Armen umschlingen und so Baum an Baum fesseln, um jenen Riesen, dessen bisher sicheren Standort vielleicht der reissende Strom unterwühlte, in ihren Banden zu halten und gegen jähen Sturz zu sichern. Die hohen, von den Wellen unterspülten Ufer des *Barima* zeigten mehrmals dieses wilde, landschaftliche Bild, in dem sich jene Riesen der Urwälder, nur noch gehalten von den sie und die entfernter stehenden Waldbäume umschlingenden Lianen, über den Spiegel des Flusses beugten und jeden Augenblick den vernichtenden Sturz befürchten liessen. Wenn die durch das gemeinschaftliche Band der Lianen mit ihr vereinten Bäume zu schwach sind, um die Last einer *Mora* zu tragen, dann zieht oft der sinkende Riese eine ganze Reihe seiner Stützen mit sich in das Verderben hinab; oft aber, wenn seine Wurzeln nicht ganz von der Erde getrennt wurden, steigen neue Stämme aus seinem Grabe empor und überragen bald das niedrige Gebüsch der Umgebung.

Diese Umschlingung der Lianen gewährt den Bäumen einen wirksamen Schutz; man vermag nur nach dem Fall der kleineren die grösseren zu stürzen. Ich habe dies selbst empfunden, wenn ich auf meinen spätern Reisen, um einen blühenden Baum zu fällen, fünf bis sechs andere, die das Band der Lianen (*bushrope* der Colonisten) umschlang, zuvor niederstrecken musste.

Die Wichtigkeit der *Mora* für die englische Marine, auf die mein Bruder schon nach seiner ersten Reise hinwies, hat sich in der neuern Zeit vollkommen bestätigt. An dem obern *Barima* findet man diesen werthvollen Baum in solcher Fülle und von so ungeheurer Grösse, dass schon die Ufer dieses Flusses für das Material der ganzen Flotte Englands ausreichen würden.

Mit dem Auftreten dieses Riesen hatte das Vegetationsbild der Ufer einen ganz neuen Charakter angenommen; Blüthen, Bäume und Früchte umgaben mich, die ich bisher noch nirgends gefunden hatte. Unter diesen neu auftretenden Formen leuchteten vorzüglich die hochrothen, prachtvollen Blüthen der *Brownea racemosa* (*Jacq.*) hervor, die ich aus der Ferne für die reifen Früchte der *Bactris acanthocarpa* hielt. Neben diesem frischen, glühenden Leben der Natur erscheinen alle Bilder, welche der Pinsel des Malers von diesen Blumen schuf, todt und ausdruckslos; — und wie vermöchte auch selbst der geschickteste Pinsel das zu erreichen, was die Natur in diesen blendenden Farbenschmelz gelegt hat! Der zierliche Bau dieses niedlichen Baumes, der Glanz seines frischen Laubes, die Fülle grosser, unbeschreiblich zart gebildeter Blüthen, die in so blendenden Farben glühn, dass das Auge ihr sprühendes Feuer kaum ertragen

kann — alles vereint sich, um unsere Bewunderung zu fesseln. Obschon die *Brownea* einer ganz verschiedenen Familie angehört, obgleich ihr Blüthenbau ganz von der der Rose abweicht, so kann ich doch keinen entsprechenderen Namen für sie finden, als den der »Rose der Tropen.« Selbst wenn die Blüthen verschwunden sind, bieten die grossen, aber zierlichen Saamenschoten ein freundliches Bild, das selbst neben der prächtigen *Gustavia angustifolia* (*Lin.*) und neben den zahllosen, blendend weissen, wie aus Wachs geformten Blüthen der *Clusien* einen überwiegenden Reiz behielt.

Auf den weit über den Flussspiegel vorgreifenden Aesten, welche die mit dem Raum wahrhaft geizende Natur in hängende Gärten umgeschaffen hatte, wucherten zahllose Orchideen, Tillandsien, Farrn und Aroideen, von denen die letzteren ihre oft 100 Fuss langen, fadenähnlichen, in der Luft schwebenden Wurzeln aus schwindelnder Höhe herniedersandten. Die herrliche Vanille, die ich bereits am untern Flussgebiete vereinzelt gefunden, zeigte sich hier sehr häufig, und füllte besonders in den Morgen- und Abendstunden die Luft mit dem köstlichen Arom ihrer Blüthen. In schnurgerader Linie steigt die Ranke an den Stämmen empor und breitet nach beiden Seiten ihre vollsaftigen, grossen, symmetrischen Blätter aus. So schlingt sie sich von Ast zu Ast, beugt sich dann wieder herab und schlägt von neuem ihre Wurzeln in den Boden. Ungeachtet die Affen, deren Lieblingsgenuss die Schote der Vanille ist, schon die Haupterndte gehalten hatten, sammelte Herr King doch noch eine ansehnliche Masse. Die Schoten verlangen noch eine ganz eigenthümliche Behandlungsweise, ehe sie den herrlichen Geruch annehmen.

Nachdem wir zwischen diesem phantastischen Riesenwald, dessen stolze Wipfel sich bis zu einer den europäischen Wäldern unbekannten Höhe erheben, dem gekrümmten Laufe des *Barima* einige Zeit gefolgt waren, machte uns Clementi durch den Ausruf: »die letzte Wohnung des weissen Mannes,« auf ein Stück Land aufmerksam, auf welchem die *Cecropia peltata* in dichter Fülle wucherte. Wir schlossen aus der Aussage unseres Häuptlings, dass im Anfange dieses Jahrhunderts ein Ansiedler, wie es schien, ein Holländer, bis zur Mündung des Flüsschens *Hueno* vorgedrungen sei, hier eine Zuckerpflanzung angelegt und damit Holzhandel verbunden habe; die Einöde des Urwaldes, welche alle Handelsverbindungen erschwerte und vielleicht auch eine geringere Ausbeute, als er gehofft hatte, schienen ihn veranlasst zu haben, seine Anpflanzung bald wieder zu verlassen.

Die bisher so einförmige, ebene Gestaltung des Bodens zeigte jetzt hier und da einige Erhöhungen, üppig mit Waldbäumen bedeckt, bis uns in der Nähe der Mündung des *Caruwara* oder *Caruawa*, am rechten Ufer, einige Hütten auf einem dieser Hügel veranlassten, in jenen Fluss einzufahren, und die Niederlassung zu be-

suchen. Es bedurfte nur eines Blicks, um die ärmlichen Hütten und das gleich dürftige Hausgeräth zu überschauen. Das erste lebende Wesen, dem wir begegneten, war eine junge Warrau, die eben an der einen Brust ihren Säugling und an der andern ein junges Beutelthier (*Didelphis*) nährte. Ein seltsames Familienbild für das Auge eines Europäers!

Eine zahlreiche Versammlung stark mit *Rucu* bemalter und mit dem buntesten Federputz gezierter Männer verkündete die Feier eines Festes. Wir näherten uns der Trinkhalle und erblicken bald in dem mächtigen, mit Paiwari gefüllten Trog und den ununterbrochen herumkreisenden Calabaschen die weitern Zeugen des Gelags. Mehre junge Mädchen, die das Amt des Ganymed versahen, zogen nicht allein durch ihren netten, reinlichen Kattunanzug, sondern auch durch ihre regelmässige Körper- und Gesichtsbildung unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich; — die Weiber der *Warraus*, die wir bisher sahen, hatten uns nie ein gleich angenehmes Bild geboten.

Als uns der Häuptling erblickte, sprangen er und die übrigen männlichen Theilnehmer des Festes aus ihren Hängematten. Der erstere griff unter den Dachstuhl der Hütte, holte dort seinen Herrscherstab hervor, der sorgfältig in Palmenblätter gehüllt war, und hiess uns, mit diesem in der Hand, feierlich willkommen. Clementi, der wahrscheinlich eine solche Versammlung nicht vermuthet hatte, war mit den übrigen Indianern in den Corials zurückgeblieben, unser längeres Verweilen erregte jedoch seine Aufmerksamkeit und er folgte nach kurzer Zeit uns nach. Kaum hatte er uns in der Mitte des festlichen Kreises bemerkt, als er schnell wieder in sein Corial zurückeilte, um Toilette zu machen; angethan mit einem weissen Hemde, den hellblauen Hut mit dem weissen Papierfutteral auf dem Haupte, den Herrscherstab in der Hand, trat er dann in unsern Kreis und begrüsste mit steifer Haltung den nachbarlichen Herrscher, der diesen Gruss mit gleicher Würde zurückgab und jenen auf seinem Gebiet willkommen hiess.

Die Indianer haben, wie ich öfter schon erwähnte, einen leidenschaftlichen Hang zur Zerstreuung und Unterhaltung; bis jetzt hatten wir blos ihre endlosen Erzählungen und ihre wilden Tänze kennen gelernt, hier aber waren wir Zeugen einer neuen Art ihrer Spiele. Wir hatten schon früher viel von den Ringspielen der Indianer gehört, nie aber Gelegenheit gehabt, dieselben näher zu beobachten. Als wir demnach hier die Kunde erhielten, dass ein Spiel dieser Art ausgeführt werden solle, erwarteten wir dasselbe mit gespannter Neugier, wären aber fast in unserer Hoffnung getäuscht worden, weil die Warraus vor den Abendstunden, wenn alle geladenen Gäste sich versammelt haben, die Spiele nicht zu beginnen pflegen. Es bedurfte des Opfers einiger Gläser Branntwein, um sie zu bewegen, von ihrer Gewohnheit abzugehen. Bis in die späten Abendstunden konnten wir hier

nicht verweilen, weil wir an diesem Tage noch eine Niederlassung der *Waikas* an den Ufern des *Manari* erreichen wollten. Was unsern Bitten nicht gelang, was die Indianer den werthvollsten Geschenken verweigert haben würden, erreichten wir durch einige Gläser Branntwein, deren Reiz sie nicht zu widerstehen vermochten, obschon das Paiwari noch im Ueberflusse vorhanden war.

Der Spielplatz bestand in einem ausgedehnten Kreis, der sich jenseits des Dorfes im Walde befand und von allem Gebüsch und Gras sorgfältig gereinigt worden war. Die Versammelten theilten sich in vier Partheien, welche mit herausfordernden Geberden nach dem Kampfplatz zogen und sich hier, je zwei einander gegenüberstellten. Auf ein gegebenes Zeichen, begann der Einzelkampf mit der *Ha-ha*, einer Art Schild, mit dem sich die Kämpfer gegenseitig von einem bestimmten Punkte innerhalb des Kreises zu verdrängen suchten, der dann so lange von dem Sieger behauptet wurde, bis dieser der grössern Gewandtheit oder Kraft eines neuen Kämpfers der Gegenparthei weichen musste. Die beiden, welche von den sich gegenüberstehenden Hauptpartheien noch zuletzt den Kampfplatz behaupteten, wurden unter Jubel und Triumphgeschrei als Sieger nach dem Paiwaritrog geführt, wo ihnen die Mädchen mit den schon gefüllten Calabaschen entgegentraten. So einfach das Spiel war, so liess sich doch nicht leugnen, dass es ungemein viel zur Ausbildung der Gewandtheit der Glieder und zur Stärkung der Muskelkräfte beitragen musste, und wir Europäer verfolgten mit der höchsten Spannung, mit der lebhaftesten Theilnahme die schlangenartigen Windungen und die ungemeine Schnelligkeit, mit welcher die Kämpfenden jede günstige Stellung, jeden gebotenen Vortheil benutzten, um zum Ziel zu gelangen.

Unter den ältern Weibern, die dem Kampfe zusahen, bemerkte ich mehre mit ganz eigenthümlichen Schaamschürzen (*Masikara*), deren Stoff, den ich anfänglich für Leder hielt, sich später als eine flexible Baumrinde erwiess. Der etwa eine Spanne breite Schurz bog sich am obern Rande um eine Schnur, die über der Hüfte um den Leib befestigt war. Gegen das andere Ende hin verjüngte sich die Breite des Schurzes immer mehr und mehr, bis das Ganze in eine daumbreite Spitze auslief, die sie zwischen den Beinen hindurchgezogen und auf dem Rücken ebenfalls an die Schnur befestigt hatten.

Das Fest schien von Bedeutung zu sein, denn es gab nicht allein eine Ueberfülle von Paiwari, sondern auch noch einen namhaften Vorrath eines seltenern Trankes, des *Itte*, den die Indianer aus dem Safte der *Mauritia flexuosa* bereiten, und der so süss war, dass er sicher 50 — 60 pCt. Zuckerstoff enthielt. Diesem süssen Trank fällt leider eine grosse Menge der herrlichsten Palmen zum Opfer, weil der Baum gefällt und durch untergelegtes Feuer dann der Saft herausgetrieben wird. Die gefüllten Tröge und Gefässe schienen für unsere Bootsmannschaft die-

selbe Anziehungskraft zu besitzen, welche die Fleischtöpfe Aegyptens auf die Israeliten ausübten, denn nur die strengsten Befehle Caberalli's und Clementi's konnten sie zum Aufbruch nach den Booten bewegen und an die ihnen angewiesenen Plätze zurückführen, wo sie unter Zeichen unverhehlten Missmuths ihre Ruder ergriffen, um die Corials, den *Curuwara* aufwärts bis zur Mündung des *Manari*, eines Nebenflusses des letztern, mit bedeutender Strömung, zu bringen, den wir dann bis zur Niederlassung der *Waikas* verfolgen wollten, von welcher aus unsere Landreise beginnen sollte. Das Gebiet des *Caruwara* bewohnen ungefähr 200 *Warraus*, wie auch der *Manari* in seinem untern Laufe nur von diesem Stamm bevölkert wird.

Die Ufer beider Flüsse wurden wieder vollkommen flach, und damit verschwanden auch der üppige Reichthum der Vegetation und die lachenden landschaftlichen Bilder. Die Bäume der Ufer waren mit Moos und Jungermannien bewachsen, und nur die zahlreichen, üppig wuchernden Orchideen, als *Stanhopea grandiflora* (*Lindl.*), *Rodriguezia secunda* (*Humb.*) und *stricta* (*Steud.*), *Gongora maculata* (*Lindl.*), *nigrita* (*Lindl.*), eine Menge *Maxillarien*, *Epidendrum* u. s. w. erheiterten das einförmige, öde Bild unserer Umgebungen.

Bald verrieth uns eine ausgedehnte Wasserfläche, dass die niedrigen Ufer die Wassermasse nicht mehr hatten fesseln können. Da Caberalli in der Nähe die Niederlassung eines befreundeten *Warraus* besuchen wollte, begleitete ich ihn nach derselben, zu der wir auf Caberalli's Corial mitten durch den Wald bis zur ersten Hütte fuhren. Ich hatte bereits manche Stufe des Schmutzes und der Fahrlässigkeit unter den *Warraus* kennen gelernt, und doch muss ich gestehen, dass mir das herzbrechende Elend dieser Indianer noch niemals so drückend und unheimlich entgegengetreten war, als hier. Alles, Menschen, Hütten, Hausgeräth, ja selbst die Umgebungen wiesen nur zu sprechend darauf hin, dass wir Menschen um uns hatten, die ausser der Befriedigung der niedrigsten Bedürfnisse weder etwas höheres kannten, noch verlangten. Die ganze Niederlassung war rings von Wasser umgeben, und die elenden, 7 — 8 Fuss langen Hütten erhoben sich auf einer Plattform, die auf 5 — 6 Fuss hohen Pfählen oder abgehauenen Baumstämmen durch aufeinandergeschichtete und vorher gespaltene Stämme der *Euterpe oleracea* gebildet worden war. Ein Haufen Erde in der Mitte jeder Hütte, vertrat die Stelle des Heerdes, und verhütete, dass das immerwährende Feuer nicht seinen Weg durch den Lattenboden fand. Das niedere Dach war mit Palmenblättern gedeckt und ein schräg an der Hütte lehnender, mit Einkerbungen versehener Stamm diente als Leiter, an die bei hohem Wasserstande das Canoe angebunden wird. Selbst bei niederem Wasserstande ist der Boden so sumpfig, dass von der Niederlassung bis zu dem etwas höher gelegenen Grund ein schmaler Knüppeldamm führt. Man denke

sich nun auf diesem beschränkten Raum eine ziemliche Anzahl Kinder, die sich, Koboldén gleich in der Asche des Feuers und dem angehäuften Schmutz herumwälzten, man denke sich sowohl Männer, als Frauen von gleichem Schmutze starren, und man wird sogar das Schütteln des Kopfes und das verächtlicheLächeln Caberalli's erklärlich finden. Grosse Haufen ausgeleerter Gehäuse einer grossen Schnecke (*Ampullaria urceus Fers.*), die ich hier zum erstenmal sah, liessen vermuthen, dass jenes Thier zu den Leckerbissen der Bewohner gehörte. Als geschickte Fischer besitzen sie meist hinlängliche Subsistenzmittel, und wenn die Cassadawurzel für den Bedarf an Brod nicht ausreicht, so vermischen sie das Mehl mit der mehligen Substanz der Früchte des Grünherz (*Nectandra Rodiaei Schomb.*) und dem Mark des Stammes der *Mauritia.*

Wir verliessen nach kurzem Aufenthalt die Niederlassung, hatten bald die vorangeeilten Boote wieder eingeholt, worauf wir, bis zum Tode ermattet, gegen Abend die *Waika-* oder *Akawai*-Niederlassung, *Manari* erreichten, die ebenfalls auf einer kleinen Erhöhung des Ufers lag. Sie bestand aus sechs grossen Hütten, unmittelbaren Gegensätzen jener Jammerbauten, die ich am Nachmittag gesehen, indem sie sich nicht nur durch ihre freundliche Bauart, sondern auch durch ihre Nettigkeit und die grosse Reinlichkeit, die in ihnen heimisch war, auf das vortheilhafteste vor allen Warrau-Hütten, Clementi's Wohnung abgerechnet, auszeichneten. Machten schon die Hütten den günstigsten Eindruck auf uns, so steigerte sich dieser in der äussern Erscheinung der Bewohner noch mehr, und die Reinlichkeit ihrer Person, ihrer Kinder, die Sauberkeit in all ihren häuslichen Einrichtungen übte nach einem mehr als monatlangen Aufenthalt unter den schmutzigen *Warraus* den wohlthätigsten Eindruck auf uns aus, obschon wir die Frauen mitten in dem saubern Geschäft des Brodbackens und Brodkauens fanden — untrügliche Merkmale, dass wir in der Kürze Zeugen eines Paiwarifestes sein würden. Die Männer waren, ausser dem Häuptling, zur Jagd geeilt, um das zu dem Feste erforderliche Wildpret herbeizuschaffen. Dieser, bereits ein bejahrter Mann, empfing uns äusserst freundlich und liess uns augenblicklich die grösste und schönste der Hütten einräumen.

Diese Menschen standen uns schon unendlich näher, als jene Geschöpfe, die ich am Nachmittag mit Caberalli besuchte; auch hier gingen die üppigen Frauengestalten, den Schaamschurz abgerechnet, der jedoch eine viel grössere Breite und Länge als der der *Warraus* hatte, ziemlich bis zum Knie reichte, und aus blauen und weissen Perlen geflochten war, ohne jedoch jene gewundenen Figuren von Perlen zu enthalten, nackt, und doch war, namentlich über den jüngern Theil der weiblichen Bewohner, eine naive Schaamhaftigkeit verbreitet, die ich später noch so oft gefunden habe, und die in ihrer reinen Menschlichkeit ohne Zweifel unendlich höher steht, als jene unnatürliche Prüderie einer überspannten und übertünchten

Civilisation. Hier traten uns unter den Mädchen wahrhaft vollendete weibliche Gestalten entgegen, unter denen wieder unbestritten den beiden »Lilien des Thales«, den Zwillingstöchtern des Häuptlings, der Preis der Schönheit gebührte. Wäre der Teint dieser wirklich plastischen Schönen weniger braun, ihre Zahl drei gewesen, die Täuschung, dass sich die Grazien auf die Erde verirrt, und uns jetzt aus der niedlichen, sauberen Hütte des Häuptlings zart verschämt entgegen träten, würde verzeihlich gewesen sein! Doch auch bei diesem braunen Teint, bei der Zahl zwei war unser Staunen nicht viel geringer, denn keiner von uns Europäern mochte wohl bis jetzt noch ein vollendeteres Ebenmass der Glieder, ein so reines griechisches Profil, das durch das lange, schwarze Haar, welches gleich einem natürlichen Schleier über die braunen, schönen Schultern herabfiel, noch einen höhern Reiz erhielt, gesehen haben. Ich hatte bei meinem Abschied aus der Heimath von freundlicher Hand mehre Schmucksachen erhalten, um sie der schönsten Indianerin zu geben, die mir begegnen würde; — die »Lilien des Thales« tragen wahrscheinlich jetzt noch die Perlenschnüre und Armspangen!

Nur die Beschäftigung, in der wir sie eben trafen, unterstützte unsere Phantasie nicht; — die mit Cassadabrod gefüllten Backen, mit deren Inhalt sie kauend ihre übrigen Geschäfte verrichteten, dann von Zeit zu Zeit nach dem grossen Troge eilten, um sich des gekauten und zermalmten Breies zu entledigen und dort eine neue Ladung einzunehmen, waren nur zu sehr geeignet, unsere phantastischen Träumereien zu zerstören und uns diese herrlichen Gestalten in dem Spiegel der Wirklichkeit sehen zu lassen.

Wohl hatte mein Bruder und Herr King meinen Magen durch die Schilderung der Bereitung dieses Getränkes so ziemlich vorbereitet, wohl hatte ich, wenn auch widerstrebend, den Trank schon öfter genossen, doch eisig kalt überlief es mich, als ich diesen nun wirklich bereiten sah, und mit dieser Erfahrung belastet, das schreckliche Gebräu an die Lippen setzen musste, das uns sogleich von den »Lilien des Thales« kredenzt wurde, und selbst dann, wenn diese die Ingredienzien zu dem Tranke allein vorbereitet gehabt, mich bis in das Innerste durchschaudert haben würde; — doch der Indianer Guiana's kennt keine Friedenspfeife, wohl aber einen Friedenstrank, diesen aber ausschlagen, hiesse muthwillig die angebotene, treue Freundschaft in die bitterste Feindschaft verwandeln!

Kaum hatten wir von unserer Wohnung Besitz genommen, als wir unsere Kisten zu öffnen begannen, um den Inhalt derselben auszupacken und uns von dem Zustand zu überzeugen, in welchen ihm der Regen, der uns von *Cumaka* bis hierher ununterbrochen begleitet hatte, versetzt haben mochte, und das, was noch durch die Feuerwärme zu retten war, dem gänzlichen Verderben zu entreissen. Nur wer selbst ähnliches erfahren hat, kann ganz den Schmerz, ganz den Miss-

muth ermessen, der jeden ergreifen muss, wenn er mit der festen Ueberzeugung seine Kisten öffnet, es könne keine Feuchtigkeit in diese eingedrungen sein, seine Vorsicht und Sorgfalt müsse in dem ungefährdeten Zustand der gesammelten Schätze ihren reichen Lohn erhalten, — und er nun nichts als Moder findet. Leider lernte auch ich jetzt diesen Schmerz in seiner ganzen Schwere, namentlich an meinen botanischen und entomologischen Sammlungen kennen! Lange Zeit verging, bevor ich mein inneres Gleichgewicht wieder gewann, aus dem ich durch eine so bittere Erfahrung geworfen wurde! Selbst unsere Tauschartikel hatten sich dem verderblichen Einfluss der Atmosphäre nicht entziehen können, und dass auch wir ihm unterworfen waren, zeigte uns schon der folgende Morgen, wo mehr als die Hälfte unserer Mannschaft vom Fieber befallen in den Hängematten liegen blieb. Der ursprüngliche Reiseplan musste geändert werden. Der leidende Zustand, in welchem sich sowohl Herrn Hancock's, als auch meine Füsse befanden, machten uns eine anstrengende, längere Landreise, die von hier an beginnen sollte, rein unmöglich, und die von dem Fieber heimgesuchten Bootsleute wären eine gleich hemmende Begleitung geworden, die mein Bruder auf einer Reise nicht einmal annehmen durfte, auf welcher sich aller Wahrscheinlichkeit nach der Expedition noch ganz andere Schwierigkeiten und Entbehrungen entgegenstellen mussten, als die waren, welche wir bisher überstanden, — die Sichtung der Kranken von den Gesunden erfolgte, so schwer mir auch meine Zustimmung wurde. Herr King, Hancock und ich, so wie die kranke Bootsmannschaft, sollten auf dem einen Corial nach der Mündung des *Essequibo* zurückkehren, diesen bis *Bartika-Grove* aufwärts fahren, um hier meinen Bruder zu erwarten, der nach Aufsuchung des *Cuyuni*, den Fluss herabkommen wollte, um sich wieder mit uns zu vereinigen.

Ein allgemeiner Freudenschrei verkündete uns am folgenden Tage, dass die zur Jagd ausgezogenen Männer aus den Wäldern zurückkehrten und mit wahrer Bewunderung staunte ich die kräftigen, ebenmässigen Gestalten der heimkehrenden, mit reicher Beute beladenen und von den schönsten Hunden begleiteten Jäger an.

Die *Waikas* oder *Akawais* bilden ohne Zweifel unter den gesammten Küstenstämmen den schönsten Menschenschlag, und übertreffen die übrigen Stämme nicht allein durch die Stärke ihres ganzen Körperbaues, sondern auch durch edle und regelmässige Gesichtsbildung. Sie sind in der Mehrzahl schlank, meist über 5 Fuss 6 Zoll gross, alle Glieder fest und gedrungen; dabei entwickelten sie in allen ihren Bewegungen eine Elasticität, eine Biegsamkeit und Gewandtheit des Körpers, wie sie uns bis jetzt unter den Indianern noch nicht vorgekommen war. Die, dem südamerikanischen Indianer meist fehlende Grösse und Ebenmässigkeit des ganzen Gliederbaues, der längere Hals, der weniger hervortretende Unterleib, die regel-

mässigen Züge des Gesichts vereinigten sich hier in so hoher Vollendung, dass fast jeder als Modell vollkommen männlicher Schönheit hätte dienen können, namentlich wenn der gänzliche Mangel des Bartwuchses noch ersetzt gewesen wäre.

Wie uns ihre Körperbildung überraschte, so waren sie über uns fremde Gäste verwundert; freundlich aber hiessen sie uns willkommen und bethätigten die Uebereinstimmung der äussern Zeichen mit der innern Wahrheit unmittelbar dadurch, dass sie uns einen Theil ihrer Beute, die sie vorher vor dem Häuptling aufgehäuft hatten, als Geschenk vorlegten. Da die Jäger mehre Tage abwesend gewesen waren, so hatte der grösste Theil des Wildes bereits geräuchert werden müssen, was namentlich den erlegten Affen, die nicht abgezogen, sondern nur abgesengt werden, ein schauerliches Aeussere verliehen hatte; und lange konnte ich mich nicht der Idee entschlagen, diese gesengten Affen seien an Krämpfen verstorbene Negerkinder. — Das übrige Wild bestand aus Schweinen, die grösstentheils in Viertel zerlegt waren, in Rehen (*Capreolus simplicicornis* und *rufus*), Agutis (*Dasyprocta*), Ameisenbären und einer Menge Geflügel, namentlich Enten.

Wohlweislich suchten wir uns unter der angebotenen Beute nur das Geflügel und die uns gewordenen Theile der erlegten Schweine und Rehe aus, — stand doch unser Magen noch viel zu sehr unter der Herrschaft der Einbildungskraft, die sich noch keinesweges mit den fürchterlichen Gestalten der zusammengekrümmten, grossen Heulaffen befreunden wollte, obschon ihr Starrsinn auf den spätern Reisen gänzlich gebrochen werden sollte.

Die herrlichen Jagdhunde hatten bei dem ersten Anblick meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Während die der *Warraus* einer kleinen, hagern Race mit spitziger Schnauze, aufrecht stehenden Ohren und kurzem Haar angehörten, zeichnete sich dagegen die der *Waikas* durch kräftigen Gliederbau und schönes Haar aus; sie glichen in ihrer ganzen Bildung viel unsern Wasserhunden. Wir vermutheten, dass diese Thiere spanischer Abkunft seien, und dies bestätigte sich auch dadurch, dass die *Waikas* oft weite Reisen unternehmen, um von den Stämmen Columbiens und Brasiliens Zuchthunde einzutauschen. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, dass unter diesem heissen Himmel die Hundswuth eine ganz unbekannte Krankheit ist; fast niemals zeigt, auch die Colonie kennt diese furchtbare Krankheit der Hunde nicht.

Die Umgebungen von *Manari* verkündeten die höchste Fruchtbarkeit; besonders aber zeichneten sich darin die das Dorf einschliessenden Provisionsfelder voll Zuckerrohr und Mais aus, mit denen die Erzeugnisse der Küste gar nicht verglichen werden konnten, da der letztere Kolben von 10 — 13 Zoll Länge getrieben hatte, und unter den Pisangbüscheln fanden wir viele, die ein Gewicht von 100 Pfund hatten. Der Boden bestand durchgängig aus einem reichen Lehm,

der, stark mit Humus und Sand vermischt, auf einer mächtigen Schicht Thon lagerte, wodurch selbst in der trockenen Jahreszeit der Vegetation hinreichende Feuchtigkeit gesichert bleibt.

So sehr ich mich auch in diesen Umgebungen auf meine Excursionen freute, so nöthigte mich doch der jammervolle Zustand meiner Füsse, diese bloss auf die nächsten Umgebungen einzuschränken; und dennoch kehrte ich stets reich beladen in unsere Hütte zurück, wozu namentlich die hier so zahlreich vertretene Familie der strauchartigen *Melastomaceen* viel beitrug. *)

Unter der Fauna fielen mir in den Provisionsfeldern namentlich kleine Gruppen von Vögeln auf, die in ihrem ganzen Aeussern eine ungemeine Aehnlichkeit mit unsern Elstern hatten, nur dass sie viel kleiner waren. Die Indianer nannten sie »*Ibibiru*.« Anfänglich hielt ich sie für *Betyllus teverianus*, fand aber bei näherer Betrachtung, dass sie nicht nur in der Grösse, sondern auch in der Zeichnung ihres Gefieders von *teverianus* abwichen; wahrscheinlich ist es eine neue Species. Sie sind äusserst scheu, weshalb sie auch an der Küste zu den grössten Seltenheiten gehören mögen. Auch die melancholische, aber scharf artikulirte Stimme des *Prionites Mamota*, *Hutu-hutu*, der sowohl die lichten Provisionsfelder, wie den Saum der Waldungen flieht, tönte bereits vor Sonnenaufgang aus dem düstern Schatten seines Lieblingsaufenthaltes hervor, wo der Vogel nichts weniger als scheu ist. Gewöhnlich sitzt er auf den untersten Zweigen der Bäume und bewegt, so wie er sein *Hutu-hutu* ausstösst, den langen Schwanz langsam auf und nieder.

Die schon vielfach gemachte Beobachtung, dass der *Prionites*, nachdem er vollkommen ausgewachsen, einen Zoll von der Spitze der längsten Schwanzfedern zu beiden Seiten der Fahne die Fasern abbeisse, muss ich dahin berichtigen, dass

---

*) Die hervorstechenden Species waren: *Miconia* (*Melastoma Aubl.*) *alata* (*Dec.*), *racemosa* (*Dec.*), *longifolia* (*Dec.*), *purpurascens* (*Dec.*), *laevigata* (*Dec.*), *attenuata* (*Dec.*), *elata* (*Dec.*), *Sagraea sessiliflora* (*Dec.*), *Henriettea succosa* (*Dec.*), *Clidemia agrestis* (*Don.*). Zwischen dem niedern Gebüsch vertheilt, wucherten namentlich: *Myrodia longiflora* (*Sw.*), *Mabea Pirini* (*Aubl.*), *Majeta guianensis*, *Hirtella racemosa* (*Lam.*), *Tabernaemontana odorata* (*Vahl.*), *Cepharlis involucrata* (*Willd.*), *Eugenien* und viele Species *Cordia*. Von den krautartigen Pflanzen erwähne ich: *Lisyanthus grandiflorus* (*Aubl.*), *Convolvulus guianensis* (*Aubl.*), *Mounieria trifolia* (*Lin.*), *Cutubea spicata* (*Aubl.*), *minor* (*Humb.*), verschiedene *Spermacoce*, *Phytolacca*, *Psychotria*, *Xiphidium* und *Solanum*, während wahrhaft riesengrosse *Ricinus communis* die Felder des Provisionsgrundes bedeckten. Ob die Indianer die Kräfte des Oels desselben kennen, habe ich nicht erfahren können; in der Colonie kennt man dieselben und die Neger bauen diese Gesträuche deshalb häufig. Der die Provisionsfelder umgebende Urwald bestand grösstentheils aus *Roponrea guianensis* (*Aubl.*), der so schön blühenden *Guettarda*, *Isertia coccinea* (*Vahl.*), *Cubaea paniculata* (*Willd.*), *Vochysia guianensis* (*Aubl.*), *Macrolobium sphaerocarpum* (*Willd.*), *Miristica sebifera* (*Sw.*), *Siphonia elastica* (*Pers.*), *Triplaris americana* (*Lin.*); — alles Bäume, die mir im untern Stromgebiete noch nicht vorgekommen waren.

dieser Mangel der Fasern einen andern Grund hat. Der Vogel wählt, wie bekannt, zu seinem Neste am liebsten kleine Vertiefungen an der Seite eines Hügels oder einer andern Erhöhung des Bodens. Während der Brütezeit, in der sich Männchen und Weibchen regelmässig ablösen, drehen sie sich ungemein häufig auf den Eiern herum, dadurch aber werden die Fasern der beiden langen Schwanzfedern, die über den Rand des Nestes hinaus ragen, auf der Kante desselben bedeutend abgerieben und verwirren sich. Der *Hutu*, der die Glätte seines Gefieders sorgfältig pflegt, sucht nun, wenn er von dem Brüten abgelöst worden ist und das Nest verlassen hat, die Federn wieder in Ordnung zu bringen, und da dies täglich mehrmals erfolgt, so werden die Fasern, welche die Kante des Nestes verschonte, ein Opfer der Ordnungsliebe des Vogels. Das sicherste Zeichen eines jungen Vogels, der noch nie brütend auf den Eiern sass, ist die noch unbeschädigte Fahne der beiden langen Schwanzfedern. Gleich häufig wie der *Prionites*, war auch *Crax melampyga* und *Tetrao guianensis* der Zielpunkt der Pfeile der Indianer, die den Lockruf des Vogels: »*Dura-quarra*,« auf das täuschendste nachzuahmen verstehen und ihn damit in den sichern Bereich ihrer Waffe locken. Wenn der Vogel den anbrechenden Tag begrüsst, so antwortet der Indianer augenblicklich in dem Naturtone des Thieres, ergreift unterdessen Pfeil und Bogen oder das Gewehr, eilt davon und kehrt nach wenigen Minuten mit dem blutenden Vogel zurück. Ich habe den Vogel fast immer nur einzeln, selten zu zweien gefunden.

Nach der Rückkehr der Jäger von ihrem beutereichen Zuge erhöhte auch sich die Thätigkeit und Geschäftigkeit der Bewohner. Schon vor Sonnenaufgang kehrten die ältern Frauen, beladen mit schweren Körben voller Cassadawurzeln und süsser Bataten aus den Provisionsfeldern zurück, während die Männer gewaltige Lasten von Zuckerrohr herbeitrugen, dessen Saft dem Paiwari hinzugefügt werden sollte. Das ganze schöne Geschlecht, alt und jung, hatte sich um die Körbe gruppirt, um die Wurzeln zu schälen, zu reiben, auszupressen und zu Brod zu verarbeiten, während die Bataten in grossen Töpfen gekocht wurden. Kein Laut liess sich vernehmen, jede Mittheilung und Verständigung geschah durch Pantomime, denn der Mund war mit Cassabrod gefüllt. Hätte nicht die trübe Aussicht, unvermeidlich dieses widerliche Getränk geniessen zu müssen, alle Heiterkeit aus meiner Seele verscheucht, so wäre ich in ein helles Gelächter ausgebrochen, als ich in den Kreis dieser geschäftigen Pagoden trat.

Ein zweites Getränk, das ich hier aus Mais, Bataten und Zuckersaft bereiten sah, nannten die Indianer *Kasiri*. Der Mais wurde in einem Gefäss zermalmt, das die Gestalt eines Mörsers hatte, und dann zu Brei gekocht; ebenso verfuhr man mit den süssen Bataten. Ist dies geschehen, so setzt man den letzteren eine Menge Zuckersaft zu und vermischt sie dann mit dem Maisbrei, nachdem derselbe voll-

kommen erkaltet ist. Soweit würde auch der empfindsamste Magen eines Europäers nichts gegen die Bereitung einzuwenden haben, wenn nicht zuletzt noch ein Gefäss mit gekauten Maiskörnern, die bereits in voller Gährung stehen, hinzugefügt würde,um die Gährung des Ganzen zu beschleunigen; eine gewisse Quantität Wasser verdünnt dann die Masse und macht sie flüssiger. Der Geschmack des Getränkes ist übrigens süss säuerlich und keineswegs unangenehm.

Nachdem der riesige Trog, welcher sicher 4—500 Quart fasste, so wie alle grösseren Gefässe mit *Paiwari* und *Kasiri* gefüllt und mit Pisangblättern bedeckt waren, dachten die Bewohner auch an ihre Personen und an die Vorbereitung zu ihrem festlichen Schmucke. Die Frauen holten ihre Töpfchen und Töpfe mit dem Oel aus den Früchten der *Carapa guianensis* hervor, um nach dem Morgenbade sowohl ihren Körper, wie auch ihr wunderschönes Haar zu salben, dessen reiche Fülle namentlich den das Wachsthum fördernden Wirkungen dieses Oels zugeschrieben wird. Wollen die Indianerinnen dieses Wundermittel bereiten, so sammeln sie die kastanienähnlichen Früchte des Baumes und schütten diese, bis sie anfangen zu faulen, an einem feuchten Orte zu einem Haufen auf, reinigen dann die Frucht von der äussern Saamenhülle, und zermalmen den Kern zu einem Brei, den sie mit warmem Wasser vielfach durchkneten, und dann in einem grossen, muldenähnlichen Gefäss aus Baumrinde der Sonne aussetzen, wo sich bald die öligen Bestandtheile der Frucht auf der Oberfläche sammeln. Macassaröl, wie Dupytrin's haarstärkende Löwenpomade haben schon längst diesem Oele auf den Toilettentischen der schönen Creolinnen weichen müssen!

Auch die aus Palmenblättern verfertigten Schachteln mit dem *Roucou* und *Cararcru* wurden in Bereitschaft gesetzt, um am folgenden Morgen Gesicht und Körper mit bunten Farben zu bemalen. Das erstere wird aus den Früchten der *Bixa Orellana*, deren Saamenkerne von einer zinnoberrothen Schleimhülle umgeben sind, bereitet. Die Saamenkerne werden in einem Gefäss mit etwas Wasser so lange gewaschen und herumgerührt, bis sich die Schleimhülle von den Körnern ganz abgelöst hat und die letztern entfernt werden können, worauf man das Gefäss zur Verdunstung der Sonne aussetzt. Sind die wässrigen Theile ganz verdunstet, so mischt man das Ganze mit Crapöl und dem wohlriechenden Harze der *Hymenaia Courbaril* (*Lin.*) Das feinere *Cararcru*, womit sich die *Waikas* jedoch einzig das Gesicht färben, erhalten sie durch Tausch von den Stämmen des Innern, die dasselbe aus den Blättern der *Bignonia Chica* (*Humb.*) verfertigen. Die Frucht der *Genipa americana* liefert ihnen eine blauschwarze Farbe, die sich ziemlich lange hält.

Bevor ich zur Schilderung des Festes selbst übergehe, muss ich noch die Art

und Weise erwähnen, wie es der Einladende dem Einzuladenden verständlich macht, an welchem Tage dieser zum Mahle, oder der, mit welchem jener ein Geschäft abmachen will, erscheinen soll, da der Indianer für die einzelnen Tage keine besondern Bezeichnungen besitzt.

Will der Häuptling ein Fest geben, so wählt er so viele Faden, als er entfernter wohnende Freunde einzuladen gedenkt, und reihet an jeden einzelnen entweder gleichviel Perlen oder knüpft gleichviel Knoten in diesen, als noch Tage bis zur Feier dazwischen liegen. Eilende Boten fliegen nun mit diesen Schnüren nach allen Richtungen aus, um jedem Freund des Häuptlings zugleich mit der mündlichen Einladung auch eine solche Schnur zu überbringen, die dieser dann an seine Hängematte befestigt, um jeden Morgen eine Perle abzunehmen oder einen Knoten aufzuknüpfen. An dem Tage, wo die Knoten alle gelöset oder die Perlen sämmtlich verschwunden sind, treffen auch die Gäste sicher ein. Um sich aber selbst nicht zu verrechnen, hat auch der Gastgeber eine Schnur zurückbehalten und beobachtet genau dasselbe Verfahren, welches seine eingeladenen Freunde befolgen, nimmt täglich eine Perle hinweg oder löst einen Knoten. Dasselbe Mittel bringen sie auch bei allen Privatangelegenheiten und Geschäften, die sie mit entfernter wohnenden Stammgenossen abmachen wollen, in Anwendung. Bei den Stämmen des Innern, namentlich bei den *Macusis*, bedient man sich statt der Schnuren mit Perlen oder Knoten, eines Stabes, in welchem eine gleiche Anzahl Kerben, als der Zwischenraum noch Tage in sich schliesst, eingeschnitten sind; jeden Tag schneidet man eins der Kerbzeichen ab und so kann das Fest nicht verfehlt werden.

Welch belebtes Bild bot mir heute der anbrechende Morgen! Der erste Blick, den ich in die offenen Hütten warf, zeigte mir, dass mehr als die Hälfte der Bewohner der Niederlassung mit der Toilette beschäftigt war. Mütter malten ihre Kinder, wobei mir namentlich die kleinen, ungeduldigen Knaben viel Freude machten, denen man es in jeder Miene ansah, dass ihnen die Operation viel zu viel von der Zeit wegnahm, die sie mit den sich schon vor den Hütten herumtummelnden Altersgenossen hätten zubringen können. Vor Ungeduld trippelnd und an allen Gliedern zuckend, konnte sie nur der kurze und ernste Ausruf der Mahnung der Mutter auf Augenblicke zum Stillstehen bringen. Endlich waren die qualvollen Minuten überstanden und von den musternden Blicken der stolzen Mutter verfolgt, eilte einer nach dem andern den Kameraden zu, bis diesen oder jenen die Stimme der kritisirenden Mutter wieder zurückrief, um noch einige Striche zu verlängern, oder andere zu verdecken. Ein kleines, niedliches Mädchen hatte aber einen noch viel ungeduldigern Theilnehmer des Festes zu besänftigen, nämlich ihren zahmen Affen, der sich noch viel weniger dazu verstehen wollte, die Striche, welche die Mutter auf das Gesicht des Bruders malte, durch dessen Schwester auf das seinige

26*

copiren zu lassen, und dieses nun durch neckisches Beissen und gedankenschnelles Strampeln zu verhindern suchte. Was Wunder, dass daher jener laute und kurze Ausruf, den die Mutter beim Sohne anwandte, zehnfach öfter von dem Töchterchen wiederholt werden musste! Endlich war das schwere Werk des Malens vollbracht, einige Perlenschnüre und eine kleine Schaamschürze beendete die Toilette des ungeduldigen Thieres. Die ältern Mädchen glätteten und salbten, vor den eingetauschten Spiegeln stehend, ihr üppiges, schwarzes Haar, während die Männer ebenfalls mit dem Ordnen ihrer Haare beschäftigt in der Hängematte sassen, und ihre Füsse bis zum Knöchel von den vor ihnen knieenden Weibern mit hochrother Farbe anstreichen liessen, so dass man leicht getäuscht und zu dem Glauben verführt werden konnte, sie hätten rothe Schnürstiefeln an. Wieder andere Gruppen von Mädchen reiheten emsig die von uns erhaltenen Perlen an Schnüre, um sich noch beim Fest damit zu schmücken; alte Mütterchen dagegen trippelten von einem Topfe zum andern, eilten zum Paiwaritrog, kosteten das Gebräu, deckten es dichter mit Palmblättern zu, während wieder andere den Vorrath des Cassadabrodes vermehrten, oder das für die Gäste bestimmte Fleisch reinigten und an das Feuer setzten.

Den Häuptling begrüssten bereits die ersten Strahlen der Morgensonne in völligem Ornate. In einem bunten Hemd, weissen Pantalons, das Haupt bedeckt mit einer europäischen Mütze, sass er auf einem kleinen Sessel vor der Hütte und unterhielt sich mit dem ihm zur Seite sitzenden Clementi, der seinen Leibrock trug, dessen hochstehender Kragen die Ohren des Indianers halb bedeckte und fast bis zu dem in Papier gehüllten blauen Hut reichte. Auch Clementi's Frauen hatten heute ihre Kleider von Kattun hervorgesucht.

Schnell suchten meine Augen die schönen Zwillingsschwestern, um sie in ihrem Ballstaat zu bewundern, fanden sie aber noch mit Anreihen der erhaltenen Perlen und mit Veränderungen an den Armspangen beschäftigt; geglättet und gesalbt deckte das reiche, dunkle Haar die schön geformten Schultern der Indianerinnen. Gegen den Nachmittag war die Gesammttoilette beendet.

Da die Flüsse die gewöhnlichen Communicationsstrassen der Wildniss sind, so erschienen auch alle Gäste in ihren Corials und verkündeten ihre Ankunft an der Landungsstelle durch einen lauten Freudenschrei, worauf sie sich unter Anführung des Häuptlings in gemessener Haltung der Niederlassung näherten. Das gegebene Ankunftssignal der ersten Parthie hatte mich aufmerksam gemacht, und mit der grössten Spannung sah ich dem Erscheinen des Zuges entgegen. Plötzlich näherte sich eine alternde, aber doch noch schöne, männliche Gestalt, bekleidet mit einem bunten Hemde, den Kopf mit einem alten Filzhut bedeckt, den Häuptlingsstab in der Hand, von der Landungsstelle her, an die sich unmittelbar eine grosse

Menge der schönsten Männergestalten reihte. Unter den *Warraus* hatte ich schon manch pittoresken Schmuck gesehen, ein ähnliches Bild aber, wie sich hier mir bot, hatte ich noch nie erblickt. Man denke sich eine schöne, kräftige Männergestalt, den Kopf mit der phantastischen Federmütze bedeckt, das Gesicht von einer Menge feiner, weisser und rother, rechtwinkliger, parallel unter einander verlaufender Linien durchzogen, über die von der Stirn herab die dort angeklebten weissen Daunen des *Crax alector* herabhängen, während der ganze Körper bis auf die Knöchel mit schwarz und roth gemalten, rechtwinkligen Figuren bedeckt war, unterhalb jener aber die Füsse roth angemalt sind, den kräftigen Nacken und die gleich muskulöse Brust mit Ketten von Affen- und Schweinszähnen geschmückt, an denen grosse Quasten aus den Bälgen der Pfefferfresser, untermischt mit denen des schönen Honigvogels (*Nectarinia coerulea*) oder den Flügeldecken der glänzenden Prachtkäfer (*Buprestiden*) den Rücken hinabhängen, die Knöchel umwunden mit Schnüren der ausgehöhlten Saamen der *Thevetia nereifolia* (*Juss.*) die bei jedem Schritt ein schellenartiges Geräusch erregen, — und man hat in diesem Gemälde das Bild aller Indianer, die dem Häuptling folgten. Nur einzelne unter ihnen zeichneten sich noch besonders durch einen Federmantel aus den langen Schwanzfedern indianischer Raben aus, die an eine starke Schnur dicht an einander gereiht waren und gleich einem abwärtsstrahlenden Heiligenschein den Rücken umflossen. In einfachem Perlenschmuck, stark bemalt, beschlossen die Weiber, ihre Kinder an der Hand führend, den interessanten Zug.

Obschon unsere grossen Corials die Neugier der Gäste bei ihrer Ankunft sicher im hohen Grade erregt hatten, und der Anblick der vielen Fremdlinge, die das Dorf erfüllten, das Erstaunen der Indianer noch steigern musste, so ging doch der Zug, ohne uns auch nur im geringsten zu beachten, ernst und still an uns vorüber. Nur die Kinder warfen schüchterne und verstohlne Blicke auf uns, da sie wahrscheinlich zum erstenmal in ihrem Leben weisse und schwarze Leute sahen, und schmiegten sich, erschreckt durch unser Aeusseres, ängstlich an die Mutter an. Als der Zug bei der Hütte des Häuptlings ankam, begrüssten sich die beiden Herrscher, und der Gast liess sich auf einen bereit gestellten Sessel nieder, während ihn seine Unterthanen stehend im Halbkreis umgaben.

Die Begrüssungsformel der *Akawais* ist ziemlich kurz. Gast: »ich komme.« Wirth: »es ist gut; kommst du?« Gast: »ja ich bin da.« Hiermit stimmt auch die Gruss- und Bewillkommnungsformel der *Arawaaks*, wie mir CABERALLI sagte, überein. Gast: »ich komme.« Wirth: »es ist gut, kommst du?« oder auch bloss: es ist gut. Wirth: »bist du da?« Gast: »ja ich bin da«*). So wie der Gast das letzte

*) Vergleiche QUANDT: Nachricht von *Surinam* und seinen Bewohnern.

Wort gesprochen hatte, reichte ihm die Frau unseres Häuptlings die mit *Paiwari* gefüllte Trinkschale, während eine andere einen Topf mit Fleisch vor ihn hinsetzte. Nachdem er getrunken, die Schale seinem Nebenmann zur Rechten gereicht, griff er nach dem Fleische, worauf sich der Wirth entschuldigte, dass er ihm nichts besseres vorzusetzen habe, eine Entschuldigung, die mit einem: »es ist gut« beseitigt wurde. Jetzt wurden alle übrigen männlichen Begleiter ebenfalls mit *Paiwari* und Fleisch versehen, während die Weiber, die nie zugleich mit den Männern essen dürfen, neugierig ihre schüchternen Blicke auf uns warfen. So wie die Männer gegessen und getrunken, näherten sie sich diesem oder jenem Bewohner, sprachen mit ihnen oder traten zu uns heran. Jetzt erst war es auch den Weibern erlaubt, ihren Durst zu stillen und ihren Hunger zu befriedigen.

So kam ein Trupp nach dem andern, und bei jedem wiederholten sich die Ceremonien des Empfangs. Unter der ganzen grossen Versammlung konnte ich nicht zwei Individuen herausfinden, deren Malerei im Gesichte vollkommen mit einander übereinstimmte.

Jeder Gast hatte seine eigene, aus baumwollnen Fäden gewebte Hängematte mitgebracht, die nach den Begrüssungsscenen augenblicklich von den Weibern aus den Corials herbeigeholt, in eine der Hütten aufgehängt und von dem Eigner in Besitz genommen wurde, um sich aus dieser, mit seinen nahe liegenden Gefährten zu unterhalten, oder ihnen seine witzigen, satyrischen Bemerkungen über uns, unsere Leute oder unser Gepäck mitzutheilen, welche von den übrigen herzlich belacht wurden; — die dabei fortwährend kreisende Trinkschale belebte die Conversation natürlich immer mehr und mehr.

Dass der Ceremonienmeister heute seinen grossen Tag hatte, verkündete sein reicher Schmuck. Kurz nach dem Untergang der Sonne nahm er sein gewaltiges Bambusrohr, das mit langen Schnüren aufgereihter Saamen der *Thevetia* umwickelt war, in die Hand, und gab damit das Zeichen zum Beginn des Tanzes. Mehre aus starken, wiederholt in zerlassenes Wachs getauchten und zusammengedrehten Baumwollfäden gefertigte Fackeln, erhellten die Hütte und die riesige Paiwaribowle. Auf jenes Zeichen des Ceremonienmeisters sprangen alle Männer aus ihren Hängematten, und stellten sich in einiger Entfernung von der Bowle im Halbkreis auf. Der Ceremonienmeister bewegte sich nun gebückt und langsam um dieselbe herum, wobei er jedesmal zwei Schritte gegen den Trog vor und dann wieder einen Schritt zurück that, was die ganze Colonne, die linke Hand auf die rechte Schulter des Nebenmannes gelegt, nur nicht in gebückter, sondern in aufrechter Stellung nachahmte. Diese langsame und gemessene Umkreisung wurde durch den Takt eines monotonen Gesanges geregelt; über den Sinn der Worte, die ihm zu Grunde lagen,

X. A. v. E. Kretschmar.

Hütten und Tanz der Waikas.



konnte ich leider keinen Aufschluss erhalten, denn die jetzigen *Waikas* verstehen sie selbst nicht mehr. Die Worte des Gesanges sind vom Vater auf den Sohn vererbt, die Sprache scheint sich aber im Laufe der Zeit so verändert zu haben, dass die Gegenwart wohl die Form, den Ausdruck der Gedanken, die Worte, nicht aber das Verständniss des Sinnes bewahrt hat. Der Ceremonienmeister sang jedesmal einige Worte vor, welche dann der Chor wiederholte, was mit einer solchen Präcision und Genauigkeit geschah, dass man nur e i n e Stimme zu hören glaubte. Von den Weibern hatte sich nur die Frau des Häuptlings und ein altes Mütterchen angeschlossen, das offenbar das älteste Glied der ganzen Gemeinschaft war.

Nachdem sich der Zug mehremals um den Trog bewegt hatte, blieb der Ceremonienmeister plötzlich stehen, die Tänzer schöpften neuen Athem und brachen dann in ein fürchterliches Geschrei aus. — Die Frauen und Mädchen eilten nun mit den leeren Calabaschen nach der Bowle, schöpften jene voll, reichten sie den Männern und befriedigten jeden, dessen Auge ein Verlangen nach der Erquickung aussprach, worauf sich die Colonne unter Begleitung eines neuen, gleich unverständlichen Liedes in einem anderen Takte wieder in Bewegung setzte. Während der Pausen verliessen die Ermatteten die Reihe und frische Tänzer traten an ihre Stelle. Je mehr die Tänzer tranken, je öfterer sich die Pausen wiederholten, desto unregelmässiger wurden auch die Bewegungen, desto lärmender der Gesang, der endlich in ein wildes Gebrüll ausartete. Unglücklicherweise hatte ich mir durch jene kleinen Geschenke die volle Gunst der beiden schönen Zwillingsschwestern erworben, die sie mir nun durch das häufige Credenzen der Trinkschale zu erkennen geben wollten. Da man das Zurückweisen des Tranks für ein entschiedenes Zeichen der Verachtung angesehen, da es sowohl in dem Herzen der beiden schönen Mädchen, wie in dem ihres Vaters ein unvertilgbares Misstraun, einen bittern Hass gegen uns erzeugt haben würde, so sah ich mich genöthigt, wenigstens den Schein anzunehmen, als genösse ich das Getränk. Was aber sind unsere berüchtigten Trinkgelage gegen ein solches Fest der Wilden! Ich sah Männer Calabasche auf e i n e n Zug leeren, die gewiss 2—3 Quart enthielten, dann zu einem Baum eilen, sich den Unterleib zusammendrücken, des Genossenen sich wieder entledigen und unmittelbar nach der Entleerung der harrenden Frau den neugefüllten Calabasch abermals aus der Hand nehmen, um den Inhalt wieder in einem Zuge verschwinden zu lassen. In dem Genuss des Paiwari sättigt der Indianer sich nie, und auch hier währte der Tanz und Gesang, wenn man jetzt das wüste Gebrüll noch einen Gesang nennen durfte, so lange, bis auch der letzte Tropfen des berauschenden Getränks genossen war.

Das alte Wort: *in vino veritas*, behauptet auch selbst in den Urwäldern

Guianas, nur mit der Umänderung: in *Paiwari veritas*, seine volle Geltung. Mit jeder Schale des Getränkes trat die innere und wahrste Gemüthsstimmung des Trinkers deutlicher und offener hervor. Jahrelang verhaltener Groll und Hass, Beleidigungen, die der Beleidiger längst vergessen zu haben schien, wurden jetzt wieder laut, und sprachen sich in den Vorwürfen aus: »du bist der Sohn dessen, der meinen Vater erschlagen oder: mein Weib verführt hat. Du hast meine Frau vergiftet; du meinen Sohn ermordet,« Aeusserungen, die jeder Indianer bei nüchternem Sinne mit schlauer Vorsicht unterdrückt. Diese Vorwürfe würden auch ohne Zweifel augenblicklich die blutigste Rache herbeiführen, wenn nicht die verständigen und durch die Erfahrung belehrten Frauen, so wie einige Männer, deren Pflicht es ist, sich den Verstand klar und hell zu erhalten, schon bei den ersten Stadien der Trunkenheit alle Waffen entfernt hätten. Ausserdem hatten die Frauen manchen der Ruhestörer längst zu den Hängematten gelockt und in diesen festgebunden.

Auch unsere *Warraus*, deren Talente im Trinken ich schon oft genug Gelegenheit gehabt zu bewundern, hatten die günstige Gelegenheit in einem solchen Masse benutzt, dass sie am folgenden Morgen besinnungslos umherlagen, und wie die *Akawais* erst am späten Nachmittage aus ihrem wüsten Taumel erwachten. Allen Zeichen nach muss der Rausch in diesem Getränke viel abspannender und betäubender sein, als der, welchen der Branntwein erzeugt. Eine grosse Menge der *Ampullaria urceus*, *) die einige geschäftige Frauen schon bei Anbruch des nächsten Morgens kochten und zubereiteten, schien ziemlich deutlich darauf hinzuweisen, dass diese, wie bei uns der Häringssalat, als ein Kräftigungsmittel für das gestörte Ganglien-System galten. Das Mollusc wurde in dem Gehäuse gekocht, dieses dann zerschlagen und aus dem Thiere die Eingeweide entfernt. Mit Essig übergossen, lieferten die muskulösen Theile ein ganz vorzügliches Gericht.

Während einige Frauen mit dem Kochen der Schnecken beschäftigt waren, setzten die übrigen ihre Kaumuskeln bereits wieder in Bewegung, um die in den Töpfen eingetretene Ebbe so schnell als möglich durch eine neue Fluth zu ersetzen, und den gestrengen Herrn seinen täglichen Trunk nicht vermissen zu lassen.

Wie bei den *Warraus*, so ruht auch bei den *Akawais* die ganze Last der Arbeit auf den Schultern der Weiber, denen ich das rühmliche Zeugniss geben muss, dass sie sich während unseres Aufenthaltes unter ihnen nie müssig zeigten. Selbst das Brennholz für den Heerd und für die Feuer unter der Hängematte

---

*) Eine ausführliche Monographie der *Ampullaria urceus* von Herrn Dr. Troschel befindet sich in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte. Jahrgang 1845.

mussten die Weiber herbeischaffen. Der Ehemann, der dabei seine Hand anlegt, besitzt entweder blos eine Frau, oder gehört zu dem unter den Eingebornen seltenen Geschlechte der galanten Eheherren.

Die Witterung blieb sich fortwährend gleich; einen Tag ohne die stärksten Regenschauer hatte der Himmel uns bisher noch nicht vergönnt, — leider eine traurige Temperatur für meine gesammelten Pflanzen! Wollte ich wenigstens etwas retten, so musste ich meine Zuflucht zur Feuerwärme nehmen, und selbst da moderten die saftigen Exemplare noch unter den Pressen. Stöckle und Florenz waren daher vom Morgen bis Abend mit dem Trocknen des Papiers über dem Feuer beschäftigt, wozu sich der erstere einen förmlichen Trocknenapparat erbaut hatte, der freilich schon einige Tage nach seiner Vollendung in Folge der Unvorsichtigkeit des Bauherrn sammt dem grössten Theil des Papiers in Flammen aufging; ein Verlust, der mich um so schmerzlicher traf, als er nicht ersetzt werden konnte.

Nach vielen vergeblichen Nachtwachen gelang es endlich meinem Bruder die Lage von *Manari* astronomisch zu bestimmen, die sich zu 7° 35′ 34″ N. B. und 60° 0′ 36″ W. L. oder 109 Meilen westlich von Georgetown herausstellte. Die bisher angestellten meteorologischen Beobachtungen gaben folgende Resultate:

Stand.	Barometer in Zollen.	Thermometer. Fahrenheit.		
		Angefügtes Thermometer.	Freies.	Befeuchtetes.
Höchster	30,176	89° 0′	88° 4′	83° 4′
Niedrigster	30,018	72° 2′	68° 0′	68° 0′
Mittel von 37 Beobachtungen stündlich genommen.	30,092	78° 5′	75° 0′	75° 2′

Da mein Bruder den *Barima* auch oberhalb seiner Cataracte kennen zu lernen wünschte, so brach er mit Herrn Glaskott in einem kleinen Corial dahin auf, fuhr den *Manari* eine Strecke abwärts und erreichte durch zwei jener natürlichen Verbindungscanäle, den *Gaima* und *Ataima*, in kurzer Zeit den *Barima*. Der unaufhörliche Regen hatte den *Barima* nicht allein bis zum Ueberfliessen angefüllt, sondern seine Strömung auch so erhöht, dass die Parthie trotz aller Anstrengung nur langsam vorrücken konnte. Die Strömung betrug in der Stunde 4 — 4½ Miles. Nachdem sie an den Mündungen der kleinen Flüsse *Ararisi*, *Sabritin*, *Burroparu*, *Mariwaballi* vorübergefahren, landeten sie am

Abend des 28. Juni an dem Warraudorfe *Simuita*, wo der *Barima* immer noch eine Breite von 51 Yards hatte. Am folgenden Morgen 6 Uhr zeigte das Barometer 30,020 Zoll, das Thermometer 70° 5′ Fahrenheit. Hatten wir auch bereits vor der Mündung des *Manari* in den *Barima* hier und da grosse, feinkörnige Sandsteine zu Tage liegen sehen, welche die Indianer zum Schärfen ihrer Messer und Aexte benutzen, so traten diese doch so vereinzelt auf, dass sie der Schifffahrt kein Hinderniss entgegenstellten; — der ansehnliche Cataract, *Mekorerussa*, den die Gesellschaft am Nachmittag erreichte, bildete demnach das erste, zugleich aber auch unübersteigliche Hemmniss; bis hierher würde der *Barima* die günstigste Strasse für Dampfschiffe darbieten. Nach der übereinstimmenden Aussage der Indianer waren mein Bruder und Hr. Glaskott die ersten Weissen, die jemals so weit vorgedrungen; eine Behauptung, die sich auch dadurch bestätigte, dass der Lauf des *Barima* sich ganz anders zeigte, als er in den Karten bisher angegeben worden ist. Diese Wahrnehmung bestimmte sie, ihre Excursion noch so weit fortzusetzen, als es das Strombett erlauben würde. Fall folgte jetzt auf Fall, von denen die Indianer den grössten *Tropocari* nannten. Obschon der Fluss seine frühere Breite behielt, zeigte er sich doch förmlich mit Granit erfüllt, bis bald darauf auch regelmässig geschichteter Quarz zu Tage trat. Nachdem sie im Laufe des folgenden Tages noch an der Mündung mehrer ansehnlicher Flüsse in den *Barima*, namentlich dem *Wanama* und *Mehokawaina* vorübergekommen, stellte sich in zahllosen über einander gestürzten Bäumen, die den Fluss nach allen Richtungen hin durchkreuzten, der fernern Flussfahrt ein unübersteigliches Hinderniss entgegen. Man verliess deshalb das Corial. Herr Glaskott blieb bei diesem zurück und mein Bruder setzte seine Untersuchung in Begleitung mehrer Indianer zu Fusse fort; der Weg wurde durch zahlreiche Sümpfe erschwert und jeder Schritt musste mühsam mit der Axt erkämpft werden. Den 1. Juli stiessen sie nach langer Unterbrechung wieder auf einen Zufluss des *Barima*, den selbst die Indianer nicht kannten, da keiner von ihnen noch so weit vorgedrungen war. Wegen der zahllosen Granitblöcke, die sein Bett füllten, nannte ihn mein Bruder *Rocky-river*. Der *Barima* zeigte auch hier noch eine Breite von 30 Fuss, wobei er aus W. N. W. kam und sein Bett häufig von Granitfirsten durchschnitten wurde. Die ganze Vegetation zeugte von einer ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens. Der Mangel an Lebensmitteln, welcher hier sich fühlbar machte, nöthigte sie zur Rückkehr. Astronomische Beobachtungen hatten wegen des ununterbrochenen Regens nicht angestellt werden können. Die meteorologischen Beobachtungen dagegen ergaben folgende Resultate:

Stand.	Barometer in Zollen.	Thermometer. Fahrenheit.		
		Angefügtes.	Freies.	Befeuchtetes.
Höchster	30,088	80° 5′	80° 0′	78° 5′
Niedrigster	29,942	71° 4′	71° 0′	70° 0′
Mittel von 37 Beobachtungen von 6 Uhr Morg. bis 6 Abends.	30,007	75° 56′	75° 30′	74° 2′

Die Rückreise auf dem *Barima* wurde, durch die starke Strömung beschleunigt, in zwei und einem halben Tage zurückgelegt, während die Fahrt stromaufwärts 6 Tage gedauert hatte.

V.

Theilung der Expedition. Rückkehr nach dem untern Laufe des Essequibo. Natürliches Canalisationsnetz. Fluss Whomana. Waini. Halsstarrigkeit der Neger. Barimani. Beara. Niederlassung Asacota. Sitten und Gebräuche der Arawaaks. Gerichtstag. Flora des Barabara. Fluss Morocco. Mission Morocco. Missionar Collins. Ameisencolonie. Schlammbänke der Küste. Mündung des Pomeroon. Verlassener Plantagendistrict. Hospital der Aussätzigen. Mission des Hrn. Brett. Tapacumasee. Wanderameisen.

Die sichtbare Abnahme unserer übrigen Provisionen nöthigte uns, schneller an unsere Trennung zu denken, als es unsere Absicht war. Die Scheidung der Gesunden von den Ungesunden ging daher vor sich. Zu den letztern gehörte Herr King, Hancock, ich, Stöckle, der kleine Florenz, 12 Bootsleute, Caberalli und zur grossen Freude der Zurückbleibenden Clememti, da diese nun hoffen durften, des Morgens schlafen zu können; denn alle Versuche, den Schwätzer davon abzubringen, schon gegen 2 Uhr seine endlosen Erzählungen zu beginnen (was ihm den Namen »der Hahn« erwarb), waren bis jetzt fruchtlos gewesen. Maicer-wari und die beiden Zeugen mussten Herrn King ebenfalls folgen.

Da wir uns mit unsern Corials nicht in die Wogen und Stürme des Meeres wagen konnten, so beschlossen wir die Rückreise auf einem sicherern Wege zu versuchen. Wie ich schon früher bemerkte, steht der *Barima* unterhalb der Mündung des *Warina* durch die kleinern Flüsse *Waburina*, *Sabaina*, *Iteriti* und *Morebo*, so wie durch mehre natürliche Canalisationsstrassen (*Itabbos*) mit dem *Waini* in Verbindung; den letztern aber verbinden andere *Itabbos* mit dem *Morocco*, der sich unmittelbar in der Nähe der Mündung des *Pomeroon* in das Meer ergiesst. Fährt man dann in den *Pomeroon* ein, so führt ein gleiches Canalisationsnetz den Schiffenden in den *Essequibo*. Dieser Weg war offenbar der günstigste und wurde von uns aus mehr als einer Ursache gewählt; mein Bruder ertheilte mir ausserdem den Auftrag, den *Essequibo* aufwärts bis nach *Bartika-Grove* zu

fahren, um ihm von da ein Corial mit Provision auf dem *Cuyuni* entgegenzuschicken, weil unser geringer Vorrath fürchten liess, dass dieser Parthie der Mangel an Lebensmitteln nicht fremd bleiben werde. Am Abend vor der Abreise gaben die Bewohner von *Manari* unsern indianischen Bootsleuten noch ein kleines Trinkfest, bei welchem sich die *Warraus* so übernommen hatten, dass sie am Morgen nur mit Gewalt aus den Hängematten zu bringen waren. — Mein Steuermann fehlte ganz, und erst nach langem Suchen fand ihn eine der Frauen bewusstlos im Grase liegend. Da alle Versuche, ihn auf die Füsse zu bringen, scheiterten, musste ich ihn nach dem Corial tragen lassen, wo er bis gegen Abend in seinem todtenähnlichen Zustand verblieb, und bei dem Erwachen nicht wenig verwundert war, sich mitten auf dem Strom im Corial wieder zu finden.

Mit reissender Schnelligkeit wurden wir dem *Barima* entgegengeführt, der uns bald wieder mit der Riesenvegetation seiner Ufer umgab. Ungeachtet der fast pfeilschnellen Strömung entging dem Scharfblick der Indianer doch keins der lebenden Wesen in der dunkeln Belaubung; selbst eine auf einem der Aeste zusammengerollt liegende Schlange, die ich erst nach grosser Anstrengung entdeckte, spähten sie aus. Ein Schuss aus meiner Flinte brachte jene schnell von ihrer Höhe herab, nicht aber gleich schnell in das Corial; denn keiner meiner Leute wollte sich dazu verstehen, sie in das Fahrzeug zu ziehen, obschon es ein ganz unschädlicher *Herpetodryas lineatus* (*Schleg.*) war. Ich übernahm daher das Geschäft selbst; als ich die Beute aber in das mit Spiritus gefüllte Gefäss steckte, wollte das mitleidige Gelächter der Indianer kein Ende nehmen. Eine kleine Flotille Corials, der wir am Nachmittag begegneten, verbreitete über das Strombette ein ungemein reges Leben. Es waren *Warraus*, die sich hier zum Fang des *Maracotto* oder *Osibu* (*Myletes*), eines sehr schmackhaften Fisches, versammelt hatten, der sich regelmässig während der Regenzeit nach den Fällen des *Barima* zieht, um dort zu laichen, auf dieser Geburtsreise jedoch durch die Indianer vielfach decimirt wird, wozu sie sich als eines Köders, dem der Fisch kaum zu widerstehen vermag, der zermalmten Saamen der *Carapa guianensis* bedienen, die sie in Klumpen ballen, diese mit dünnen Lianen umflechten und, an eine Schnur befestigt, in's Wasser werfen. Bald versammeln sich um den Klumpen eine Menge der Fische, unter denen sich nun der scharfsichtige Speerwerfer die bessten als nie verfehlten Zielpunkt aussucht. Nicht bloss wir, sondern auch die *Warraus* erwarben sich durch Tausch einen grossen Theil der gewonnenen Beute, eine Acquisition, zu der wir uns am Abend um so mehr Glück wünschten, als wir bei der Ankunft in Clementi's Pallast bei den zurückgelassenen Bewohnern eine gänzliche Ebbe der Nahrungsmittel vorfanden. War jetzt auch durch die Fische der Noth des Augenblicks gesteuert, so stiegen doch unsere Besorgnisse bei dem Blicke auf die folgenden Tage um so mehr,

als uns Caberalli versicherte, dass seine Residenz die erste Niederlassung wäre, die wir im Verlauf der nächsten Tage antreffen würden.

Herr King, und ich, hörten das Murren und Schimpfen der Neger schon im Voraus, wenn sie ihre gewohnten Riesenrationen verkleinert und vielleicht endlich ganz verschwinden sehen würden, und bereiteten uns daher auch auf manchen harten Strauss vor, den wir ohne Zweifel würden durchkämpfen müssen. Unter so trüben Aussichten nahmen wir am folgenden Morgen von dem oft verwünschten Schwätzer Clementi Abschied, tauschten noch sämmtlichen Proviant, den wir vorfanden, ein und setzten die Reise in der Hoffnung fort, dass unser Vorrath durch Fische oder Wild sich doch vielleicht wieder füllen werde. Da mein Corial etwas zurückgeblieben war, so bemerkte ich am Nachmittag, dass die Vorausrudernden plötzlich unter den sonderbarsten Gestikulationen nach einer Stelle des Ufers wiesen und mit aller Kraft die Mitte des Stromes zu erreichen suchten. Von Neugier getrieben, befahl ich meinen Leuten die Ruder schneller einzusetzen, und bald wurde ich durch ihren Ausruf: »eine Schlange«! über den Gegenstand der Furcht belehrt. Nur mit Gewalt konnte ich auch sie von der schleunigsten Flucht zurückhalten. Das Ungeheuer lag auf den dichten Zweigen eines über den Fluss herüberragenden Baumes, gleich einem Ankertau zusammengerollt, und sonnte sich. Ich hatte zwar schon manche grosse *Boa murina* (*Eunectes murinus Wagl.*), *Comuti* der Colonisten, gesehen, ein solch riesiges Exemplar war mir jedoch noch nicht begegnet. Lange Zeit kämpfte ich mit mir, und war unentschieden, ob ich sie angreifen oder ruhig vorüber fahren sollte. All die schreckenvollen Bilder, die man mir von der ungeheuren Kraft dieser Schlangen entworfen, vor denen ich schon als Kind gezittert hatte, tauchten jetzt in meiner Seele auf, und die Vorstellungen der Indianer, dass, wenn wir sie nicht auf den ersten Schuss tödtlich verwundeten, sie uns ohne Zweifel angreifen und das kleine Corial durch ihre Windungen leicht umwerfen würde, wie dieses schon öfter der Fall gewesen, verbunden mit dem sichtbaren Entsetzen Stöckles, der mich bei meinen und seinen Eltern beschwor, uns nicht leichtsinnig solchen Gefahren auszusetzen, bewogen mich, den Angriff aufzugeben und ruhig vorüber zu fahren. Kaum aber hatten wir die Stelle im Rücken, als ich mich auch meiner Bedenklichkeiten schämte und die Ruderer zur Umkehr nöthigte. Ich lud die beiden Läufe meiner Flinte mit dem gröbsten Schroot und einigen Posten, was der beherzteste der Indianer ebenfalls that. Langsam kehrten wir nach dem Baume zurück, — noch lag die Schlange ruhig auf der alten Stelle. Auf ein gegebenes Zeichen schossen wir beide ab, glücklich getroffen stürzte das riesengrosse Thier herab und wurde nach einigen convulsivischen Zuckungen von der Strömung fortgetrieben. Jubelnd flog das Corial der Schlange nach, und bald war sie erreicht und in den Kahn gezogen.

Obgleich sich jeder überzeugte, dass sie längst verendet sei, so hielten doch Stöckle und Florenz in ihrer Nähe sich keineswegs für sicher; die beiden Helden warfen sich heulend und jammernd auf den Boden nieder, als sie dass 15¼′ lange und 2¼′ starke Thier vor sich liegen und dann und wann noch den Schwanz bewegen sahen. Die Leichtigkeit, mit der wir sie bewältigten, verdankten wir der Wirkung der Posten, von denen ihr die eine das Rückgrat, die andere den Kopf zerschmettert hatte. Eine solche Verwundung, besonders in den Kopf, macht, wie ich später noch oft wahrzunehmen Gelegenheit hatte, selbst die riesigste Schlange augenblicklich regungs- und bewegungslos. Das Geschrei, so wie die beiden Schüsse, hatten auch die vorauseilenden Kähne, die nicht im entferntesten vermuthet, dass wir das Unthier angreifen würden, wieder zurückgerufen, wo mir Hr. King einige Vorwürfe über mein Unternehmen machte und die Aussagen der Indianer vollkommen bestätigte. Auf einer seiner letzten Reisen war ein gleiches Ungethüm von 18′ Länge erst durch die siebente Kugel getödtet worden.

Da mir der beschränkte Raum des Corials das Abziehen nicht erlaubte, und ich ausserdem hoffte, dass wir bald ein Nachtlager finden würden, so schob ich die Arbeit bis dahin auf. An der Mündung des kleinen Flusses *Whomana* oder *Maruiwa* verliessen wir den *Barima* und fuhren in jenen ein.

Eine bedeutende Strecke fanden wir den Fluss ziemlich breit, und schnell konnten wir seinen Lauf verfolgen. Je weiter wir aber aufwärts drangen, um so mehr verengte er sich, um so häufiger mussten die Aexte und Beile zur Hand genommen werden, um den beiden grossen Fahrzeugen zwischen den übereinander gestürzten Bäumen eine Fahrstrasse zu öffnen. Die Ufer des *Whomana* zeigten sich ungemein niedrig, waren nach beiden Seiten hin vollkommen überfluthet und somit hatten wir wieder die Region erreicht, wo die *Manicaria, Euterpe, Bactris, Maximiliana* und *Oenocarpus* herrschten. Strauchartige Mimosen und Ficusarten umsäumten mit ihren von Moos überzogenen Stämmen und Zweigen die Ufer, indessen sich die höhern Laubbäume von beiden Ufern gegenseitig förmlich die Hand reichten und einen düstern Laubgang über den Fluss bildeten, dessen trübe Stille nur hier und da durch das Aufflattern eines einsamen Ziervogels, *Pipra auricapilla Licht.* oder *leucocilla Lin.*, unterbrochen wurde. Endlich engte der Fluss sich dergestalt ein, dass wir jeden 5 Fuss breiten Wasserstreifen mit der Axt erkämpfen mussten; denn der fahrbare Kanal reichte wohl für die schmalen Canoes der Indianer, nicht aber für unsere 40 Fuss langen und fünf Fuss breiten Corials hin. Wenn man früher nicht einmal das dumpfe Hämmern der Spechte, nicht einmal die kreischende Stimme der ihrem Ruheort zueilenden Papageien gehört hatte, so hallte jetzt der Wald nach allen Seiten hin von den nimmer ruhenden Axtschlägen und dem Aufschreien unserer Bootsleute, von dem Gelächter der

uns begleitenden Indianer wieder. Eine grosse Zahl Riesenschlangen schien die Ufer des Flusses zu ihrem Wochenbett erwählt zu haben, denn auf den Bäumen, die über den Fluss herüberhingen, hatte sich eine Menge von dieser 5—6 Fuss langen, und entsprechend starken, jungen Brut gelagert. Wenn die Axt an den Stamm des über den Fluss gebeugten Baumes gelegt ward und ihn zu erschüttern begann, fielen jedesmal mehre in die Corials herab und erfüllten die Neger mit solchem Entsetzen, dass sie heulend sich in das Wasser stürzten. Diese Furchtsamkeit machte den Indianern vielen Spass, und so oft sie eine Schlange auf einem überhängenden Baum bemerkten, schlugen sie auch mit dem Ruder an die Zweige, und trieben die gefürchteten Bestien mitten unter die zitternden Schwarzen.

Die Sonne war schon längst untergegangen, vergebens aber schauten wir nach einem trocknen Plätzchen aus, das sich für unser Nachtlager geeignet und die Hängematten aufzuschlingen erlaubt hätte. Wir hatten uns schon in das Unvermeidliche ergeben und die Nacht in dem schmalen Corial zuzubringen beschlossen, als einer der Indianer mir bemerklich machte, es müsse irgend wo in der Gegend vor uns ein Feuer brennen, denn er rieche Rauch. Die übrigen Indianer strengten jetzt vereint ihre Geruchsnerven an, um aus der gleichen Wahrnehmung eine Bestätigung der fröhlichen Kunde zu erhalten, vergebens! — der erste Verkündiger des nahen Feuers blieb vereinzelt stehen! Missmuthig über die getäuschte Hoffnung, setzten wir die Fahrt fort, als plötzlich ein allgemeines Freudengeschrei der Geruchsschärfe des bespöttelten Indianers volle Anerkennung zu Theil werden liess; denn in einiger Entfernung vor uns kündigten blaue Rauchwölkchen zwischen den dunkelgrünen Palmenwedeln die Gegenwart von Menschen an. Als wir uns der Stelle genähert, erkannten wir deutlich drei Personen, und in ihnen unsere alten Bekannten, den Häuptling Marawari aus *Honobo* mit zwei seiner Weiber, die eben auf dem Weg nach der Coloniestadt waren. Das Feuer brannte jedoch nicht auf trocknem Boden, sondern loderte auf einem alten Baumstamme empor, während die drei Hängematten über dem Wasserspiegel an nah bei einanderstehenden Bäumen befestigt waren, ein Auskunftsmittel, zu dem auch wir unsere Zuflucht nehmen und uns auf den Schultern der Indianer in unsere Ruhestätte tragen lassen mussten. Das über dem Wasser schwebende Nachtlager machte mir für heute das Abziehen der *Boa* zur Unmöglichkeit, am folgenden Morgen aber war die Beute bereits vollständig in Verwesung übergegangen, was ich um so mehr beklagte, als ich nie wieder ein Exemplar von gleicher Grösse angetroffen habe. Als wir am Morgen zitternd und zähneklappernd erwachten, fanden wir Hängematten und Kleider von der feuchten Luft gänzlich durchnässt.

In Begleitung von Marawari, der den verwickelten Lauf der Kanäle genau kannte, setzten wir die Reise fort, und passirten den *Waburina* und den *Iteriti.*

Die äusseren Hindernisse unserer Fahrt, waren zwar geringer als am vorigen Tage, dafür aber brach der schon in *Warina* befürchtete Aufruhr unter den widerspänstigen Negern aus. Marawari besass eben so wenig Lebensmittel, als wir, und hatte seine Vorräthe schon am vorigen Abend redlich mit uns getheilt. Mit dem Ueberfluthen der Ufer war aber nicht allein alles Wild nach den Höhen in das Innere des Landes geflohen, sondern die Fische schwelgten jetzt auch in den reichen Früchten u. s. w., die sie zwischen den Bäumen des Waldes fanden, und beachteten den ausgeworfenen Köder nicht. Selbst die kleine *Pipra*, die uns gestern noch hier und da vorkam, war heute verschwunden. Nirgends ist mir die wesentliche Verschiedenheit, welche den indianischen Charakter von dem des Negers trennt, so grell entgegengetreten, als gerade bei dieser Gelegenheit. Ruhig, mit stoischer Standhaftigkeit ertrugen unsere Indianer den peinigenden Hunger, und suchten durch die Beschleunigung der Ruderschläge der Noth sobald als möglich ein Ende zu machen. Unter Schimpfen und Verwünschungen dagegen zog die grösste Zahl der Neger und Farbigen bereits gegen den Mittag hin die Ruder ein, und alle unsere Mahnungen und Bitten, diese wieder zu ergreifen, wurden mit den höhnischen Worten erwiedert: Gebt uns erst zu essen; ein hungriger Magen kann nicht arbeiten, oder: von wem wir nichts zu essen bekommen, für den brauchen wir auch nicht zu arbeiten; — kurz, die Ruder blieben liegen, und wollten wir nur etwas vorwärts kommen, so mussten wir unsere standhaften, treuen Indianer und die wenigen der Bessergesinnten unter den Negern gleichmässig in die Kähne vertheilen. Am Abend fanden wir zwar eine trockne Stelle für das Nachtlager, konnten uns aber dieses Glückes wenig erfreuen, da unsere rebellische Umgebung uns ein wüstes Wiegenlied sang und es förmlich darauf abgesehen zu haben schien, durch Schimpfreden und den unsinnigsten Lärm den Schlaf von uns zu verscheuchen. Lange hatte Herr King diesem Treiben ruhig zugesehen, da er jene Ungezogenheiten zum grossen Theil auf Rechnung des Hungers schrieb; als es sich aber immer deutlicher verrieth, dass jenes lästige Benehmen einzig aus ihrem innern boshaften Charakter entsprang, schwand auch ihm die Geduld, und er schwor ihnen feierlich zu, dass er jeden, der sich nicht mit Geduld in das Unabänderliche füge, in der nächsten Indianerniederlassung zurücklassen würde — es möge dann jeder selbst zusehen, wie er von da den Weg nach Georgetown fände. Dem Gesetz zu Folge durfte nämlich Herr King keinen Ruhestörer anderswo, als an einem bewohnten Orte aussetzen. Die Wirkung jener Drohung war überraschend; denn der Mund der Ungeduldigen und Schimpfenden war plötzlich wie durch ein Zauberschloss verschlossen. Nur zwei Halsstarrige liessen sich nicht einschüchtern und fuhren in der früheren Weise fort, zu drohen und zu schimpfen.

Noch mehr von Hunger gequält, setzten wir am Morgen unsere Reise fort, bis wir zur grossen Freude der Ruderer vermittelst des *Sabaina* und des *Morebo* noch am Vormittag den schönen, breiten *Waini* erreichten. Noch höher aber steigerte sich die Freude, als wir unerwartet in der Ferne zwei kleine Fahrzeuge auf uns zurudern sahen. Die Ruder wurden nun doppelt rasch eingesetzt, und bald hatten wir uns den Canoes schon ziemlich genähert, als die darin befindlichen Indianer, aus unserer grossen Anzahl und aus unserer stürmischen Eile Verdacht zu schöpfen und Feindseligkeiten zu befürchten schienen. Sie suchten uns deshalb zu entwischen, und ihre Flucht würde ihnen ohne Zweifel gelungen sein, wenn sie nicht durch den Zuruf unserer Indianer: dass sie nichts von uns zu fürchten hätten, beruhigt und zum Stillstand vermocht worden wären. Die erste Frage an sie war natürlich: ob sie Lebensmittel besässen? — Doch ausser einer ziemlichen Anzahl Krabben (*Uca una. Margr. Cancer cordatus. Herbst.*), die sie an der Mündung des *Waini* gefangen hatten, konnten sie uns nicht das geringste bieten. Schnell hatten wir eine ganze Bootsladung gegen Messer, Perlen und Spiegel eingetauscht, und suchten nun eine Stelle zu finden, wo wir den empörten Magen wenigstens in etwas beschwichtigen und die Nacht zubringen könnten. Da in der Nähe der Ufer sich uns dazu kein geeigneter Ort bot, indem diese mit einem vollkommen undurchdringlichen Gewirr von *Rhizophora*, *Avicennia* und *Conocarpus* bewachsen und ausserdem noch überfluthet waren, so schlug Caberalli vor, dass wir in eines der zahllosen kleinen Waldflüsschen, die sich von beiden Seiten her in den *Waini* mündeten, einfahren möchten, wo wir unsern Zweck mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit zu erreichen hoffen dürften. Obschon wir gewiss noch 16 deutsche Meilen von der Mündung des *Waini* entfernt waren, so waren doch die Einwirkungen der Ebbe und Fluth noch deutlich sichtbar. Der Vorschlag Caberalli's wurde angenommen und die erste Erhöhung des Ufers, auf der wir sogar einige Reisehütten entdeckten, mit Jubel begrüsst. Finden die Indianer auf ihren vielfachen Reisen bequeme Orte zum Uebernachten, so werden in aller Eile kleine, mit Palmenblättern bedeckte Hütten errichtet, in denen sie, um sich des Nachts vor Regen zu schützen, ihre Hängematten aufschlingen; diese Hütten sieht man daher fast an allen Flüssen und die nachfolgenden Reisenden müssen sie im Stande erhalten. Ein an dem Ufer eingeschlagener Pfahl ist dem Indianer das sichere Zeichen, dass in geringer Entfernung eine Hütte dieser Art sich findet. Allein das Dach, welches den Menschen Schutz gewährt, bietet leider auch den Schlangen, Scorpionen, der *Scolopendra morsitans* und den Vogelspinnen (*Mygale avicularia*) einen sichern Zufluchtsort, weshalb der Benutzung eine vollkommene Vertreibung dieser gefährlichen Schlafgenossen durch Rauch vorausgehen muss.

Noch nie waren unsere Bootsleute so schnell aus den Corials gesprungen,

noch nie war das Holz zu vier lustig lodernden Feuern so schnell herbeigeschafft worden, als heute. Alles, was nur Aehnlichkeit mit einem Gefässe hatte, alles was Wasser hielt, wurde an das Feuer gerückt. Mehren der Negern währte die Zeit, bis das Wasser zu sieden begann, viel zu lange, sie warfen daher, trotz aller unserer Abmahnungen, die armen Krabben lebend in das Feuer, um sie einige Zeit braten zu lassen und dann zu verschlingen. Wer jemals in der Lage war, einen Hunger, der bei anstrengender Arbeit in einem zweitägigen Fasten sich erzeugte, mit Flusskrebsen stillen zu müssen, wird auch die Qual kennen, die der durch anhaltende homöopathische Dosen in seinen dringendsten Foderungen getäuschte Magen bei den Essgierigen hervorruft. Hat die Krabbe auch vielleicht viermal mehr Fleisch, als einer unserer grossen Flusskrebse, so war dieses doch nur ein Tropfen auf einen glühenden Stein. Kaum war die letzte gekochte Krabbe aus dem Topfe genommen, als dieser auch augenblicklich wieder gefüllt wurde, bis endlich die letzte allen fernern Hoffnungen auf Stillung des noch vorhandenen Hungers ein Ende machte. Anderthalb Stunden hatte diese Mahlzeit gewährt, während welcher Zeit man ausser dem Arbeiten der Kinnbacken, dem Zerbrechen der Füsse und der Scheeren oder dem Aussaugen dieser, keinen andern Ton hörte; — erst nachdem die letzte Krabbe verschwunden war, verstummte dieses Geräusch und der Unwille der Neger wurde von neuem laut. Ich bin fest überzeugt, wäre die Menge der ihnen gebotenen Krabben sechsmal grösser gewesen, sie würden auch dann nicht eher geruht haben, bis die letzte volle Scheere verzehrt gewesen wäre.

Kaum hatten wir unsere Hängematten aufgesucht, als der Regen gleich einem Wolkenbruch herniederstürzte. Die Bedachung der einfachen Hütte, in welcher wir ruhten, war zu schwach, um einer solchen Wassermasse Widerstand zu leisten. Zahllose Fluthen des Regenwassers, die aus dem Dach herabrieselten, verwandelten unsere Hängematten in ein unwirthliches Bassin und vertrieben uns von unserm Nachtlager. Es war eine abscheuliche Nacht und als der Morgen anbrach und endlich die geöffneten Schleusen des Himmels sich schlossen, zitterten und bebten unsere Glieder vor Frost. Wir warfen noch einen Blick auf unser Lager, auf dem es fürchterlicher als auf dem blutigsten Schlachtfelde aussah, und flüchteten dann in unsere Fahrzeuge, um den schüttelnden Frost durch die Bewegung bei angestrengtem Rudern zu verscheuchen. Der Himmel schien in seinem Wüthen sich erschöpft zu haben, so dass wir hoffen durften, Nachtruhe in trocknen Hängematten zu finden. Die fröhliche Aussicht, noch heute Caberalli's Niederlassung zu erreichen, der nicht müde wurde, uns von den vielen Hühnern und der Menge Cassadabrod zu erzählen, die wir dort finden würden, spannte jede erschlaffte Muskel von neuem an. Bald war der breite *Waini* mit seinem schmutzigen Wasser und der einförmigen Bekleidung

seiner Ufer erreicht; wir eilten, begünstigt durch die eingetretene Ebbe, schnell den Strom abwärts unserm ersehnten Ziele zu. Allein bald zeigten sich die Folgen des am gestrigen Tage unmässig genossenen und den Magen belästigenden Gerichts, so wie der nassen, ungünstigen Nacht; Fieber und Diarrhöe wurden unter der Bemannung allgemein und der Ruderkräfte mit jeder Stunde weniger.

Gegen Mittag erreichten wir die Mündung des *Barimani*, der sich auf dem östlichen Ufer, von Südost her, in den *Waini* ergiesst und zugleich einen der grössten Zuflüsse desselben bildet. Seine Breite betrug mehr als 300 Fuss. Die Ufervegetation des *Barimani*, den wir jetzt aufwärts fuhren, zeigte anfänglich wenig oder keinen Unterschied von der des *Waini*. Erst nach und nach nahm sie einen andern Charakter an; die niedrigen, überschwemmten Ufer wurden wieder von *Laurineen*, *Leguminosen*, *Rubiaceen*, *Melastomaceen* und *Bombaceen* bedeckt, obschon alle diese Familien in Rücksicht der Grösse und Ueppigkeit noch weit hinter jenen zurückstanden, welche die Ufer des *Barima* umgaben; selbst die *Mora excelsa* erreichte hier kaum die Hälfte der Höhe und des Umfangs ihrer Familiengenossen am *Barima*, von deren Riesengrösse ich früher ein Bild zu entwerfen suchte. Den unmittelbaren Ufersaum bildeten auch jetzt noch die *Manicaria*, *Leopoldinia* und *Euterpe*, welche letztere ganz mit reifen Beeren überladen waren, und zahllosen *Perequiten*, Papageien und hier und da einer *Penelope cristata* einen leckeren Morgenimbiss boten. Unsere Gewehre, die so lange geruht hatten, wurden daher schnell hervorgesucht, um sie endlich wieder einmal in Thätigkeit zu setzen; leider gelang es uns aber nicht, dieselben gegen die *Marutis* zu brauchen, da diese es für gerathen hielten, eilig zu entfliehen, ehe wir unsere Angriffe unternehmen konnten.

Mit dem neu erwachten Leben der uns umgebenden Natur, kehrte auch neuer Muth und neue Kr.ft in unsere Bootsmannschaft zurück. Eine Menge *Tanagra*, *Euphone* zogen wieder zwitschernd von Baum zu Baum, während der einsam lauernde Königsfischer, von uns aufgescheucht, mit schnarrendem Geschrei vor uns herflog, und ein grelles Geheul in dem dunklen Laub der Bäume uns die Nähe wandernder Affenheerden verrieth. War der Missmuth, welcher bisher auf uns gelastet hatte, schon durch dieses reichere Leben der Natur zum grossen Theil verwischt worden, so verscheuchten ihn jetzt die warmen, erquickenden Sonnenstrahlen vollends. Je heiterer aber die freundlichen Naturscenen der Umgebung unsere Seele stimmten, um so störender war der Misston, welcher diese Stimmung unterbrach, als die Rohheit unserer Neger abermals unsern Unwillen weckte.

Selbst unsere zahmen Papageien schienen während der letzten Tage in tiefe Verwunderung darüber versunken zu sein, dass sie keinen der Locktöne ihrer freien Genossen vernahmen, stumm hatten auch sie auf ihren Stangen gesessen. Als sie

aber jetzt den ersten Stammverwandten wieder über dem Fluss fliegen sahen, als sie seinen hellen Lockruf hörten, brachen sie in ein solch wüstes Freudengeschrei aus, dass einige der Neger, ärgerlich über den Jubel dieser harmlosen Thiere, ehe wir es verhindern konnten, ihr Eigenthum ergriffen, den Vögeln das Genick brachen und sie dann in den Fluss schleuderten. Ich muss gestehen, nichts hatte mein Herz noch so tief verletzt, als diese gefühllose Rohheit, und Stöckle erschöpfte den ganzen reichen Vorrath seiner Schimpfwörter, er nannte die Neger: »keinnutzige Teufelskne hte, die der liebe Gott schon strafen würde, weil sie so arme, unschuldige, lebige Wesen mitten in dem Ausbruch ihrer harmlosen Freude tödten könnten,« u. s. w. Der Ausdruck der allgemeinen Entrüstung schien die Bosheit der Neger noch zu steigern, denn sie lagen müssig, ohne nur ein Glied zu regen, im Corial und schwuren, kein Ruder wieder in die Hand zu nehmen; eben so fest stand aber auch der Entschluss des Herrn King, die beiden unverbesserlichen Rädelsführer in Caberalli's Niederlassung zurückzulassen.

Nach einiger Zeit erreichten wir die Mündung des *Beara*, der auf dem südlichen Ufer in den *Barimani* strömt. Der *Beara* zeigte zwar nur eine unbedeutende Breite, dagegen eine um so stärkere Strömung. Nach der Aussage Caberalli's soll der *Barimani* einige Meilen oberhalb der Mündung des *Beara* eine seegleiche Ausbreitung bilden, der mehre kleine Flüsschen zuströmen, und erst von diesem Orte an seinen Namen empfangen. Die eintretende Ebbe erhöhte noch die Strömung des *Beara*, da sie selbst hier noch auf das dunkelbraune Wasser ihre volle Wirkung übte. Das Steigen und Fallen des Flusses betrug 6 bis 7 Fuss. Die Ufer waren der Ueberschwemmung in eben dem Grade wie die des *Barimani* ausgesetzt, und zeigten eine fast undurchdringliche Palmenvegetation, über die sich die stolzen Häupter der Turupalme (*Oenocarpus Bataua Mart.*) und *Maximiliana* erhoben, während die gefälligen Gruppen der zierlichen *Bactris acanthocarpa* und des *Astrocaryum Jauari* den unmittelbaren Flusssaum einnahmen, an die sich die reizenden Formen des *Lepidocaryum gracile*, die *Euterpe oleracea* und *Leopoldinia* in so dichten Massen anschlossen, dass ihre Wedel ein für das Auge undurchdringliches Labyrinth bildeten. Die gefällige und leichte Biegung der langen, zartgeformten Wedel, ihre zierliche Bewegung, wenn diese von dem leichten Spiel des Abendwindes auf- und nieder gehoben wurden; und jenes dadurch hervorgerufene, nur den Palmen eigenthümliche Rauschen, wie zugleich die magische Beleuchtung, womit die scheidenden Strahlen der sinkenden Sonne das herrliche Grün übergossen; — dies alles fesselte Herz und Augen mit einem unwiderstehlichen Zauber und überwand bald die Nachklänge der Misstöne, mit denen noch kurz vorher die Rohheit der Menschen unser Gemüth verletzte.

Was in dieser dichten Wedelmasse keinem Laubbaum gelang, erreichten

die nimmerruhenden Schlingpflanzen; überladen mit duftenden Blüthen, blickten sie von den äussersten Spitzen der höchsten Palmen nieder und knüpften in leichten Festons Palme an Palme. Versunken in dem Anschauen dieser feenhaften Naturbilder, hatte ich alles andere unbeachtet gelassen, und staunte daher nicht wenig, als ich, durch Hrn. King aufmerksam gemacht, das Vordertheil eines entmasteten Schooners vor dem Schnabel unsers Corials aus dem Flussspiegel hervorragen sah! Unsere Augen wandten sich natürlich alle fragend auf Caberalli, der sich auch bereit zeigte, uns diese räthselhafte Erscheinung, soweit es in seiner Macht stand, zu erklären. Er sagte, dass, als er noch ein kleiner Knabe gewesen, eines Tages jener Schooner erschienen sei, um in der Gegend Bauholz zu holen, und der Capitain habe gehofft, von hier aus durch die Itabbos seinen Rückweg nach der Küste nehmen zu können. Seine Ankunft sei aber in die trockne Jahreszeit gefallen, in welcher das Flussbett seicht, wie zugleich auch, da in diesen Monaten die Fluth bis hieher sich vordrängt, das Wasser vollkommen ungeniessbar wäre. Dies und eine Menge anderer Widerwärtigkeiten hätten die Matrosen bewogen, den Schooner zu verlassen, heimlich die Boote zu besteigen und so nach der Küste zurückzukehren. Einige Tage später hätte eine Parthie Indianer den mit dem Schooner zurückgelassenen Capitain aufgefunden, und ihn ebenfalls nach der Küste gebracht; als er aber mit neuen Matrosen zurückkehrte, hätte er den Schooner nicht allein geplündert, sondern auch versenkt gefunden, da sich alle benachbarten Indianer aus diesem ihren Bedarf an Nägeln, Eisen, Bretern und dergleichen geholt. In der Nähe der Küste würde das Wrack kaum unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, allein in dieser Einöde erregte es unser lebhaftes Interesse, und wird vielleicht noch in spätrer Zeit manchem Europäer, der bis hierher vordringen sollte, Veranlassung zu den sonderbarsten Vermuthungen geben.

Unmittelbar diesem Wrack gegenüber, am westlichen Ufer des *Beara*, fanden wir die Mündung des kleinen Flusses *Asacota*, der von uns mit einem lauten Hurrah begrüsst wurde. Seit dem folgenreichen Krabbengerichte war unserm Magen nichts wieder geboten worden — mit desto lebhafterer Sehnsucht näherten wir uns deshalb der Niederlassung Caberalli's am *Asacota*, von der er uns ein so freundliches Bild entworfen hatte, jenem gelobten Lande, wo Milch und Honig fliessen und eine reiche Fülle von Lebensmitteln unserer Noth ein Ende machen sollte, jenem heitern Paradies, wo uns noch schönere Mädchen, als die Töchter des Waika-Häuptlings, die Trinkschaalen credenzen würden. Was war daher natürlicher, als dass wir schon, noch ehe wir die Niederlassung selbst erreicht, den Entschluss fassten, einige Tage in ihr zu verweilen!

Die Mündung des *Asacota* war so unter dichtem Gesträuch und Gebüsch ver-

borgen, dass sie nur der Kundige entdecken konnte, und mir unwillkührlich die Behauptung des bekannten englischen Reisenden Waterton einfiel, der über eine solche versteckte Flussmündung sich dahin aussprach, dass der Pfad des Orpheus, als er mit seiner geliebten Eurydice vom Styx zurückkehrte, wahrscheinlich jener vollkommen geglichen habe, da die Beschreibung Ovid's: *Arduus*, *obliquus*, *caligine densus opaca*, *) ganz auf sie passe. Den Raum, welchen die Zweige des Gebüsches noch übrig gelassen hatten, bedeckten die zahllosen Blüthen und Blätter herrlicher Orchideen, als: der *Stanhopea*, des *Zygopetalum*, der *Burlingtonia*, *Rodriguezia*, mehre Species *Gongora*, *Maxillaria* und *Bifrenaria*.

Caberalli, mit seinem Corial an der Spitze, durchbrach die anscheinend undurchdringliche Barriere, während wir übrigen ihm in dem geschlängelten Lauf des Flusses folgten, bis sich endlich auf einem gelichteten Platz eine Hütte vor uns erhob. Caberalli erwartete uns hier, wandte sich dann an Herrn King, und eröffnete diesem, dass er die Hütte für ihn habe erbauen lassen, um ihm bei seinen spätern Inspectionsreisen die schwierige Fahrt auf dem *Asacota* bis zur eigentlichen Niederlassung zu ersparen. Bei jedem spätern Besuche möge Herr King daher nur, sobald er diesen Ort erreicht, das Gewehr dreimal abfeuern, worauf er selbst oder seine Leute erscheinen und ihm ihre Beschwerden oder Bitten vortragen würden.

So schmeichelhaft diese Aufmerksamkeit auch für Herrn King war, so berührte uns doch die Versicherung Caberalli's sehr unangenehm, dass wir mit unsern grössern Corials nicht weiter vordringen könnten und diese daher hier zurücklassen müssten. Das feste Versprechen, ihnen augenblicklich nach unserer Ankunft in dem Dorfe die ersehnten Lebensmittel herabzusenden, vermochte zwei unserer Leute, auf die wir uns verlassen konnten, bei den Corials zurückzubleiben, während wir übrigen uns in die kleinen Canoes vertheilten. Mehre lichte Stellen, an denen wir vorüberkamen, verriethen, dass sich hier früher einzelne Niederlassungen befunden haben mochten, bis wir endlich, nachdem der Fluss immer unbedeutender geworden, an eine schmale Savanne oder vielmehr einen Sumpf gelangten, der vollkommen mit Rohr und Schneidegräsern überwachsen war, die hin und wieder eine Höhe von 4 bis 5 Fuss erreichten. Die ganze Fläche mochte vielleicht eine Viertelstunde breit und eine Stunde lang sein; doch war die Breite nicht überall sich gleich, da die umsäumende Waldung an einigen Stellen zurückwich, an andern wieder mehr hervortrat. Solche sumpfartige Grasflächen fand ich während der Fortsetzung meiner Reise nach der Küste von jetzt an noch ziemlich häufig. Ihre Basis besteht aus einem tiefen Schlamm mit einer Vegetationsdecke von Gras,

*) Ovid. Metamorph. X. 54.

Binsen und Rohr überzogen, die aber doch stark genug ist, um das Gewicht eines Menschen zu tragen, obschon sie sich unter den Füssen desselben fortwährend in wellenförmiger Schwankung bewegt. Dieses eigenthümliche Wogen eines anscheinend festen Bodens erinnerte mich lebhaft an manche Scene des leichtsinnigen Muthwillens meiner Knabenjahre, wo wir, ungeachtet der drohenden Gefahr, doch in tollem Uebermuth unter Jubel und Geschrei über die unter den Strahlen der Frühlingsonne sich lösenden Eisflächen hinliefen. Wie unserem Muthwillen damals eine herbe Strafe unter der trügerischen Decke drohte, so kann hier das Wagniss, über die schwankende Brücke leichter Schlingpflanzen zu schreiten, in einem noch gefährlichern Abgrund enden, dem der Untersinkende ohne schleunige Hülfe durch eigne Kraft sich nicht zu entziehen vermag, sondern, umstrickt von den zahllosen Polypenarmen der Wurzeln, einem grauenvollen Tode nicht entfliehen kann und ersticken muss.

Der *Asacota* schlängelt sich unter fortwährenden Windungen durch diesen Morast hindurch. Die Vegetation der die trügerische Savanne umschliessenden Waldung zeigte sich an einzelnen Stellen förmlich zwerghaft, während sie auf mehren Erhöhungen, jenseits der Sumpffläche, ihre ganze frühere grossartige Fülle wieder erlangt hatte.

Endlich war die Landungsstelle der Niederlassung erreicht und vor uns erhob sich auf einer jener Erhöhungen das Dorf *Asacota*, zu dem ein schnurgrader, 12 Fuss breiter Weg führte. Dass sich unsere Schritte nach diesem lockenden Ziele mehr als verdoppelten, wird jeder natürlich finden, der jemals länger als 24 Stunden gehungert hat!

Unter einem entsetzlichen Lärm der verschiedensten Stimmen zahlloser, zahmer Affen, Araras, Papageien und Hunden, die uns damit entweder willkommen heissen oder vielleicht auch zurückscheuchen wollten, zogen wir in das Dorf ein. Der Bewillkommnung kamen wir freundlich entgegen, die Zurückweisung aber hätten wir nicht ertragen können, indem der Hunger uns so wild gemacht und so kriegerisch gestimmt hatte, dass wir jedenfalls der Gewalt Gewalt entgegen gesetzt haben würden. Die strafenden Stöcke der aufgebrachten Herren und Herrinnen überzeugten uns jedoch schnell, dass wir dieses nicht zu fürchten hatten. Kaum war die Ruhe hergestellt, als sich auch sämmtliche Bewohner beeilten, die ihnen von Caberalli gegebenen Befehle auszuführen. Die Männer griffen nach Gewehr, Bogen und Angelruthen, während dem erwachsenen Theil des weiblichen Geschlechts nicht einmal so viel Zeit gegönnt wurde, die fremden, unerwarteten Gäste genauer zu betrachten. Der erste Befehl des sorgsamen Häuptlings ging dahin, alles in der Niederlassung vorräthige Brod und Fleisch zusammen zu suchen und in einer der Hütten niederzulegen, die Pfeffertöpfe über das Feuer zu stellen

und das vorhandene Cassadamehl in Brode zu verwandeln. Während dieses von einigen Frauen mit der grössten Sorgfalt ausgeführt wurde, eilten andere mit Körben auf das Feld, um frische Cassadawurzeln herbeizuholen.

Nie werde ich das Wonnegefühl vergessen, das mich erfüllte, als der erste Bissen Brod über meine Lippen ging, und mit einem wahren Heisshunger verzehrten wir ein Mahl, das jeder für eine doppelte Anzahl Theilnehmer für zu massenhaft gehalten haben würde. Unsern bei dem grossen Corial zurückgebliebenen Wächtern führte unmittelbar nach unserer Ankunft ein Indianer die versprochene Ration zu.

Der biedere Caberalli erfüllte als Wirth in der That alles, was er versprochen hatte. Ohne an sich zu denken, durchsuchte er jede Hütte, warf hier dem überglücklichen Hamlet ein Paar Hühner mit umgedrehten Hälsen, dort ein Bündel *Yams* oder Pisangfrüchte zu; — kurz, nichts blieb seinem forschenden Blicke verborgen, mochte es die Eile der überraschten Hausfrauen vergessen, oder die Sorge für das eigene Bedürfniss zurückgestellt haben; Freund Hamlet war bald vollkommen von Haufen der verschiedenartigsten Lebensmittel umgeben, und wusste am Ende selbst nicht mehr recht, womit er den Anfang machen sollte. Dieselbe Sorgfalt widmete der unermüdliche Wirth auch den uns begleitenden *Warraus*.

Nachdem die stürmischen Foderungen des Magens befriedigt waren, sah ich mich genauer in unsern Umgebungen um. Die Hütten waren durchaus gross und geräumig, und standen nicht allein in ihrer Bauart, sondern auch in Rücksicht auf Reinlichkeit und die Ordnungsliebe, die unter ihren Dächern herrschte, denen der *Waikas* in nichts nach. Ein grosser Theil der männlichen Bewohner trug buntkattune Hemden, eben so waren auch viele unter den weiblichen bekleidet. Mit diesen schon an und für sich unverkennbaren Zeichen einer vorgeschrittenen Cultur, vereinten sich noch andere in der innern wirthschaftlichen Einrichtung, als Tische, Stühle und dgl., kurz alles, was Caberalli von seiner Residenz gerühmt hatte, bewährte sich in der Wirklichkeit, wie denn auch die vielen Lobpreisungen der schönen jungen Mädchen seines Stammes, die wir allerdings schon in der Colonie hatten rühmen hören, keineswegs als eitle Prahlerei erschienen. Ihre ganze Gestalt zeichnete sich nicht allein durch ein schönes Ebenmass der Formen, sondern namentlich auch durch die kräftige Fülle der Glieder aus, während ein dem Stamm eigenthümlicher Zug von Sanftmuth der an sich interessanten Gesichtsbildung einen höhern Reiz verlieh und die langen, glänzend schwarzen Haare, welche entweder in zwei saubern Flechten niederfielen oder um den Wirbel in eine Art gewundenen Nestes geschlungen waren, eine wesentliche Zierde der üppigen Gestalten bildeten. Die Männer trugen ihr Haar kurz verschnitten. Das Bemalen mit *Arnatto*

war unter ihnen nicht Sitte: dafür tättowirt sich besonders das weibliche Geschlecht an den beiden Mundwinkeln und an der Stelle der Augenbraunen, die ihnen schon in früher Kindheit sorgfältig ausgezogen werden. Die Zeichnung über den Augen besteht in einem geraden Strich, von dem nach der Stirn hin mehre rechtwinklige, parallele Linien aufsteigen, während von jedem Mundwinkel aus, entweder je ein oder zwei curvenähnliche Verzierungen nach der Schläfgegend emporsteigen, so dass sie einem an den Spitzen eingerollten Schnauzbart ähneln. Ihre Hautfärbung ist nicht dunkler, als die der Spanier und Italiener. Ob sie das Bemalen des Körpers in Folge des häufigen Umganges mit den Colonisten aufgegeben haben, oder dieses überhaupt nie bei dem Stamm der *Arawaaks* heimisch gewesen ist, habe ich nicht erfahren können.

Die Gastfreundlichkeit Caberalli's ging soweit, dass er uns unverzüglich seine Hütte einräumte, die sich sowohl durch ihre Grösse, als auch durch ihre bequeme innere Einrichtung vor allen übrigen auszeichnete. Bald nachdem unsere Neger ihre Magen gefüllt hatten, schien eine merkwürdige Krise in ihrem Gesundheitszustand eingetreten zu sein, denn das Fieber war spurlos verschwunden, und die beiden Haupträdelsführer blickten einander mit voller Heiterkeit an, schienen nicht im geringsten betreten, als ihnen Herr King sein Urtheil eröffnete, als er ihnen sagte, dass sie von jetzt an auf uns nicht mehr rechnen dürften und von uns nichts mehr zu erwarten hätten, und daher sich eine andere Gelegenheit zur Rückkehr in die Colonie suchen möchten. Die Hoffnung, in Caberalli's Corial oder in dem eines andern Indianers, der gelegentlich nach der Colonie fahren möchte, einen Platz zu finden, hier in der Zwischenzeit aber gemächlich des Bauches fröhnen zu können, liess ihnen diese Strafankündigung in einem milden Lichte erscheinen; doch sie hatten sich bitter getäuscht!

Als wir uns eben etwas in unserer neuen Wohnung eingerichtet, kehrten auch die nach dem Cassadafelde ausgeschickten Frauen und Mädchen mit den gefüllten Körben zurück; und wahrlich sie entsprachen ganz dem Ruhme des Stammes und das eine Gesicht erschien mir immer hübscher, als das andere. Unter den Küstenstämmen besitzen jedenfalls die *Waikas* die schönsten Männer, die *Arawaaks* dagegen die schönsten Frauen. Auch die Sprache der *Arawaaks*, und in erhöhtem Grade die der Frauen, hat etwas so melodisches und wohlklingendes, dass ich sie am passendsten mit der italienischen vergleichen möchte. In dem Ton und der Modulation der Stimme richten sie sich stets nach der Lage oder den Verhältnissen, in denen sich der Gegenstand eben befindet, von dem sie sprechen. So theilte eine Frau Caberalli in einem gedrückten, klagenden und singenden Tone mit, dass ihre Mutter während seiner Abwesenheit gefährlich erkrankt sei; einen gleich tiefen Schmerz drückten auch alle übrigen in dem gedämpften Klang der Stimme

aus, wenn von dieser Frau die Rede war. Je mehr mich aber dieses Zeichen der Theilnahme an dem Unglück anderer für sie einnahm, um so auffallender musste es mir sein, als ich Zeuge der in der That lieblosen Behandlung wurde, die der Kranke von ihrer Seite erfuhr. Diese Vernachlässigung der Leidenden findet in jedem Verhältniss statt und trifft Eltern und nahe Verwandte eben so, wie fernerstehende Stammgenossen.

Wird jemand durch Krankheit an die Hängematte gefesselt, so scheint das Unglück gleichsam alles Lebende von ihm zu verscheuchen. Ohne ein Wort des Trostes oder der Theilnahme setzt ihm die Hausfrau das Essen neben das Krankenlager, niemand erkundigt sich nach seinen Bedürfnissen und Wünschen, alles, was der Kranke bedarf, muss er erst verlangen. Obschon übrigens die Kranke, von der ich sprach, im höchsten Grade an der Wassersucht litt und ihrer Auflösung rasch entgegen ging, verrieth sie doch durch keinen Laut ihren Schmerz; ich hörte sie weder klagen noch seufzen, was mir gewiss nicht entgangen sein würde, da sie in meiner unmittelbaren Nachbarschaft lag.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit in der Sprache der *Arawaaks* zeigte sich mir darin, dass sie mehre Worte besitzt, welche einzig die Männer, und andere, welche nur die Frauen aussprechen dürfen; so heisst bei den Männern *ehe*, bei den Frauen dagegen *tare*, ja.

Schauder ergriff mich, als mich Herr King auf die Waden der Männer aufmerksam machte, und ich diese so von Narben bedeckt sah, dass man bei Einzelnen auch nicht eine fingerbreite gesunde Stelle fand. Die Ursachen dieser Verwundungen werde ich später anführen, denn ich lernte sie durch eigene Erfahrung kennen.

Polygamie ist auch unter den *Arawaaks* heimisch, und oft besitzt ein Häuptling vier bis fünf Frauen. Unter den vielen freundlichen weiblichen Gestalten fielen mir besonders einige junge Frauen auf, die nicht nur alles Putzes und Schmuckes, sondern selbst der so allgemein getragenen kattunen Kleidung und ihres herrlichen Haares beraubt waren. Als ich mich nach dem Grunde dieser auffallenden Erscheinung erkundigte, erfuhr ich, dass der Mann derselben vor einiger Zeit gestorben und dies das Zeichen des Schmerzes über den Verlust desselben sei. So wie einer der Familienväter stirbt, erscheinen die nächsten Verwandten des Verstorbenen und schneiden seinen Weibern die Haare ab, wie diese auch gezwungen sind, während der Trauer ihre Kleidungsstücke abzulegen. Bevor das Haar nicht wieder eine bestimmte Länge erhalten, darf die Wittwe weder die Kleider an-, noch das Wittwenthum ablegen.

Doch nicht bloss in diesen Einzelnheiten, sondern in ihren ganzen übrigen Gebräuchen und in ihrer Lebensweise weichen die *Arawaaks* von allen übrigen

Stämmen Britisch-Guiana's wesentlich ab, was sich mir bei meinem spätern Aufenthalt unter ihnen noch deutlicher herausstellte. Ihre Traditionen über die Erschaffung der Welt, über die Sündfluth u. s. w. zeugten deutlich davon, dass sie eine höhere Culturstufe, als die meisten übrigen Stämme einnehmen. Eine wirklich seltene Geschicklichkeit besitzen die Männer im Flechten von Körbchen mit den schönsten altgriechischen Desseins, die sie *Pegals* nennen, und wozu sie die äussere Bastlage des Stengels einer *Calathea* benutzen, die sie in lange Streifen schneiden und verschiedenartig färben. Diese Körbchen und geflochtene, wasserdichte Koffer, welche letztere aus einem doppelten Geflechte bestehen, zwischen das sie die Blätter jener *Calathea* legen, bilden einen Haupttauschartikel in der Colonie, namentlich die letztern, da sich diese wegen ihrer Leichtigkeit besonders zu Reisekoffern eignen. Diesem gesuchten Handelsartikel von der Hand der Männer können die nicht minder begehrten irdenen Töpferwaaren der Frauen an die Seite gestellt werden. Die Form dieses Geschirrs hat ebenfalls eine grosse Aehnlichkeit mit der altetruskischen. Die grossen Flaschen schätzt man namentlich wegen der vortrefflichen Eigenschaft, dass sich in ihnen das Wasser ungemein kühl erhält. Den Erlös verwenden sie meist auf Gegenstände einer bequemern häuslichen Einrichtung.

Die Nachricht von Herrn King's Ankunft musste sich ziemlich schnell verbreitet haben, denn schon mit dem frühesten Morgen kamen ganze Züge der Indianer aus den umliegenden Niederlassungen an, um ihre Klagen, Beschwerden und Streitigkeiten zur Schlichtung an höchster Stelle, bei Herr King, vorzutragen, den sie allgemein *Fiscal* nannten, eine Benennung, die ihnen wahrscheinlich von der Zeit der Holländer her geläufiger war, als der neue Titel: Superintendent.

Dieses einfache öffentliche Gerichtsverfahren nahm meine ganze Theilnahme in Anspruch, und weder die Barren in England, noch die in Frankreich können ein interessanteres Schauspiel bieten; die reine unverhüllte Wahrheit und Natur in der Aeusserung der verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen verbreitet einen eigenthümlichen Reiz über dieses lebensvolle Bild. Obschon es nicht in dem Willen des Herrn King gelegen haben mochte, den heutigen Tag zu Geschäften zu verwenden, so sahe er sich doch durch die grosse Zahl der Klagenden genöthigt, Gerichtstag zu halten. Der Hauptgegenstand war eine Ehescheidungssache; eine junge, bildschöne *Arawaak*, die einen *Warrau* geheirathet, trug auf gerichtliche Trennung von ihrem Manne an, indem sie in der letzten Zeit so tyrannisch von diesem behandelt worden sei, dass sie fast keinen Tag ohne Schläge verlebt, ausserdem habe er ihre ganzen Sachen verkauft. Da Herr King der Arawaak-Sprache eben so wenig mächtig war, als ich, so diente Caberalli auch hier als Dolmetscher.

Nachdem Herr King nochmals die Klagen angehört, forderte er die Zeugen auf, und jeder aufmerksame Zuhörer konnte, wenn er auch kein Wort der Aus-

sage verstand, die ganze Geschichte der Freuden und Leiden, welche diese junge Frau erlebt, schon aus dem Ton und der Modulation der Stimme derer entnehmen, die für die Klägerin auftraten. Die erste Zeugin war eine ältliche Frau, die mit einer bewunderungswürdigen Flexibilität der Stimme eine vollkommene Biographie der unglücklichen Ehefrau, gleichsam einen Nachhall ihrer Freuden und ihrer Leiden vortrug. Mit rascher und feurig belebter Stimme schilderte sie zuerst die Schönheit der Unglücklichen zu der Zeit, wo sie als Mädchen noch mit leichten Schritten durch das Dorf geeilt, und ihr alle jungen *Arawaaks* mit dem stillen Wunsche nachgeschaut, sie zu besitzen, wobei sie auf alle die Männer zeigte, die mit im Kreise standen und zu der grossen Anzahl der Anbeter jener Schönen gehört haben sollten; mit gleich kräftigem und nicht minder stolzem Tone zählte sie die Geschenke auf, mit welchen sie von den jungen Männern überhäuft worden sei; — allein das Mädchen sei auf das Feld, in den Wald geeilt, und habe sich nicht nach jenen umgesehen, ihr Lächeln habe bei keinem verweilt. Da sei endlich, — und jetzt verminderte sich bereits der bisher feurige und lebhafte Ton und wurde nach und nach immer wehmüthiger und gedrückter, wodurch sie wahrscheinlich das Erstaunen und die Verwunderung ausdrücken wollte, dass das schöne Mädchen alle *Arawaaks* verschmäht und einen *Warrau* gewählt habe, — der *Warrau* im Dorfe erschienen und habe Gefallen vor den Augen des schönsten Mädchens der Niederlassung gefunden. Der *Warrau* nahm sie mit sich nach seinem Dorfe — und die bisher nur wehmüthig unterdrückte Stimme ging in einen klagend singenden Ton über, als sie nun den Abschied von den Eltern und den Freundinnen schilderte; bis sie endlich da, wo sie den schnellen Wechsel in den ehelichen Verhältnissen mittheilte, die Stimme zu einer weinerlichen und jammernden Modulation herabsinken liess. Schon nach kurzer Zeit hatte der *Warrau* den Schmuck, die Geschenke, den Kattun seiner Frau verkauft, sie dann geprügelt und ihr sogar gedroht, sie zu erschlagen. Diese Drohung habe die Frau bewogen, ihren Mann zu verlassen und zu ihren Eltern zu fliehen. Noch sei aber der Mann im Besitz ihrer übrigen Habseligkeiten und wolle diese nicht herausgeben.

Nachdem diese Zeugin ihre so charakteristische Aussage beendet, folgten noch mehre andere Zeugenverhöre, theils mit Frauen, theils mit Männern, welche letztere jene Modulation der Stimme ebenfalls, wenn auch nicht in solchem Grade, entwickelten.

Hatte ich schon während des ganzen Zeugenverhörs das Ehepaar, welches vor Gericht stand, mit regem Interesse beobachtet, so fesselte jetzt, wo Herr King nun seine Fragen an die Klägerin richtete, diese meine Aufmerksamkeit in noch höherem Grade. Mit zur Erde gesenktem Blicke beantwortete die junge, wirklich schöne Frau alle Beschuldigungen in jenem klagenden und weichen Ton, mit dem die erste

Zeugin in ihrer Aussage die Scenen des Unglücks versinnlicht hatte. Anfänglich haftete ihr Auge fest auf einem Punkt am Boden, nur erst später hob sie den Kopf auf Augenblicke, wahrscheinlich, um sich zu überzeugen, welchen Eindruck ihre Antworten auf Hrn. King machen würden. Derselbe tiefe Schmerz, der sich in ihren Zügen, in ihrer ganzen äussern Haltung aussprach, hatte sich auch über alle die Weiber verbreitet, welche die Frau umgaben. Allein und vereinzelt, den Blick, den er nur dann und wann auf seine Frau fallen liess, stolz und fest auf Hrn. King gerichtet, stand der verklagte Ehemann ruhig auf der entgegengesetzten Seite. Ich muss gestehen, dass ich die Wahl der Frau nicht missbilligen konnte, denn so viele *Warraus* ich auch bis jetzt gesehen, ein Mann von so tadellosem Wuchs, mit so kühnem und muthigem Blick war mir unter diesem Stamme noch nie entgegengetreten. Sein schwarzes, langes, volles und zugleich etwas lockiges Haar war sorgfältig gekämmt und wurde von einem breiten Strohhut bedeckt. Unter den feurig sprühenden Augen, in denen zugleich ein düsterer und halbverächtlicher Ausdruck lag, krümmte sich eine edelgeformte Habichtsnase — kurz seine ganze Erscheinung erinnerte mich eher an eines jener Bilder, welche uns einen Helden der spanischen Guerillas in romantischer Ausschmückung vorstellen, als an einen Stammgenossen der *Warraus*. Mit diesen äussern Vorzügen schienen auch seine geistigen Fähigkeiten im vollen Einklang zu stehen, denn er führte seine Vertheidigung mit einem solchen Feuer, mit einem solchen Strom der Beredsamkeit, dass mein Erstaunen immer höher stieg. Aus der Uebersetzung Caberalli's ging hervor, dass er erklärte, die Trägheit seiner Frau sei eben so gross, als ihre Schönheit, ein Vorwurf, den er durch die Vergleichung derselben mit einem Faulthier ausdrückte. Wenn er von seinen Reisen, seinen Jagd- oder Fischzügen zurückgekehrt sei, habe er nie etwas anders als leere Töpfe, nie einen Trunk Paiwari gefunden, weshalb er sich dies jedesmal bei einem Nachbar habe suchen müssen. Anfänglich habe er seine Frau ermahnt, gewarnt, — doch vergebens! wie es an dem einen Tag gewesen, so sei es an dem folgenden geblieben, und nur zu bald sei er und sein träges Weib zum Sprüch- und Stichwort des ganzen Dorfes geworden. Diese Schmach aber vermöge ein *Warrau* nicht zu ertragen! — obschon er gern eingestehe, dass Prügel nur bei Hunden angewendet werden sollten, so habe er sich doch nicht länger beherrschen können, er habe seine Frau geschlagen; — doch auch dies sei ohne Erfolg geblieben, und so möge er ferner mit ihr nichts mehr zu thun haben.

Hatte der *Warrau* bei der Anklage der Frau regungslos, ohne eine Miene zu verziehen, fest vor sich hingeblickt, so verrieth dagegen der lebhafte und schmerzliche Kampf auf dem Gesicht der Frau, wie wenig sie ihre innere Aufregung, den Schmerz beherrschen konnte, welchen diese vielleicht unwahren Beschuldi-

gungen in ihr erregten. Bei jeder neuen Anschuldigung, bei jeder Steigerung der Vorwürfe, hob sie ihr glühendes Gesicht auf Augenblicke empor, schaute ihren Mann mit schmerzlichen, zugleich aber auch tief verächtlichen Blicken an, und liess dann den Kopf wieder auf die Schultern sinken. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit schauten und hörten unsere *Warraus*, namentlich aber Mai-cer-wari dem ganzen Verlauf der Verhandlung zu, ohne dass ihnen jedoch ein Laut der Beistimmung oder der Missbilligung entschlüpft wäre.

Herr King fühlte sich veranlasst, den *Warrau* wenigstens deshalb zu bestrafen, weil er seine Frau geschlagen hatte, er liess ihm durch Caberalli das Ungerechte und Unangemessene seiner Handlungsweise auseinandersetzen und ihm zugleich die Strafe verkündigen, welche die grosse Königin darauf gesetzt, wenn sich die weissen Eheleute unter einander prügelten. Nach dem Ausspruch dieses Gesetzes sähe er sich daher auch in diesem Falle veranlasst, ihn mit 2 Dollars als Schmerzensgeld für seine Frau zu strafen, wie ihm zugleich zu befehlen, diese zu ihren Eltern zurückkehren zu lassen. Das Kinn zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger auf die rechte Hand gestützt, hörte der *Warrau* den Urtheilsspruch an, und verharrte selbst dann noch, als Herr King längst geendet, in dieser nachdenkenden Stellung, bis ihn Caberalli anredete und frug, ob er damit zufrieden sei: »Hätte die grosse Königin gewusst, dass es solche faule Frauen gäbe, wie mein Weib ist, so würde sie gewiss ein solches Gesetz nicht gegeben, sondern den Männern erlaubt haben, wenigstens die faulen Weiber prügeln zu dürfen«. Bei dieser naiven Antwort konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, worüber sich der Ehemann zu wundern schien. »Dass sie nach seinem Wunsche handle,« fuhr er fort, »wenn sie zu ihren Eltern zurückkehre, habe er schon erklärt, die 2 Dollars aber könne er nicht erlegen, da er sie nicht besässe.« Als Hr. King aber erwiederte, dass er ihn dann mit nach der Colonie nehmen müsse, eilte er nach kurzer Ueberlegung fort, um sich das Geld in seinem Dorfe zu borgen. Ich glaubte fest, dass er nicht zurückkehren würde, — doch ich hatte mich geirrt; nach Verlauf von 3 Stunden trat er wieder vor Herrn King und erlegte das Strafgeld, das nun der Frau übergeben wurde.

Die übrigen zu schlichtenden Klagepunkte betrafen ebenfalls meist Streitigkeiten mit *Warraus*, die Corials unter den *Arawaaks* aufgekauft und nicht bezahlt hatten u. s. w., bis endlich Herr King den Gerichtstag mit dem Untergang der Sonne schloss. Schmerzlich bedauerte ich es, dass ich weder der *Arawaak*- noch der *Warrau*-Sprache mächtig war, da bei der Uebersetzung Caberalli's sicher eine Menge individueller Züge in den naiven Antworten und Reden der Klagenden und Verklagten verloren gingen.

Da wir die *Warraus* nur bis hierher gemiethet hatten, so zahlten wir ihnen

noch am Abend ihren Lohn in Tauschartikeln aus, um am nächsten Morgen, wo wir nach *Georgetown* aufbrechen wollten, durch dieses Geschäft keinen Aufenthalt zu erleiden. Das schmerzlich bewegte Gesicht Mai-cer-wari's verrieth nur zu deutlich, wie tief ihn der Abschied von seinen Stammgenossen schmerzte.

Den folgenden Tag verliessen wir *Asacota* und kehrten zu unserm Corial zurück, wo wir unsere zurückgelassenen Leute wohl und neugekräftigt antrafen. Unmittelbar nachdem Herr King den beiden rebellischen Negern seinen festen Willen, sie hier zurückzulassen, verkündigt, hatten sich diese an Caberalli gewandt und ihn um einen Platz in seinem Corial ersucht. Der Häuptling wies aber dies Gesuch mit einem verächtlichen »Nein« ab. Eine Hoffnung war dadurch schon vernichtet, und das frühere höhnische Lachen der Verächtlichen begann schon zu verschwinden. Ein zweites Gesuch an die Bewohner *Asacota's* hatte denselben ungünstigen Erfolg; keiner wollte mit den gemeinen Menschen etwas zu thun haben, und ihr früherer Hohn verwandelte sich nun plötzlich in kriechendes Schmeicheln, wodurch sie den Entschluss des Hrn. King noch zu erschüttern hofften. Die Erfüllung dieser Hoffnung schien ihnen sogar schon sicher zu sein, als ihnen Herr King bei unserer Abreise von *Asacota* erlaubte, uns bis zum Corial zu begleiten. Wäre ein Blitzstrahl aus dem wolkenlosen Himmel vor unsern Füssen in die Erde geschlagen, der Schreck hätte sich nicht deutlicher in unsern Zügen malen können, als er sich in den Gesichtern der beiden Neger aussprach, wie sie Herrn King bei unserer Ankunft dem Steuermann den Befehl zurufen hörten, den beiden Schelmen ihre Sachen, die sich noch im Corial befanden, an das Ufer zu legen. Sprachlos standen sie, gleich regungslosen Statüen, lange vor uns, starrten bewusstlos vor sich hin, und als ihnen wirklich ihre Bündel vor die Füsse gelegt wurden, ergriff sie eine so rasende Verzweiflung, dass sie sich jammernd und heulend vor King niederwarfen, seine Füsse küssten und umklammerten, dann wieder die Hände rangen, und ihn um Gotteswillen baten, sie nicht hier zu lassen, sie nicht dem Verderben preiss zu geben, da sie die Indianer gewiss verhungern lassen würden, und sie doch ohne die Hülfe dieser die Colonie nicht auffinden könnten. Als sie sahen, dass Herr King sich nicht erschüttern liess, näherten sie sich, auf den Knieen liegend, mir und wiederholten wehklagend ihre Bitten. Als unsere ganze Bemannung sich bereits im Corial versammelt hatte, hielten mich die Arme der beiden Neger immer noch krampfhaft umfasst und liessen mich nicht von der Stelle. So verächtlich mir auch diese gemeinen Menschen, in deren früherem Benehmen so viel Hohn und Bosheit lag, durch dieses hündische Betragen erschienen, so erbarmte ich mich doch endlich ihrer und vermochte Hrn. King, ihnen ihre früheren Plätze wieder einzuräumen. Diese ernstliche Kundgebung von Seiten Hrn. King's, seine Drohungen auszuführen, hatte die trefflichsten Folgen. Keiner wagte

es von jetzt an, unsern Befehlen zu widersprechen, oder einen derselben unausgeführt zu lassen.

Nachdem wir den *Beara* wieder erreicht hatten und ihm eine Strecke aufwärts gefolgt waren, fuhren wir auf dem östlichen Ufer in den *Barabara* ein, der sowohl in Rücksicht der Breite, als auch der dichten Ufervegetation, vollkommen dem *Asacota* glich.

Kein Sonnenstrahl konnte durch die von den *Lianen* dicht in einander verschlungenen Baumwipfel dringen; wo aber auch das Auge hinblicken mochte, überall begegnete es blühenden Orchideen, die die Aeste der alternden Bäume wie mit einem festen Gewebe überzogen. Unter diesen zeichnete sich namentlich die schöne *Maxillaria cristata* (*Lindl.*) durch ihre reizenden Blüthen aus, der sich noch *Maxillaria Parkerii* (*Hook*), *pumila* (*Hook*), *chlorantha* (*Bot. Reg.*), *foveata* (*Lindl.*), *graminea* (*Lindl.*), *porrecta* (*Bot. Reg.*), *unciata* (*Bot. Reg.*) anschloss, so dass sich fast alle Species der *Maxillaria* hier auf einer Stelle zu vereinen schienen. *Pleurothallis* und *Fernandezia* zierten die Stämme der Bäume und verliehen diesen mit ihren schöngeformten Blättern das Ansehen bekränzter Säulen, indess das niedliche *Oncidium iridifolium* mit seinen gelben Blüthen heiter durch die düstern Zweige des Gebüsches leuchtete, und das *Zygopetalum rostratum* (*Hook.*), die *Bifrenaria*, an den Stämmen mit der *Pleurothallis* um den Vorrang kämpften; das niedliche *Catasetum* und der gleich freundliche *Myanthus* mussten sich mit den von den Aesten herabhängenden, fadenförmigen Wurzeln der *Aroideen* begnügen. Ausser den angeführten Familien und Species zeigte sich namentlich noch das herrliche *Oncideum Lanceanum* (*Lind.*) mit seinen breiten gefleckten Blättern, die *Coryanthes maculata* und *macrantha* (*Hook.*) mit ihren Riesenblüthen, zwischen denen eine Menge jener grossen, schwarzen Ameisennester herabhingen, zu welchen die geschäftigen Thiere die von den Aesten herniederhängenden Luftwurzeln der letztern verweben; ihr nie ruhendes Schaffen und Treiben wurde in der Nähe durch ein unausgesetztes, lautes Rascheln und Knistern deutlich verkündet. Wehe uns, wenn ein unvorsichtiger Stoss ein solches Nest in unser Corial gebracht hätte!

Nachdem wir den *Barabara* eine Zeit lang verfolgt hatten, fuhren wir in die Mündung des *Kamwata* ein, dessen Breite und Ufervegetation vollkommen mit der des *Barabara* übereinstimmte. Noch waren wir dem ersten nicht lange gefolgt, als sich plötzlich der Wald vor uns öffnete und eine ungeheure, breite Wasser- und Sumpffläche vor uns lag, die, ausser ihrer bedeutenderen Grösse, ganz der glich, die wir bei *Asacota* sahen. Die ausgebreitete Fernsicht über die grüne, saftige, trügerische Matte und den glatten Wasserspiegel that dem Auge um so wohler, als unser Gesichtskreis nun bereits seit drei Monaten auf enge Flächen von Bäumen

oder einen schmalen, bald durch eine Biegung begrenzten Flussspiegel beschränkt gewesen war.

Mit dem Eintritt in diese weit ausgebreitete Sumpfsavanne fuhren wir zugleich auch in den *Itabbo* ein, der eine ununterbrochene Wasserstrasse vom *Morocco* her bildet und vollkommen mit der gabelförmigen Spaltung des *Orinoko*, dem *Casiquiare*, verglichen werden kann. Der Anblick des durch den hohen Wasserstand noch ansehnlich erweiterten, mächtigen Seespiegels war überraschend und bot ein reizendes Bild! Tausend und abertausend *Crinums* ragten mit ihren glänzend weissen Blüthen über die leichtgekräuselte, spiegelklare Fläche hervor, während eine Menge zerstreuter Palmen- und Laubholzgruppen freundliche Feeninseln bildeten. Hier sah ich auch die erste *Mauritia flexuosa* (*Lin.*) frei ihre riesenhaften Fächerwedel über den silbernen Spiegel der Wasserfläche ausbreiten! Der eigentliche Canal zog sich in zahllosen Windungen durch diesen zauberhaften See hin; bald näherte er sich dem Saum der Waldungen an der Grenze der Savanne, oder einer der lieblichen Oasen, bald durchschnitt er dieselben und wendete sich wieder mehr nach der Mitte des Sees. Mein Auge ruhte mit wahrem Entzücken auf diesem bezaubernden Bilde.

Da ein dichtes Gewebe mehrer Arten *Nymphaeen* jeden Ruderschlag und das Vordringen erschwerte, und wir uns nur langsam in der Fahrstrasse des Canals bewegten, so sahen wir uns mehrmals genöthigt, diese zu verlassen und in der spiegelglatten, hellen Fläche des See's hin zu fahren, von dessen Boden eine Menge weisser Blüthen der *Rhynchanthera dichotoma* (*Dec.*), zierliche Farrngruppen, das *Blechnum angustifolium* (*Willd.*), *Nephrodium gongyloides* (*Kl.*), (*Aspidium gongyloides Skuhr.*) und dunkle Binsen heraufleuchteten. Schlossen sich auch mit dem Untergang der Sonne die tausend weissen, grossen Blüthen der *Nymphaeen*, so erfüllten sie doch noch fortwährend die Luft mit ihrem Wohlgeruch. Herr King hatte die katholische Missionsstation *Morocco* zum Ziel unserer heutigen Fahrt bestimmt, da er den Missionär, Herrn Collins, einen Irländer, genau kannte.

Entzückt über das herrliche Landschaftsbild war ich mit meinem kleinen Corial in einen dichten Palmenwald, den der Canal durchschnitt, vorausgeeilt und sprachlos staunend stand ich auf dem Schnabel des Fahrzeuges, als sich plötzlich die Waldung von neuem öffnete und eine zweite Wasserfläche vor mir ausgebreitet lag, von der aus sich nach allen Richtungen hin dicht bewaldete Hügel erhoben. Auf einer dieser mit Wald bekränzten Anhöhen, an welcher der Canal dicht vorüberführte, leuchteten mir die freundlichen Dächer einer Niederlassung entgegen, die ich, da mir die vielen Fruchtbäume deutlich europäische Cultur zu verrathen schienen, für die verheissene Missionsstation hielt. Schon begann das scheue

Zurückziehen einiger Indianerinnen, die staunend auf uns herabsahen, mir meine Vermuthung weniger wahrscheinlich zu machen, als ein grosser Schuppen, in dem ich mehre Stühle, einen Tisch, auf welchem eine Menge Glasflaschen, Bier- und Weingläser, Teller und Schüsseln zusammengestellt waren, wahrnahm, meine Zweifel wieder entkräftete; ein kleines, niedliches, nach europäischer Art erbautes Haus, das wenig entfernt an der Seite des Schuppens stand, und dessen nicht verschlossene Thür in dem innern Raume mehre offene Koffer mit Kleidungsstücken erblicken liess, verscheuchte endlich jedes Bedenken, denn wem sollten diese Gegenstände anders gehören, als dem Missionar? Das heutige Ziel musste erreicht sein, und in dieser Hoffnung eilte ich auf eine vor Furcht und Scheu zitternde Indianerin zu und erkundigte mich nach dem Besitzer; »der ist vor einigen Tagen gestorben,« war die niederschlagende Antwort. Unser und des Missionars Missgeschick beklagend, wollte ich es mir eben bequem machen, als Herr King an der Landungsstelle ankam, und mir zurief, ich möchte hier nicht länger säumen, da wir noch eine bedeutende Strecke bis zur Station des Herrn Collin's zurückzulegen hätten. Also doch getäuscht, dachte ich bei mir und eilte die Anhöhe wieder hinab, um so schnell als möglich an die Seite des Herrn King zu kommen und von ihm Auskunft über den frühern Eigenthümer dieser Anlagen zu erhalten. Ich erfuhr jetzt, dass dies der Häuptling des Dorfes gewesen. Er hatte seine Jugendzeit in der Colonie verlebt, wo ihm die Einrichtungen und das Leben der Europäer so gefallen hatten, dass er, zur Regierung gelangt, seinen Stolz darin setzte, europäische Sitten und Gebräuche in seiner Residenz einzuführen. Er wurde dabei durch die Vorarbeiten seines Vaters unterstützt, der bereits damit einen Anfang gemacht und auch schon Fruchtbäume angepflanzt hatte. Der eigenthümliche Gebrauch unter den *Warraus*, denn diesem Stamme gehörte die Niederlassung, keinen der Gegenstände, die einem Verstorbenen angehört, zu benutzen, war auch hier die Ursache, dass noch alles ungestört so lag und stand, wie man es bei dem Tode des Häuptlings vorgefunden hatte. Drei Jahre später besuchte ich die Niederlassung wieder; ein neuer Häuptling hatte unterdessen das Haus bezogen, allein der Tisch mit den Flaschen und Gläsern stand noch unberührt an seiner alten Stelle, und das Ganze hatte sich in eine reich bevölkerte Spinnencolonie verwandelt und war dicht mit ihrem Gewebe überzogen.

Nach einiger Zeit erreichten wir die Mündung des *Itabbo's* in den *Morocco*, den wir nun abwärts fuhren. Auch hier zog sich an beiden Ufern ein breiter Saum von *Nymphaeen* hin, denen jedoch die starke Strömung die Vereinigung in der Mitte des Flusses unmöglich machte, wodurch zahllose Hindernisse, mit welchen wir während des ganzen Tages gekämpft hatten, plötzlich verschwanden. Rasch flogen wir den Strom hinab, wobei die eingetretene Nacht uns leider den Anblick

der herrlichen Umgebungen ganz entzog. Schon war es Mitternacht, und das ersehnte Ziel immer noch nicht erreicht. Lautlos, wie die Natur, die uns umgab, waren auch die sonst so aufrührerischen Neger, deren Missmuth früher nie schwieg, wenn wir bei untergehender Sonne das Bivouak noch nicht aufschlagen konnten. Die Lection, die sie am heutigen Morgen erhalten, war jedoch noch zu frisch in ihrem Gedächtniss, und ihre innere Erbitterung lag unter so festem Schlosse, dass ihre äussere Ruhe selbst noch die der Natur übertraf, indem diese doch dann und wann durch das Auffliegen eines Wasservogels oder den traurigen, melancholischen Ton der Ziegenmelker, der Eulen, oder durch das Gesumme der die geschlossenen *Nymphaeen* umschwärmenden Insecten unterbrochen wurde. Endlich, nachdem selbst meine Geduld zu schwinden drohte, vernahmen wir aus ziemlicher Ferne die Töne mehrer Flöten und Violinen, — ein sicheres Zeichen, dass wir uns nun im Bereiche der Mission befanden; einige Flintenschüsse von unserer Seite sollten die Fröhlichen damit bekannt machen, dass sie noch unerwartete Theilnehmer an ihrer Festlichkeit erhielten.

Das erste Boot hielt an der Landungsstelle, ein abermaliges Abfeuern der Gewehre verkündigte den Bewohnern, dass Fremde hier angekommen seien, und bald sahen wir eine grosse Laterne sich auf uns zu bewegen, in deren Träger Hr. King den Missionar Collins begrüsste. Herr Collins empfing uns sehr freundlich, und beklagte nur, dass wir nicht bereits gestern gekommen wären, wo er den Namenstag eines Heiligen mit seinen Pflegebefohlenen gefeiert habe. Mitternacht war zwar längst vorüber; — um aber seinen Jubel über unsere Ankunft doch noch so laut als möglich kund zu geben, befahl er dem Knaben, welcher ihn begleitete, den ganzen Vorrath an Pulver aus den kleinen Böllern, die er besass, vollends zu verschiessen, was der Bursche auch sehr bereitwillig vollführte. Unter fortwährenden Böllerschüssen stiegen wir daher den Hügel hinan, auf welchem die Mission lag, und traten in das Haus unseres freundlichen Wirthes ein, das zugleich auch die Kirche der Gemeinde war. Wir trafen hier ausser dem Bruder des Herrn Collins, einen jungen Arzt, der erst vor einigen Wochen aus Irland gekommen war und eben seinen Bruder besuchte, noch einen jungen Katecheten, welchen der Bischof von *Georgetown* mit Briefen hierher geschickt hatte. Küche und Keller wurden von neuem in Contribution gesetzt, und alles, was das Fest des Heiligen nicht bereits verzehrt hatte, herbeigeschafft. Je stiller wir nenen Ankömmlinge die Zeit vor Mitternacht verlebt, desto lärmender verstrichen uns die spätern Stunden. Bald dampfte eine ungeheure Bowle mit Whisky-Punsch auf dem Tische; sie wurde schnell geleert, und machte die Gesellschaft bald lebhaft. Irische Lieder folgten irischen Reden, bis wir endlich bei anbrechendem Morgen nach unsern Hängematten schlichen. Als ich am hellen Tage meine Augen aufschlug, überlief mich ein

Schauer, — denn vor mir sah ich den Hochaltar, dessen Crucifix über die leeren Flaschen und Gläser emporragte, die man hier aufgehäuft hatte, während die Stufen mehren Ziegen zum Lager dienten. Noch konnte ich mich nicht über diese Profanation des Heiligsten beruhigen, als ich auch schon die laute Stimme des Hrn. Collins hörte, der die Ziegen von den Stufen und uns aus den Hängematten trieb, da er noch am Vormittag Messe lesen, und daher alles Unheilige entfernen müsse. Wo lag hier die Grenzlinie zwischen dem Heiligen und Profanen? War diesen Leuten alles heilig, oder alles profan? Ich glaube ersteres, da Herr Collins darin nichts anstössiges und meine Verwunderung unerklärlich fand.

Zur bestimmten Stunde erschienen die Andächtigen, deren Zahl sich vielleicht auf 300 belaufen mochte, traten zu Herrn Collins, der jetzt ein ganz anderer Mensch zu sein schien, küssten ihm die Hand und erhielten einzeln seinen Segen. Es war ein schöner Menschenschlag, der sich jetzt um diesen Altar versammelte, und schon ihre äussere Erscheinung liess erwarten, dass sie auf einer höhern Culturstufe standen, als die sie umgebenden Eingebornen. Die Frauen und Mädchen trugen kattune Kleider, und schienen besonders viel auf Schmuck zu halten, da ich bei vielen goldene Ketten, goldene Ohrgeschmeide und Ringe bemerkte, während das schöne, glänzend schwarze Haar geschmackvoll in langen Flechten den Rücken hinabfiel. Die Männer trugen weisse Beinkleider und Jacken. Hier und da ragte ein halbnackter *Warrau* aus dem Kreis der Andächtigen hervor, und zeigte um so deutlicher, dass in den Adern jener nicht bloss indianisches Blut floss. Die kleinen Chorknaben, deren weisses Gewand grell gegen das braune Gesicht und schwarze Haar abstach, waren ganz sicher in ihr Officium eingeübt.

Nach der Beendigung der Messe verweilte die Versammlung noch einige Zeit vor der Kirche, um mit einander zu sprechen, und die Grandezza, mit welcher die Schönheiten auf und nieder gingen, sagte mir früher, als Herr Collins es bestätigte, dass spanisches Blut durch ihre Adern rolle.

Die Mission zählte ungefähr 500 Bewohner, alles Mischlinge von Spaniern und Indianerinnen, die in der Colonie allgemein unter dem Namen »*Spanish Indians*« bekannt sind. Während der Revolution Colombiens im Jahre 1818 und 1819 flüchteten sich diese auf englischen Grund und Boden, stellten sich unter den Schutz Englands, und liessen sich auf den zerstreuten Hügeln der Savanne am *Morocco* nieder, die sie in einen blühenden Frucht- und Gemüsegarten verwandelten. Sie sprechen durchgehends spanisch und stehen auf einer höhern Culturstufe, als diese Wildniss erwarten lässt.

Schon bei dem lebhaften Morgengruss hatten wir von dem Katecheten die beunruhigende Nachricht erhalten, dass in *Georgetown* nicht nur das gelbe Fieber, sondern auch die schwarzen Pocken in einem fürchterlichen Grade ausgebrochen

seien, eine Nachricht, die am Nachmittag durch die Ankunft des Posthalters des *Pomeroon*-Districtes, Herrn Mª Clindock, noch dahin erweitert wurde, dass die Pocken bereits unter den *Arawaaks* am *Pomeroon* sich gezeigt, dort bedeutende Verwüstungen angerichtet und allgemeinen Schrecken verbreitet hätten. Dass bisher fast keiner gerettet worden war, den diese furchtbare Krankheit befallen hatte, war nicht zu verwundern, da die Indianer, mit der Natur derselben noch nicht vertraut, bei dem Heilverfahren die widersinnigste Methode anwandten, eine Methode, zu der sie, wie Herr Mª Clindock versicherte, ein unerschütterliches Vertrauen besässen, so dass bis jetzt Gegenvorstellungen noch keinen Erfolg gehabt hätten, ja keine Macht der Erde sie davon würde abbringen können. Befindet sich nämlich der Kranke in der höchsten Fieberhitze, so eilt er nach dem nächsten Wasser und stürzt sich hinein, oder besitzt er die Kraft dazu nicht mehr, so lässt er sich mit mehren Gefässen kalten Wassers übergiessen. Dieses ganz zweckwidrige Verfahren ist ihnen von der Behandlung der Fieber her gleichsam in Fleisch und Blut verwachsen. Niemand konnte sich übrigens erinnern, dass die Pocken jemals unter ihnen geherrscht hätten. Die Colonie schien leider für die Armen nichts thun zu wollen, da man es bisher noch nicht einmal für nöthig befunden hatte, einen Arzt nach den Strichen, die von der Krankheit ergriffen worden waren, zu senden. Eine grosse Anzahl der Indianer hatte ihre Niederlassungen bereits verlassen und sich nach dem Innern zurückgezogen, was freilich befürchten liess, dass der Krankheitsstoff auch dahin sich verbreite.

Meine drei Indianer, denen die Kunde ebenfalls zu Ohren gekommen sein mochte, hatten es für das sicherste gehalten, sich diesem Würgengel durch schnelle Flucht zu entziehen; denn als ich sie am nächsten Morgen suchte, waren sie spurlos verschwunden, ohne dass sie vorher noch ihren rückständigen Sold gefordert hätten. Selbst Caberalli's Leute wurden schwierig und wollten ihm nicht weiter folgen, so dass der Häuptling seine ganze Herrschermacht und Ueberredungskunst anwenden musste, um eine Aenderung in ihrem Entschlusse zu bewirken.

Da mir gestern die Zeit nicht erlaubt hatte, mich in den Umgebungen des Dorfes umzusehen, so that ich dies heute. Die Kirche, die wie ich schon erwähnte, dem Missionar zugleich als Wohnung diente, und einige Häuser der Indianer lagen auf einer der höchsten Anhöhen, von der man eine herrliche Fernsicht nach Osten und Norden über die weite Savanne mit ihren bewaldeten Hügeln genoss, die ihre eigenthümliche und genau begrenzte Vegetation zu haben schienen. Ausser einer Menge strauchartiger *Melastomaceen* bemerkte ich namentlich noch *Posoqueria longiflora (Aubl.)* mit ihren zahllosen, weissen, herabhängenden Blüthen und orangefarbenen Früchten, so wie mehre *Eugenien*, niedliche, krautartige *Malvaceen*, *Solaneen*, *Commelineen*, *Acanthaceen* und *Compositae*, die den

schönen Wiesenteppich mit den wechselnden Farben ihrer Blüthen schmückten. Die grossen, üppigen Kaffeesträucher waren hinlängliche Zeugen für die Fruchtbarkeit des Bodens, und es bedurfte kaum der Versicherung des Hrn. Collins, dass die Ansiedler mehr Bohnen ernteten, als sie bedürften, und daher noch eine ansehnliche Menge davon verkaufen könnten. Hätten sich auf diesem Hügel nicht eine unzählige Menge Ameisen, und gerade die namentlich für die Cassadafelder so nachtheilige Species *Atta cephalotes* (*Cushy-ant* der Colonisten) befunden, ich hätte Hrn. Collins um dieses kleine Paradies beneiden können. Jene furchtbaren Zerstörer der Cassada- und Pisangfelder haben ihre Wohnungen in dem Boden, und vermehren sich so gewaltig, dass ihre Nester grossen Haufen aufgeworfener Erde ähneln. Ein Casada- oder Pisangfeld, in dem sie sich eingenistet, gleicht bald unseren Baumplantagen, wenn die Raupen sie verwüstet haben. In kurzer Zeit fressen die Ameisen sämmtliche Blätter ab und schleppen sie in ihre unterirdischen Wohnungen. Sind die Felder einigemal von ihnen heimgesucht und ihrer Blätter beraubt worden, dann ist zu fürchten, dass die ganze Anpflanzung abstirbt. Selbst wenn ihre Nester viertelstundenweit von den Feldern entfernt liegen, finden sie die Pflanzungen auf, und legen bald eine der belebtesten Industriestrassen dahin an, die man nur irgend sehen kann. Mit welch' wehmüthigen Blicken auch der Eigenthümer einer so bedrohten Cassadapflanzung diese Strassen betrachten mag, ich fand sie höchst interessant, und widmete ganze Stunden ihrer Beobachtung. Meine Leser mögen mir daher gestatten, das Leben und Treiben dieser klugen und betriebsamen Thiere auf ihr genauer zu beschreiben. Die Strasse ist etwa einen halben Fuss breit und etwas ausgehöhlt, ob durch die ununterbrochene Communication auf ihr, oder aus anderer Ursache, vermag ich nicht anzugeben. Die Schienen einer Eisenbahn sind kaum reiner und glatter, als ich diese Strasse fand. Auf ihr bewegt sich nun in der musterhaftesten Ordnung ein nimmerruhendes Heer in doppelter Reihe nach dem Felde hin und vom Felde her; in der letztern Colonne trägt jedes einzelne Individuum ein rundes Stück Blatt von der Grösse eines Sechspfennigstücks und hält es mit den Fresszangen aufrecht, weshalb sie die Colonisten auch *Umbrella-ant* nennen. Die andere Seite wird von den nach dem Felde zurückkehrenden Thieren eingenommen. Ist der Zwischenraum zwischen dem Felde und dem Neste zu gross, so sieht man auf der Hälfte der Strasse eine andere Parthie den ermatteten Trägern entgegenkommen, die ihnen die Blätter abnimmt, um sie dann vollends in die Wohnung zu tragen, während die andern nach dem Felde zurückkehren. Obschon sich Tausende auf dieser Strasse hin und her bewegen, so tritt doch keine der andern in den Weg, keine hemmt durch Unterbrechnung des Vorschreitens die nachfolgenden in ihrer thätigen Eile, alles läuft ununterbrochen und sicher wie die Kette eines Maschinenwerkes ab. Verfolgt

man die Strasse bis zur Stätte der Vernichtung, so findet man auf dieser eine dritte Parthie, die aus den stärksten und grössten Individuen besteht, welche rastlos damit beschäftigt ist, die kleinen runden Stückchen aus den Blättern herauszubeissen und auf den Boden fallen zu lassen, wo sie von den geschäftigen Trägern aufgenommen und fortgeschafft werden. Nichts, weder Feuer noch Wasser, weder eine Unterbrechung der Strasse, noch ein anderes Hinderniss kann sie zum Aufgeben ihrer Arbeit vermögen. Werden durch die stärksten Gegenmittel Tausende getödtet, so wird man schon nach Verlauf einiger Stunden keinen einzigen Leichnam mehr sehen; denn unmittelbar, nachdem die Gefahr vorüber ist, werden die todten Körper von der Strasse entfernt. Sperrt man diese mit einem Gegenstande, den die schwachen Kräfte der Ameisen nicht entfernen können, so wird sie bald um das Hemmniss herumgeführt; zerstört man sie gänzlich, so findet man sie nach einigen Stunden wieder hergestellt.

Die Ameise selbst, besonders die geflügelten Weibchen, sind ein gesuchter Leckerbissen für die Indianer, die ihnen den Hinterleib abbeissen und diesen roh oder geröstet essen. Der Leib hat auch in der That einen angenehmen süssen Geschmack.

In den Haufen dieser Ameise hält sich gewöhnlich auch die zweiköpfige Schlange, wie sie die Colonisten nennen, die zu den Lurchen gehörige *Coecilia annulata* auf, die, nach der Behauptung der Indianer, von den Ameisen gefüttert wird, wie der *Claviger* unter den Käfern. Dass die *Coecilia* wirklich häufig in den Nestern der Ameisen gefunden wird, habe ich bei meinem spätern Aufenthalt in *Morocco* selbst beobachtet, und Herr Collins versicherte, dass, wenn er die lästigen Gäste durch Feuer, die er über ihren Haufen angezündet, oder durch Umgraben zu vernichten gesucht, er diesen Lurch sehr häufig gefunden habe. Mag nun die Anziehungskraft in der animalischen Wärme oder in der eigenthümlichen Atmosphäre, die in diesen Haufen herrscht, beruhen, oder die *Coecilia*, das ie in der Erde lebt, nur den lockern Boden dieser Wohnungen, in den sie sich leicht einwühlen kann, aufsuchen — kurz, die Ameisen dulden sie, jene sucht diese auf und so leben beide in brüderlicher Eintracht beisammen. Alle Versuche des Hrn. Collins, diese Plagegeister von dem Hügel zu verscheuchen, waren bisher fruchtlos und sein reger Wunsch, sich in der Nähe der Kirche einen Garten anzulegen, unausführbar geblieben; denn was er heute pflanzte, war morgen spurlos verschwunden oder doch vollständig vernichtet. Arsenik schien sie allein zu vertilgen, — doch welche Quantität würde erforderlich sein, um diese Milliarden zu vernichten?

Da wir am nächsten Morgen *Morocco* zu verlassen, und nach *Georgetown* aufzubrechen beschlossen hatten, wohin uns Herr Collins begleiten wollte, um

dort milde Beiträge zum Aufbau einer von dem häuslichen Leben getrennten Kirche zu sammeln, wozu auch wir gern unser Scherflein beitrugen. Die letzten Stunden unsres Aufenthalts wurden wieder auf ächt Irländisch verlebt; Gesänge wechselten mit Reden, gewaltige Bowlen voll Whisky-Punsch mit endlosen Toasten.

Nachdem mir Herr Collins meine entlaufenen Indianer durch einige seiner Leute ergänzt hatte, setzte sich unsere kleine Flotille, durch zwei Boote, in denen Herr Collins, sein Bruder und der Katechet Platz genommen, vermehrt, bei Anbruch des Tages in Bewegung.

Der *Morocco* setzt seinen Lauf noch eine bedeutende Strecke durch dieselbe Ebene fort; von aufsteigenden Hügeln und kleinen oder grösseren Waldplätzen unterbrochen, zieht dieselbe sich weit gegen Osten hin, bis sie an der Mündung des *Pomeroon* und *Morocco* in der unmittelbaren Küste ausläuft. Bei einem spätern Aufenthalt in dieser Gegend lernte ich auch die südöstlichen Grenzen dieser Strecke näher kennen.

Die sich ändernde Vegetation verkündete, dass wir uns der Küstenregion näherten, bis endlich die wieder auftretende *Rhizophora* uns die Erreichung derselben verbürgte und durch die Mündung des *Morocco* die blaugrünliche Fläche des atlantischen Oceans leuchtete, auf den wir mit unsern kleinen Booten bis zur Mündung des *Pomeroon*, sieben Miles, zu fahren wagen mussten. Mit den gebrechlichen Fahrzeugen unmittelbar der Küste zu folgen, erlaubte die starke Brandung nicht; sie nöthigte uns, die Fahrt eine bedeutende Strecke seeeinwärts zu richten, wodurch wir sowohl dem Bereich der Brandung, als auch einer grossen Menge Schlammbänke entgingen, die sich an der ganzen Küste Guiana's, namentlich aber hier, ungemein häufig finden. Dass diese, für die Küstenschifffahrt so gefährlichen Schlammbänke in der fortwährend wachsenden Küstenbildung Guiana's ein Hauptmoment bilden, steht ausser allem Zweifel; obschon ihre Entstehung noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt und auf die verschiedenartigste Weise erklärt worden ist. Das oft zauberhaft schnelle Entstehen und Verschwinden derselben schliesst allerdings manches Räthselhafte in sich. Plötzlich tauchen da, wo das Auge noch vor wenigen Tagen den ebenen Spiegel des Wassers schaute, grössere oder kleinere Bänke auf, die aus einem mehr oder weniger weichen Schlamm bestehen, und nach kurzer Zeit von der Brandung oder Strömung des Meeres eben so schnell wieder fortgerissen werden. Oft verschwinden nur einzelne Theile, oder werden in ihrer äussern Gestaltung verändert, oft aber treibt sie die hohe Fluth in ihrer ganzen Ausdehnung an den unmittelbaren Küstensaum, so dass sie ausserhalb des Bereichs der Strömungen und Fluctuationen kommen, und durch die *Rhizophora*, *Avicennia* und den *Cenocarpus* mit dem Lande gleichsam zusammenwachsen. Die ganze weit ausgedehnte Küstenlinie ist dadurch einer

fortwährenden Umwandlung unterworfen, und mancher Küstenbewohner, der vor wenigen Jahren aus seinen Fenstern noch das Meer erblickte, sieht sich jetzt durch einen dichten *Rhizophora*-Wald davon getrennt. Den entscheidendsten Beweis für diese Beobachtung liefert die östliche Spitze des Cap Nassau, das zugleich das östliche Ufer des *Pomeroon* bildet. Herr Mª Clindock versicherte mich, dass sich dieses während seines sechsjährigen Aufenthaltes um eine achtel Mile, das westliche dagegen um etwa vierzig Fuss verlängert habe. Eine weiter Bestätigung dieses fortwährenden Wachsthums der Küste bietet auch noch die Küstenvegetation an derselben, die sich in Folge ihres verschiedenen Alters ganz amphitheatralisch von der Küste landeinwärts über einander erhebt. Meistentheils wird das Entstehen dieser Schlammbänke dem Detritus zugeschrieben, den während der Regenzeit und der grossen Ueberschwemmungen die Flüsse dem Meere zuwälzen. Wenn ich auch zugebe, dass dieser einen gewissen Beitrag zu ihrer Bildung liefern mag, so kann dieser doch bei den ungeheuren Massen der Anschwemmungen nur von geringem Belang sein, denn die See wird auf einer Strecke von wenigstens 150 geographischen Meilen Länge und an einzelnen Stellen bis auf 10 geographische Meilen Breite meereinwärts so mit Moder und Schlamm erfüllt, dass die Wellen an einzelnen Punkten selbst wie ein dünn aufgelöster Moder erscheinen. Ausserdem steht jene allgemein herrschende Behauptung mit dem Umfang eines so schmalen Küstenlandes, wie das von Guiana ist, in gar keinem Verhältniss, zumal da das innere Gebirgsland, aus welchem die Flüsse dem Meere hell und klar zuströmen, fast durchgängig dem Urgebirge angehört und daher nur wenig zu diesen Anhäufungen beitragen kann. Wenn aber das unmittelbare Küstenland diese ungeheuren Massen allein liefern sollte, so müsste dies schon längst bis tief unter das Niveau des Meeres ausgespült sein. Dass die Ursache dieser Erscheinung nicht allein in dem nächsten Küstenland, dass sie ihrem grössten Umfange nach in andern Welttheilen, oder wenigstens in ganz andern Theilen Amerika's zu suchen sind, beweisen auch die Muschel- und Schneckenarten, die ich nicht allein auf der Schlamm- und Sandbank an der Mündung des *Waini*, sondern längs der ganzen Küste fand.

Da die See ziemlich ruhig war, so erreichten wir glücklich, durch keinen Unfall gestört, die Mündung des *Pomeroon*, auf dessen westlichem Ufer sich die Station des Herrn Mª Clindock befand, die wir zum Nachtlager ausersehen, und in welcher wir von Mistress Mª Clindock auf das herzlichste empfangen wurden.

Von der Mündung des *Waini* erstreckt sich die Küste in südöstlicher Richtung nach der Mündung des *Morocco* hin und bildet dadurch die Bucht von *Peche*, die eine Meile breit und 1½ Meile tief ist. In dieser Bucht soll früher eine Art Pech aus dem Grunde hervorgequollen und nachdem es einige Zeit auf dem Wasser

herumgetrieben, steinhart geworden sein. Wenn dies früher wirklich der Fall gewesen, so muss die Quelle jetzt versiegt sein. Unmittelbar an der Mündung des *Morocco* hatten früher die Holländer, nachdem sie sich vom *Barima* zurückgezogen, ein Fort erbaut. Spuren des Faschinenwerkes und der Mauern kann man bei eingetretener Ebbe noch sehen. Am *Pomeroon* dagegen hatten die holländischen Städte Middleburg und Vliessingen im Jahre 1657 eine Colonie angelegt. Die Spitze des westlichen Ufers wurde seit 1754 von einem Militärposten bewacht, um der häufigen Flucht der Sklaven seeeinwärts Einhalt zu thun. Die Spitze des östlichen Ufers bildet zugleich das Cap Nassau, das ringsum mit einer Schlammbank eingeschlossen ist, die sich über eine Stunde nordöstlich in die See erstreckt.

Unsere freundliche Wirthin hatte uns eins der einladendsten Gerichte aus den schmackhaftesten Fischen bereitet, bei dessen Genuss wir aber auf die bitterste Art gestört wurden. Schon an der Mündung des *Barima*, wo wir so fürchterlich von den Mosquitos gepeinigt wurden, hatte mich Herr King ermahnt, die Qual geduldig zu ertragen, da wir an der Mündung des *Pomeroon* noch viel grössere Schwärme derselben finden würden. Dass diese Plagegeister in noch grösserer Menge erscheinen könnten, hielt ich damals für Uebertreibung, und doch musste ich mich jetzt leider davon überzeugen. Am *Pomeroon* treten diese Myriaden von Blutsaugern nur periodenweise auf; unglücklicherweise aber traf unsere Ankunft mit einer solchen Periode zusammen, was Mrs. Mª Clindock schon bei unserer Ankunft beklagt hatte.

Kaum war die Sonne hinter dem Horizont verschwunden, als das fürchterliche, blutdürstige Heer angezogen kam und Fenster und Thüren belagerte. Ungeachtet wir alle Oeffnungen geschlossen zu haben glaubten, war das Zimmer doch nur zu schnell von den uns drohenden Peinigern gefüllt und an ein ruhiges Essen nicht mehr zu denken. Wir konnten in Wahrheit sagen, dass: »wir unser Essen unter Thränen und unsere Bissen unter Stöhnen verzehrten.« Die Species selbst war mir noch ganz unbekannt. Die Colonisten nennen sie *Yellow-nipper*. Sie hat einen blauen Thorax und weisse Endglieder der Füsse; ihr Stich aber ist schmerzhafter als der aller anderen Mückenarten, die ich bisher aus Erfahrung hatte kennen lernen. Sie besitzen dabei einen so langen Saugrüssel, dass selbst ein russicher Pelz nicht gegen ihn geschützt haben würde. Auch der arme Stöckle fand diese Plage unerträglich; er kam mit klagender Stimme, aufgeschwollenen Händen und Gesicht in unser Zimmer und bat, sich hier niedersetzen zu dürfen, da ihm »die sündigen Bestien die ganze Haut von den Händen und dem Gesicht fressen würden, wenn er länger draussen verweile«. Dass uns der Schlaf eben so wie das Essen verbittert werden würde, war sicher voraus zu sehen. Da sich diese Blutsauger selten höher als 16—20 Fuss über den Boden erheben, so hatte Mrs. Mª Clindock sich ein

Zimmerchen, hoch unter dem Dache zu ihrer Wohnung einrichten lassen. Wir hatten zwar unsere Hängematten in dem grossen Zimmer aufgeschlungen, unsere freundliche Wirthin alles herbeigetragen, was nur irgend Aehnlichkeit mit einem Mosquitonetz hatte, demungeachtet sahen wir uns nur zu schnell genöthigt, unser Nachtlager wieder zu verlassen und bis zum Morgen wie wahnsinnig im Zimmer herum zu laufen. Dass in dieser Nacht selbst den Lippen des Herrn King mehr als eine Verwünschung entfloh, würde selbst der strengste Rigorist entschuldigt haben. Alle Ritzen und Lücken wurden verstopft, das Zimmer so mit Dampf und Rauch angefüllt, dass wir es selbst kaum zu ertragen vermochten, alles vergeblich! — Hinaus in das Freie zu fliehen, das hätte der Scylla entrinnen geheissen, um in der Charybdis umzukommen, denn so wie man nur die Thür öffnete, wozu wir wegen des Rauches einigemal genöthigt waren, strömten ganze Wolken von Mosquitos herein und fielen gleich Harpyien über uns, ihre beklagenswerthen Opfer, her. Während wir so durch das Innere des Hauses wütheten, vernahmen wir auch von aussen her die Flüche und Verwünschungen unserer Leute; plötzlich jedoch verstummten diese, und die eintretende Ruhe liess mit Bestimmtheit schliessen, dass sie ein Sicherungsmittel gefunden haben mussten, was auch wirklich der Fall war. Sie hatten sich in die Fahrzeuge geflüchtet, und waren so lange seeeinwärts gefahren, bis sie aus dem Bereich ihrer blutdürstigen Verfolger gekommen waren; dadurch hatten sie für diese Nacht, wenn auch nicht Bequemlichkeit, doch Ruhe gewonnen. Einer der Farbigen war sogar in den hohen Mastkorb gestiegen, der vor der Wohnung stand und als Signalthurm diente. Unser armer Katechet wurde am meisten geplagt, da sich die Mosquitos besonders seinen dünnbehaarten Kopf und seine grosse Platte zum Feld ihrer Thätigkeit ausersehen zu haben schienen. Unter Seufzen und Verwünschungen wickelte sich der Mann des Friedens mehre Tücher um den Kopf, doch auch dieses half ihm nichts, denn die Stachel der Unholde drangen durch die Hüllen und er musste, um sein Haupt zu schützen, während der ganzen Nacht sich mit dem Hut bedecken. Endlich brach der ersehnte Tag an, und wir begrüssten ihn mit Jubel; leider konnten wir diesen schrecklichen Ort nicht verlassen, denn eben war die Ebbe eingetreten, die sich hier so reissend zeigte, dass ihr die Kräfte unserer Bootsleute nicht würden haben widerstehen können. Erst gegen 10 Uhr verschwanden unsere Peiniger. Als unsere sorgsame Wirthin erschien, um uns guten Morgen nach einer schlechten Nacht zu bieten, sprachen wir unsere Verwunderung darüber aus, dass sie an einem solchen Orte zu verweilen vermöge und das Leben hier ertragen könne; sie versicherte uns jedoch, dass dies so schlimm nicht sei; denn diese Schwärme erschienen nur periodenweis, und das Unglück habe gewollt, dass wir gerade in einer der ungünstigsten hier angekommen seien; ausserdem sei ihr Zimmerchen

fest und dicht verschlossen, und ihre Betten seien so sorgfältig durch zwei Mosquitonetze geschützt, dass sie mit ihrem Manne nur selten aus diesen vertrieben würde. Hielten solche Perioden, wie die jetzige, eine längere Zeit an, dann müssten sie freilich den Fluss aufwärts fliehen, um dort bei Bekannten so lange zu verweilen, bis die Unholde wieder verschwunden seien. — Um sich in dieser Abgeschlossenheit und Einsamkeit die Zeit zu vertreiben, hatte Mrs. Mª Clindock eine der reichsten Menagerien von Vögeln angelegt, die ich überhaupt getroffen habe. Der Hof, das Dach war förmlich von herrlichen rothen Ibisen in allen Uebergängen der Farbe, von Kranichen, Sonnenvögeln, *Crax*, *Penelope*, *Psophia*, *Toa* und Papageien bedeckt, die ihr schönes Gefieder in den Morgenstrahlen der Sonne putzten, sich unter die Schaaren der wilden, über den Hof fliegenden Genossen mischten, und nach kurzer Zeit wieder zurückkehrten. Einer ihrer Papageien, ein *Psittacus pulverulentus*, gewann mein ganzes Herz, da er nicht nur deutlich sprach, sondern sogar einige englische Lieder sang und meisterhaft »*Rule Brittania*« pfiff. Mit eintretender Fluth verliessen wir unsere freundliche Wirthin und ihren unfreundlichen Wohnort.

Die Mündung des *Pomeroon* liegt unter 7° 36′ nördlicher Breite und 58° 44′ westlicher Länge und mag ungefähr 3 Miles breit sein, wobei sie zur Ebbezeit 9, zur Fluthzeit dagegen 13 Fuss Wassertiefe besitzt, die, etwas höher den Fluss aufwärts, bis zu 40 Fuss anwächst. Die Flusssohle besteht aus einem schlammigen Grunde. Die Ufer sind flach und mit der gewöhnlichen Küstenvegetation bedeckt, bis etwa vier Miles von der Mündung der Plantagendistrict beginnt, der aber jetzt bis auf drei Pisang-Plantagen gänzlich aufgegeben ist. Hier lag auf dem östlichen Ufer ehemals das Fort *New Zeeland* und der kleine Flecken *New-Middleburg*, die beide während des Krieges im Jahre 1666 von den Engländern zerstört wurden. Eine der verlassenen Plantagen hatten nach der Emancipation eine Anzahl Neger gekauft und das Ganze parzellirt, wodurch die kleine Negercolonie Middleburg entstand.

An dem westlichen Ufer münden sich mehre *Creeks* in den *Pomeroon*, unter denen der *Waca-Pau* der bedeutendste ist. Er wird von *Arawaaks* bewohnt. An dem Ufer des *Aikoni* erhebt sich auch das Hospital der Colonie für die Aussätzigen, das man so weit als möglich von der Stadt entfernt hat, um der Ansteckung nach Kräften vorzubeugen. Ein Arzt und mehre Aufwärter stehen im Dienst dieser Anstalt. Die Plantage *Caledonia*, die Herr King zu unserm Nachtlager erwählt, zieht sich auf dem östlichen Ufer, unmittelbar der Mündung gegenüber, hin. Wir fuhren daher in den eine Meile langen, schnurgeraden, mit Cocospalmen bepflanzten Canal ein, der zu den Wohngebäuden führte und unverkennbar holländischen Ursprung verrieth. Zu beiden Seiten des Canals dehnten sich die Kaffeefelder aus,

die von der mächtigen *Erythrina Corallodendron* (*Lin.*) beschattet wurden. Der Mangel an Arbeitern war auch hier sichtbar, denn der grösste Theil der früher sorgfältig cultivirten Plantage war bereits verwildert, die Kaffeesträuche von Schlingpflanzen überzogen und die Zwischenräume deckte ein wahres Chaos von dornigen *Mimosen*. Einen gleich traurigen Anblick boten auch die Pisangs, die nur noch mit den Kronen das wuchernde Unkraut überragten. Wie viele Schweisstropfen mochte die Urbarmachung dieser schönen Plantage gekostet, wie viele Arbeit die ausgedehnten Canäle und Abzugsgräben erfordert haben — und jetzt war das Ganze fast nur ein dichtes Gewebe von *Mimosen* und *Cordia!*

Der Inspector, ein Freund des Herrn King, empfing uns mit der den Colonisten Guiana's eigenthümlichen Gastfreundschaft, von den Mosquitos wurden wir dagegen mit der gleichen Feindseligkeit angegriffen und während der Nacht mit gleicher Blutgier von ihnen angefallen. Gott aus vollem Herzen für den Anbruch des Morgens dankend, athmeten wir erst wieder freier auf, als das Tageslicht unser Zimmer erhellte. Bei dem Frühstücke erzählte uns der Inspector unter andern auch von der Krankheit eines der Negermädchen seiner Plantage, eine Krankheit, von der ich in der Colonie einiges vernommen, jedoch selbst noch keinen Fall gesehen hatte. Unser gefälliger Wirth erklärte sich bereit, mich zu der Kranken zu führen. Als wir in das elende Zimmer, eher sollte ich sagen, in den erbärmlichen Stall traten, richtete sich eine menschliche Gestalt, nackend und abgemagert gleich einem Skelett, von einem in einer Ecke liegenden Strohsack empor, stierte uns mit hohlen, tief eingesunkenen Augen an und streckte uns dann einen ihrer Knochenarme hülfeflehend entgegen. Ein eisiger Schauder überfiel mich, und hätte mich nicht die Rücksicht auf unsern Wirth zurückgehalten, so wäre ich bei dem ersten Anblick wieder davongeeilt. Das ganze lebendige Gerippe deckte nur noch eine weite faltenreiche Haut, durch die jede Rippe, jeder Knochen, jedes Knöchelchen sich erkennen liess; — es war ein entsetzlicher Anblick, die schauerlichste Menschengestalt, die je vor meine Augen trat, selbst die *Elephantiasis* und die *Yaws* waren mir nicht so schaudererregend vorgekommen. Mit trockener, heiserer Stimme bat sie uns unter ergreifendem Gewimmer um Medizin; — doch hier kam die Hülfe zu spät. Um dem armen Wesen, das fortwährend innerer Fieberbrand durchglühte, wenigstens einige Kühlung zu verschaffen, brachte ich der Unglücklichen meinen letzten Rest Limonadenpulver. Lange begleitete mich das jammervolle Bild dieser Leidenden und viele Tage vergingen, ehe dasselbe aus meiner Seele schwand.

Mit eintretender Fluth, die auf den Küstenflüssen die Abfahrt sowohl, als die Landung bestimmt, verliessen wir *Caledonia* und verfolgten von neuem den Lauf des *Pomeroon*, dessen Bett sich fortwährend zwischen einst blühenden, jetzt aber verwilderten Plantagen hinzieht. Die Vegetation zeigte sich an solchen Stellen

so üppig, so dicht, und dabei so gleichmässig im Wuchs, dass das Ganze wirklich ein sehr regelmässiges Ansehen hatte und es schien, als wären diese dunklen Flächen, die freilich noch lange die Höhe des Urwaldes nicht erreichten, mit der Heckenscheere unter Zucht und Ordnung gehalten worden. Ungefähr 1½ Meile oberhalb des *Aikoni* mündet sich auf demselben Ufer der kleine Fluss *Cinewyny* in den *Pomeroon.* In der Nähe der Mündung machte mich einer der Indianer auf einen Baum aufmerksam, an welchem eben eine Familie von 8 Faulthieren die Behauptung, dass dieses Geschöpf keinen Baum eher verlasse, bis es denselben vollständig abgeweidet, bestätigen zu wollen schien.

Im Laufe dieses Tages passirten wir am westlichen Ufer ausser dem Nebenfluss *Wadaris* noch eine Menge anderer Mündungen unbedeutender Zuflüsse und kleine Strecken urbargemachten Landes von etwa einem Morgen Ausdehnung, die sich hier Farbige oder Neger bepflanzt, um in dem *dolce far niente* ihr Leben zu verbringen. Auf dem östlichen Ufer waren der *Suriby* nnd *Harly-Piak* die namhaftesten Zuflüsse. An dem letztern hatte die einst so berühmte Plantage *ter Hooge* gelegen, von der freilich ausser dem Namen sich nichts erhalten hat. Die jetzt eintretende Ebbe nöthigte uns, ein Nachtquartier zu suchen, das wir auch bald in dem Gehöfte eines Farbigen, der Schiffsbauer war, fanden. Ein grosser Schooner, mit den Wedeln der Trulypalme (*Manicaria saccifera*) für *Georgetown* beladen, bot uns eine Gelegenheit, unsere schwer beladenen Corials zu erleichtern und sie zu der Seefahrt bis zur Mündung des *Essequibo* brauchbarer zu machen. Da sich der Eigenthümer gern bereit erklärte, unsern Wunsch zu erfüllen und einen Theil unseres Gepäckes aufzunehmen, so befreiten wir unsere Fahrzeuge davon, und nahmen dann um so heiterer von dem Wohnzimmer des Gehöftes Besitz, welches der Besitzer uns gastfreundlich überlassen hatte.

Der sicherste Beweis, dass die Ufer des *Pomeroon* auch hier noch sumpfig sind, war der dichte Saum des *Caladium arborescens*, der das Bett des Flusses einschloss, was ausserdem auch der üppige Wuchs der Trulypalme mit ihren meist 25 — 30 Fuss langen und 4 — 6 Fuss breiten, ungetheilten Wedeln hinlänglich bekundete. Diese Wedel sind das passendste und dauerhafteste Material zum Decken der Häuser und Schuppen. Früher wurden sie hauptsächlich zur Bedachung der Siedehäuser und der *Megass-Logies* benutzt und bildeten so einen namhaften Handelsartikel; tausend Stück wurden damals mit 50 Dollars bezahlt. Da man die Gebäude jedoch jetzt mit Schindeln aus dem Holze der *Eperua falcata* (*Aubl.*) und *Parivoa grandiflora* (*Aubl.*), *Wallaba* der Colonisten, deckt, so ist der Preis der Palmenwedel bis auf 20 Dollars für das Tausend gesunken. Die Indianer, welche sich hauptsächlich mit dem Abhauen der Wedel be-

schäftigen, erhalten für das Tausend 4 — 6 Dollars, und müssen für diesen Preis jene auch noch bis zum Fluss schaffen.

Den nächsten Morgen setzten wir unsere Reise wieder fort und erreichten bald darauf am östlichen Ufer die Mündung des etwa 100 — 120 Fuss breiten *Arapiacro*. Auf der Landzunge, die der *Arapiacro* und *Pomeroon*, welcher jetzt aus Südwesten kam, bildet, liegt eine Missionsstation, welcher der Missionar der Hochkirche, Herr Brett vorsteht, mit einem kleinen, freundlichen Gotteshause, das von den *Caraiben* des *Pomeroon*, den *Arawaaks* des *Tapacuma* und *Arapiacro* und den hier angesiedelten Negern besucht wird. Unmittelbar der Mission gegenüber erhebt sich auf dem westlichen Ufer des *Pomeroon* ein reizendes Haus, das ein noch reizenderer Garten mit Ziergewächsen und Orangenbäumen umgiebt. Es führt den Namen *Pomeaco* und gehört einem Kaufmann, Mr. Pickersgill, der die am *Pomeroon* wohnenden Europäer, Farbigen, Neger und Indianer mit allem versieht, was den ersten die Abgeschlossenheit und Entfernung von der Colonie versagt und den letztern die gewonnene Culturstufe wünschenswerth macht; zugleich trieb er noch einen höchst lucrativen Holz- und Trulyblätterhandel. Nach einem kurzen Aufenthalt bei dem gebildeten Handelsherrn, den ich später noch näher kennen lernte und in dessen Gesellschaft, wie in der seiner so liebenswürdigen Frau ich manche angenehme Stunde verlebte, riefen wir ihm und dem *Pomeroon* unser Lebewohl zu und fuhren in den *Arapiacro* ein. Auch die Ufer dieses Flusses sind sumpfig und der Ueberschwemmung ausgesetzt; die Vegetation, mit Ausnahme der Palmen, steht aber der des *Pomeroon* weit nach. Wo sich an einzelnen Stellen die Ufer etwas erhöhten, schauten auch grosse und geschmackvolle, doch dem Verfallen schon nahe Wohngebäude auf uns herab, zu denen herrliche Alleen von *Cocos* und *Oreodoxa* vom Ufer aus führten, die meist in dichte Parthien von *Oleander*, *Hibiscus*, *Gardenia* und Rosenbüschen endeten. Das Werk ihrer Hände hatten die Erbauer zurückgelassen, sie selbst aber waren verschwunden! — In dem breiten Portalthor, aus dem einst, gemächlich seine Pfeife rauchend, der reiche holländische Besitzer zufrieden auf den unter sich hinrollenden Strom, der die Lasten seiner Zucker- und Kaffeeernten dem weiten Ocean zutrug, auf den blühenden Rosenstrauch, den er aus Europa hierher verpflanzt, auf die üppig wuchernden Plantagenbeete geschaut, begegnete uns jetzt das verschmitzte Gesicht und die schmutzige Gestalt eines Negers oder das düstere Auge eines Farbigen, die sich wenig darum kümmerten, dass die riesigen Pilaster den Einsturz drohten. Nur die Blüthen der die schönen Ruinen umgebenden Ziersträucher prangten noch in demselben Schmuck, demselben Farbenschmelz, wie zu jener Zeit! — Viele dieser Gebäude waren früher Orlean- oder Arnatto-Fabriken gewesen. Mit dem sinkenden Preise des Fabrikates kamen auch die Gebäude in Ver-

fall; denn ein Pfund dieser Farbe, das ehemals mit einem Dollar bezahlt wurde, kostet jetzt nur den zwölften Theil, einen Bit.

Nachdem wir dem *Arapiacro* eine bedeutende Strecke gegen Südost gefolgt, erreichten wir die Mündung des *Tapacuma*, und fuhren nun in dieselbe ein. Je weiter wir uns aber von dieser entfernten, um so schmaler wurde auch das Bett des Flusses, bis sich endlich die Bäume der beiden Ufer brüderlich umarmten und ein dichtes Laubdach bildeten. Zuletzt setzte ein gewaltiger Damm mit einer Schleuse von gleicher Grösse unserm weitern Vordringen ein Ziel und führte uns zugleich in die geräumige Wohnung eines freundlichen Holzhändlers, die uns das längst ersehnte Nachtquartier bot. Da wir im vollen Dunkel der Nacht hier angekommen waren, so staunte ich am folgenden Morgen nicht wenig, als ich zu meinen Füssen den glatten Spiegel eines riesigen See's ausgebreitet liegen sah, der bis in weite Ferne hin von dem dunkeln Urwald umsäumt wurde. Um in der trocknen Jahreszeit dem für das Gedeihen der Pflanzung so nachtheiligen Wassermangel, der ausserdem die Communication zwischen den Plantagenfeldern und den Betriebsgebäuden unterbrach, vorzubeugen, fassten 1829 mehre Plantagenbesitzer den Entschluss, die sich hinter ihren Besitzungen hinziehende Savanne, in welcher der *Tapacuma* entspringt, in ein stets gefülltes Wasserreservoir zu verwandeln. Da hier die Savanne in ziemlich hohe Ufer auslief, so konnten sie durch jenen Damm mit der Schleuse ihre Absicht leicht erreichen. Das Wasser des *Tapacuma*, dadurch in seinem Lauf gegen den *Arapiacro* gehemmt, überfluthete bald die Savanne, und bildete den für die Plantagen so wohlthätigen See, von welchem nach allen Richtungen hin breite Kanäle mit Schleusen nach den Plantagen führen.

Nachdem wir unsere Corials über den Damm gezogen hatten, durchschnitten wir die weite Wasserfläche, welche, mit Ausnahme des alten, stark hervortretenden Bettes des *Tapacuma*, mit zahllosen *Nymphaeen* bedeckt war, die bei dem ersten Sonnenstrahl ihre reizenden Blüthen öffneten. Das *Caladium arborescens* bildete dazwischen förmliche Inseln. Je freundlicher aber der Blüthenschleier des Wasserspiegels selbst war, um so düsterer erschien das Bild von zahlreichen wedellosen Schaften der *Mauritia flexuosa* und den blattlosen Stämmen riesiger Laubbäume, die überall aus dem See emporragten. Der fortwährend gleich hohe Wasserstand der Savanne hatte selbst die sumpfliebende Riesenpalme zerstört, wie viel früher musste er demnach die gewaltigen Laubbäume vernichtet haben, deren vertrocknete Zweige dicht mit den Nestern des geschwätzigen, nimmerruhenden *Trupial*, (*Cassicus persicus* und *haemorrhus*) besetzt waren, während das emsige Picken einer Menge Spechte in den markigen und vermodernden Faserschichten der *Mauritia*, und das heisere Geschrei vieler Papageien (*Psittacus Makawuanna Lin.*), welche die von den Spechten ausgearbeiteten Höhlungen zu ihren Wochen-

betten benutzt hatten und uns für Feinde ihrer Familien ansahen, über das Wasser hintönte! Mit dem freundlichen Kleide des Wasserspiegels selbst harmonirte auch das rege Leben, das sich auf ihm durch zahllose Heerden von Enten, Wasserhühnern, Reihern u. s. w. entwickelt hatte. Ein unterhaltendes Bild bot namentlich die niedliche *Parra Jaçana*, wenn sie gedankenschnell über die dicht verworrenen *Nymphaeen*-Blätter hineilte, und sobald sie uns gewahr wurde, ihren eigenthümlichen Warnungsruf ausstiess, um die übrigen auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen; ängstlich streckten diese dann ihre schlanken Hälschen aus, um nach allen Seiten hin zu spähen, woher die Störung ihrer Ruhe drohe. Wird einer dieser Vögel unerwartet überfallen, so stösst er doch noch, ehe er sich selbst zu retten sucht, jenen eigenthümlichen Ton aus, um die übrigen vor einem gleichen Schicksal zu wahren.

Begleitet von diesem regen Leben erreichten wir nach langer Fahrt die Schleuse und das Schleusenhaus der Plantage *Richmond*. Als der Schleusenmeister *le Bréton* meinen Namen hörte, versetzte dieses den alten Burschen in eine so übermässige Aufregung, dass ich in der That glaubte, er leide an periodischem Wahnsinn; doch hatte diese auffallende Lebhaftigkeit einen ganz andern Grund! Er war ein alter Reisegefährte meines Bruders und hatte diesen auf der Expedition nach den Quellen des *Essequibo* im Jahre 1837 begleitet. Da die Durchfahrt durch die Schleuse einigen Aufenthalt verursachte, so beklagte es *le Bréton*, dass er uns unterdessen nicht in seine kleine Wohnung führen könnte, weil dieselbe leider von einer lästigen Gesellschaft in Beschlag genommen sei, welche ihn diesen Morgen überrascht und selbst ihn, den Hausherrn, aus der Stube vertrieben habe. Durch diese Nachricht neugierig gemacht, eilten wir, dieselbe in Augenschein zu nehmen und fanden, dass ein unzähliges Heer der Wanderameise darin Platz genommen habe. Die ganze Stube war wie mit einem schwarzbraunen, beweglichen Teppich behangen, während dick zusammengeballte Klumpen schon ruhender Individuen gleichsam die Knäufe bildeten, die diese lebende Draperie hielten. Der Fussboden war so dicht mit geschäftig herumlaufenden Thieren bedeckt, dass, als *le Bréton* uns einen kleinen Imbiss aus seiner Vorrathskammer holen wollte, zwei unserer Leute mit dem Besen eine Tranchée durch die Belagerer öffnen mussten. Der ursprüngliche Aufenthaltsort dieses merkwürdigen Insekts, hat bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt werden können. Uebrigens bringt ihre Erscheinung den Pflanzungen eher Vortheil, als Schaden, da diese Thiere die Pflanzen nicht gefährden, dagegen aber alle sich vorfindenden andern Insekten, selbst grössere Amphibien vernichten. In endlosen Zügen kommen sie aus dem Urwald hervor, und verschwinden eben so plötzlich wieder in diesen. Ihr unveränderlicher Wahlspruch ist: «G'rad dörr». Dicht an einander gedrängt be-

wegen sich diese Züge vorwärts, und lassen sich durch kein Hinderniss, das in ihren Weg tritt, aus ihrer Bahn drängen. Die beiden Seiten der Colonne werden von kräftigen, muthigen, stets kampfbereiten Kriegern escortirt, und jedes Insekt, jedes Reptil oder kleinere Säugethier, das sich diesen letztern nicht durch die schleunigste Flucht entziehen kann, findet sicher seinen Untergang. Die vielen, in der Sonne bleichenden Skelette verkünden dem spätern Wanderer, dass hier ein solches Heer vorübergezogen. Ist der Zug an einem Hause angekommen, so ist es auch schnell mit den emsig suchenden Thieren überfüllt und das jüngste Gericht für jede Spinne, jedes andere Insekt hereingebrochen, das sich bisher in seinem sichern Schlupfwinkel behaglicher Ruhe erfreut hatte. Bricht der Abend herein, so ballen sie sich gleich den schwärmenden Bienen in dicke Klumpen zusammen, die sich bei anbrechendem Morgen wieder auflösen und, durch Thüren und Fenster hinauseilend, ihren Raubzug fortsetzen. So unangenehm auch dem biedern *le Bréton* gerade heute dieser Besuch war, so freute er sich doch sehr, dass sein Haus dadurch einmal gründlich von allen übrigen lästigen Gästen und Mitbewohnern gesäubert worden war.

Nachdem unsere Corials durch die Schleuse gebracht worden, fuhren wir durch den noch unbebauten Theil der Besitzung, bis uns bald darauf die üppigen Zuckerfelder und eine herrliche Orangenallee aufnahmen, die sich zu beiden Seiten des breiten Dammes hinzog. Die Bäume waren zwar mit goldgelben Früchten überladen, aber leider auch von dem verderblichen Schmarotzer, dem *Loranthus uniflorus (Lin.)*, förmlich überdeckt.

Mit dem herzlichsten Jubel hiess uns Herr Pearson, der Inspector, in seinem Hause willkommen, und führte uns trotz unseres Widerstrebens, das namentlich bei mir und Hancock in unseren mit Tüchern umwickelten Füssen, und unserem mehr als wilden Anzuge seinen Grund hatte, in den zahlreichen Kreis einer glänzenden Gesellschaft ein, wo man uns, die man längst als todt betrauert hatte, unter allgemeiner Theilnahme empfing. Ein phantasiereicher Indianer hatte nämlich an der Küste die Nachricht verbreitet, dass die ganze Expedition von den Spaniern erschlagen und Herrn King schon früher durch einen Kanonenschuss der Kopf weggerissen worden sei.

VI.

Mündung des Essequibo. Inseln der Mündung. Bartika-Grove. Missionar Bernau. Mündung des Mazaruni. Insel Kyk-over-all. Cuyuni. Strafanstalt. Caraiben - Niederlassung Kai-tan. Alte holländische Halten. Sonntagsfeier in Bartika-Grove. Ankunft meines Bruders in der Mission. Resultate seiner Reise. Rückkehr nach Georgetown. Fort Island. Gelbes Fieber. Plantage L'Hereuse Aventure. Jagdabenteuer.

Nachdem wir am folgenden Morgen unsere Corials über den Frontdamm gebracht, der die Plantagen vor dem Eindringen der See schützt, und wir von Hrn. Collins, seinem Bruder und dem Katecheten Abschied genommen, die sich hier von uns trennten, weil sie auf dem kürzesten Wege nach *Georgetown* eilten, fuhren wir längs der Arabienküste der Mündung des *Essequibo* zu. Diese Küstenstrecke ist ohne Zweifel der bedeutendste und fruchtbarste District der Colonie, der allein 37 Zuckerplantagen, und ausserdem noch mehre grosse Meiereien in sich schliesst. Da die Plantagenbesitzer ihren grössten Stolz in der Höhe der Schornsteine der Siedehäuser suchen, so ragten diese Repräsentanten der Industrie noch weit über den üppigen Reichthum der südlichen Natur, über den dichten Vegetationssaum der Küste empor und verliehen der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter. Dicke, schwarze Rauchsäulen wirbelten aus ihnen auf, verriethen die rege Thätigkeit in den Fabrikgebäuden und verbreiteten sich, von der Luft niedergedrückt, in dunkeln Streifen über die Landschaft, bis sie in einiger Entfernung immer lichter und lichter wurden und endlich mit der Luft verschwammen. Um den Reiz dieses Bildes noch zu erhöhen, warf die scheidende Sonne ihre vergoldenden Strahlen über den leicht gekräuselten Ocean und die reiche Landschaft. Der Eindruck, welchen der Anblick des Meeresspiegels in uns hervorrief, wurde noch durch den mächtigen *Essequibo* erhöht. War auch die Mündung dieses Flusses noch mehre Meilen von uns entfernt, so konnte man

doch schon von diesem Punkte aus die gewaltigen Wellen des Stromes in das Meer sich wälzen und gleich einem schmutzigen Bande, ohne dass sie sich mit den Wogen des Meeres vermischt hätten, seeeinwärts ziehen sehen. Noch belebter aber und mächtiger wurde dieses Bild, als die Fluth aufsprang und die beiden gewaltigen Wasserkräfte in wildem Kampf gegen einander geriethen, wodurch die Wasserfläche in einen unbeschreiblichen Aufruhr versetzt wurde, — der stolze Strom aber bewährte auch hier seine Kraft, denn bald hatte er die eindringende Gewalt der Fluth überwunden, die wild aufschäumenden Wellen und Wirbelbewegungen legten sich, und das stolze Band des siegreichen Stroms dehnte sich vor unsern Augen wieder aus, bis es sich in weiter Ferne am Horizonte verlor. Dieses grossartige Schauspiel ergriff selbst die sonst für Naturschönheiten so gefühllosen Neger und riss sie zu einem allgemeinen Ausruf des Erstaunens hin.

Mitternacht näherte sich abermals, ohne dass wir die Plantage *Aurora*, unser erlesenes Nachtquartier erreicht hatten, und schon wollten wieder einzelne Töne des Missmuths unter unsern Schwarzen laut werden, die aber durch die ruhig hingeworfene Aeusserung Herrn King's, ob sie denn vergessen hätten, dass sich hier in der Nähe ein Gefängniss befinde, in das er jeden Störenfried einige Tage würde einsperren lassen, im Keime erstickt wurden, als uns ein lautes Hundegebell verkündete, dass wir unser Ziel erreicht hatten. Der Inspector und seine Leute lagen bereits in so tiefem Schlafe, das es uns nur mit Hülfe des Plantagenwächters gelang, dieselben zu wecken. Obschon der Inspector, welcher statt des Freundes des Hrn. King, der seit einigen Wochen seine bisherige Stellung verlassen, uns hier empfing, ein uns ganz fremder Mann war, so hiess er uns doch eben so herzlich willkommen, als es jener nur immer hätte thun können, und trieb Koch und Köchin aus ihren Betten, um uns noch eine Mahlzeit zu bereiten. In die Mündung des *Essequibo* waren wir während der Dunkelheit, ohne es zu bemerken, eingefahren, wie wir auch schon die Mündung des *Capouye* passirt hatten, der sich auf dem westlichen Ufer in den *Essequibo* ergiesst. Sechs Meilen landeinwärts bildet dieser Fluss einen ähnlichen Bewässerungssee für die Plantagen wie der *Tapacuma*. In der Nähe dieser frühern Savanne, breitet sich, von Wald umgeben, ein mächtiger See aus. Er hat etwa 1½ Meile im Umfang, soll unergründlich tief sein und, wie unter den dortlebenden Colonisten und Indianern die Sage sich erhalten hat, früher von Zeit zu Zeit ein fürchterliches, einer Kanonade ähnliches Getöse in seinem Innern haben hören lassen.

Der folgende Morgen brachte uns schnell in den Canal, den die Tigerinsel und das westliche Ufer bildete, auf welchem wir nun unsere Reise dem *Essequibo* stromaufwärts bis zur Plantage *Sophienburg*, die sich auf der südlichen Spitze der Insel befindet, fortsetzten. Wir hielten hier einige Zeit an, um bei einem dortigen

Kaufmann die Provisionen einzukaufen, die ich meinem Bruder den *Cuyuni* aufwärts entgegenschicken wollte. Nachdem dies Geschäft beendet war und wir von Herrn King, der mit der schwarzen Bootsmannschaft, Caberalli und Mai-cerwari von hier nach *Georgetown* fuhr, Abschied genommen hatten, setzte ich mit Hancock, Stöckle, Florenz und drei Farbigen die Reise auf dem Flusse fort. Da uns *Wakenaam* gerade gegenüber lag, konnte ich es mir nicht versagen, die freundliche Besitzerin auf *Zeelandia* mit einen flüchtigen Besuch zu überraschen. Ein heftiger Nordwind, der sich plötzlich erhoben, stellte unserer Fahrt sich feindlich entgegen und liess mich meinen Entschluss fast bereuen, denn die Wellen rollten so hoch, dass sie der Bai von *Biscaya* Ehre gemacht haben würden! — Doch erreichten wir glücklich *Zeelandia*, fanden hier aber weder Herrn noch Madame Arindell, die noch in *Georgetown* verweilten. Ein altes Stück Segeltuch, das uns der Inspector gern abliess, hatte unser weisshaariger Steuermann schnell in ein Segel umgewandelt, und vom günstigen Winde getrieben durchschnitten wir bei eingetretener Fluth am folgenden Morgen pfeilschnell die zürnenden Wogen, und liessen bald die östliche Spitze des *Parrot-Island* und eine ganze Reihe in üppiger Vegetation prangender Inseln hinter uns, auf denen ich den grössten Theil von Meyer's *Flora Essequeboensis* sah, unter der sich namentlich die mit gelben Blüthen bedeckten *Vochysien*, *Cassien*, und die oft blattlose, aber mit blauen Blüthen übersäete *Jacaranda* auszeichneten, und in diesem wechselnden Colorit die reizendsten, landschaftlichen Baumgruppen, von tausend und aber tausend Lianen und Schlingpflanzen durchzogen, bildeten.

Das Ziel unserer heutigen Fahrt sollte das sogenannte *Cliff* sein, eine Stelle des westlichen Ufers, bei der das erste Gestein in Granitfelsen zu Tage tritt. In ihrer unmittelbaren Nähe befindet sich eine ansehnliche Meierei. Schon war der Tag seinem Ende ziemlich nahe, als wir uns derselben näherten. Die Stille des Abends wurde plötzlich durch die herzzerreissendsten Schmerzenstöne einer Frauenstimme in der Wohnung des Besitzers unterbrochen. Bestürzt banden wir unser Corial an dem Landungsplatze an und eilten nach dem Hause, in dem uns der Besitzer mit düstern Blicken entgegentrat und schweigend nach dem obern Stock in eine freundliche Stube führte. Wir fanden hier ein junges Mädchen, das sich in krampfhaften Zuckungen herumwand und jene Schmerzenslaute ausstiess, die uns schon aus der Ferne erschüttert hatten. Der weisse Ueberzug des Bettes und der Nachtanzug der Kranken war stark von Blut geröthet. Bestürzt und im tiefsten Innern erschüttert, standen Hancock und ich mehre Minuten sprachlos vor dem Bette, bis uns die Stimme unseres Wirthes aus der Betäubung weckte. »Sehen sie hier«, rief er uns zu, »meine arme, arme Schwester, die erst seit einigen Wochen aus Holland angekommen ist, um mir, ihrem Bruder, die Ein-

samkeit und Abgeschlossenheit in diesem fernen Lande zu erheitern, und jetzt, jetzt schon soll sie mich auf immer wieder verlassen! — o, das ist hart, härter als dass ich es ertragen könnte!« Das arme, achtzehnjährige Mädchen war am gestrigen Tage von einer bösartigen Krankheit, welche die Colonisten »*dry-belly-ache*« nennen, befallen worden; diese besteht in einer der gefährlichsten Unterleibs-entzündungen, und fast alle, die sie ergreift, fallen ihr als Opfer. Die scheidende Sonne, die ihre letzten Strahlen auf das saubere, mit dunkeln Blutflecken überzogene Bett, auf die todtenbleichen Wangen des jugendlich schönen Gesichts, auf die verwitterten Züge und theilnehmenden Augen einer alten, halbnackten Negerin, welche die sich krampfhaft windende Kranke zu halten und ihr Trost einzusprechen suchte, warf, zeigte in ihrem milden Lichte so furchtbare Contraste, dass wir uns im Innersten erschüttert fühlten. Der untröstliche Bruder hatte wegen der fürchterlichen Hitze die Krankheit für ein Fieber gehalten und der Leidenden durch einen Aderlass Linderung zu verschaffen gehofft; der nicht sicher genug angelegte Verband hatte sich jedoch gelöst und die Wunde blutete von neuem. Hancock, der sich früher der Medizin gewidmet, eilte zunächst nach dem Bette, und es gelang ihm, die starke Blutung durch einen kunstgerecht angelegten Verband zu stillen. Das vermehrte Geräusch im Zimmer mochte der Kranken die Gegenwart fremder Menschen verkündigt haben; sie öffnete plötzlich die bisher geschlossenen Augenlider und blickte mit ihren grossen, schwarzen Augen, ohne auch nur die bleichen Lippen zu bewegen, uns lange voll Verwunderung an, bis sich ihr Bruder, der wahrscheinlich in Hancock's geschickter Hand die eines Arztes vermuthete, über sie beugte, und ihr durch die Versicherung, dass jetzt Hülfe für sie nahe, Trost einzuflössen suchte. Der milde Blick der Hoffnung, mit dem sie Hancock betrachtete, und die sanften Worte ihres Dankes wurden plötzlich wieder von den schrecklichsten Krämpfen und den schneidendsten Schmerzenstönen unterbrochen! — Länger vermochten wir diese erschütternde Scene nicht zu ertragen, wir verliessen tief ergriffen diese traurigen Räume und wandten uns wieder nach der Thür, durch die eben der gemüthreiche Stöckle mit Thränen in den Augen hinauseilte. Alles, was unser Medizinkasten an krampfstillenden Mitteln besass, eilten wir der Negerin, welche uns gefolgt war, zu übergeben, und bald darauf brachte auch der Bruder uns die Kunde, dass die Gequälte in Schlaf gefallen sei. Er hatte bereits gestern einen Boten nach *Wakenaam* geschickt, um den dortigen Arzt herbeizurufen, bis jetzt aber war derselbe noch nicht angekommen. Der wohlthätige Schlaf wurde leider bald wieder unterbrochen, und die Schmerzenslaute tönten von neuem durch das stille Haus und liessen mit wenigen Unterbrechungen die ganze Nacht hindurch sich vernehmen. Als wir am Morgen nochmals an das Bett der Kranken traten, glaubten wir bereits zu Häupten ihres Bettes den Boten des

Friedens, den sichersten Schmerzenstilger stehen zu sehen. Da wir bei unserer Rückreise dem östlichen Ufer folgten, habe ich über das fernere Schicksal der Kranken leider nichts erfahren können.

Im Innersten der Seele erschüttert, fuhren wir, von dem frischen Hauch des jugendlichen Morgens angeweht, schweigend den herrlichen *Essequibo* aufwärts, über dessen jetzt von Inseln frei gewordenen, glatten Spiegel uns dann und wann, durch die sich nach und nach öffnenden Nebelwolken, das ferne östliche Ufer wie ein bläuliches Band, das die auftauchenden Sonnenstrahlen mit goldnem Saum umgaben, entgegenschimmerte. Bald näherten wir uns dem dichtbewaldeten, westlichen Ufer, von dem uns tausend und abertausend fröhliche Stimmen der befiederten Bewohner, die unsern Schmerz nicht ahnten, entgegenschallten, bald entfernten wir uns wieder von ihm und kehrten in die Mitte des Stromes zurück. Die freundliche, von unzähligen Cacaobäumen, deren gelbe Früchte und kleine niedliche Blüthen unter dem schönen Laube heiter hervorleuchteten, umgebene Hütte eines Farbigen, lud uns am Abend verführerisch ein, unsere Hängematten unter ihrem Dache aufzuschlagen, was uns ihr Besitzer auch gern erlaubte. Als wir am Morgen unsern schwarzen Kaffee tranken, bat uns unser Wirth, mit dem Genuss desselben noch einige Augenblicke zu zögern, da er uns, auch ohne Ziegen oder Kühe zu besitzen, die fehlende Milch zu ersetzen wisse, und kehrte bald darauf mit einem Korbe schöner, reifer *Sawary*-Nüsse, der Frucht der *Pekea tuberculosa* (*Aubl. Caryocar tomentosum Willd.*) zurück, klopfte die Kerne aus der Schale, stampfte jene in einem Gefäss, und schüttete uns den ausgepressten, fetten, weissen Saft zum dunkelbraunen Kaffee, der jetzt dem mit der fettesten Sahne versetzten Morgentrank der Europäer glich. Der kluge Farbige hatte uns dieses Zauberstückchen nicht vergeblich gelehrt, denn oft hat später diese vegetabilische Milch unsern Kaffee gefärbt und wohlschmeckend gemacht.

Das nach Sonnenaufgang erwachte Geschrei der über den Strom hinfliegenden Papageienheerden mahnte auch uns, dass die Zeit zum Aufbruche gekommen sei, wenn wir *Bartika-Grove* noch vor ihrem Untergang erreichen wollten. Dies gelang uns jedoch erst bei dunkler Nacht, wo uns der freundliche Bernau ein niedliches Haus einräumte, das unbewohnt nahe am Absturz des 9 bis 10 Fuss hohen Ufers stand. Schon am zweiten Morgen konnte ich ein reich mit Lebensmitteln beladenes Corial unserm alten Steuermann übergeben, um damit den *Cuyuni* aufwärts zu fahren, und die Expedition aufzusuchen; auch war es mir hier vergönnt, meine Füsse, die mir immer noch jede Excursion unmöglich machten, einer regelmässigen Cur zu unterwerfen. Die heilsamen Folgen der zweckmässigen Behandlung zeigten sich bald, ich konnte in Begleitung von Hancock mit Stöckle und Florenz, wenn uns der anhaltende Regen nicht zurückhielt, nun täglich kleine Ausflüge landein-

und stromaufwärts unternehmen, die namentlich meine botanische Sammlung ungemein bereicherten, und manche Lücke füllten, die der Regen und die Feuchtigkeit herbeigeführt hatten.

Ungeachtet Meyer in seiner *Flora Essequiboensis* allein 366 Genera und Species beschreibt, Aublet eine bedeutende Anzahl anderer aufzählt, fand ich doch noch eine Menge von Pflanzen, die weder der eine, noch der andere beschrieben. Je reicher aber meine botanische Ausbeute war, um so armseliger stellte die zoologische sich dar; selbst alle die oft wiederholten Versuche, meine ichthyologische Sammlung zu vermehren, wurden durch den hohen Wasserstand vereitelt, bei dem sich kein anderer Fisch als einzig die *Crenicichla lugubris* (*Heckel.*) durch den ausgeworfenen Köder verlocken liess. Kehrte ich gegen Abend verstimmt von meinen vergeblichen Fischzügen zurück, so suchte ich in der wahrhaft zauberisch schönen Fernsicht über die weite Wasserfläche des *Essequibo*, der in langsamer, fast unmerklicher Strömung seine Fluthen dem Ocean zuwälzte, meinen Verdruss zu vergessen. Nähme man nicht an den in dem obern Gebiete durch den reissenden Lauf des Stroms umgerissenen Bäumen ein allmäliges Fortrücken der Gewässer wahr, so würde jeder diese ungeheure Wassermasse für einen stromlosen See halten. Selbst die momentane Bewegung und Aufstauung des Wassers bei eintretender Fluth würde unbemerkt vorübergehen, wenn diese nicht die Landzunge, auf der *Bartika-Grove* liegt, schon so unterspült hätte, dass sich Hr. Bernau genöthigt gesehen, hier einen Faschinendamm anzulegen. Bei hoher Fluth beträgt die Stauung meist 7 — 8, bei der Springfluth dagegen gewöhnlich 10 — 12 Fuss, wo dann die Wellen die Ufer an vielen Stellen überfluthen. Welcher Ursache jene stürmische Gewalt, mit welcher sich der *Essequibo* in das Meer stürzt, zuzuschreiben ist, vermag ich nicht zu erklären. *Bartika-Grove* liegt unter 6° 24′ 24″ N. Br. und 58° 37′ 44″ W. Länge von Greenwich.

Bei den Beobachtungen, die ich gleich nach unsrer Ankunft über das Verhältniss der Temperatur des Wassers gegen die der Luft anstellte, ergab sich, dass das Wasser gewöhnlich um 6 Uhr Morgens 8 — 10° wärmer als die Luft, um 2 Uhr Nachmittags dagegen die Luft 1 — 2° wärmer als das Wasser, und um 6 Uhr wieder das Wasser 2 — 3° wärmer als die Luft war. Der bei Sonnenaufgang so bedeutende Unterschied in der Temperatur des Wassers und der auf ihm ruhenden Luftschicht ist auch der Grund der dichten Nebelmassen, welche sich jeden Morgen über der Wasserfläche entwickeln und meist erst nach mehren Stunden auflösen, wenn der steigende Einfluss der Sonne das Gleichgewicht in der Temperatur wiederhergestellt hat. Mit diesen Beobachtungen stimmten auch alle später gewonnenen Resultate genau überein.

Nachdem wir die nächsten Umgebungen, so weit wir es vermochten, durch-

forscht hatten, wandten wir den Schnabel unsers Corials nach der kleinen Insel *Kyk-over-all* in der Mündung des *Mazaruni*. Auf diesem Eiland befinden sich die Ruinen eines kleinen Forts; von ihm aus geniesst man eine freie Aussicht über die Betten der drei Flüsse, des *Essequibo*, *Cuyuni* und *Mazaruni*, daher auch der Name der Insel. Das aus gehauenen Steinen bestehende Fort, welches, als die Holländer hier erschienen, bereits in Ruinen lag, war, wie sich aus dem über der Eingangspforte befindlichen, portugiesischen Wappen schliessen liess, von den Portugiesen erbaut worden.

Kurze Zeit nachdem die Holländer im Jahre 1596 durch die Spanier mit Hülfe der Indianer vom *Essequibo* vertrieben worden waren, kehrte ein gewisser Jost van der Hooge wieder dahin zurück und gründete die Colonie *Nova Zeelandia*. Schon im Jahre 1613 war sie vollständig eingerichtet, und wurde durch eine kleine Befestigung, die der neue Gründer bereits vorfand und die später den Namen *Kyk-over-all* erhielt, beschützt. Im Jahre 1764 wurde dies kleine Fort theilweise abgebrochen, um aus den behauenen Steinen die Zuckermühle der Plantage *Duinenburg* zu erbauen, und einige Jahre später, 1768, musste sie das Material zu der Mühle der Plantage *Luiksbergen* liefern; doch hat man das Ganze nicht bis zum Grunde zerstört und noch jetzt ragt das Gemäuer über den Boden hervor. Da ich *Cartabo-point* jetzt wieder so nahe war, konnte ich mir es nicht versagen, meine Fahrt bis dahin fortzusetzen, wo die Bewohner mich augenblicklich wiedererkannten und freundlich willkommen hiessen; die Frauen erkundigten sich nach dem Schicksal ihrer Männer oder Söhne, über die ich ihnen freilich keine weitere Auskunft geben konnte, als: dass sie hoffentlich bald mit meinem Bruder glücklich den *Cuyuni* herabkommen würden.

Als ich eines Tages mit einem kleinen Farbigen dem Strande der unmittelbar *Bartika-Grove* gegenüberliegende Insel *Naikuripa* entlang fuhr, vernahm ich den pfeifenden Ton eines Faulthiers und die scharfen Augen meines jugendlichen und gewandten Begleiters entdeckten dasselbe bald in dem Gipfel eines Baumes. Ohne erst meine Aufforderung dazu abzuwarten, erstieg der geschickte Kletterer den Baum und erreichte das Thier; er bemühte sich jedoch vergeblich dasselbe von dem Aste zu lösen, und musste, um sich des Thieres zu bemächtigen, denselben mit dem Beile vom Baume trennen. Es war ein Weibchen mit seinem Jungen, das sich fest auf dem Rücken angeklammert hielt. Das Erscheinen eines Faulthiers auf der Insel zeigte deutlich, dass sie nicht allein grössere Wanderungen unternehmen, sondern auch vorzügliche Schwimmer sein müssen, da sonst die Mutter die vom Ufer ziemlich entfernt liegende Insel nicht erreicht haben würde. Mein jugendlicher Begleiter erzählte mir, dass er auf den Inseln des *Essequibo* schon häufig Faulthiere gefunden hätte. Nachdem ich beide getödtet hatte (was mir übrigens

nur mit vieler Mühe gelang), steckte ich sie in ein Spiritusfass, um sie zum Skelettiren nach Berlin zu senden.

Ein Ausflug nach der Caraibenniederlassung *Kai-tan* am *Cuyuni* sollte endlich meine Wünsche erfüllen, diesen früher so gefürchteten Stamm, dessen wilde Grausamkeit mich schon als Knabe mit Schauder erfüllt hatte, kennen zu lernen! — Wir fuhren deshalb den *Cuyuni* einige Miles aufwärts. An seiner Mündung befindet sich die frühere Wohnung des Posthalters, die jetzt öde und verlassen von ihrem 50 Fuss hohen Granitfelsen traurig auf uns herabblickte. Die Hoffnung, von dort aus eine unbeschränkte Fernsicht über den *Essequibo*, *Mazaruni* und *Cuyuni* zu finden, veranlasste uns, die düstere Felsmasse am Ufer zu erklimmen. Was uns die Wirklichkeit bot, übertraf weit unsere Erwartung. — Die Poststation wurde schon vor längerer Zeit von hier nach *Ampa* verlegt, und man war eben damit beschäftigt, das dem Verfall nahe Haus vollends niederzureissen, um an seiner Stelle eine Strafanstalt für die Verbrecher der Colonie anzulegen. Das bisherige Strafsystem, wonach die Verbrecher während ihrer Strafzeit zu keiner Arbeit angehalten wurden, hatte sich namentlich bei den Negern so wenig wirksam bewährt, und zugleich der Colonie so bedeutende Ausgaben verursacht, dass man sich für ein anderes Verfahren entschied, welches, wie man hoffte, beide Uebelstände paralysiren würde. Die ungeheuren Granitmassen boten ein unerschöpfliches Feld zur Beschäftigung der Sträflinge; indem sie aus ihnen die Steine für die Pflasterung der Strassen, den Aufbau der Häuser u. s. w. in *Georgetown* brechen und zugleich die weiten, unbenutzten Strecken Landes für ihren Unterhalt bebauen konnten. Was man von dieser Aenderung erwartete, ist vollkommen in Erfüllung gegangen; — die Verkündigung einer Strafe von mehren Monaten oder Wochen in der Strafanstalt am *Mazaruni* erfüllt jeden Neger mit Entsetzen, denn er muss dort arbeiten! — Das pensylvanische System möchte bei dem arbeitsscheuen Neger allerdings keine der traurigen Folgen nach sich ziehen, die es in Nordamerika unleugbar herbeigeführt hat, allein, wie es überhaupt der Fall ist, den eigentlichen Zweck der Strafe eher verfehlen als erreichen.

An seiner Mündung besitzt der *Cuyuni* ziemlich hohe Lehmufer, die hier und da von Granitmassen durchbrochen werden, zwischen denen sich das trübe Wasser des Stromes langsam hinwälzt. Bald lag die Caraibenniederlassung vor uns, deren Hütten in ihrer Bauart fast ganz mit denen der andern Stämme, die wir bis jetzt besuchten, übereinstimmten. Wesentlich aber unterschieden sich die mir entgegentretenden Bewohner in ihrer ganzen äussern Erscheinung von diesen letztern, nicht allein nach ihrer dunklern Hautfärbung, sondern auch durch ihren untersetzteren und robusteren Körperbau und die groben, nicht eben für sie einnehmenden Gesichtszüge. Die wenigen Männer und Frauen, die ich anwesend

fand, waren zwar nicht tättowirt, dagegen übermässig mit *Roucu* und dem dunkelblauen Saft der *Genipa americana* in den verschiedenartigsten, eckigen Figuren bemalt, die namentlich auf den Beinen am häufigsten angebracht waren. In den durchbohrten Ohrläppchen trugen sie Stücken Bambusrohr oder Jaguarzähne; in der durchbohrten Unterlippe und den beiden Mundwinkeln mehre Nadeln, die, von innen nach aussen gesteckt, für die Frauen zugleich ein scharfes Bollwerk gegen jede unerlaubte Freiheit bildeten. Anstatt der aus Perlen gewirkten oder aus Baumrinde verfertigten Schaamschürzen, trugen die Frauen eine bis ziemlich zur Hälfte der Schenkel reichende Bedeckung von *Salempores*, deren Form viel Aehnlichkeit mit unsern Badehosen hatte. Um den Waden eine unnatürliche Stärke zu geben, was unter ihnen für die grösste weibliche Schönheit angesehen wird, werden dem Mädchen schon in der frühesten Kindheit sowohl unmittelbar unter dem Knie, als auch über den Knöcheln dreifingerbreite, baumwollene Bänder angelegt. Diese Fesseln trägt dasselbe unverändert bis nach vollendetem Wachsthum. Dadurch wird an den unterbundenen Stellen die Muskelbildung gehemmt, während die Waden zu einer unförmlichen Muskelmasse anschwellen. Unmittelbar über der Stirn hatten die Weiber das Haar kurz geschoren, während das des übrigen Kopfes unordentlich und verwirrt über die Schultern herabhing, oder bei einigen auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden war. Dass ihr ganzer Charakter eben so wenig mit dem der mir schon bekannten Stämme übereinstimmte, zeigte sich mir bereits bei meinem Eintritt in das Dorf. Die Männer waren eben mit dem Verfertigen von Rudern, die Weiber mit Bereitung von Töpferwaaren beschäftigt. Nachdem sie uns kaum eines hochmüthigen, fast verächtlichen Blickes gewürdigt hatten, wandten sie ihre trotzigen Augen wieder auf ihre Arbeit, und setzten diese, ohne uns ferner zu beachten, ruhig fort. Schon hatten wir eine ziemliche Weile neben ihnen gestanden, ohne dass sie unsere Fragen auch nur mit einer Silbe beantwortet hatten, als Hancock auf einen Einfall gerieth, der den trefflichsten Schlüssel zu dem verschlossenen Thore ihres Mundes bildete. Ohne sich weiter um sie zu bekümmern, wandte er sich nämlich an Stökle, und bat diesen, die Branntweinflasche herbeizuholen, da er gewaltigen Durst habe und etwas von dem Inhalte derselben in das Wasser giessen wolle, was uns von den Aerzten allgemein bei dem Genuss des Flusswassers angerathen worden war. Kaum hatte das Wort »*brandy*« das Ohr der scheinbar ganz in ihrer Arbeit versunkenen Gesellschaft berührt, als sich wie durch einen Zauberschlag alle Köpfe in die Höhe richteten, alle Zungen lebendig wurden, alle Augen Freundlichkeit strahlten, und sich Herz und Hand zu jedem Dienste bereit zeigte. Ich gestehe, dass diese Charakterlosigkeit, diese plötzliche Umwandlung nach dem früheren abstossenden und hochmüthigen Benehmen, mich nicht gerade sehr für sie einnahm; denn es bildete

einen zu grellen Gegensatz gegen die zuvorkommende Freundlichkeit und die Milde der übrigen Stämme, durch die ich allerdings verwöhnt sein mochte. Was bei mir nur Missstimmung hervorrief, hat seit undenklichen Zeiten unter den Urbewohnern Furcht und Scheu verbreitet. Früher unternahmen die Caraiben häufig Raubzüge in das Innere des Landes, und verkauften die auf ihren Ueberfällen gemachten Gefangenen als Sklaven an die Holländer oder Engländer. Die schönsten der Frauen und Mädchen, welche auf diesen Raubzügen von ihnen erbeutet wurden, behielten sie für sich und daraus mag sich wohl auch die Beobachtung früherer Reisenden erklären, dass die Weiber der Caraiben eine von der der Männer ganz verschiedene Sprache redeten. Eine Tradition, dass sie in *Guiana* eingewandert seien, und ihre Vorfahren Inseln bewohnt hätten, hat sich nicht allein unter ihnen selbst, sondern auch unter den übrigen Stämmen erhalten. Da ich später mich längere Zeit unter den Caraiben aufhielt, und ihre Sitten und Gebräuche genauer kennen lernte, so will ich meine weitern Mittheilungen darüber bis zur Schilderung meines Aufenthaltes unter ihnen versparen. In Rücksicht der Accentuation, so wie des ganzen Sprachbaues, fand ich eine auffallende Uebereinstimmung, selbst in einzelnen Worten, mit der Sprache der *Waikas* oder *Akawais*, die überhaupt ein Zweigstamm der Caraiben zu sein schienen.

Die Gefässe aus Thon, mit deren Bereitung wir die Frauen beschäftigt sahen, bilden einen ihrer vorzüglichsten Tauschartikel. Obschon brauchbarer Thon sich fast an allen kleinen Flüssen der Küstenregion findet, so zeichnen sich doch einzelne Localitäten durch die Güte ihres Materials besonders aus. Zu diesen gehört die Basis eines kleinen Hügels auf dem linken Ufer der Mündung des *Cuyuni*, nach welchem die Indianer aus weiter Entfernung kommen, um sich ihren Bedarf an Thon zu holen. Ein religiöser Aberglaube ist der Grund, dass bei diesen Arbeiten sich zahlreiche Caravanen versammeln; die Indianer glauben nämlich nur während der ersten Nacht des eingetretenen Vollmondes das Geschäft vollziehen zu dürfen und deshalb finden sich in jenen Nächten, wie Herr Bernau versicherte, ganze Schaaren zusammen, und kehren bei anbrechendem Morgen mit reicher Ladung wieder in ihre Heimath zurück. Die Indianer halten an dem Wahn fest, dass die aus Thon, der zu einer andern Zeit geholt worden ist, verfertigten Geschirre nicht allein die üble Eigenschaft besitzen, bald zu zerbrechen, sondern auch jedem, der daraus isst, eine Menge Krankheiten zuziehen. In der Fabrikation des Geschirres weichen die Caraiben von dem Verfahren der übrigen Stämme nicht ab. Nachdem der Thon mit Händen und Füssen so lange durchknetet ist, bis sich kein Steinchen mehr in der geschmeidigen Masse zeigt, bilden sie zuerst den Boden des Gefässes, dann bereiten sie mit den flachen Händen fingerdicke Thonrollen, legen diese auf jenen schichtweis übereinander, und verbinden diese sowohl durch Be-

streichen mit Stückchen Holz, die immer nass erhalten werden, als auch durch Manipulation unter einander. Die verschiedenartigsten Formen wissen sie dem Gefäss durch Zusammendrücken oder Ausdehnen der Masse zu geben. Hat der Thon einen Theil seiner Feuchtigkeit verloren, so poliren sie die Aussenseite noch mit einem glatten Stein oder einer Muschel, und trocknen dann die Gefässe noch einige Zeit an der Sonne. Um die Gefässe zu brennen, graben sie Vertiefungen in die Erde, stellen die Töpfe in diesen auf, umgeben dieselben mit einer Pyramide von trockenem Holze, zünden dasselbe an und unterhalten das Feuer so lange, bis das Geschirr gebrannt ist; dass sie dies erreicht haben, erkennen sie an dem Ton, den ein solcher Topf von sich giebt, wenn man mit einem Stückchen Holz daran schlägt. Die Malerei dieses Geschirres, welche erst nach dem Brennen vorgenommen wird, führen sie entweder mit einem Stück Holz oder ohne weitere Hülfsmittel mit dem Finger aus. Sie sind der einzige Stamm, dessen Malerei ausser geraden auch noch krumme und kreisförmig gebogene Linien zeigt. Die schwarze Farbe giebt ihnen der Russ schon benutzter Töpfe, den sie abschaben und mit dem gummiartigen, schleimigen Saft, der sich zwischen Bast und Splint der *Inga* befindet, vermischen; die rothe Farbe liefert ihnen die *Bixa Orellana* oder die *Bignonia chica*. Ich sah Gefässe, welche gewiss 30 — 40 Gallonen fassten und wegen ihrer Zerbrechlichkeit zugleich fest mit Bast umwunden waren.

Da mir Herr Bernau mitgetheilt, dass sich etwas westlich von *Kai-tan* noch mehre alte Halten, die spärlichen Ueberreste früheren Bergbaues, befinden sollten, so brach ich dahin auf, um sie zu untersuchen, und fand ausser diesen Halten auch noch eine Menge mit dichtem Gestrüpp überwachsene und verfallene Gruben. Die alte Sage von den gold- und silberreichen Gebirgen Guiana's hatte die Holländer im Jahre 1721 bewogen, jedem die Erlaubniss zu ertheilen, innerhalb ihres Gebietes nach edlen Metallen zu graben. Da dieser wilde Bau keine günstigen Resultate lieferte und sie doch ihre trügerischen Hoffnungen, dass Guiana denselben Reichthum an edlen Metallen, wie die westliche Seite Südamerika's in sich berge, nicht aufgeben wollten, so liessen sie einen Bergbauverständigen, Namens Hillebrand, mit mehren Bergleuten aus Europa kommen, um mit Hülfe eines kunsterfahrnen Mannes das ersehnte Metall zu Tage zu fördern. Allein der kunstgerechte Bau lieferte keine günstigeren Resultate, als die früheren, ungeregelten Versuche. Die Arbeiter unterlagen, ehe man dem Ziel sich auch nur nähern konnte, dem Einflusse des Clima's; die Arbeit musste unterbleiben und ist niemals wieder aufgenommen worden. Das Gestein, das in den unmittelbaren Umgebungen der Halten herumlag, bestand theils aus verwittertem Granit, theils aus Gneis mit vielem Glimmer und Hornblende, wie er auf der Grenze gegen das Trappgestein vorzukommen pflegt. Auffallend waren mir mehre gewaltige Quarzblöcke, die jedoch ihren Mut-

terfelsen hier nicht haben konnten, sondern wahrscheinlich von einem Gange im *Cuyuni* herstammten.

In den Knaben der Missionsstation fand ich eine treue und fleissige Schaar von Unterstützern in Bezug auf meine Sammlungen; sie bereicherten dieselben mit manchem Insekt, das sie von ihren Excursionen in den Wald, dem sie beim Beginn jeder Freistunde mit ihren kleinen Bogen und Pfeilen zueilten, mitbrachten. Wenn die ersehnte Freistunde anbrach, entwickelte sich aber auch in der kleinen, freundlichen Niederlassung das regste Leben. Jubelnd und springend eilte dort ein Trupp kräftiger, gesunder Bursche nach dem Walde, ein anderer dagegen hinab nach dem Ufer des *Essequibo*, um ihre kleinen, selbstgebauten Schooner oder Barken, zu denen sie die den Strom aufwärts kommenden Fahrzeuge als Modelle genommen, vom Stapel zu lassen, während wieder andere mit Hacke und Spaten nach ihrem Feld gingen, um die Manihot, den Pisang, die Yams u. s. w. von Unkraut zu reinigen oder den Boden aufzulockern, bis sie der schmetternde Ton einer Trompete in die Schulstube zurückrief. Da die Mission keine Glocken besass, so diente diese Trompete zugleich auch als Verkündigerin des Beginnens der Betstunden und des sonntäglichen Gottesdienstes, der stets eine gewisse Aufregung in der ruhigen und geregelten Mission hervorrief, und ihr ein ungemein belebtes Aeussere verlieh. Schon mit Sonnenaufgang sah man auf den *Essequibo* und *Mazaruni* eine Menge Corials und Boote der Mission zueilen, die bald an dem Landungsplatz hielten, und der Kirche in sauber gekleideten Farbigen, Negern und in den benachbarten *Arawaaks* fromme Besucher zuführten. Still und lautlos sass die aufmerksame Gemeinde in dem Betsaal und lauschte der kindlich einfachen Predigt ihres wackren Hirten. Nie werde ich den tiefen Eindruck vergessen, den der eben so sanfte, als kräftige und schwungvolle Gesang der Gemeinde der Station, namentlich der Knaben und Mädchen auf mich ausübte. Den Nachmittagsgottesdienst hielt Hr. Bernau in der Arawaaksprache. Erschien der Sonntag als der Blüthenpunkt des Lebens in der Mission, so zeigte der Sonnabend schon die Knospen; denn morgen sollten ja viele der Knaben, viele der Mädchen ihre Eltern, ihre Geschwister oder Verwandte sehen! Noch hatten die Strahlen der Sonne nicht den Sonntagsmorgen verkündet, als die Kinder, von dem Vorgefühl der Wonne des Wiedersehens der Ihrigen erfüllt, über die glatte Fluth nach der Gegend blickten, aus der die Ersehnten kommen mussten, und wenn ein Corial vor dem forschenden Auge auftauchte, so erkannte ihr scharfer Blick in weiter Ferne die Erwarteten. Vielfach ist den Indianern ein liebloser Sinn und Theilnahmlosigkeit gegen ihre Kinder vorgeworfen worden; doch in dem stolzen Blick des Vaters, in der innigen Freude der Mutter, deren Auge wohlgefällig auf dem niedlich gekleideten Knaben oder Mädchen ruhte, sprach sich der sicherste Zeuge stolzer Vaterfreude und

reinster Mutterliebe aus. Niemals hatten die Aeltern vergessen, ihrem Liebling diesen oder jenen Leckerbissen mitzubringen; und bereitwillig wurde das wohlgefüllte Körbchen geöffnet, um die traurigen und niedergeschlagenen Blicke armer Waisen, für die kein Vater, keine Mutter sorgte, durch eine treue Theilung des Erhaltenen aufzuheitern. Wenn die Eltern der in der Station verweilenden Kinder einen jüngern Bruder oder eine jüngere Schwester derselben mitgebracht hatten, so ruhten wohl die grossen schwarzen Augen des kleinen, nackten Wilden begehrlich auf den saubern Kleidern des Bruders oder der übrigen Zöglinge, verwundert auf all' den niedlichen Häusern, doch konnte man deutlich in seinen Blicken lesen, dass er im Herzen dachte: Wohl ist hier alles recht schön, — in unsern Wäldern ist es aber doch noch besser; tauschen möchte ich mit euch nun und nimmer! Ich hätte tagelang die jugendlichen Zöglinge der Station beobachten können, wie sie mit kindlichem Stolze ihren kleinen Brüdern und Schwestern alle Merkwürdigkeiten der Anstalt zeigten, sie in den Schlafsaal, in die Unterrichtszimmer führten und ihnen alles zu erklären suchten.

Die Farbigen und Neger verliessen die Station unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes; viele der Indianer folgten ihnen erst am nächsten Morgen.

Als ich mich eines Abends bereits mit Hancock zur Ruhe gelegt, weckte uns ein starkes Klopfen an der Thür aus dem Schlafe und Herr Glaskott stand vor uns, in welchem wir natürlich den Verkünder der Ankunft meines Bruders zu sehen glaubten; — doch darin irrten wir uns. Nachdem wir diesen mit seiner Parthie verlassen hatten, war der Steuermann plötzlich von einem bedeutenden Unwohlsein befallen worden, und da die Indianer versicherten, dass von *Manari* an, wo die Fussreise beginnen sollte, sich der Expedition eine Menge Schwierigkeiten entgegenstellen würden, hatte man Herrn Glaskott, der zu den schlechtesten Fussgängern der Parthie gehörte, mit dem kranken Steuermann und den überflüssigen Chronometern, denen die Landreise sehr leicht gefährlich werden konnte, auf demselben Wege, den wir gewählt, nach *Georgetown* zurückgeschickt. Um die Expedition im Verein mit uns zu erwarten, war Herr Glaskott eben aus *Georgetown* angekommen, und brachte uns leider sehr unerfreuliche Nachrichten. Gelbes Fieber und Pocken wütheten noch immer in fürchterlichem Grade; ersteres namentlich unter dem vor kurzer Zeit erst angekommenen 52. Regiment, letztere besonders unter den Farbigen und Negern.

Schon begannen bei dem langen Aussenbleiben der Erwarteten ernste Besorgnisse in mir aufzusteigen, als am 26. Juli unsere kleinen Böller ihre Ankunft verkündeten und wir die Ersehnten bald darauf am Landungsplatz willkommen hiessen.

Nachdem sie am 8. Juli *Manari* verlassen hatten, waren sie in Begleitung

unserer *Warraus* und *Waikas* den *Barima* aufwärts gefahren und hatten diesen dann verlassen, um einen Pfad aufzusuchen, der nach dem *Cuyuni* führte. Ueber 50 und 60 Fuss hohe Hügel und durch dazwischen liegende Sumpfthäler, in denen ihnen das Wasser oft bis an den Gürtel reichte, waren mein Bruder und seine Begleiter vorwärts gedrungen, hatten endlich wieder den *Curuawa*, der hier nur als ein kleiner Bach erschien, durchkreuzt, und waren bald darauf auf eine Niederlassung der *Waikas* gestossen. Leider musste mein Bruder bereits am zweiten Morgen bemerken, dass sein Höhenbarometer schon durch diese kurze Landreise bedeutend gelitten hatte und für jede fernere Beobachtung untauglich war.

Die Sauberkeit, die mein Bruder in der Waikaniederlassung *Paripu* fand und das freundliche Bild der Ordnung, die alle Felder des Dorfes zeigten, bewiesen unverkennbar, dass ihr ein Mann als Häuptling vorstand, der sich längere Zeit in der Colonie aufgehalten und dort eine Vorliebe für europäische Sitten und Gebräuche gefasst haben musste; leider war derselbe und der grösste Theil der Bewohner abwesend. Nachdem sie am Nachmittag noch an einer zweiten Niederlassung vorübergekommen, waren sie in das Thal des *Parapimoi* gelangt, dessen ausgetretene Fluthen die ganze Ebene in einen See verwandelt hatten, den man durchwaten musste. Mit der Caraibenniederlassung *Cariacu* erreichten sie am Abend den *Barama*, der hier etwa 60 Yards breit war, und sich ungefähr 40 Miles von hier in den *Waini* ergiesst. Seine Ufer wurden von *Waikas*, *Caraiben* und *Warraus* bewohnt, die zusammen eine Bevölkerung von 500 Individuen bilden mochten. Da mehre seiner bisherigen Begleiter erklärten, dass sie ihm nicht weiter folgen würden, so wählte er einige *Caraiben* und *Waikas* der Nachbarschaft aus, um die entstandenen Lücken zu ergänzen. Uebrigens waren sie bei dem Mangel anderer Fahrzeuge genöthigt, für die hier beginnende Flussfahrt sich mit Borkkähnen zu begnügen. Diese leichten und zerbrechlichen Fahrzeuge verfertigen sich die Indianer aus der blossen Rinde starker Bäume; das eigenthümliche Verfahren bei dem Bau derselben lernte ich erst später kennen. Wegen ihres leichten Materials können solche Kähne an jeder Stelle, wo das Bett des Flusses das Fahren verbietet, auf dem Kopfe am Ufer hin getragen werden, bis der wieder frei gewordene Strom die Fahrt fortzusetzen erlaubt. Die obern Theile der Flüsse können fast durchgängig nur mit solchen Fahrzeugen befahren werden.

Nachdem mein Bruder am 11. Juli wieder von *Cariacu* aufgebrochen war, traf er oberhalb der Mündung des *Abocotté* auf die ersten Felsen, die im *Barama* zu Tage traten, und gelangte bald darauf an die Mündungen des *Erawanta* und *Mazuwini*. Am Nachmittag des 13. Juli erreichten sie die ersten Stromschnellen des *Barama*, die durch mehre Granitwälle veranlasst wurden, welche den Fluss durchsetzten. Obschon die Waikaniederlassung *Cadui*, bei der sie an demselben Tage anlang-

ten, noch 12 Miles unterhalb des grossen Falles *Dowocaima* lag, so vernahmen sie doch hier während der Nacht deutlich das donnerähnliche Brausen der sich hinabstürzenden Wogen. *Cadui* lag unter 7° 19′ N.B. u. 59° 54′ W.L. Nachdem mein Bruder hier noch einige Indianer gemiethet hatte, die ihn nach dem *Cuyuni* begleiten sollten, fuhren sie nach dem grossen Fall ab, der sich schon in weiter Entfernung durch mehre Stromschnellen ankündete. Sie landeten dann an der Insel *Wayaruima* und waren genöthigt, Ladung und Kähne mehr als zwei Miles über Land zu tragen. Der gesammte Fall des *Barama* betrug von *Cadui* bis zur Basis des *Dowocaima* 120 Fuss. Kurz vor den drei obersten Fällen wird der Fluss durch vorspringende Gneismassen bis auf 80 Fuss eingeengt und stürzt sich dann mit furchtbarer Gewalt in drei Absätzen von 35—40 Fuss perpendikulärer Höhe herab. Das Streichen der Gneislager erstreckte sich S. 33° W. Den nächsten Tag passirten sie die Stromschnellen von *Massiwindui*, so wie einige andere von geringerer Bedeutung, und schlugen am Abend ihr Lager an der Basis des Falles von *Aunama* auf, wo sich der Pfad nach dem *Cuyuni* abzweigte. Der Fluss *Aunama* verbindet sich unmittelbar unterhalb des Falles mit dem *Barama*. Die Mündung lag 7° 13′ Nördl. Breite. Seine Quellen soll der *Barama* unter demselben Breitenparallel mit dem *Barima* und *Amacura* haben, und zwar in der nördlich vom *Ekruyéku*-Gebirge sich ausbreitenden Savanne.

Den 16. Juli traten sie ihre Landreise von neuem an, überschritten mehre Hügel von 100 — 150 Fuss Höhe und folgten dann dem Thale, in welchem der *Aunama* dem *Barama* zuströmt. Nach kurzer Rast in einigen von ihren Bewohnern verlassnen Hütten der Indianer, setzten sie ihren Weg längs dem *Aunama* fort, und erreichten am Abend unter 7° 9′ Nördl. Breite das Caraibendorf *Aunama*. Auf den sich von N. bei W. gegen S. bei O. hinziehenden Hügelrücken, die sie während des Tages überschritten, fanden sie fast durchgängig grosse Reihen erratischer Granitblöcke, die insgesammt von NW. bei W. verliefen. Auch am folgenden Morgen behielten sie ihre bisherige Richtung gegen WSW. bei, durchkreuzten während des Vormittags den *Aunama* und trafen, nachdem sie einen kleinen Hügelzug, der sich S. bei W. hinzog, überschritten, auf den westlichen Arm des *Aunama*, jenseit dessen sich die Wasserscheide zwischen dem *Cuyuni* und *Barama* hinzieht; denn von diesem Punkte an strömen alle Gewässer nicht mehr nach W., dem *Barama* und *Waini*, sondern nach S., dem *Cuyuni* und *Essequibo* zu. Der Boden fiel von diesem 520 Fuss hohen Hügelgrath sanft gegen den *Cuyuni* hin ab. Die Hügel, die sich weiter westlich zwischen den Thälern des *Aunama* und *Acarabisi* hinzogen, erreichten kaum eine Höhe von 100 Fuss und da die Länge der Portage nicht ganz zwei Miles beträgt, so würde ein Durchstich eine der bequemsten Verbindungsstrassen der *Pomeroon*- und *Morocco*-Küste mit dem obern

Cuyuni bilden. Bei einbrechendem Abend gelangten sie unter 7° 4′ Nördl. Breite an eine Caraibenniederlassung, die ungefähr 510 Fuss über dem Spiegel des Meeres lag. Der Weg durch das Thal des *Acarabisi*, in das sie am nächsten Morgen hinabstiegen, war sehr beschwerlich, denn sie fanden hier eine ununterbrochene Reihe von Sümpfen und mussten durch diese Moräste unter anhaltenden Regengüssen waten. Am 19. Juli erreichten sie die Caraibenniederlassung *Haiowa*, die nur noch zwei Miles vom Ufer des *Cuyuni* entfernt lag. Dieselbe Fruchtbarkeit, welche die Ufer des *Barama* umgab, zeigte sich auch an denen des *Cuyuni*, was sich aus dem 15 Fuss langen und 7½ Zoll im Umfang haltenden Zuckerrohr ermessen liess. *Haiowa* lag unter 6° 55′ N.B. u. 60° 27′ W.L., 260 Fuss über dem Meere. Obschon sie gehofft hatten, hier das von mir entsendete Corial anzutreffen, so war dies doch bis zum 22. Juli noch nicht angelangt, was sie nöthigte, sich in einem dort gemietheten auf dem *Cuyuni* einzuschiffen. Westlich vom *Acarabisi* erhoben sich gewaltige Gebirge und die Gipfel des *Ekruyéku* erreichten bereits eine Höhe von 2000 Fuss über den 4 — 500 Yards breiten Spiegel des *Cuyuni*, dessen Bett bis zum Ueberfliessen gefüllt war. Westlich vom *Cuyuni*, etwa eine Mile landeinwärts, stiegen die *Macapa*-Berge empor. Mit reissender Schnelligkeit wurden sie von der gesteigerten Strömung den Fluss hinabgetragen, so dass sie bereits am Nachmittag den Cataract *Kanaima* passirten. Die zahlreichen Inseln waren fast durchgängig mit dem Gebüsch der *Quassia amara* (die Eigenschaften dieses Strauchs entdeckte 1730 der Neger Gramman Quacy, d. h. »der grosse Mann Quacy«, von dem er den Namen *Quassia* erhielt) oder Bitteresche bedeckt. Ein auffallendes meteorologisches Phänomen zeigte sich der Gesellschaft darin, das sich jeden Morgen bei Sonnenaufgang ein starker Wind, der Strömung entgegen, erhob, der nach und nach in O. S. O. oder O. bei S. umsprang. Wo der Fluss von Inseln und Stromschnellen frei war, hatte er durchgängig eine Breite von 600 Yards. Jenseits der *Otomong*-Berge trafen sie auf eine fast ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Cataracten, bis sie an dem von *Poinkamarca* oder *Womuipong* der Caraiben, dessen perpendiculärer Fall 30 Fuss betrug, das Corial ausladen und längs dem Ufer hintragen mussten. Eine einsame Hütte, die ein *Waika* mit seiner Frau und seinem Hund bewohnte, gewährte ihnen am Abend wenigstens Schutz vor dem Regen. Nicht weit von dieser Hütte, die unter 6° 46′ Nördl. Breite lag, vereinigte sich der *Aracuna* mit dem *Cuyuni*. Von ihm führt ein Pfad nach dem *Puruni*, der in den *Mazaruni* mündet. Die Granit- und Gneislager, welche von den Macapabergen bis zu den Bergen des *Aracuna*, eine Entfernung von 50 — 60 Miles, fast ununterbrochen den *Cuyuni* durchsetzten, und die erste Cataractenreihe gebildet hatten, verminderten sich jetzt immer mehr. Ungefähr acht Miles unterhalb der Mündung des *Aracuna* erhebt

sich, unmittelbar einigen unbedeutenden Hügeln gegenüber, die Insel *Tokoro* oder *Tokoro-Patti* über den Flussspiegel. Jenseits derselben empfängt der *Cuyuni* seine bedeutendsten Zuflüsse in dem *Iroma, Rupa* und *Appa*, welche Flüsse sich vom Norden her in ihn münden. Von dem kleinen Nebenfluss *Toroparu* führte ein lebhaft besuchter Pfad nach dem *Puruni*. Dem sehnlich erwarteten Boot, das wir mit Proviant gefüllt ihnen nachzusenden versprochen hatten, waren sie bisher nicht begegnet, und mein Bruder begann schon zu fürchten, dass irgend ein Unfall uns *Bartika-Grove* nicht habe erreichen lassen und wir das verheissene Proviantboot nicht hätten absenden können. Die Kunde, die sie in einer Indianerhütte erhielten, entfernte zwar diese Befürchtungen, vernichtete aber auch zugleich ihre Hoffnungen, von dem Fasten, dem sie sich seit mehren Tagen hatten unterwerfen müssen, erlöst zu werden. Sie erfuhren hier nämlich, dass das von uns abgesandte Corial als es über den gefährlichen Cataract *Wackupang* gebracht werden sollte, umgeschlagen und der ganze Proviant von den Wogen des Falles verschlungen worden sei; dabei waren ausserdem mehre werthvolle Instrumente verloren gegangen, selbst die Mannschaft hatte in grosser Gefahr geschwebt und nur mit Mühe das Leben gerettet. Nachdem mein Bruder die Indianer aus *Haiowa* entlassen hatte, setzte er mit den schiffbrüchigen Bootsleuten die Reise auf dem Flusse fort. Glücklicher als diese passirten sie den ominösen Fall von *Wackupang*, mit dem die zweite Cataractenreihe des *Cuyuni* beginnt. Das Flussbett war auch hier mit Inseln bedeckt, eine Erscheinung, die erst jenseits der Berge und des Flusses *Cutuau*, unter 6° 47′ Nördl. Breite, wieder verschwand. Am Morgen des 26. Juli erreichten sie die dritte Cataractenreihe, die ihren Grund in einem unbedeutenden Gebirgszug hat, durch welchen sich der Fluss seinen Weg gebrochen. An dem Cataract *Aruaka-Ematuba* mussten sie abermals die Corials ausladen und über Land transportiren, worauf sie an dem *Woka-* oder *Powis*-Gebirge vorüberfuhren, das sich etwa 600 Fuss über den Flussspiegel erhebt und W.N.W. nach O.S.O. streicht. Mehre kleine Inseln aus aufgehäuften Felsmassen theilen weiterhin abermals den *Cuyuni* in zahllose Kanäle und bilden zugleich den Cataract von *Camaria*. Dieser ist der gefährlichste unter allen und nur die Geistesgegenwart einiger der Bootsleute rettete hier meinen Bruder und seine Begleiter von dem sichern Untergange. Bei dem Fall von *Ematuba* erlaubte es die Oertlichkeit wieder, die Boote auszuladen und diese über Land nach der Basis des Falles zu bringen; eben so glücklich ging die Fahrt über den Fall von *Acayu* von statten, von wo sie nun bis *Bartika-Grove* den ununterbrochen ruhigen Wasserspiegel vor sich hatten, und glücklich am 27. Juli bei uns eintrafen.

Schon am folgenden Morgen verliessen wir die freundliche Mission zu *Bartika* und traten, am östlichen Ufer stromabwärts fahrend, die Reise nach *George-*

town an. Am Mittag des nächsten Tages lagen wir bereits *Fort Island*, dem einstigen Mittelpunkt des gesammten holländischen Handels und der ehemaligen Hauptstadt der Colonie gegenüber, deren Ruinen sich jetzt noch stolz über einzelne unansehnliche, von Farbigen bewohnte Hütten und ein undurchdringliches Laubgebüsch erheben. Wir hielten hier an, um die Ruinen genauer zu betrachten. Das Fort *Zeelandia* wurde im Jahre 1743 in einem Viereck mit vier Bollwerken aufgebaut, die mit achtzehn Kanonen besetzt wurden; die Wasserseite deckte ausserdem ein mit Palissaden umgebenes Hornwerk, welches 12 Kanonen enthielt. Zur Erbauung der Befestigung musste jede Plantage einen Sklaven liefern; nach Vollendung des Baues aber wurden von den Pflanzern keine ferneren Unterhaltungskosten verlangt. Früher befanden sich hier die Bureaux des Secretariats und die der übrigen Compagniebeamten. Zwischen den Ruinen dieser einst so stolzen Gebäude hatte längst die ewig schaffende Natur sich des ihr entzogenen Gebietes wieder bemächtigt, und ihre üppig wuchernden Kinder umrankten friedlich die dunkeln Schlünde mehrer eiserner Kanonenröhre, die, ohne Lafetten, aber selbst noch der Vernichtung trotzend, aus dem heitern Gewirr saftiger Schlingpflanzen düster hervorragten. Nur eins der Gebäude, die Kirche, erhob sich jetzt noch in ihrer erhabenen, bewunderungswürdigen Einfachheit; sie war das einzige Gotteshaus, welches die Engländer bei ihrer Besitznahme im Jahre 1803 vorfanden und der Gottesdienst wird noch jetzt in ihr gehalten.

Unmittelbar der Insel gegenüber, am östlichen Ufer, ist die Mündung des kleinen Nebenflusses *Bonasika*. Kaum hatten wir unsere Fahrt wieder fortgesetzt, als die eintretende Fluth uns nöthigte, in der Mündung eines unbedeutenden *Creek's* anzuhalten, und bis zum Erscheinen der nächsten Ebbe hier zu verharren. Alle beeilten sich, die Hängematten aufzuschlingen, und den Schlaf nachzuholen, der bei dem frühen Aufbrechen uns entzogen worden war. Die sichere Hoffnung, vielleicht morgen schon in *Georgetown* einzutreffen, dort nach langer, langer Unterbrechung Briefe aus der Heimath zu finden, Nachricht von alle den Lieben, von denen wir seit dem März nichts wieder vernommen, regte meinen Geist so auf, dass ich die Nachtruhe verschmähte, meine schon geschlungene Hängematte unberührt liess und dem Ufer des Flüsschens entlang ging. Die *Calathea lutea* und *juncea (Meyer)* erreichten hier eine wahre Riesenhöhe. Neugierig hatte ich einen solchen 18 Fuss langen, bis zu dieser Höhe noch blattlosen Stengel ausgemessen und wollte eben meinen Weg fortsetzen, als ich auf einem vor mir liegenden, modernden Baumstamm sich etwas bewegen sah, und in dem Gegenstand eine giftige Viper (*Trigonocephalus atrox*) erkannte, die sich eben zum Sprung vorbereitete, um mich aus ihrer Nachbarschaft zu vertreiben. Glücklicherweise kam ich ihr zuvor, eilte nach meiner Flinte zurück und schoss sie durch den Kopf.

Bemerkte ich sie nur einige Augenblicke später, so würde ich *Georgetown* wahrscheinlich nicht wiedergesehen haben!

Die eintretende Ebbe gab das Signal zum Aufbruch, und schnell flogen wir an dem mit *Caladium arborescens* (*Mucu-mucu* der Colonisten) umsäumten östlichen Ufer stromabwärts, bis uns bei eingetretener Dunkelheit der Inspector der Plantage *Greenwich-Park*, Herr van Günthern, ein freundliches Nachtlager bot und am folgenden Morgen *Georgetown* wieder vor uns lag. In unserer Wohnung, zu der wir uns, weil unsere Kleider auf der Reise sehr gelitten hatten, verstohlen schlichen, fanden wir bereits den von der Regierung neugewählten Maler, Herrn Goodall, vor, welcher mit dem Packetboot und Briefen aus Deutschland eben erst von England angekommen war.

Meine erste Sorge widmete ich natürlich meinen Sammlungen, die ich jenem Schooner im *Pomeroon* anvertraut hatte. Leider bot mir der Inhalt keinen erfreulichen Anblick; in fast alle Kisten war das Seewasser eingedrungen und hatte noch vieles zerstört, was früher nicht ein Opfer des Regens und der feuchten Temperatur geworden war. Da der Schooner sich bereits wieder entfernt hatte, so liess sich nicht ermitteln, welche Nachlässigkeit diese Zerstörung herbeigeführt; nie konnte ich erfahren, ob der Capitain gegen sein feierliches Versprechen, die Kisten von dem Orte, wo wir sie hingestellt, hinweggeräumt und auf das Verdeck gebracht hatte, oder ob das Wasser durch einen Leck in den Schooner eingedrungen war. Von meinen lebenden Orchideen verlor ich allein 80 Species, unter denen sich 20 neue befanden, und der hier noch gerettete Rest, worunter sich auch der reizende neue *Coryanthes* befand, erlag der Winterkälte in Berlin. Eine Menge Vogelbälge, ein grosser Theil meiner getrockneten Pflanzen, die grösste Hälfte meiner Insecten nnd den ganzen Reichthum meiner ethnologischen Sammlung, soweit sie dem Moder unterworfen war, hatte das Seewasser zerstört. Nur wer selbst Sammler ist, kann den Schmerz ganz ermessen, der mich ergriff, als ich meine mit so grosser Aufopferung und unter so vielen Gefahren gesammelten Schätze in einem so traurigen Zustande wiedersah. Anstatt 6 bis 8 Kisten, die ich nach Berlin senden zu können gehofft hatte, gingen mit dem nächsten Schiffe nur 4 dahin ab. Doch selbst jenseits des Oceans hörte das Missgeschick nicht auf, sie zu verfolgen, denn, glücklich in Berlin angekommen, wurde meine Sammlung lebender Orchideen, die zwei grosse Kisten füllte, dort durch den Frost getödtet!

Die traurigen Nachrichten, die wir am *Pomeroon* über den Gesundheitszustand *Georgetown's* erhielten, waren leider nichts weniger als übertrieben gewesen. Welch ein ganz anderes Aeussere zeigte jetzt diese Stadt, die früher in heiterem Luxus glänzte und von dem regsten Leben erfüllt war! — Eine düstere, drückende

Stille hatte sich über dieselbe gelagert und statt der glänzenden *Phaetons* und *Gigs* bewegten sich jetzt die schwarzen Leichenwagen durch die schweigenden Strassen. Jene waren, wie es auch in England üblich ist, mit gewaltigen Büschen aus Straussfedern geschmückt, deren weisse Farbe verkündete, dass eine Jungfrau oder ein Jüngling in dem Sarge ruhe. Die Angehörigen und Freunde der Verstorbenen begleiteten in langsamem, stummem Zuge die Trauerwagen zu dem letzten Ruheort, ohne dass mit dem geliebten Todten jene Schranken in die Gruft gesunken wären, durch welche menschlicher Hochmuth die Lebenden trennt; der Europäer folgt nur dem hingeschiedenen Europäer, Farbige nur den Farbigen, Neger nur den Negern.

Die sich täglich mehrmals erneuernden Salven, welche vom nahen Garnisons-Gottesacker über die Stadt hinrollten, zeigten, dass die Seuche auch im Hospital des Militairs wüthete. Diese letzte Ehre wird jedem Soldaten erwiesen, auch wenn er keinem Feldzug beigewohnt hat. Nur der arme Matrose, der im Seemannshospital der Seuche unterlag, wurde auf prunklosem Leichenwagen, in einem einfachen Sarge, unbegleitet und von Niemand beachtet unter die kühle Decke des Grabes gebettet! — Die noch von der Seuche freien Matrosen durften nämlich ihr Schiff nicht verlassen, um den bisherigen Genossen ihrer Freuden und Gefahren, ihren einstigen Gefährten in Sturm und Windstille zum sichern Hafen der ewigen Ruhe zu folgen. Verschwunden waren die schönen Gestalten, die glühenden Augen vom Ring, leer und verlassen trauerte die Promenade am Strande, obschon die Palmen noch gleich geheimnissvoll rauschten, und der Duft von tausend Blüthen die Luft durchzog! Das ganze Bild versetzte mich lebhaft in die Jahre zurück, wo die Cholera in Berlin ausbrach und über die gleich lebendige Stadt der Linden einen düstern Trauerflor breitete. Manchen unserer Freunde fanden wir nicht wieder, manchen raffte die Seuche noch hin!

Am fürchterlichsten wüthete sie unter dem ersten Bataillon des 52. Regiments, unter den Matrosen und den eingewanderten Portugiesen. Das erstere hatte in kurzer Zeit 80 Soldaten und vier Offiziere verloren, weshalb auch unmittelbar nach unserer Ankunft das Bataillon nach *Berbice* verlegt wurde. Auf den wenigen Schiffen, die im Hafen lagen, waren der Epidemie bereits 62 Matrosen erlegen, während unter den erkrankten Portugiesen von zehn immer sechs starben, so dass sich im Durchschnitt täglich sechszehn Todesfälle bei einer Bevölkerung von 23,000 Seelen ergaben. Trat man während dieser Zeit über die Flur des Hauses, so begegnete man in den Strassen häufig Kranken, die eben von der Seuche ergriffen worden waren, das heimische Dach nicht hatten erreichen können, und hülflos auf dem Pflaster lagen, bis sie die Sanitätspolizei auffand und nach dem Hospital schaffen liess. Ich war wiederholt Zeuge von schauerlichen Scenen dieser Art.

In furchtbarem Bunde mit diesem Würgengel wütheten die Pocken, welchen namentlich unter den Negern so zahlreiche Opfer fielen, dass die Verwaltung sich genöthigt sah, ein eigenes Hospital für Pockenkranke einzurichten. Unglücklicherweise bekamen wir dies in unsere Nähe, denn ein nicht fern von unserer Wohnung liegendes Haus eignete sich für diesen Zweck, und war schon nach Verlauf weniger Tage mit Kranken überfüllt. Die Physiognomie eines Negers ist schon an und für sich nicht gerade die einnehmendste, sie steigert sich aber bis zum Abschreckenden, wenn den von allen Haaren entblössten Kopf die Narben der Pocken entstellen.

Nachdem das gelbe Fieber seit 1822, einzelne Fälle abgerechnet, die in Folge der beständigen Einwanderungen fast alle Monate sich wiederholen, nicht wieder epidemisch aufgetreten war, begann dasselbe mit dem Jahre 1837, wahrscheinlich durch Localursachen herbeigeführt, fast ununterbrochen bis zum Jahre 1841 zu wüthen. Da früher, wie ich schon angab, die Werfte durchgängig auf Pfählen errichtet waren, konnte damals die Fluth allen dort sich aufhäufenden Schmutz und Unrath ungehindert hinwegspülen. Als jedoch die Pfähle durch ein festes Mauerwerk ersetzt wurden, vermochte die Fluth in die zwischen zwei Besitzthümern sich hinziehenden, engen Canäle nicht mehr wirksam einzudringen und ihre für den Gesundheitszustand der Stadt so heilbringende Wirkung zu äussern. Die unter den Tropen so schnelle Zersetzung aller vegetabilischen und animalischen Substanzen erzeugte bald eine Menge Miasmen, die nach dem Urtheil der Aerzte als die eigentliche Ursache der Epidemie zu betrachten sind. Wie 1837 und 1839, so verbreitete sich die Seuche auch diesmal wieder von der Wasserstrasse aus über die ganze Stadt. Schon glaubte man 1839, dass die Seuche verschwunden sei, als sie plötzlich wieder mit ausserordentlicher Heftigkeit unter den europäischen Truppen auftrat, und fürchterliche Verheerungen anrichtete, was wahrscheinlich durch die sich östlich von den Baraken hinziehende und dicht mit Mangroven- und Curidabüschen bestandene Bucht herbeigeführt wurde. Denn weder in *Berbice*, noch auf einem der Aussenposten trat damals ein Todesfall ein. Alle Aerzte stimmen darin überein, dass das gelbe Fieber ein eigenthümlicher Typhus sei, und zwar eine Steigerung der unter den Tropen so bösartigen, intermittirenden Fieber oder des hier ebenfalls sehr häufigen Gallenfiebers. Bis jetzt hat es in Guiana nur innerhalb des Küstengebietes gewüthet, und gewöhnlich nur die ergriffen, welche sich noch nicht an die glühende und von Miasmen geschwängerte, ungesunde Luft gewöhnt hatten. Die Krankheit beschränkt sich übrigens auf die Küstenstriche und in Gegenden, die 8 bis 10 Miles landeinwärts liegen, gehört ihr Erscheinen zu den grössten Seltenheiten. Der Ausbruch der Krankheit beginnt meist mit dem Ende der grossen Regenzeit, wo das Thermometer gewöhnlich

70° — 89° Fahrenheit zeigt, und wüthet dann im September und October am stärksten. Die frühere Annahme, dass es schon durch Berührung oder Zusammensein mit dem Kranken anstecke, hat sich als grundlos herausgestellt, obschon nicht geleugnet werden kann, dass es bei Anhäufungen von Kranken und individueller Disposition einen ansteckenden Charakter annimmt. Ob die Galle, die Leber und das Pfortadersystem den Sitz der Krankheit bilden, nehmen wenigstens die dortigen Aerzte noch nicht als evident bewiesen an, da die schwarze Substanz (*black vomit*), welche der Kranke im letzten Stadium ausbricht, nur wenig Aehnlichkeit mit der Galle haben soll. Die Angabe Alexander von Humboldt's, dass diese kaffeesatzähnliche Substanz unauslöschliche Flecke auf Wäsche, Holz und Mauern zurücklasse, habe ich an meiner eigenen Wäsche und Krankenstube bestätigt gefunden. Erhitzt man diese Substanz in einem mässigen Grade, so entwickelt sich eine Menge Schwefelwasserstoffgas.

Bereits einige Tage nach unserer Ankunft reichten unsere bisherigen Gefährten, Lieutenant Glaskott und der Secretair Hancock ihre Dimission bei meinem Bruder und dem Gouverneur ein. Beiden hatten die Gefahren und Entbehrungen einer solchen Reise nicht behagt, und da die gefahrvollste Expedition noch bevorstand, so hielten sie es für gerathener, sich vor deren Antritt zurückzuziehen. Glaskott zog es vor, sich als *Surveyor* (Landvermesser) in *Georgetown* niederzulassen, zumal da die Emancipation bedeutende Veränderungen in den Besitzverhältnissen herbeiführte und seiner Thätigkeit ein gewinnbringendes Feld eröffnete; Hancock hingegen wollte seine, seit längerer Zeit aufgegebene medizinische Laufbahn in dem Colonialhospital von neuem betreten, um später als praktischer Arzt zu fungiren. Leider gerieth er in böse Gesellschaft, verliess das Hospital schon nach einigen Tagen wieder und fröhnte ungehindert seinem Hange nach spirituösen Getränken. Schon in der dritten Woche, nachdem er uns verlassen hatte, war er das unrettbare Opfer der Epidemie.

Die Verlegenheit, in welche meinen Bruder der Austritt Glaskott's versetzte, beseitigte ein glücklicher Zufall schneller, als er erwartet hatte. Ein gewisser Herr Fryer, der in der englisch-spanischen Legion anfänglich als Arzt, dann drei Jahre als Offizier gedient, die Schlacht bei *Vittoria* und mehre andere jenes Feldzuges mitgekämpft hatte, nach Auflösung der Legion aber sein Glück in Guiana versuchen wollte, nahm die ihm angetragene Stelle gern an. Der Verlust war daher ersetzt und von dieser Seite drohte kein Hinderniss mehr, allein mein Bruder wartete immer noch vergeblich auf neue Instruktionen, deren Ausfertigung sich verzögerte, weil unterdessen eine Veränderung des Ministeriums eingetreten war. Obgleich wir bei den jetzigen trüben und drückenden Verhältnissen dem Befehl zum Aufbruch mit Ungeduld entgegensahen, so mussten wir uns doch in die Um-

stände fügen und ermahnten uns gegenseitig zur Geduld. Noch drückender machte uns aber unsern Aufenthalt das Hospital für Pockenkranke. Bei der grossen Anzahl von Kranken und der geringen Zahl der Wärter, gelang es täglich oft mehr als einem Fieberrasenden aus dem Hospital zu entfliehen und eine unerklärliche Vorliebe liess die Flüchtlinge dann fast immer in unserm Gehöfte ein Asyl gegen die Gefahren suchen, welche sich ihre vom Fieber erhitzte Phantasie erschuf. Der Anblick eines solchen Rasenden, der nur mit Gewalt und unter dem fürchterlichsten Geschrei wieder nach dem Hospital zurückgebracht werden konnte, war wirklich schauderhaft, und man kann sich kaum etwas Entsetzlicheres denken, als jene abschreckenden Gestalten mit blutigem Gesicht und kahlem Kopfe. — Unter diesen Verhältnissen nahm ich die Einladung Herrn Bach's, einige Zeit auf seiner Plantage zuzubringen wo ich ein unendlich reicheres Feld für meine botanischen Excursionen finden würde, als mir jetzt noch die Umgebungen der Stadt bieten konnten, mit Freuden an. Bald sass ich an der Seite meines freundlichen Wirthes, der als Mitglied des Colonialparliaments eben in der Stadt gewesen war, um mit ihm den *Demarara* aufwärts nach Kanal Nr. I. zu fahren, an dem sich die freundliche Plantage *L'Heureuse Aventure* ausbreitete. Das niedliche Wohnhaus lag etwa hundert Schritt vom Kanal entfernt, von wo eine wundervolle Orangenallee nach diesem führte, und üppige Agaven ihre 50 — 60 Fuss hohen Blüthenstengel gleich riesigen Candelabern ausbreiteten; denn zwischen je zwei Orangenbäumen stand regelmässig eine solche Riesenpflanze. Eine herrliche, sorgfältig unter der Scheere gehaltene Hecke von *Clerodendron inerme* umzog die Front des in holländischem Geschmack erbauten, freundlichen Wohngebäudes, indessen sich rechts von der Allee die Wirthschaftsgebäude, links aber ein grosser grüner Platz, mit gewaltigen Bäumen der *Erythrina Corallodendron* bepflanzt, hinzog, in deren Schatten sich eben eine Heerde Kühe gelagert hatte; unmittelbar an diesen grünen Platz grenzte der Garten, der schon seit meiner Ankunft in Amerika meine Neugier erregt hatte. Gleich freundlich wie das Aeussere, war auch das Innere des Gebäudes; doch fesselte dies mich jetzt nicht, meine Neugier den Garten und die Plantage zu sehen, welche letztere mir ebenfalls als eine Musterwirthschaft geschildert worden war, trieb mich wieder hinaus. Da Herr Bach bereits die von meinem Bruder während seiner Reisen in den Jahren 1838 — 39 gesammelten Orchideen des innern Landes erhalten hatte, so fand ich hier auch in der That eine fast vollständige Sammlung aller Orchideen Guiana's auf einem verhältnissmässig kleinen Raum versammelt. Man sah hier keinen Baumstamm, an, auf und neben welchem nicht die reizendsten und phantastischsten Pflanzen und Blüthen wucherten, während grosse Stellagen mit Hunderten von Kästen die Zöglinge fassten, welche an den Baumstämmen und auf den Aesten keinen Platz mehr gefunden hatten. Die herrliche *Cattleya superba*

(*Schomb.*), *Burlingtonia candida* (*Lindl.*), *Coryanthes maculata* (*Hook.*), *macrantha* (*Hook.*), *Schomburgkia*, *Epidendron*, *Brassavola*, *Barkeria*, *Bletia*, *Aspasia*, *Maxillaria*, *Huntleya*, *Cycnoches*, *Catasetum*, *Stanhopea*, *Gongora*, *Peristeria*, *Monachanthus*, *Cymbidium*, *Zygopetalum*, *Jonopsis*, *Rodriguezia*, *Fernandezia*, *Pleurothallis*, *Brassia*, *Sobralia*, *Cleistes*, *Vanilla*, *Cyrtopodium*, *Galeandra* in allen ihren bekannten Species, insgesammt nach den Farben ihrer Blüthen an den Bäumen gruppirt, schufen hier in der That einen wahren Feengarten, in welchem fast alle Sinne schwelgerische Befriedigung fanden. Gleich reichhaltig, wie die Orchideen, waren auch die übrigen einheimischen und ausländischen Familien vertreten, die auf Beeten wucherten, deren Einfassung die schöne *Amaryllis Belladonna* bildete. Einen kleinen Teich, über welchen die herrliche *Eichhornia azurea* (*Kunth.*) *Limnocharis Humboldtii* (*Rich.*), *Burmannia bicolor* und eine Menge *Nymphaeen* ihre Blüthenteppiche breiteten, umschloss eine Hecke von *Gardenia florida* und *Hibiscus rosa sinensis*, während eine ungeheure *Cassia Fistula* ihre riesigen, mit zahllosen, ellenlangen Schoten behangenen Aeste über die bunte Decke ausbreitete. Leider vermisste man noch unter den *Nymphaeen* die *Victoria regia*, jenes botanische Wunder, da alle Versuche, sie hier heimisch zu machen, bisher vergeblich gewesen waren.

Wenn mich dieser reizende Garten durch die Fülle der schönen Blumen, die er umschloss, bezauberte, so erregte die Kaffeeplantage in hohem Grade meine Interesse, und in der That verdiente die Regelmässigkeit der Anlagen und Gebäude, der tief durchdachte Plan der Benutzung des Bodens und seiner Gewässer, kurz die ganze äussere Gestalt und der hohe innere Werth derselben volle Anerkennung. Ich will es versuchen, Herrn Bach's Besitzung, *L'Hereuse Aventure*, zu beschreiben. Ein breiter, gerader Hauptgang, mit Fruchtbäumen bepflanzt, theilte, von der Hinterseite des Wohnhauses, die Gesammtfläche in zwei gleiche Hälften. Je zwei gewaltige Giganten der *Mangifera* schlossen zwei andere Fruchtbäume, als: *Achras Sapota*, *Persea gratissima*, *Mammea americana*, *Citrus decumana*, *Anona muricata*, *squamosa*, *Anacardium occidentale*, *Tamarindus indica* u. s. w. ein. Ein Graben, der parallel mit der Allee zu jeder Seite hinlief, schied diesen Hauptweg von den rechtwinklig auf ihn stossenden, 32 Fuss breiten Kaffeebeeten, die wieder durch zwei Fuss breite Gräben von einander getrennt waren, durch welche das sich ansammelnde Wasser nach den Seitenkanälen geleitet wurde. Jedes Beet enthielt 3 bis 4 Reihen Kaffeesträuche, von denen jede 8 bis 9 Fuss von der andern entfernt stand, die zusammen von zwei Reihen weitästiger *Erythrinen* eingeschlossen wurden, um jene vor ihren grössten Feinden, dem Sonnenbrand und dem scharfen Nordwind, vorzüglich während der Blüthe, zu schützen, da beide gerade in dieser Periode den nachtheiligsten Einfluss auf die

Ernte ausüben, ja diese vollkommen vernichten können. Ist die Blüthe bei einer warmen, feuchten Temperatur von 75° — 85° Fahr. vorübergegangen, und folgt ihr eine trockene und sonnige Witterung, so sind die Wünsche des Plantagenbesitzers erfüllt, denn er darf dann von jedem ausgewachsenen Strauche eine Ernte von $1\frac{1}{2}$ Pfund reinen Kaffee erwarten. Ein Arbeiter kann bequem zwei Acker Land im Stande erhalten und zugleich auch die Frucht einernten, da die einmal hergestellte Pflanzung nur ein ein-, zwei- oder dreimaliges Reinigen vom Unkraut und die Entfernung von Wurzelschösslingen verlangt. Hat die Kaffeepflanze eine Höhe von 4 bis 5 Fuss erlangt, so wird die Spitze abgehauen, um die Seitenäste zu vermehren und ihnen das Zuströmen des Saftes aus dem Wurzelstock zu sichern. Die Kosten, um einen Acker Buschland in Kaffeebeete zu verwandeln, betragen je nach der Natur des Gebüsches 60 — 80 Dollars. Zur Anlage einer Kaffeeplantage bedient man sich junger Sämlinge, die auf besondern Beeten gezogen werden oder man steckt den Saamen gleich an Ort und Stelle. Wählt man erstere Methode, so verpflanzt man die Pflanzen, welche eine Höhe von 2 Fuss erreicht haben. Diese werden mit grosser Vorsicht herausgenommen, aber weder die Pfahlwurzeln noch die Seitenwurzeln beschnitten. Im zweiten Jahre hat die Pflanze bereits eine beträchtliche Höhe erreicht, im dritten kann man schon eine kleine Ernte erwarten. Von der Plantage begab ich mich nach der Kaffeemühle oder Moosloge, in welche die reifen Früchte zuerst bei der jährlich zweimal, im Mai und Juni, und vom September bis November stattfindenden Ernte eingebracht werden. Die Blüthe für die erstere beginnt im November und währt bis December; für die zweite Ernte blüht der Strauch Ende März bis Ende April. Hat sich das Fleisch völlig roth gefärbt, so ist die Bohne reif und die Arbeit der Ernte beginnt, indem täglich die reifen Früchte sorgfältig gesammelt werden. Haben die Arbeiter einen Punt mit reifen Früchten beladen, so fährt dieser nach der Mühle ab, wo die Bohnen nach und nach in einen hochstehenden Kasten geschüttet werden, aus dem sie durch eine Oeffnung auf eine Walze herabfallen, die, rings mit von Kupfer beschlagenen Längsstreifen versehen, sich in einem halben Cylinder von Holz dreht, der im Innern ebenfalls gerift und mit Kupferstäben beschlagen ist. Durch eine Kurbel an jedem Ende der Walze wird diese um ihre eigene Achse gedreht und dadurch die Bohnen in dem engen Zwischenraum zwischen der Walze und dem halben Cylinder von ihrer Fleischhülle befreit, worauf die zerdrückte, weiche Masse in eine lange Rinne übergeht, die sich etwa vier Fuss über der Flur befindet und deren Boden einen gleich langen Spalt besitzt, der von einer sich darüber hinziehenden Latte so bedeckt wird, dass von beiden Seiten noch ein offener Streifen bleibt, durch welchen die Hände mehrer Arbeiter, meist Frauen, die entfleischten Bohnen hindurchdrücken, und dann das so durchgearbeitete Fleisch in der Rinne ihrer Nachbarin

nochmals zum Durchkneten zuschieben. Unterhalb der Rinne zieht sich ein mit Wasser gefüllter, steinerner Kanal hin, in den die Bohnen fallen, um von dem noch anhaftenden Schleim vollkommen gereinigt zu werden. Alle Bohnen, die auf dem Wasser schwimmen, werden, als sogenannter Treibkaffee, von den niedergesunkenen geschieden. Die in der Fleischmasse noch zurückgebliebenen Bohnen, werden später noch ausgeschieden und zum Treibkaffee gefügt. Unmittelbar an die Mühle schloss sich die Trocknerei an, die in einem nach der Mitte hin etwas erhabenen Platz bestand, der mit Backsteinen gepflastert, mit einer Menge, 3 Zoll breiter Rinnen, und einem 6 Zoll hohen, das Ganze umschliessenden Rande versehen war. Durch erstere läuft bei eintretendem Regen das Wasser ab. Auf dieser mehr als 200 Fuss langen und ungefähr 80 Fuss breiten Backsteinfläche, werden die Bohnen, nachdem sie durch die Wäsche gegangen sind, zum Trocknen ausgebreitet, worauf sie dann auf den Böden der daran grenzenden Kaffeelodge aufgeschüttet werden, die in einem grossen Gebäude mit drei bis vier luftigen Böden besteht, auf denen die Bohnen beständig umgewendet werden müssen, damit durch die vielleicht noch vorhandene Feuchtigkeit nicht etwa der Kaffee dumpf und modrig werde. In dem untern Raum der Kaffeelodge befand sich die 40 Fuss lange Stampfe, ein gewaltiger Baumstamm mit einer Menge runder Löcher. Ist der Kaffee auf dem Boden vollkommen getrocknet, so wird er nochmals in kleinen Quantitäten in jene Löcher geschüttet, und mit hölzernen Keulen gestossen, um die äussern feinen Häutchen von der Frucht zu entfernen; dies geschieht mit der grössten Vorsicht, damit keine Bohne zerquetscht werde, und wird gegenwärtig meist durch Stampfmühlen ausgeführt. Früher betrug der Werth einer Kaffeeplantage in guter Lage von ungefähr 750 Acker Flächeninhalt (à 300 Ruthen rheinl.) 20 bis 25000 Lst; nach der Emancipation ist er bis auf 4 — 5000 Lst. herabgesunken.

Herr Bach war in *Jever* im Oldenburgischen geboren, und als ein unbemittelter, junger Mensch von 16 Jahren nach *Demerara* gekommen, wo er eine Anstellung als *Overseer* auf einer Plantage erhalten. Hier hatte er sich durch Fleiss ein bedeutendes Vermögen erworben und später die Plantage *L'Heureuse Aventure* gekauft, wo er dem Plantagenbau und seinem Lieblingsstudium, der Botanik, lebte. Seine reichhaltige Bibliothek über dieses Fach gehörte ohne Zweifel zu einer der ausgewähltesten. In dem ganzen Charakter und der Lebensweise des Herrn Bach konnte man den Holländer nicht verkennen. Er trank täglich seine Flasche Rheinwein, führte einen ausgesuchten Tisch und befolgte jeden Tag dieselbe strenge Ordnung; er stand mit der bestimmten Minute auf, gab, mit der Uhr in der Hand, der Köchin durch die Glocke das Zeichen, wenn sie beim Frühstück die Eier in das kochende Wasser thun, dasselbe Signal, wenn sie dieselben wieder herausnehmen und auf den Tisch setzen sollte, kurz, mit der Uhr in der

Hand stand Herr Bacu auf, durch sie wurde der Tag geregelt, mit ihr beendet. Ich gewöhnte mich bald an dieses streng geordnete Leben und erschien jedesmal um die bestimmte Essstunde zu Hause, da ich bald belehrt wurde, dass man den Säumigen als nicht existirend betrachtete. Schon hatte ich mich recht ordentlich eingeschult, als leider ein lebensgefährliches, hitziges Fieber dieses ruhige Leben nach holländischer Regel stürmisch unterbrach. Die brennenden Sonnenstrahlen und die tropischen Regengüsse, die uns so oft auf unserer Expedition durchnässt hatten, mochten die Krankheit vorbereitet haben, unbesonnener Eifer beschleunigte ihren Ausbruch.

Gleich nach meiner Ankunft hatte ich bei Aufgang und Untergang der Sonne aus dem Urwald, welcher an manchen Stellen, bis zum Kanal herantrat, das schauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen (*Mycetes seniculus*) herübertönen hören, ohne dass es mir bei meinen Excursionen gelungen wäre, die Thiere selbst aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühstück mit meinem Jagdzeuge versehen dem Urwalde zuschritt, schallte mir aus der Tiefe desselben abermals jenes wüste Geheul entgegen und setzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ohne rechts noch links zu sehen, eilte ich durch Dick und Dünn dem Gebrülle entgegen. Nach vieler Anstrengung und langem Suchen erreichte ich endlich die Gesellschaft, ohne dass sie mich bemerkte. Vor mir auf einem hohen Baum sass der musicirende Chor und führte ein so schauerliches Concert aus, dass man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes seien im tödtlichen Kampf gegen einander entbrannt, obschon sich nicht läugnen liess, dass doch eine Art von Uebereinstimmung in ihm herrschte; denn bald schwieg, wie nach einem Taktzeichen, plötzlich die über den ganzen Baum vertheilte Gesellschaft, bald liess eben so unerwartet einer der Sänger seine unharmonische Stimme wieder erschallen, und das Geheul begann von neuem. Die knöcherne Trommel am Zungenbein, welche durch ihre Resonanz der Stimme eben jene mächtige Stärke verleiht, konnte man während des Geschreis auf- und nieder sich bewegen sehen. Momente lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweins, im nächsten Augenblick dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubthiers überzugehen, wenn es von allen Seiten umzingelt die ihm drohende Gefahr erkennt. Diese schauerliche Gesellschaft hat jedoch auch ihre lächerlichen Seiten und selbst auf dem Gesicht des düstersten Misanthropen würden für Augenblicke sich Spuren eines Lächelns gezeigt haben, wenn er gesehen, wie diese Concertisten mit langen Bärten sich starr und ernst einander anblickten. Herr Bach hatte mir gesagt, dass jede Heerde ihren eigenen Vorsänger besässe, der sich nicht allein durch seine feine, schrillende Stimme von all' den tiefen Bassisten unterscheide, sondern auch durch eine viel schmächtigere und feinere Statur auszeichne.

Ich fand die erstere Angabe bei dieser Heerde vollkommen bestätigt; nach der feinern und schmächtigern Gestalt sah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächsten Baume zwei schweigende Individuen, die ich für ausgestellte Wachen hielt; — waren sie es, so hatten sie ihren Dienst schlecht genug versehen, denn unbemerkt stand ich in ihrer Nähe. Um wo möglich in Besitz eines lebendigen, jungen Affen zu kommen, hatte ich mir eine Mutter mit einem solchen auf ihrem Rücken als Ziel meiner Flinte ausersehen; — der Schuss fiel, unter dem fürchterlichsten Geheul und Gegrunze floh die Gesellschaft in wahrhaften Riesensprüngen von Baum zu Baum nach allen Seiten hin auseinander. Die verwundete Mutter wollte folgen, doch schon fehlten ihr die Kräfte; nach mehren vergeblichen Ansätzen umklammerte sie den Ast, und stiess jenes schon so oft beschriebene, schreckliche, menschenähnliche Gestöhn aus, das von den übrigen von allen Seiten aus geringerer oder weiterer Entfernung beantwortet wurde; ja zwei der Flüchtigen kehrten sogar zurück, wahrscheinlich um der Wehklagenden Hülfe zu leisten, was ihnen jedoch bei meiner Gegenwart als zu lebensgefährlich erscheinen mochte. Ein zweiter Schuss endete das Leben der Verwundeten und brachte sie vom Baume herab. Das Junge hatte sich fest auf dem Rücken der Mutter angeklammert, und blieb selbst auch dann noch da sitzen, als ich diese auf meinen Rücken genommen hatte und den Heimweg antreten wollte. Wo aber lag dieser, — zu meiner Rechten oder meiner Linken, vor oder hinter mir? — alle Fragen, die ich darüber an mich stellte, mussten unbeantwortet bleiben, da ich bei meiner früheren, stürmischen Eile nicht auf den Weg geachtet und jetzt die Richtung verloren hatte. Ohne irgend einen Gegenstand in das Auge zu fassen, ohne einen Zweig umzubrechen, war ich nur dem mir entgegenschallenden Concert gefolgt, blickte jetzt rathlos umher, und konnte aus diesem Labyrinth keinen Ausweg finden. »Gerade durch«, rieth mir ein altes Sprüchwort, — und so wand ich mich rasch und rüstig durch lichtes und dichtes Gebüsch, in jedem niedergedrückten Blatt die Spur meines Fusses sehend, ohne zu ahnen, dass ich mich immer weiter von meinem Ziele entfernte. — Zweimal kehrte ich selbst wieder zu dem Baume zurück, von welchem ich meine Beute herabgeholt, zweimal wandte ich mich nach einer andern Richtung hin, immer vergeblich! — die fest verschlungenen Wipfel, die jedem Sonnenstrahl den Weg versperrten, blieben gleich dicht verflochten. Plötzlich verwandelte sich die bisherige Dämmerung in Nacht, der Regen fiel in Strömen auf mich nieder und gewaltige Gewitterschläge zogen in dumpfem Donner durch den dichten Wald hin und trieben seine Bewohner in scheuer Flucht an mir vorüber. Unbeachtet aber flatterten die reizendsten Vögel vor mir auf, unbeachtet blieben die schadenfroh auf mich herabschauenden Affenheerden, unbeachtet die vielen Rehe, Tigerkatzen, kurz alles, was mir begegnete; — ich hatte jetzt nur einen Wunsch, den das Ende des Wal-

des zu erreichen, darauf war mein ganzer Sinn gerichtet. — Endlich übermannte mich die Mattigkeit, ich warf mich unter einen Baum nieder, um mich zu erholen; doch die wachsende Dunkelheit liess mich nicht ruhen, von neuem sprang ich auf, von neuem begann ich den Lauf, um bald darauf wieder unter dem Baum zu stehen, den ich vor kurzem verliess. Gesicht und Hände waren mir bereits zerrissen, in langen Streifen hingen die Trümmer meiner Beinkleider und meines leinenen Rockes an mir herunter, mit Aufwand der letzten Kräfte durchbrach ich ein neues, dichtes Gewebe von Büschen, und sah jenseits desselben endlos ein zweites vor mir liegen. Da schwanden mir mit dem Muthe die letzten Kräfte und die bis jetzt immer noch festgehaltene Hoffnung, mich heute noch aus dem Labyrinth herauszufinden; — ich legte mich nieder. — Lange sass ich in dumpfem Brüten, bis meine Augen auf den todten Affen, den ich, ohne es selbst zu wissen, bis hierher getragen, fielen und meine Gedanken eine andere Richtung nahmen. Noch sass das Junge durchnässt auf der leblosen Mutter und suchte jetzt an der versiegten Brust seinen Hunger zu stillen! — Uebermannt von der Mattigkeit schlief ich ein. Als ich erwachte, war es finstere Nacht um mich, tausende von Mosquitos machten mein Lager zum Laurentiusbett und verscheuchten, im Bunde mit der Kälte, die durch die nassen Reste meiner Kleidung drang, jeden Augenblick Ruhe. Es waren grauenvolle Stunden, deren Schrecklichkeit die wilden Bilder meiner durch innere Fieberschauer, die ich schon in meinen Gliedern fühlte, aufgeregte Phantasie noch erhöhten. In jedem Rascheln des Laubes am Boden fürchtete ich die Nähe einer Schlange, in jedem durch das Gebüsch hinschwirrenden Leuchtkäfer sah ich das funkelnde und sprühende Auge eines Jaguars, ja, die erste Befürchtung steigerte sich mir zur Gewissheit, als ich etwas kaltes an mir heraufkriechen fühlte, ohne dass ich wagen durfte, es von mir hinwegzuschleudern, um nicht den tödtlichen Biss zu beschleunigen. Regungslos sass ich unter den Bäumen des Urwaldes und starrte mit angehaltenem Athem in das Dunkel hinein, bis mich das Wimmern des jungen Affen, der wahrscheinlich auf dem kalten Leichnam seiner Mutter die gewohnte Wärme vermisste und zu mir sich flüchtete, meinen Geist in meine nächsten Umgebungen und zu dem Gefühl meiner verzweifelten Lage zurückrief. Noch blieb mir eine Hoffnung übrig, dass Herr Bach, durch mein Aussenbleiben beunruhigt, Leute nach mir ausgeschickt haben würde, und diese Hoffnung täuschte mich auch nicht, denn bald hörte ich den Ton eines Hornes und von Zeit zu Zeit den Knall eines abgeschossenen Gewehres. Neu belebt griff ich nach meiner Flinte, um die Signale zu erwiedern — allein vergebens schlug ich an, ohnmächtig knallte das Zündhütchen und der Lauf blieb sprachlos. Unter Thränen des Ingrimms warf ich das durch den Regen untauglich gewordene Gewehr, das in einen Brei verwandelte Pulver von mir und wollte aufspringen

um den immer mehr und mehr sich entfernenden Signalen nachzueilen, doch ich vermochte es nicht, die starren Glieder versagten mir den Dienst! — endlich verliess mich das Bewusstsein und ich sank, auf dem todten Affen ruhend, in tiefen Schlaf. Mit anbrechendem Morgen hörte ich wieder Stimmen und Signale, die sich mir näherten und endlich auch mein Rufen vernahmen. Ich lag einige hundert Schritt von der Strasse, etwa eine Stunde von Herrn Bach's Plantage; der kleine Affe sass zusammengekauert auf meiner Achsel. Man brachte mich nach Hause und am Nachmittag schon brach das Fieber mit voller Kraft aus. Mehre Tage lag ich in voller Fieberraserei, bis endlich meine kräftige Natur über die Krankheit siegte und mich dem Leben wiedergab. In Begleitung meines Bruders, den Herr Bach während der grössten Gefahr aus der Stadt hatte holen lassen. kehrte ich nach *Georgetown* zurück.

Die trockne Jahreszeit war jetzt wieder eingetreten, verschwunden waren die düstern Regenwolken. Die meteorologischen Beobachtungen zeigten für den August folgendes Resultat:

Barometer in englischen Zollen und Decimalen.			Grösste Differenz	Thermometer. Fahrenheit.			Grösste Differenz
Höchster Stand	Niedrigster	Mittel		Höchster	Niedrigster	Mittel	
30,09	29,83	29,949	0,21	89°	78°	82,532°	11°

Bei unserer Abreise, Ende December, hatten sich für die Monate September, October, November folgende Resultate ergeben:

Monat.	Barometer in englischen Zollen und Decimalen.				Thermometer nach Fahrenheit.			
	Höchster	Niedrigster	Mittel	Grösste Differenz	Höchster	Niedrigster	Mittel	Grösste Differenz
Septemb.	30,00	29,74	29,878	0,26	88°	79°	83,316°	9°
October.	29,99	29,80	29,904	0,19	89°	78°	83,5°	11°
Novemb.	29,96	29,77	29,883	0,19	90°	77°	82,366°	12°
Decemb.	30,01	29,82	29,905	0,19	87°	75°	80,19°	12°

Ein eigenthümlicher Unterschied findet hinsichtlich der Jahreszeiten zwischen dem Innern des Landes und den Küstenstrichen statt; denn dort tritt bloss ein einmaliger Wechsel ein, während derselbe an der Küste sich zweimal wiederholt, so dass man hier von einer kleinen und grossen Regenzeit, und einer kleinen und grossen trocknen Jahreszeit spricht. Erstere beginnt mit dem December und hält bis Februar an, worauf die kleine trockne Zeit bis zum April folgt, die wieder von Mai bis Juli von der grossen Regenzeit unterbrochen wird. Das Innere dagegen kennt nur e i n e Regenzeit und zwar von April bis Mitte August. Während der Regenzeit ist der Landwind der herrschende, bis sich dieser gegen das Ende derselben in einen vorherrschenden Ostpassat verwandelt, der, wenn der Tag sich zum Abend neigt, immer stärker wird, und nach 10 Uhr des Nachts wieder abnimmt. Neben diesem aber hat die Luft auch noch mehre Seitenbewegungen, nämlich den See- und Landwind. Jener weht von Nordost und kühlt die Tageshitze, der warme Landwind springt dagegen des Nachts in Südost auf, und verhindert die zu schnelle Abkühlung. Im allgemeinen differirt die Temperatur des Tages von der am Morgen vor 6 Uhr um 8 — 10 Grad.

Unmittelbar nach unserer Ankunft aus England war, den Instructionen der Regierung gemäss, von dem Gouverneur der Polizeiinspector und zwei Offiziere des 52. Regiments mit Depeschen nach *Pirara* gesendet worden, in denen England die Räumung des Dorfes von Seiten der Brasilianer verlangte, eine Aufforderung, der man jedoch bis jetzt noch nicht nachgekommen war. Kurz nach unserer Rückkehr von *L'Heureuse Aventure* trafen mit den Instructionen für meinen Bruder auch die Befehle an den Gouverneur ein, zugleich mit unserer Expedition, auch ein Detaschement des ersten westindischen Regiments, nebst Aerzten, Commissarien, zwei Geschützen und dem nöthigen Verschanzungsmaterial nach *Pirara* abgehen zu lassen, um die Brasilianer von dort mit Gewalt zu vertreiben und von dem bestrittenen Orte Besitz zu ergreifen.

Diese Nachricht rief uns zu neuem Leben, zu neuer Thätigkeit auf, und da wir wahrscheinlich mehre Jahre uns von aller Civilisation trennten, so hatten wir Vorbereitungen der mannigfaltigsten Art zu treffen, die bei dem immer noch grassirenden Fieber sich nicht so leicht ausführen liessen, als wir es wünschten. Alle die lächerlichen und ärgerlichen Scenen, die schon bei unseren früheren Vorbereitungen sich gezeigt hatten, wiederholten sich jetzt in erhöhtem Grade. Ein Boot konnte jetzt die Vorräthe und Tauschartikel nicht fassen, welche die Expedition mitzunehmen sich genöthigt sah, es musste ein zweites von 41 Fuss Länge gebaut, und zwei kleinere, schon benutzte, von 25 und 30 Fuss Länge, noch dazu gekauft werden. Auch ich sah mich genöthigt, die Seiten meines Fahrzeuges erhöhen zu lassen, wofür ich freilich den enormen Preis von 81 Dollars zu bezahlen hatte.

Nachdem die kleine Flotte von fünf Fahrzeugen, sauber mit den Nationalfarben angestrichen, vom Stapel gelassen war, wurden die Kähne getauft; — mein Bruder nannte das grösste: *Victoria*, ich das meine: *Elisabeth*. Der grösste Theil unserer frühern Bootsleute wurde von neuem als Ruderer angenommen; Stöckle trat seine Functionen ebenfalls wieder an, führte uns noch drei andere Deutsche zu, die meinem Bruder ihre Dienste antrugen, und selbst Hamlet liess diesem keine Ruhe, bis er ihn wieder als Koch installirt hatte. So war es uns gelungen, einen Theil der Bootsmannschaft zu dingen, ehe noch die *Waikas* und *Warraus* eintrafen, welche Caberalli uns zuzuführen versprach; an diesen lag uns das meiste, weil sie unleugbar die besten Ruderer sind. Leider erschien aber nicht die Zahl, welche wir gewünscht, und ausser den Steuerleuten, die mein Bruder bereits unter du Farbigen am *Essequibo* gewählt hatte, mussten jetzt auch die noch fehlenden Ruderer ergänzt werden. Jeder farbige Ruderer erhielt monatlich 15, jeder Steuermann 20, jeder Indianer 6 Dollars, wobei mein Bruder noch für die Beköstigung einzustehen hatte, die in Reis, Salzfisch, gepöckeltem Fleisch, Biscuit und täglich zwei Glas Rum, nebst einer bestimmten Quantität Tabak bestand. Ein und vierzig Personen aber erforderten eine ansehnliche Quantität Proviant, die sich so schnell nicht herbeischaffen liess. Acht der tüchtigsten und brauchbarsten Leute mussten sich verpflichten, zwei Jahre bei der Expedition zu bleiben, die übrigen sollten uns nur bis zur *Macusi*-Niederlassung *Pirara* begleiten. Wenn man zu den Kisten und Fässern mit Proviant noch die zahlreichen Koffer und Packete mit Tauschartikeln für die Indianer, welche mein Bruder später unter den verschiedenen Stämmen des Innern zu miethen gedachte, rechnet, so wird man ermessen können, wie schwer beladen unsere fünf Fahrzeuge waren, als sie zur Abreise endlich bereit standen; und doch waren unsere Vorbereitungen nichts gegen die der Eroberungsarmee, zu deren Fortschaffung neun grosse Boote gebaut wurden, die, ausser dem Detaschement, zugleich auch Proviant auf vier Monate nach *Pirara* führen sollten. Da die Soldaten nicht verpflichtet waren, zugleich als Ruderer zu dienen, so hatte man ausser ihnen noch 120 Ruderer angenommen, um die neun Kähne nach *Pirara* zu bringen. Von den Soldaten und Ruderern erhielt eder täglich ½ Pfd. gesalzenes Fleisch mit Reis und Biscuit, ausserdem auch ein gewisses Mass Rum und eine bestimmte Quantität Zucker.

Ungeachtet der drängenden Geschäfte bei der Nähe unserer Abreise, hatten wir den armen Mai-cer-wari doch nicht vergessen und keine Woche vergehen lassen, ohne ihn wenigstens einmal in seinem Gefängniss zu besuchen. Diese strengere Haft hatte er leider sich selbst zugezogen. Mai-cer-wari und die beiden Zeugen waren nämlich bei ihrer Ankunft in *Georgetown* in einen leichten Gewahrsam gebracht worden, hatten aber diese Einschränkung nicht ertragen können, und

die erste günstige Gelegenheit benutzt, um nach *Cumaka* zurückzukehren. Dieses Entweichen verschärfte natürlich die Haft; denn nachdem Mai-cer-wari von dort wieder zurückgebracht worden war, schloss man ihn in eine enge Zelle ein. Mein Bruder hatte zwar feierlich beschworen, dass *Cumaka* auf streitigem Territorium liege, und von *Venezuela* eben so gut, wie von England, in Anspruch genommen werden könne; allein man wollte dessen ungeachtet den armen Burschen bei der nächsten Criminal-Session, die erst im März stattfinden sollte, vor Gericht ziehen. Als ich das erstemal nach meiner Rückkehr von *L'Heureuse Aventure* in das Gefängniss Mai-cer-wari's trat, erkannte ich unsern jugendlich kräftigen Freund, dessen Auge einst so muthig strahlte, kaum wieder! Er war ein wahres Bild des Jammers, sein ganzer Körper geschwollen und der Glanz seiner Augen erloschen. Die Freude des Unglücklichen war grenzenlos, als er mich sah, noch grösser aber wurde sie, als mein Bruder von dem Gouverneur für ihn die Erlaubniss erlangte, am Tage in dem Hofe des Gefängnisses herumzugehen und des Nachts den bisherigen Strohsack mit seiner geliebten Hängematte zu vertauschen.

Bald hätte uns die Angelegenheit des armen Mai-cer-wari einen gewaltigen Strich durch unsere Rechnung gemacht! — Kurze Zeit vor unserer Abreise kamen die Gemahlin und Tochter des Gouverneurs aus England an. Da die letztere ihre Erziehung am Rhein erhalten hatte, die deutsche Sprache geläufig und mit fast leidenschaftlicher Vorliebe sprach, so verlebten wir die meisten Abende bis zu unserer Abreise in der Gesellschaft dieser geistreichen und interessanten Damen, die sich in gleichem Grade durch Bildung, wie durch Güte des Herzens auszeichneten, was der wahrhaft blühenden Schönheit der Miss Light den höheren Reiz sittlicher Anmuth verlieh. In Gesellschaft anderer Damen erschien Miss Light als die einzige rothe Rose unter einem reichen Bouquet weisser Centifolien, denen sie leider nur zu bald ähnlich werden sollte! Als wir nach zwei Jahren wieder aus den Urwäldern nach *Georgetown* zurückkehrten, war selbst die leiseste Spur dieser jugendlichen Blüthe, dieses zarten Teint's, dieses Anhauchs frischer Rosenfarben von den einst blühenden Wangen verschwunden!

Der letzte Tag unseres Aufenthalts in *Georgetown* sollte mit einem grossen Ball beschlossen werden, den der Gouverneur, zu Ehren der Ankunft seiner Gemahlin und Tochter in der Colonie, auf den 22. December angesetzt hatte. Dieses Zauberfest war der Ziel- und Gipfelpunkt der Wünsche der gebildeten Jugend von *Georgetown*, denn die ganze fashionable Welt sollte sich hier versammeln. Das Dampfboot war gepackt, und jede Anordnung getroffen, um am nächsten Morgen vom Ballsaal auf das Deck des Dampfbootes, *Flora Hastings*, zu steigen, das uns nebst unsern Kähnen bis zur Station *Ampa* den *Essequibo* aufwärts bringen sollte. Mein Bruder ging aus, um von einigen Familien, die er wegen ihrer Farbe nicht bei

dem Gouverneur zu finden hoffen durfte, Abschied zu nehmen, allein schon nach einigen Minuten sah ich ihn bestürzt und mit beschleunigten Schritten zurückkehren. »Bring schnell dies und das herbei«, rief er, »besorge heut noch das, besorge noch jenes, ich muss fort, eben ist mir der Advocat des armen Mai-cer-wari begegnet, und hat mir mitgetheilt, dass ich *Georgetown* jetzt nicht verlassen dürfe, weil ich bei der im März einfallenden Criminal-Session, in welcher Mai-cer-wari's Process verhandelt werden würde, gegenwärtig sein müsse, um dann das nochmals zu beschwören, was ich bereits vor dem *High Sheriff* eidlich ausgesagt hätte. Damit ich aber wider ihren Willen nicht entwischen könnte, würde eben der *Warrant* ausgefertigt, der wahrscheinlich in der nächsten halben Stunde in meinen Händen sein werde.« Jetzt war keine Minute mehr zu verlieren; bevor der Diener der Gerechtigkeit über unsere Schwelle trat, musste es meinem Bruder gelingen, auf Schleich- und Kreuzwegen, sich aus der Stadt zu entfernen; traf ihn der Diener der Gerechtigkeit noch, so war jede Möglichkeit, die Expedition vor Ende der Session anzutreten, verschwunden; denn, die Gesetze in Rücksicht einer solchen Citation sind so streng, dass, wenn der *Warrant* (die Vorladung) von dem Ueberbringer meinem Bruder in die Hand gegeben oder in seiner Gegenwart niedergelegt worden wäre, nicht einmal die Königin, geschweige der Gouverneur ihn von der rechtlichen Verpflichtung hätte befreien können. Hier galt es keinen Augenblick mehr im Hause zu säumen, namentlich da mein Bruder Mai-cer-wari mit seinem erneuten Schwur durchaus nichts nutzen konnte, und man ausserdem allgemein überzeugt war, dass dieser freigesprochen werden musste. Ohne daher auch nur eine Minute unentschieden zu zögern, begab er sich in das Haus eines Freundes, der am Strande wohnte, von wo er sich nach Einbruch der Nacht an das westliche Ufer des *Demerara* überfahren lassen wollte, um von dort nach dem *Essequibo* zu reiten und uns auf der Plantage *Greenwich Park* zu erwarten, wo wir ihm durch ein bestimmtes Zeichen kundgeben sollten, ob er das Dampfboot ohne Gefahr besteigen könnte.

Kaum war der Flüchtling aus dem Hause entronnen, so erschien auch der Polizeibeamte mit dem gewaltigen Schreiben in der Hand, frug nach jenem, und als ich ihm sagte, dass er ausgegangen, überreichte er mir das Schreiben, das ich mich jedoch wohl hütete anzurühren, da niemand gezwungen werden kann, den *Warrant* für einen andern in Empfang zu nehmen, aber jeder, der dies thut, sich verpflichtet, für das Erscheinen des Citirten einzustehen. Als der getäuschte Diener der Gerechtigkeit über eine Stunde vergebens auf die Rückkehr meines Bruders gewartet, und wiederholt vergebliche Versuche gemacht hatte, den *Warrant* einem von uns aufzudringen, warf er ihn auf die Erde und verliess das Haus, um bald darauf mit einem Polizeiinspector und einem ganzen Haufen dienstbarer Geister

zurückzukehren, die Wohnung von der Flur bis zum Boden zu durchsuchen, und diese dann überall mit Spähern zu umstellen, um den Rückkehrenden in sicherer Schlinge zu fangen. Ja, als wir am Abend in die Nähe des Hauses des Gouverneurs kamen, fanden wir auch dieses umstellt, da die Herren sicher geglaubt zu haben schienen, mein Bruder werde der Lockung eines solchen Balles nicht widerstehen können. Und in der That, der Ball war glänzend, der glänzendste, dem ich noch beigewohnt, und zugleich berührten auf ihm nach langer Zeit in den Lanner'schen und Strauss'schen Walzern allbekannte Töne mein Ohr! Ich war ein leidenschaftlicher Tänzer, doch fühlte ich, nachdem ich einigemal mit Miss Light gewalzt, dass meine Kräfte durch das Clima schon sehr geschwächt worden waren, und konnte meiner schönen, noch jugendlich kräftigen Tänzerin die Aeusserung nicht verargen, dass sie hier nichts als matte und schlechte Walzertänzer fände.— Vielen Spass machten mir die tausend und aber tausend Fragen nach meinem Bruder; man wunderte sich allgemein, dass er, der Adjutant des Gouverneurs, heute gerade fehlte, da doch morgen die Expedition aufbrechen solle und der Gouverneur deswegen gerade den heutigen Tag zur Fête gewählt habe. Natürlich wusste auch ich nicht, wo er war, und konnte nur mit gleich verwunderten Aeusserungen antworten.

VII.

Expedition nach dem Innern Guiana's. Abreise von Georgetown. Station Ampa. Landspitze Osterbecke. Beginn der Stromschnellen und Cataracte. Flora des untern Essequibogebietes. Cataract Itaballi. Aharo. Legezeit der Schildkröten. Insel Gluck. Arissaro-Berge. Beginn der zweiten Cataractenreihe. Mission Waraputa. Hieroglyphen. Kanaima. Twasinki- und Akaiwanna-Gebirge. Insel Tambicabo. Cataract Ouropocari. Achra-mucra. Rupununi. Caraiben-Niederlassung. Kirabagb Aurimé. Savanne. Macusis. Victoria regia. Macusidorf Haiowa. Sudis gigas. Savannenbrand. Bucht Wai-ipukari. Tapirjagd. Awaricuru.

Trunken und berauscht von der durchschwärmten Nacht, ermattet vom Walzer und der Quadrille, schlichen wir bei Tagesanbruch unserer Wohnung zu, um eigentlich unmittelbar das Dampfboot zu besteigen, was jedoch erst gegen 10 Uhr geschah, da ich wegen der Abwesenheit meines Bruders noch mehres mit den erst in 14 Tagen nachfolgenden Offizieren zu besprechen hatte.

Das Commandowort des Capitains setzte die Maschine in Bewegung, die Schaufelräder griffen wacker in die Wogen ein, und schon hatten wir das bedrängte Vaterherz Hamlet's, der in dem Gezische und Gedröhne der Pumpen die bittersten Vorwürfe seiner am Ufer zurückbleibenden, weinenden Frau und Kinder zu hören glaubte, und der in diesen Schmerzensgefühlen heulend über Bord springen wollte, um sich wieder mit den Jammernden zu vereinen, etwas gestärkt, als hinter einem dichten Gebüsch ein Kahn mit mehren Männern uns entgegen kam, von denen der eine dem Capitain zu halten befahl. Es war abermals der Polizeiinspector mit einigen Unterbeamten, die an Bord stiegen, um das Dampfboot nach meinem Bruder zu durchsuchen! Unter einem allgemeinen Gelächter der Mannschaft und mancherlei spitzigen Bemerkungen der ewig damit bereiten Farbigen, musste er wieder in sein Boot zurückkehren, ohne den Flüchtling entdeckt zu haben, während wir in raschem Fluge, unter dem jubelnden Hurrahrufe der am Ufer versammelten Menge und der gleich jubelnden Erwiederung der Matrosen, die aus angespültem Lande

bestehende, 20 Miles breite Halbinsel umfuhren, welche den *Demerara* von dem *Essequibo* trennt. Die Mündung des letzteren war erreicht, dem hinter der Landzunge verschwindenden *Georgetown* wurde noch ein Lebewohl auf mehre Jahre zugerufen, und bald lag die freundliche Plantage *Greenwich-Park* vor uns. Das verabredete Zeichen, dass das Dampfboot sicher sei, wurde gegeben, und kaum hatte der Capitain den schnellen Flug des Schiffes gehemmt, als auch ein Boot aus der dunkeln Ufervegetation erschien, das uns meinen Bruder und Herrn van Günthern an Bord brachte, an welchem beide unter Jubel empfangen wurden. Erst gegen Mitternacht erreichten wir die 30 Miles weiter aufwärts liegende Station *Ampa* und mussten in diesen späten Stunden noch das Dampfboot ausladen, weil dasselbe hier nicht verweilen konnte und schon am nächsten Morgen wieder nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war. Stöckle's früherer Unstern begann gleich bei dem Anfang dieser Reise, ihn wieder zu verfolgen; als wir nämlich mit dem Ausladen beschäftigt waren, vernahmen wir plötzlich ein starkes Geräusch im Wasser und unmittelbar darauf den Hülferuf des armen Schwaben, der glücklicherweise bald, wenn auch mehr todt als lebendig, auf das Deck zurückgebracht wurde. Er konnte uns hier den Schreck nicht grässlich genug schildern, der ihn überfallen, als zum erstenmal in seinem Leben ihm der Boden unter den Füssen verschwunden sei.

Da wir hier unsere Mannschaft completiren wollten, so eilte mein Bruder, der sich in *Ampa* noch nicht ganz sicher fühlte, schon mit Tagesanbruch nach *Bartika-Grove*, um sowohl unter den dortigen Farbigen zu rekrutiren, als auch seine Person gegen die Verfolgungen des Gerichts zu sichern. Zwei Kanonenschüsse sollten ihm, wenn irgend eine verdächtige Persönlichkeit in *Ampa* sich blicken liesse, nach *Bartika-Grove* verkünden, dass ihm Gefahr drohe und er in den Wald fliehen müsse. Die Station *Ampa* liegt unter 6° 28′ 47″ Nördl. Breite und 58° 36″ 25″ Westl. Länge, auf einem kleinen Hügel, unmittelbar am Ufer, von dem sich eine sehr anmuthige Aussicht über den *Essequibo* öffnet, die namentlich durch die ihr unmittelbar gegenüberliegende Landzunge *Bartika-Grove*, deren freundliche Häuser in heitern Farben aus dem Schatten der Palmen und Pisangs hervorleuchteten, einen erhöhten Reiz erhielt. Das Gestein, welches ich auf dem Hügel zu Tage treten sah, stimmte ganz mit dem, das wir bei *Itaka*, sechs Miles unterhalb *Ampa*, und an den Mündungen des *Cuyuni* und *Mazaruni* gefunden, überein; es besteht durchgängig aus Gneis und Granit in verschiedenen Modificationen, unter denen sich besonders ein Granit mit zweierlei Feldspath und weissem Glimmer auszeichnet, der von grossen Quarzgängen durchzogen wird. Der auftretende Gneis ist von dem vielen schwarzen Glimmer dunkel gefärbt und zeigt an einzelnen Stellen reiche Zwischenlager von rothem Feldspath.

Als ich am Morgen erwachte, bemerkte ich mit nicht geringem Erstaunen,

dass die beiden Ziegen und mehre Hühner des Herrn Baird an vielen Stellen blutende Wunden hatten. »Davon«, sagte Hr. Baird, als ich ihn nach dem Grund dieser Erscheinung frug, »davon tragen die zahllosen Vampyre (*Phyllostoma spectrum*) die Schuld, die sich in dem alten Stationsgebäude eingenistet haben und mir mehr Schaden unter meinen Hausthieren anrichten, als die Jaguar- und Katzenarten, vor denen wenigstens die nicht angefallenen die Flucht zu ergreifen suchen, was hier jedoch nicht der Fall ist, da jene Blutsauger während des Aderlasses mit den Flügeln wehen und ihre Opfer in einem tiefen Schlaf erhalten«. Um diese listigen Thiere, die ihren Blutdurst so sinnvoll stillen, genauer kennen zu lernen, eilte ich mit Herrn Baird in das alte Gebäude, in welchem fast von jedem Balken des morschen Daches, mit den Füssen an diese angeklammert, drei bis vier solcher Bestien herabhingen. Nicht weit von ihren Schlafstellen entdeckte ich zugleich unter den Dachsparren und auf den Querbalken ganze Vorräthe runder, grüner Früchte und langer, halbreifer Schoten einer *Bignonia*, die, wie Herr Baird mit Bestimmtheit versicherte, von den Vampyren hierher geschleppt worden waren, was zu beweisen schien, dass die Thiere nicht allein von Blut und animalischer Kost, sondern auch von Vegetabilien lebten. Ein blühender Sawaribaum (*Pekea tuberculosa Aubl. Caryocar tomentosum Willd.*) musste ebenfalls viel Anziehungskraft für die Thiere haben, denn sobald sie am Abend aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, umschwärmten sie diesen in mächtigen Schaaren und brachen zahlreiche Blüthen ab. Obschon mein Wirth versicherte, dass sie die reifen *Bananen* mit Vorliebe anfrässen, so glaube ich doch, dass sie jene Blüthen nur zufällig bei der Jagd nach den Insekten abbrechen, was mir um so wahrscheinlicher wurde, als die herabfallenden Blüthen nicht zerbissen waren. Eine kleine Species, der Beschreibung nach aus der Gattung der *Glossophagen*, soll besonders dem Federvieh nachstellen.

Was ich heute an den Ziegen und Hühnern bemerkt hatte, konnte ich am nächsten Morgen an einem unserer Leute beobachten, der ebenfalls in der Nacht von einem der Blutsauger überfallen worden war. Dass der Blutverlust, den er erlitten, ziemlich bedeutend gewesen, verkündete die blutgetränkte Hängematte und die sichtbare Schwäche des Mannes. Die Wunde befand sich am grossen Zehen, und hatte ganz die dreieckige Gestalt, welche der Biss unserer Blutegel hinterlässt. Die Ränder waren etwas angeschwollen. Der Schläfer war bei der Operation eben so wenig erwacht, wie die Ziegen, und erfuhr erst von seinen Nachbarn, dass er während der Nacht einen unfreiwilligen Aderlass erlitten habe. Das Blut floss auch jetzt noch ziemlich stark aus der Wunde und konnte nur mit vieler Mühe gestillt werden. Eigenthümlich ist es, dass sich das Thier bei den Menschen fast durchgängig nur an den Zehen anzusaugen scheint.

Etwas nördlich von dem Stationshause mündete sich der kleine Fluss *Ampa* in den *Essequibo*; an den Ufern dieses Flusses fanden wir den, wegen des Embryo seiner Nüsse so merkwürdigen Baum, welchen die Colonisten allgemein *Snaknut-tree* (Schlangenussbaum) nennen. Mein Bruder hatte diesen Baum schon auf seinen früheren Reisen gesehen, aber damals eben so wenig, wie ich jetzt, die Blüthe desselben untersuchen können, was uns erst kurz vor unserer Abreise nach Europa vergönnt war. Nach dieser gehört der Baum zu der Familie der *Sapindaceen*. Wegen der auffallenden Bildung seines Embryo erhielt er den Namen *Ophiocaryon paradoxum* (*Schomb.*). Die Frucht besteht in einer fast runden Nuss, von der Grösse unserer Wallnuss. Entfernt man die äussere Schale, so findet man im Innern einen in eine Membrane eingehüllten Kern, der vollkommen einer zusammengerollten Schlange gleicht; selbst der Kopf und die Augen treten deutlich hervor. Gleich häufig, wie diesen Baum, fand ich hier auch die in ihrer Form so merkwürdige *Maxillaria Steelii* (*Hook.*), deren binsenartige Blätter oft 5 — 6 Fuss lang von den Bäumen herabhingen. Der Wohlgeruch ihrer braungefleckten Blüthen übertrifft den aller übrigen Species dieser Familie.

Hatte ich schon am gestrigen Abend, von den Urwäldern und den Matten Guianas umgeben, sehnsuchtsvoll an mein Vaterland gedacht, von dem das Meer mich schied, so weilte ich im Geist auch heute noch dort, — denn gestern war Christabend, und in der aufgehenden Sonne hatte meiner Heimath der Weihnachtsmorgen gestrahlt! Aber wie verschieden waren meine Umgebungen von dem Gewand, welches die Natur bei jenem heitern Fest des Nordens trägt! Während dort vielleicht der Schnee seinen weissen Schleier über die erstorbene Flur breitete, und tausend erwartungsvoll klopfende Herzen nicht auf die tolle Windsbraut achteten, die durch die Strassen tobt und den Schnee vor sich her treibt, sondern nur ungeduldig des langersehnten Augenblickes harrten, wenn die Mutter ihnen die vom Christbaum hellerleuchtete Stube öffnet, welche für sie heute zum Eldorado geworden ist, — sass ich, bei der scheidenden Sonne des gestrigen Tages, noch spät unter der blühenden *Pekea* und schaute den letzten Strahlen nach, die ihre reichste Sommerfülle über das Land ausgossen, und heute vor dem gewaltigen Plumpudding, den englische Sitte selbst hierher verpflanzt. Wie sich kein Thüringer ein Weihnachtsfest ohne den rosinengespickten Wecken denken kann, eben so wenig vermag dies der Engländer ohne den Plumpudding. Vorsorglich hatte Hr. Fryer bei unserer Abreise von *Georgetown* alle Ingredienzen zu diesem Weihnachtsgericht mitgenommen. Da er Hamlet's Genie noch nicht aus Erfahrung kennen gelernt und deshalb kein volles Vertrauen zu demselben hatte, so übernahm er die Bereitung selbst, und verscherzte dadurch die Zuneigung des eifersüchtigen Koches für immer. Das höhnische Lächeln Hamlet's verrieth nur zu deutlich, dass

er an dem Gelingen unseres Weihnachtsgerichtes zweifelte, eine Ansicht, die er auch dann noch festhielt, als dieses zitternd wie das zarteste Gelée neben den übrigen Schüsseln der Tafel erschien und unter den erhebendsten Lobsprüchen über die Kochkunst Herrn Fryer's verzehrt wurde. Da unsere Leute aus der Colonie den Plumpudding eben so schmerzlich vermisst haben würden, wie die Offiziere der Expedition, so konnte Hamlet an der Bereitung des Plumpudding in diesem Kreise wenigstens zeigen, dass seine Kochkunst die des Hrn. Fryer übertreffe. Mochte er es nun gerade in Folge der allzuängstlichen Aufmerksamkeit in etwas versehen haben, oder waren bei der Bereitung dieses Lieblingsessens seine Gedanken den Strom abwärts nach *Georgetown* zu den Seinigen geeilt, wo die zurückgelassene Mutter vielleicht jetzt ebenfalls für ihre Kinder das Festessen vorbereitete, ein Gedanke, der das Herz des Vaters so lebhaft ergriff, dass sein Auge sich mit Thränen füllte — kurz, welchen Grund auch das Misslingen des Gerichtes gehabt haben mochte, die Leute klagten laut über die Härte des Plumpudding, mit dem man sich Löcher in den Kopf werfen könnte, — die verdriesslichen Mienen des Koches verdüsterten sich noch mehr.

Am folgenden Morgen kehrte mein Bruder mit den der Mannschaft noch fehlenden Steuer- und Bootsleuten zurück. Bei dem Befahren des *Essequibo*, oberhalb der ersten Stromschnellen und Cataracte, darf man diese nur unter den Anwohnern des Flusses wählen, da sie nicht allein das Bett des Stromes mit seinen zahllosen und wahrhaft labyrinthartigen Kanälen genau kennen, sondern auch unter allen Indianern allein mit dieser gefahrvollen Schifffahrt vertraut sind. Von der Tüchtigkeit des Steuermanns und des Bowmans oder ersten Ruderers, hängt auf solchem Fahrwasser das Schicksal eines den Cataract herabschiessenden Bootes einzig und allein ab. An der eigenthümlich gekräuselten Bewegung der Wellen muss der Bowman die Tiefe des vom Wasser bedeckten Felsens erkennen, und mit kräftiger Hand dem Boote im Strudel eine andere Richtung geben, wenn dieser verborgene Feind dem scharfen Auge des Steuermanns entging. Mein Bruder hätte keine glücklichere Wahl unter den in *Bartika-Grove* wohnenden Leuten treffen können.

Unmittelbar nach seiner Ankunft begannen wir nun, unsere Sachen in die Boote zu vertheilen. Die astronomischen und meteorologischen Instrumente, so wie andere werthvolle Gegenstände wurden der »Luise«, die übrigen Vorräthe, als Mehl, Reis, Schinken, Butter, Zucker, Kaffee, Wein, Branntwein und die Reiseapotheke der »*Victoria*«, und die Fässer mit Salzfisch, Pöckelfleisch, Kisten mit dem verschiedenen Handwerkszeuge den zwei kleinen Booten anvertraut; — die »*Elisabeth*« dagegen enthielt meine Utensilien zum Präpariren der botanischen und zoologischen Sammlungen, so wie meine schmalen Kistchen mit Tauschartikeln.

Obschon wir alle Kisten, in welche diese eingeschlossen waren, bereits mit Wachstuch überzogen hatten, so wurden doch noch über das gesammte Gepäck grosse *Tarpaulings*, grosse, hanfene Decken mit Theer und Oelfarbe überstrichen, gebreitet. Mein Bruder hielt sich immer noch nicht für sicher, und war in der vorigen Nacht durch die Ankunft des Polizeibootes, das glücklicherweise ihn nicht gesucht, sondern andere Geschäfte zu besorgen gehabt hatte, aus *Bartika-Grove* in den Wald gescheucht worden. Die Erscheinung dieses Polizeibootes hatte ihn aber um so vorsichtiger gemacht, da diesem leicht ein zweites mit dem Verhaftsbefehl nachfolgen konnte. Als daher am Abend alles Gepäck in den Fahrzeugen untergebracht war, verliess er uns abermals in einem Canoe, um bis jenseits der ersten Stromschnellen vorauszueilen, wo wir ihm unsere Ankunft durch einige Kanonenschüsse verkündigen sollten.

Unter dem Abfeuern der Kanonen der Station, verliessen wir mit wehenden Flaggen, unter denen sich vom Stern der *Elisabeth* lustig die weisse und schwarze Flagge Preussens entfaltete, unsern freundlichen Wirth, fuhren den *Essequibo* aufwärts und erwiederten gleich lebhaft den Abschiedsgruss, der uns von den Bewohnern *Bartika-Groves* über die spiegelhelle Wasserfläche herübertönte. Nachdem wir *Bartika-Grove* passirt, wandte sich der Strom bis zur Landzunge *Sacarura*, ungefähr eine Strecke von sieben Miles, gegen S.S.O. und verlief dann 60 Miles hindurch ununterbrochen nach S. u. S.S.W., wobei sein Nebenfluss, der *Mazaruni*, in einer Entfernung von zwölf Miles weiter westlich, und der *Demerara*, in einer Entfernung von fünfzehn Miles östlich, dieselbe Strecke mit ihm parallel fliessen.

Je weiter wir vordrangen, um so üppiger wurde auch die Vegetation des westlichen Ufers, dem wir entlang fuhren, während dieses sich zugleich an einzelnen Stellen beträchtlich erhöhte. Auf diesen Anhöhen zeigten sich überall freundliche Ansiedlungen Farbiger unter dichten Gruppen der *Guilielma speciosa*, *Maximiliana regia* und der *Cocos nucifera*, die wegen ihrer schmackhaften Früchte von den Farbigen und Indianern sorgsam gezogen werden. Bald aber verschwanden auch diese Niederlassungen, und nur vereinzelt leuchtete uns noch hier und da aus dem saftig grünen Urwald das Etablissement eines Holzhändlers entgegen, dessen industrielle Thätigkeit hier ein unerschöpfliches Feld fand. Dass das meerbeherrschende Albion bisher seine Schätze noch wenig gekannt, beweist namentlich der Umstand, dass es die vortrefflichen Schiffsbauhölzer, welche Guiana bietet, noch ganz unbenutzt gelassen hat. *)

---

*) Ausser der *Mora excelsa* eignen sich zum Schiffsbau und als Nutzhölzer besonders folgende Genera: die *Gualteria Ouregou* (*Dun.*), das *Caryocar glabrum* (*Pers.*), die *Sloanea sinemariensis* (*Aubl.*), *Cedrela odorata* (*Lin.*), *Tapura guianensis* (*Aubl.*), das *Xanthoxylon hermaphroditum* (*Willd.*), *Sideroxylon inerme* (*Lin.*), die *Eperua falcata* (*Aubl.*)

Am folgenden Morgen erreichten wir die Landspitze *Osterbecke* oder *Monkey's-Waist* (Affentaille), und damit zugleich auch die erste zusammenhängende Hügelkette von der Küste aus, die hier den Strom bis auf 100 Yards zusammendrängt, woher auch der Name des Engpasses, da ausserdem das Bett durchgängig eine mittlere Breite von 1—1¼ englische Mile besitzt. In dem Etablissement eines gewissen Herrn Patterson trafen wir das vorletzte, von europäischen Händen errichtete Haus. Zwei grosse Corials, die am Landungsplatze lagen, wurden von den Farbigen als das Eigenthum des Missionars Herrn Youd erkannt, der sich hier uns anschliessen wollte, um in *Pirara*, unter dem Schutze der Militairmacht, seine von den Brasilianern zerstreute Heerde wieder um sich zu versammeln, wozu er bereits während unseres Aufenthaltes in *Georgetown* die Erlaubniss beim Gouverneur eingeholt hatte. Da wir zu weit vom Ufer entfernt waren, so konnte er sich erst bei unserm nächsten Nachtlager, jenseits *Cumaka-Serrima* (Landzunge der Seidenbaumwollenstaude), auf der die letzte Niederlassung der Farbigen liegt, mit uns vereinigen.

Bis hierher hatten wir unsere Fahrt auf dem *Essequibo* rasch und ungehindert fortgesetzt, jetzt aber verrieth die veränderte Oberfläche des Wasserspiegels, dass wir bald mit Hindernissen zu kämpfen haben würden. Wir näherten uns den Stromschnellen von *Aritaka*, 6° 9′ Nördl. Breite, die wir nun in einer Strecke von sechs Miles zu überfahren hatten. Unzählige Klippen, riesige Granit- und Gneisblöcke eines über 200 Fuss hohen Hügelzuges durchschneiden hier den bis dahin ruhigen Spiegel des Stromes. Durch die bald engen, bald weitern, bisweilen in einer Breite von 40 — 60 Fuss sich öffnenden Zwischenräume und Spalten des sich ihm entgegenstellenden Gesteins bahnt sich der Strom mit sinnbetäubendem Getöse stürmisch seinen Weg. Eine Menge kleiner Inseln umsäumten diese gefahrvollen Stellen, und viele dürre, ihrer Blätter beraubte Aeste gewaltiger Bäume, welche die reissende Fluth oberhalb der Stromschnellen entwurzelt und bis hierher geschwemmt hatte, ragten nach allen Richtungen über dem aufgeregten Wasserspiegel empor. Zahlreiche Gesellschaften der Scharbe (*Halieus brasilianus Ill.*) und einzelne schneeweisse Reiher (*Ardea Cocoi*) hatten diese erstorbenen Bäume zu ihrem Ruheort gewählt, und starrten uns mit neugierigen Augen an, bis sie

---

Tachigalia paniculata (*Aubl.*), *Andira inermis* (*Humb. Bon.*), das *Dialium divaricatum* (*Vahl.*), *Macrolobium bifolium* (*Pers.*), *sphaerocarpum* (*Willd.*), die *Swartzia tomentosa* (*Dec.*), *Petrocarya montana* und *campestris* (*Willd.*), *Bagassa guianensis* (*Aubl.*), *Diospyros Paralea* (*Steud.*), *Labatia pedunculata* (*Willd.*), *Parivoa grandiflora* (*Aub.*), die *Minquartia guianensis* (*Aubl.*), *Barreria theobromaefolia* (*Willd.*) und *Carapa guianensis* (*Aubl.*) der grossen Zahl derer nicht zu gedenken, die bisher selbst von den Colonisten nicht beachtet worden sind.

sich unter die grossen Schaaren der Schwalben (*Hirundo fasciata Lath.*) mischten, welche uns schreiend in mannigfaltigen Windungen umschwärmten. So interessant auch diese Landschaft, in ihrer Mischung von freundlichen und grotesken Bildern, in dem dumpfen Rauschen des Stromes, in den riesigen Klippen der Felsen und in der grossen Menge kleiner, dicht mit einer ganz neuen Vegetation bewachsener Inseln war, so blickten wir doch alle mit Besorgniss auf dieselbe, denn jeder sah voraus, dass wir diese gefährliche Reihe von Stromschnellen nur mit grosser Anstrengung überwinden würden. An einer der kleinen Inseln legten wir an, um die Kähne einzeln über die ersten Schnellen hinweg zu bringen. Obgleich wir jedes Boot doppelt mit Ruderern bemannt hatten, so wurden doch die Fahrzeuge mehrmals, wenn sie bereits den eigentlichen Scheitel erreicht hatten, wieder zurückgerissen. Diese Stromschnellen waren zwar nur unbedeutend im Verhältniss zu denen, mit welchen wir in den nächsten Tagen zu kämpfen hatten, doch brauchten wir mehre Stunden, um sie zu übersteigen; — und mussten die beiden grossen Fahrzeuge, die »*Victoria*« und »*Luise*«, sogar an Seilen hinüberziehen. Eine kleine Insel oberhalb dieser ersten Reihe bot uns einen günstigen Lagerplatz, und da wir vermutheten, dass mein Bruder hier in der Nähe verweile, lösten wir unsere kleinen Böller, deren Echo tausendstimmig zwischen den Klippen und aus dem Walde wiederhallte.

Die bisher so ruhige Insel war schnell in einen belebten Tummelplatz verwandelt worden; die Rationen wurden vertheilt, ein reicher Kranz von Feuern beleuchtete die dichte Belaubung, die gewaltigen Schläge der Aexte und Waldmesser dröhnten dumpf nach allen Seiten hin durch den Forst und verriethen deutlich genug, dass sich die Bootsmannschaft beeilte, einen Platz zum Aufhängen der Hängematte zu ebnen. Kleine Feuer, die unter diesen angezündet worden waren, warfen ihre Schlaglichter auf das zitternde Laub riesiger, von Lianen umrankter und mit zahllosen Orchideen geschmückter Stämme, während der weisse Rauch, kleinen Alabastersäulen gleich, das dichte Laubdach zu stützen schien. Das reichste Leben aber in diesem pittoresken Bild entfaltete sich um die grossen Feuer des Strandes, an denen die gewaltigen Kochtöpfe standen, die in ewigem Wechsel von den schwarzen, nackten Gestalten umkreist wurden; diese setzte nicht allein die Sehnsucht nach dem Inhalt der Töpfe, sondern auch eine Menge Vampyre in Aufregung, welche, von dem grellen Lichte angezogen, die Feuer ängstlich umschwärmten. Schon waren alle Wünsche befriedigt, schon wurde es in unserm Bivouak ruhiger, schon begannen die so lauten Schwätzer und Sänger zu verstummen, als wir plötzlich Ruderschläge in der Nähe vernahmen und bald darauf auf einer naheliegenden Insel ebenfalls Feuer auflodern sahen. Es war Herr Youd mit seiner Parthie, der uns hier erreichte.

Gewaltige Regentropfen weckten uns leider schon nach einigen Stunden aus unserm tiefen Schlaf, und trieben uns aus den Hängematten heraus, die wir schleunigst zusammenwickelten, um sie gegen die Nässe zu schützen. Ungeachtet alles Murrens und aller verdriesslichen Mienen, musste sich Hamlet doch bequemen, unserm Beispiele zu folgen, um uns den Kaffee zu kochen. Nachdem auch er einige Tassen genossen hatte, zerstreuten sich endlich die düstern Wolken seines Gesichts, schnell kehrte seine Heiterkeit zurück, seine frühere Sorge um Weib und Kind schien jetzt aus seinem Herzen verschwunden zu sein, ja seine bisherige Verstimmung ging so vollkommen in das Gegentheil über, dass er uns bis Tagesanbruch die Zeit mit Singen und Tanzen vertrieb, ein Talent, von dem er während der ganzen ersten Expedition uns nichts hatte ahnen lassen.

Nachdem wir beim Anbruch des Morgens meinem Bruder nochmals durch einen Böllerschuss unsere Ankunft verkündigt, und Herrn Youd, der sich ebenfalls anschickte, sein Lager abzubrechen, unsern Morgengruss zugerufen hatten, setzte sich unsere kleine Flotille von neuem in Bewegung, bis eine zweite Felsenbarriere unsere Fahrt gewaltsam unterbrach. Die erste hatten wir mit beladenen Booten überschreiten können, hier mussten wir diese ausladen, das Gepäck über Land tragen und die leeren Kähne an Seilen über den Sturz hinwegziehen, eine Arbeit, die sich von jetzt an fast täglich erneute. Schon war Mittag längst vorüber, als wir endlich das letzte Boot oberhalb des Scheitels an dem Gebüsch des Ufers anbanden und wieder beladen konnten. Eine kleine Biegung des Bettes verbarg uns die Aussicht, kaum aber hatten wir jene umfahren, als wir in geringer Entfernung das Lager meines Bruders auf einer kleinen Sandbank erblickten, zugleich aber auch im Hintergrunde derselben eine wild aufgeregte und schäumende Wassermasse uns entgegendrohen sahen. Da unsere Kräfte heute schon sehr in Anspruch genommen worden waren und hier die Schwierigkeiten in so gesteigertem Grade uns entgegen traten, dass wir heute vielleicht kaum eins der Boote durch den Strudel hätten bringen können, so wurde die Arbeit auf den nächsten Tag verschoben.

Dieser Ruhepunkt vor den spätern Abendstunden war mir um so angenehmer, als ich nun mit Musse die mir bisher unbekannte Flora auf den Felseninselchen und zwischen den Klippen bewundern und für meine Sammlung ausbeuten konnte. Alles um mich her war neu, in jeder Pflanze trat mir eine noch nie gesehene Form entgegen, selbst die Familie der Orchideen begrüsste mich in neuen Species. War die Vegetation zwischen und auf den Granitklippen auch nicht so üppig, wie im untern Flussgebiet, so war sie doch gleich interessant *). Dazu gehört für mich

---

*) Zu den hervorstechendsten Repräsentanten gehörten: das herrliche *Machaerium leiophyllum* (*Benth.*) und *nervosum* (*Vogel*), *Antonia pilosa* (*Benth.*), *Aeschynomene sensi-*

auch die so allgemein gefürchtete *Hippomane Manicella (Lin.)*, Giftbaum, wie ihn die Colonisten nennen, die reich mit ihren gelben, unsern Aepfeln ähnelnden, reifen Früchten beladen waren, deren Aeusseres zwar sehr einladend ist, deren Genuss jedoch heftige Eingeweideentzündung erregt und unvermeidlich den Tod herbeiführt; der milchige Saft des Baumes ist so scharf, dass er schon auf der äussern Haut Blasen zieht.

Der Tag brach an, und mit ihm begann die anstrengende und gefahrvolle Arbeit. Die ganze, weite Strecke, auf der die entfesselte Wogenmasse brauste und schäumte, galt es, zu bekämpfen, und in ihr gab es Punkte, wo der Unerschrockenste an dem Gelingen des Unternehmens hätte verzweifeln können. Unter die gefährlichsten Stellen gehörte namentlich der gewaltige Cataract *Itaballi*, der sich in gleichem Grade durch seine Höhe, wie durch die reiche Zahl von Felsblöcken, welche sich der Gewalt der Strömung entgegensetzten, auszeichnet. Bei einem Stromfall dieser Art giebt es nur zwei Wege, die Corials über seinen Scheitel zu bringen, die beide gleich mühsam, wenn auch nicht immer gleich gefährlich sind. Hier aber vereinte sich beides. Wir hatten nämlich nur die Wahl, entweder die Fahrzeuge auszuladen und das Gepäck auf dem Rücken über die meilenweit aufgethürmten, riesigen Steintrümmer zu tragen, was wegen der ausserordentlichen Glätte und Ungleichheit der Blöcke eben so schwierig, als gefahrvoll war, oder die Fahrzeuge an Seilen über den Fall hinwegzuziehen. Der letztere Weg wurde gewählt. Bei so bedeutenden Fällen bildet die riesige Wassermasse, die sich über die dunkle Klippe hinabstürzt, an der Basis gewaltige Strudel- und Wirbelbecken, in denen das entfesselte Element in wilden Wogen aufbraust, und alles, was es nur fassen kann, verschlingt. Ein breiter Saum des weissen Schaumes bezeichnet die Grenze des verderbendrohenden Aufruhrs der erzürnten Wellen. Noch schaukelt sich sanft das Boot ausserhalb des tückischen Kreises auf den ruhig dahin rollenden Wogen — schon hat die Mannschaft es verlassen, nur der Steuermann steht ruhig und fest, mit kräftiger Faust das Steuer haltend, mit kundigem Blick die empörte Masse überschauend, und nochmals den Knoten prüfend, mit dem ein gewaltiges Seil in eiserner Klammer am Schnabel des Bootes befestigt ist, dessen anderes Ende die besten Schwimmer der Mannschaft in der Hand halten. Plötzlich springen diese an der äussern Umsäumung des Wirbels in die Fluthen, tauchen

---

tiva (*Swartz*), *paniculata* (*Willd.*), *Dioclea lasiocarpa* (*Mart.*), *guianensis* (*Benth.*), *Malanea sarmentosa* (*Aubl.*), *Licania coriacea* und *divaricata* (*Benth.*), *Pithecolobium trapezifolium* (*Benth.*), mehre herrliche *Inga*, als *floribunda* (*Benth.*), *platycarpa* (*Benth.*) und *sapida* (*Humb. Bonpl.*), *Swartzia grandifolia* (*Benth.*), *Hirtella paniculata* (*Swartz.*), *eriandra* (*Benth.*), *Tachigalia pubiflora* (*Benth.*), — alles Pflanzen, die mir in den niederen Küstenstrichen nicht vorgekommen waren.

wieder auf und verschwinden, von einer Seitenströmung erfasst, abermals, bis sie nach langem Kampfe einen der über dem Wasser hervorragenden Felsen erreichen. Doch der eigentliche feste Punkt, den sie zu gewinnen suchen müssen, liegt noch weiter oberhalb; — der gefährliche Sprung muss noch einmal gewagt werden — endlich ist das Ziel errungen, ein lautes Geschrei verkündet den Sieg! Jetzt richtet der Steuermann den Schnabel des Fahrzeuges unmittelbar auf den wildesten Strudel, und bietet, während die Schwimmer das Seil mit aller Kraft anziehen, all' seine Gewandtheit auf, um das Boot in dieser Richtung zu erhalten. — Es ist gelungen, der Scheitel erreicht, — zitternd bewegt sich das Boot noch hin und her, da lenkt es der Steuermann aus dem eigentlichen Sturz und legt es an die Klippe, auf der die kühnen Schwimmer stehen, diese springen mit Gedankenschnelligkeit hinein, setzen die Ruder mit aller Kraft ein und suchen den pfeilschnellen Strom zu durchkreuzen, — auch dies gelingt, und das Fahrzeug mit allem, was es enthält, ist gerettet. Wehe aber, wenn bei dem Hinaufziehen des Fahrzeuges der Steuermann dasselbe nicht in gerader Richtung erhalten, wenn bei dem Durchschneiden des Stromes die Kraft der Ruderer und die Geschicklichkeit des Lenkers der Gewalt der Strömung nicht zu widerstehen vermochte! — rettungslos fliegt es der Breite nach den Fall hinab, und einzelne Trümmerstücke, die jenseits jenes Saumes von Schaum an der Oberfläche des Wasserspiegels auftauchen, verkünden seinen Untergang! Wenn der Neuling schon bei dem Hinaufziehen des Corials zittert und die Befürchtung immer und immer von neuem in ihm aufsteigt, dass der Knoten sich lösen müsse, das Seil einer solchen Gewalt nicht widerstehen könne, so steigert sich diese Angst doch erst dann bis zu ihrem Höhepunkt, wenn das Boot den Scheitel erreicht, die Ruderer in dasselbe hineinspringen und den Kampf mit der Gewalt des Stromes beginnen. In diesem Kampfe auf Leben und Tod steht oft das Boot minutenlang fest, wie eingewurzelt, und schon ringt sich der Todesschrei aus der angsterfüllten Brust, schon treten alle Muskeln der Kämpfenden durch die übermenschliche Kraftanstrengung sichtbar hervor, starr haftet das Auge auf dem drohenden Felsen, — erfasst die sich überstürzende Fluth das Corial, reisst sie es auch nur einen Zoll breit mit sich dem verderblichen Sturze zu, keine Macht vermag es dann, vom Untergang zu retten! — Frei aber athmet die beklemmte Brust wieder auf, die Ruderer haben gesiegt und der Kahn wiegt sich in sicherem Fahrwasser! Solche qualvolle Minuten, die über Leben und Tod entscheiden, gingen heute nur zu oft drohend an mir vorüber, und doch hatte dieses rege Treiben, dieser wilde Kampf auch wieder seine interessanten und höchst anziehenden Seiten. Hier sieht man eine Parthie, die es mit wahrhaft staunenswürdiger Geschicklichkeit versucht, schwimmend einen hervorragenden Felsen zu erreichen; die braunen Gesichter ragen bis zum Mund über die Wasserfläche hervor, auf der ausgebreitet das lange,

schwarze Haar schwimmt, mit Gedankenschnelligkeit verändern sie plötzlich die Richtung, verschwinden auf Augenblicke in einer schäumenden Woge, und brechen endlich in ein helles Gelächter aus, wenn ihnen der schlüpfrige Ueberzug des Felsens die Erklimmung desselben unmöglich zu machen scheint. Keiner aber gibt das Unternehmen auf, bis es auch dem letzten gelingt; unterdessen haben bereits die ersten wieder eine entferntere Klippe erreicht, wohin ihnen nun das Seil mit gleicher Gewandtheit zugeworfen wird. — Eine andere Parthie keucht unter der schweren Last des Gepäckes, jubelt und singt aber dabei, und begleitet jeden Fehltritt auf dem beschwerlichen Weg über die zahllosen Fels- und Trümmerstücke mit Gelächter. — Das wilde Getöse des entfesselten Stromes donnert sinnbetäubend in dieses rege Leben hinein, die heisse Sonne der Tropen steht glühend über dieser wilden, grossartigen Scenerie und lässt tausend Regenbogen auf den spritzenden und siedenden Wogen des Stromes erscheinen, während die im Zickzack fliegenden Schaaren neckender Schwalben, die bunten Züge lärmender Arra's und Papageien, welche die Luft mit ihrem Geschrei erfüllen, die blitzenden Funken gleichenden Kolibris, welche in den zwischen den Felsenspalten wuchernden Blüthenkelchen der *Tillandsien* oder *Clusien* schwelgen, über das Bild einen zauberhaften Reiz verbreiten. Diese reiche Fülle des üppigsten Naturlebens lässt den düstern Gedanken nicht emporsteigen, dass dieselben Gefahren bei der Rückkehr drohen, der Reiz des Augenblicks fesselt an die Gegenwart und verdrängt alle düstern Bilder der Zukunft. — Wo sich das Auge hinwendet, überall wird es von neuen wunderbaren Erscheinungen überrascht! Hier stürzt ein gewaltiger Wasserstrom zwischen Felsenklippen hinein, verschwindet wie durch Zauberei in einem unbemerkten Schlund, dort dreht sich in ewigem Wirbel eine gewaltige Wassermasse in einem trichterförmigen, durch riesige Blöcke gebildeten Kessel. Diese Felsenblöcke tragen in von zähem Schlamm gebildeten, durch keine Regenfluth und keinen Sonnenstrahl vertilgbaren Streifen Merkmale des verschiedenen Wasserstandes seit Tausenden von Jahren. Oft krönt dieselbe ein längst erstorbener Riesenbaumstamm, den während des hohen Wasserstandes der Strom hierher führte und der hier ruht, bis ihn vielleicht nach vielen Jahren eine höhere Fluth weiter trägt. Wo sich Spalten oder Risse befinden, die nur eine ungewöhnlich hohe Fluth erreichen kann, da entwickelt sich in der angeflutheten Erde eine üppige Flora und bedeckt die düstern Felsen mit den lieblichsten Blüthenkränzen. *) Hunderte der schönen *Vochysien*,

*) Dahin gehören: *Eugenia subobliqua* (*Benth.*), *Psidium aquaticum*, *parviflorum* (*Benth.*), *aromaticum* (*Aubl.*), *Couepia comosa* (*Benth.*), *Inga disticha* (*Benth.*), *adiantifolia* (*Humb. Bonp.*), *umbellifera* (*Dec.*), *Chomelia angustifolia* (*Benth.*), *Amphymenium Rohrii* (*Humb. Bonp.*), *Drepanocarpus inundatus* (*Mart.*), *Leptolobium nitens* (*Vogel*), *Hyptis spicata* (*Poit.*), *Parkerii* (*Benth.*), *recurvata* (*Poit.*), *Gerardia hispidula* (*Mart.*), *To-*

die in brennend gelben Farben strahlten, und zahllose, scharlachrothe Blüthen der rankenden *Norantea guianensis* umsäumen die dämonisch wilde und doch auch so zauberhaft liebliche Scenerie! — An den Granitklippen fand ich, unmittelbar unter der Oberfläche des Flussspiegels, eine Menge der niedlichen Schneke, der *Melania*, die sich hier angesogen. Ein vergebliches Bemühen würde es jedoch gewesen sein, aus diesen unzählbaren Massen auch nur ein unbeschädigtes Exemplar heraus suchen zu wollen, — alle waren verstümmelt und mehre Windungen des spitzigen Gewindes bei jeder abgebrochen. Wie die Felsen unterhalb der Wasserfläche mit dieser Schnecke besetzt waren, so waren sie oberhalb, ebenso wie die Bäume des Ufers, mit einer gleich zahllosen Menge kleiner Fledermäuse behangen. Wenn wir uns diesen Thieren näherten und sie aufscheuchten, was namentlich die Indianer häufig thaten, so flogen sie plötzlich auf, strichen einigemal über die Wasserfläche hin und her und kehrten dann stets an den Ort zurück, wo wir sie angetroffen hatten. Ich fand diese sonderbaren Geschöpfe nicht allein auf der Nordseite der Bäume und Felsen, sondern auch selbst in den vollen Sonnenstrahlen mit dem Kopfe nach unten hängen.

Ohne allen Verlust blieben wir doch nicht bei dem Uebersteigen der Fälle von *Itaballi*, und unser Jubel, als alle Fahrzeuge bis auf das kleinste oberhalb des Scheitels in sicherm Fahrwasser standen, war etwas übereilt, denn gerade dieses verlangte der Strom als Opfer. Glücklicherweise waren nur zwei Fässer mit Pökelfleisch, um das Gleichgewicht zu erhalten, in ihm zurückgeblieben, und die Catastrophe trat ein, ehe das Corial den eigentlichen Strudel erreichte, so dass sich der Steuermann, der ein vollendeter Schwimmer war, noch retten konnte. Die Fässer mit dem Proviant gingen freilich verloren, doch waren wir sehr erfreut, dass kein Mensch das Leben dabei verloren hatte und wir zugleich auch noch das Boot, dessen Verlust uns in grosse Verlegenheit versetzt haben würde, hatten retten können.

Unsere Hoffnung, noch heute fern von dem dumpfen Gebrause der Fälle einen Ruheort zu finden, ging leider nicht in Erfüllung, denn schon nahte sich der Abend, als wir erst unterhalb der Fälle von *Aharo*, mit denen sich die erste Reihe der Stromschnellen des *Essequibo* schliesst, anlangten. — Es war unmöglich diese Cataracten heute noch zu übersteigen, und wir mussten uns, obwohl wir vom ersten Sonnenstrahl an bis jetzt, trotz der angestrengtesten Thätigkeit, kaum vier Miles zurückgelegt hatten, doch in das Unabänderliche fügen und unser Lager auf einer Sandbank am Fusse der Fälle von *Aharo* aufschlagen. Eine zahllose Menge

---

renia parviflora (*Hamilt.*), *Beyrichia ocymoides* (*Chamiss. Schlcht.*) *Bacopa aqualica* (*Aubl.*), *Melochia lanceolata* und *arenosa* (*Benth.*).

des schmackhaftesten Fisches, den die Ströme Guiana's in sich bergen, gewährte uns einen wenigstens theilweisen Ersatz für den Verlust, welchen unser Proviant erlitten. Es ist dies der *Myletes Pacu (Jard.)*, der sich nur innerhalb des Gebietes der Fälle aufhält, da hier seine Lieblingsspeise, die *Lacis fluviatilis* (*Willd.*) und andere *Podostemeae* auf den mit Wasser bedeckten Felsen wachsen, welche die Indianer *Weyra* oder *Huya* nannten. *Pacu* ist der indianische Name des Fisches.

So wie die Flüsse nach der Regenzeit zu fallen beginnen, zeigt sich auch der *Myletes* an der ersten Cataractenreihe, und mit seinem Erscheinen beginnen auch die Fischzüge der Farbigen den *Essequibo* und *Mazaruni* aufwärts. Die gefangene Beute wird auf den Felsenblöcken eingesalzen und getrocknet, und bildet dann in der Colonialstadt einen bedeutenden Handelsartikel. Da zwischen den Felsen die Netze nicht ausgeworfen werden können, so bedienen sich die Fischer eines Köders, nämlich der Früchte des *Mucu-Mucu* (*Caladium arborescens*), die einzeln in den Fluss geworfen werden. Wenn sich dann der Fisch, um den lockenden Köder zu erreichen, aus den Wellen erhebt, so erreicht ihn der nie fehlende Pfeil des kundigen Fischers. Ein Fischer, der Pfeil und Bogen sicher zu brauchen weiss, kann leicht innerhalb eines Tages 80—100 Stück erlegen. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, dass man unterhalb oder zwischen den Fällen des *Essequibo* und *Mazaruni* niemals die Brut des *Pacu* findet; die Indianer und farbigen Fischer erklären dies daraus, dass die Fische während der Regenzeit, wo fast alle Flüsse über die Ufer treten, nach dem obern *Essequibo* bis zu den Savannen ziehen, dass sie dort laichen, und dann zu ihrer lang entbehrten Lieblingsnahrung auf den Granitdämmen der Cataracte zurückkehren. Die Brut scheint sich nicht früher in das tobende Wasser der Fälle und Stromschnellen zu wagen, als bis sie die gehörige Grösse und Stärke erlangt hat, um der Kraft der schäumenden Wogen widerstehen zu können. Herr Hillhouse, bekannt durch die Schilderung seiner Reisen auf dem *Mazaruni*, sagt darin: »Durch Vergiftung des Wassers an der Stromschnelle bin ich in den Besitz von Tausenden von Fischen, theils *Pacu*, theils fingerlanger Brut anderer Flussbewohner gekommen, nie aber habe ich darunter einen *Pacu* gefunden, der weniger als einen Fuss gemessen hätte.« Diese Beobachtung scheint die Behauptung der Indianer und Farbigen vollkommen zu bestätigen. Das Weibchen hat eine dunklere Färbung als das Männchen, und unterscheidet sich ausserdem durch die abweichende Bildung der Afterflosse. Weidet der Fisch die *Lacis* und die andern *Podostemeae* ab, so legt er sich dabei auf die Seite, weil diese Lage, in Folge der Bildung seiner Schnauze, dabei für ihn die vortheilhafteste ist.

Kaum waren wir in den Bereich der *Weyra* gelangt, so entdeckten die schar-

fen Augen der Indianer und Farbigen auch schon den so hochgeschätzten Fisch, und als wir an unserm Lagerplatz gelandet, eilte ich, von mehren guten Schützen begleitet, in dem kleinen Corial auf den Fang, um unsern Abendtisch mit einem schmackhaften Gericht zu versehen. Meine Leute fühlten sich hier ganz in ihrem Elemente; der beste Schütze hatte den Schnabel des Bootes eingenommen, und kaum entdeckte sein scharfes Auge den mit Gedankenschnelligkeit unter ihm hinschwimmenden Fisch, als auch der Pfeil von der Sehne schnellte, einige Augenblicke in zitternder Bewegung perpendikulair über der Oberfläche des Wassers sichtbar blieb und dann verschwand. Dies war ein entschiedner Beweis, dass der Fisch von bedeutender Grösse sein musste, denn wegen der Kraft und Schnelligkeit des Fisches kann man bei dieser Jagd nur ganz besonders schwere Pfeile benutzen. Jetzt kommt alles darauf an, den Moment nicht zu versäumen, wo der Pfeil wieder an der Oberfläche erscheint; so wie dieser Fall eintritt, stürzt sich der zum Sprunge bereite Indianer unverzüglich in den Fluss, um den Pfeil zu ergreifen, ehe er wieder in der Tiefe verschwindet; Fisch und Pfeil sind dann meist verloren, namentlich wenn sich eine zweite Stromschnelle in der Nähe befindet, welche der Fisch zu erreichen sucht, um mit dem Strome hinabzuschiessen. Schon nach kurzer Zeit hatten wir sieben Stück erlegt, von denen einige 20, andere 27 Zoll lang waren und 5 bis 10 Pfund wogen; Hamlet hatte alle Mittel aufgeboten, um sie uns so schmackhaft als möglich zu bereiten, und seine Kochkunst fand laute Anerkennung.

Da es die Lokalität unseres Lagers nicht erlaubte, dass Herr Youd zugleich mit uns hier übernachtete, so hatte er sein Bivouak in geringer Entfernung von uns aufgeschlagen; bei eingebrochener Nacht tönte der Gesang seiner Indianer, mit denen er jeden Abend Betstunde hielt, zu uns herüber, erstarb plötzlich von dem wilden Gebrause der herabstürmenden Wogen verschlungen, und tauchte eben so schnell in klaren Tönen wieder empor, bis endlich nur der dumpfe Donner des Stroms durch die Stille der Nacht tönte und uns ein wildes Schlummerlied sang.

Da wir mit den ersten Strahlen der Sonne aufbrechen wollten, um am Abend jenseits der letzten Stromschnellen der ersten Reihe, der von *Aharo*, unsere Hängematten aufschlingen zu können, so wurde in unserm Lager schon vor Sonnenaufgang alles lebendig. Wenn wir diese erste Reihe überwunden hatten, dann durften wir wenigstens für einige Tage auf eine ruhige Fahrt rechnen, bis die zweite Reihe uns neue Mühen und neue Gefahren bereitete.

Wir hatten *Georgetown* mit dem Eintritt der kleinen Regenzeit verlassen und bis zu den ersten Stromschnellen ihre Wirkung in vollen Strömen oft genug gefühlt; jene Stromschnellen schienen jedoch die meteorologische Wetterscheide

zu sein, denn seit gestern war kein Tropfen Regen mehr gefallen und das schönste Wetter begünstigte ununterbrochen unsere Reise den *Essequibo* aufwärts.

Endlich hatten wir die Fälle von *Aharo* glücklich überwunden, der *Essequibo*, dessen Aeusseres hier abermals ganz verändert erschien, führte uns ungefährdet ruhig seine Wellen entgegen. Während ihn unterhalb der Fälle zahllose kleine Inseln bedeckten, traten uns hier überall eine Menge mehr oder weniger bedeutendere Sandbänke entgegen, die uns zu einem fortwährenden Kreuzen nöthigten. Den Triumphschrei der Bootsleute, nachdem wir die Fälle überstiegen, hatte ich erklärlich gefunden und mit voller Kraft in denselben eingestimmt; dass diese aber mit gleichem Jubel die Sandbänke begrüssten, konnte ich nicht eher enträthseln, als bis mehre der Indianer, ehe noch die Kähne landeten, ungeduldig in den Fluss sprangen, nach einer der Sandbänke schwammen, plötzlich dort im Sande zu scharren begannen, und eine Menge Eier zum Vorschein brachten. — Die Legezeit der Schildkröten hatte begonnen, eine Zeit, welcher der Indianer mit eben so grosser Sehnsucht, als unsere Gourmands dem Schnepfenstrich oder dem Beginn der frischen Austersendungen entgegensieht. Kaum hatten die übrigen Indianer dies bemerkt, als sie sämmtlich sich in das Wasser stürzten und nach den Bänken schwammen. Ihre Begierde war so gross, dass sie, glaube ich, auch wenn Todesstrafe auf eigenwilligem Verlassen des Kahnes gestanden hätte, sich nicht würden haben abhalten lassen, nach den Sandbänken zu schwimmen, die in ihrem Schoose die wohlschmeckenden Eier bargen. Als ich diesen gefeierten Leckerbissen kennen lernte, fand ich jene Leidenschaft der Indianer erklärlich. Was sind unsere viel gepriesenen Kiebitzeier gegen das Ei einer Schildkröte! — doch diese Delicatesse ist schon zu oft von Tausenden, die sich daran ergötzten, mit der lebhaftesten Bewunderung geschildert worden, warum soll ich an diese zahllosen Versicherungen noch die meinigen reihen! Die Schildkröte begiebt sich auf diesen Sandbänken meist 80 — 140 Schritt landeinwärts, wo sie dann eine Vertiefung in den Sand scharrt, ihre Eier ablegt, sie mit Sand bedeckt und dann in das Wasser zurückkehrt. Der Europäer würde aber ohne Erfahrung im Aufsuchen dieser Eier sich lange vergeblich bemühen, und, bei einem selbstsüchtigen Ausbeuten dieser Fundgruben ohne Hülfe der Indianer nur wenig gewinnen; — der kundige Sohn des Waldes aber täuscht sich selten und entfernt den Sand an einer Stelle fast nie, ohne unmittelbar darunter die Eier zu finden. Eine leichte, wellenförmige Erhöhung der Sandfläche verräth ihm die Stelle des Nestes, ein Zeichen, das wir nicht eher unterscheiden lernten, als bis jene im Lauf der Tage sich so häuften, dass wir einzelne Sandbänke sahen, deren ganze Oberfläche ein wellenförmiges Aeussere hatte. Das Eiweiss, welches bei dem Kochen nicht hart wird, sondern vollständig im flüssigen Zustand bleibt, lässt man auslaufen und geniesst

nur die wohlschmeckende und nahrhafte Dotter. Ein ausgezeichnetes Dessert lieferten uns die rohen Dotter mit Zucker und einigen Tropfen Rum vermischt, was ihnen eine überraschende Aehnlichkeit mit dem feinsten Marzipan gab. Unter den zahllosen Schildkröten, die ich hier während unserer Flussfahrt innerhalb des Gebietes der Sandbänke antraf, konnte ich nur zwei Species unterscheiden. Die grössere nannten die Indianer *Casipan,* und sie ist wahrscheinlich die *Emys amazonica* des Herrn von Martius, welche wieder v. Humboldt's *Testudo Arruá* zu sein scheint. Sie scharrt in den Sand eine oft zwei Fuss tiefe Höhlung und legt in dieselbe 100 bis 120 runde, mit einem pergamentartigen Ueberzug versehene Eier. Eine kleinere Art, wahrscheinlich *Emys Tracajá* des Herrn von Martius, synonym mit v. Humboldt's *Testudo Terekay*, legt nur 18 bis 19 ovale Eier, etwas grösser als Taubeneier in eine höchstens 1 Fuss tiefe Höhlung. Martius giebt als Legezeit im Amazonenstrom die Monate October und November an, nach von Humboldt fällt sie für den *Orinoko* in den März, im *Essequibo* dagegen beginnt sie mit Januar und währt höchstens bis Anfang Februar. Diese Verschiedenheit der Legezeit scheint genau mit dem verschiedenen Eintritt der Regenzeit innerhalb der Grenzen der drei Stromgebiete in Verbindung zu stehen, und die Natur hat den Thieren jenen wunderbaren Instinct darum eingeflösst, damit sie sich ihrer Eier während jener günstigen Tage entledigen, in welchen die Sonne, vor dem Eintreten der grossen Regenzeit, noch ihr Brutgeschäft beendigen kann. Die Grösse der jungen Schildkröte ist dem Indianer das sicherste Merkmal für den baldigen oder noch zögernden Beginn des tropischen Winters; denn wenn diese, nachdem sie ausgekrochen sind, dem Wasser zueilen, so kann man sicher darauf rechnen, dass die Regenzeit naht. Am *Orinoko* beginnt diese Mitte April, am Amazonenstrom im Februar, am obern *Essequibo* gewöhnlich Ende April. Vierzig Tage, nachdem das Ei gelegt, durchbricht das Junge die Pergamentumhüllung und schlüpft aus.

Ausser den Schildkröteneiern fanden unsere Indianer auch noch hin und wieder in der Nähe des Waldsaumes einige Nester der schmackhaften Eidechse, der *Iguana tuberculosa* (*Laur.*). Die Eier sind viel kleiner, als die der Schildkröten, und nur selten finden sich mehr als 14 in einem Neste; sie übertreffen im Geschmack noch weit die Eier der Schildkröten und gehören in der Colonie zu den gesuchtesten Leckerbissen. Die eigentliche Legezeit der *Iguana* scheint Ende October zu fallen, da man in dieser Jahreszeit die Eier am zahlreichsten findet.

Nachdem unsere Bootsleute im Genuss der Eier sich gesättigt hatten, setzten wir unsere Reise fort und sahen bald die Insel *Gluck* vor uns aufsteigen, welche die Caraiben *Aramisari Irupacu* nennen, ein Name, den sie von einer kleinen Tigerkatze erhalten hat, die sich früher hier in grosser Zahl aufhielt; die Länge

der Insel beträgt ungefähr 5 Miles. Unmittelbar ihrer Südspitze gegenüber verbindet sich der *Tipuri* mit dem *Essequibo*, der ansehnlichste Nebenstrom desselben, den wir seit der Mündung des *Cuyuni* angetroffen. Die unterhalb der ersten Cataractenreihe ihrem allgemeinen Character nach flachen Ufer, erreichten hier bereits durchgängig eine Höhe von 10 — 12 Fuss; sie bestehen aus einem Gemisch von Sand und Lehm, die sich an einzelnen Stellen in regelmässigen Schichten über einander lagern und eine leichte aber ungemein fruchtbare, mit der üppigsten Vegetation bewachsene Decke von Dammerde haben. Unmittelbar hinter dem Rande des Ufers zieht sich eine muldenförmige Vertiefung hin, die ganz parallel mit diesem verläuft, und wahrscheinlich durch das Zurückweichen der Gewässer nach Beendigung der Regenzeit erzeugt wird.

Das sonderbare Aeussere der hohen, steilen, lehmigen Ufer erregte unsere ganze Aufmerksamkeit. Das ihnen entsprechendste Bild würde die durchlöcherte Fläche eines Durchschlags sein; Tausende von runden Löchern in den verschiedensten Grössen unterbrachen die ebene Wand, und ich vernahm von den Indianern mit nicht geringem Erstaunen, dass in diesen Oeffnungen sich die Nester der *Alcedo*, des Königsfischers, befänden, und in der That schienen sämmtliche Species, die ich am *Essequibo* fand, in voller Eintracht hier eine Brutcolonie angelegt zu haben; die *Alcedo torquata*, die *Alcedo amazona* (*Lath.*), die *Alc. superciliosa* (*Lin.*), *bicolor* (*Lin. Gm.*) und *Alcedo americana* (*Lin. Gm.*) sah ich aus jenen Löchern schlüpfen. Ihre Grösse stand überall im entsprechenden Verhältniss zu der Grösse der Species. Da die Höhlungen eine bedeutende Tiefe hatten, so konnte ich nicht wahrnehmen, ob die Vögel noch brüteten; das ununterbrochene Aus- und Einfliegen der Alten liess jedoch vermuthen, dass sie bereits ihre Jungen nährten.

Es war heute der Sylvestertag, und wir konnten denselben um so weniger ohne Feier vorübergehen lassen, als er namentlich für mich im vorigen Jahre ein Tag der fürchterlichsten Herzensangst gewesen war. Wir schlugen deshalb auf einer breiten Sandband unser Lager früher auf, als es an gewöhnlichen Tagen zu geschehen pflegte. Regelmässig um vier Uhr pflegten wir nämlich einen bequemen Lagerplatz zu suchen, damit die Jäger bis zum Einbruch der Nacht noch einige Stunden den Wald durchstreifen, die Fischer noch auf Beute ausgehen konnten, die sie seit den Stromschnellen und Sandbänken niemals vergeblich suchten. So wie die Fahrzeuge befestigt, die Bemannung ausgestiegen war, folgte auch jeder seiner Beschäftigung; nur innerhalb des Gebietes der Sandbänke, wo jeder sich zuvor eine Quantität Schildkröteneier zu sichern suchte, wurde diese strenge Ordnung etwas unterbrochen. Wenn dies erreicht war, dann eilten die einen dem Ufer entlang, um Pfähle für die Zelte zu hauen, andere suchten

trocknes Holz für die Küche Hamlets, der sehr verdriesslich war, wenn er bei seiner Ankunft dieses nicht hinreichend bereit fand, um das Feuer unter seinem Geschirre anzünden zu können. — Die Jäger nahmen ihre Gewehre, ein Theil der Fischer Bogen und Pfeile, der andere Angelschnüre, um diese an bequemen Stellen auszulegen. Plötzlich erklang der runde, volle Ton des Signalhorns, die dazu gewählten Leute eilten mit Trinkschalen, Töpfen und Schüsseln nach dem Corial, um die Rationen an Reis, Rum u. s. w. in Empfang zu nehmen, der heute mit weniger Genauigkeit, als gewöhnlich, ausgetheilt wurde; der Koch der Bootsleute kehrte mit seinen untergeordneten Geistern schwerbeladen nach dem grossen Kessel zurück, unter dem bereits ein mächtiges Feuer loderte, und seine gewaltige Stentorstimme versammelte, wenn das Essen bereit war, die zerstreuten Farbigen, damit sie ihren Theil in Empfang nähmen; — kurz, überall herrschte Ordnung, überall ein geregelter Gang. Uebrigens ist es eine auffallende Erscheinung, dass Indianer verschiedenen Stammes auf einer gemeinschaftlichen Reise nie vereint ihr Mahl halten, nie ihre Hängematten nahe neben einander aufschlingen; — jeder Stamm errichtet ein eigenes, abgesondertes Lager, so dass sich später, als unsere Begleiter aus *Warraus, Akawais*, *Macusis* und *Caraiben* bestanden, eine kleine Stadt um uns bildete, in welcher die Eingebornen sich in vier Abtheilungen von einander trennten. Die lodernden Feuer breiteten sich dann nach allen Richtungen hin unter den irdenen Töpfen aus, die bald eine *Iguana*, bald ein Fisch, bald ein Affe füllte. Denn während der Reise auf dem Fluss oder nach dem Landen suchte jeder Indianer seine Ration mit einem besondern Leckerbissen zu vermehren; der Salzfisch hingegen, der im allgemeinen nicht beliebt zu sein schien, wurde nur im äussersten Nothfalle benutzt. War das Wetter gut, so begnügten sich Indianer und Farbige, Pfähle auf der Sandbank zu befestigen und an diese, oder an die Bäume des Waldsaumes ihre Hängematten aufzuhängen; — wenn aber Regen zu drohen schien, dann stieg im Moment eine Menge kleiner Hütten empor, die mit Palmenwedeln oder den Blättern der *Ravenala guianensis* (*Rich.*) bedeckt wurden. Man muss selbst Zeuge solcher Scenen gewesen sein, um sich ein deutliches Bild von ihnen entwerfen zu können; das rege Treiben der Menschen, die wilde Grossartigkeit der sie umgebenden Natur, das ernste Dunkel der Nacht und das freundliche Licht der Sterne, — alles vereinigt sich, um das Ganze in einem Reiz erscheinen zu lassen, der eben so malerisch als bizarr ist. Noch mehr aber wird die Schönheit dieses Gemäldes erhöht, wenn bei einem etwas bewölkten Himmel der Mond durch die dunkeln Wolken sein magisches Licht über die Landschaft wirft, wenn er den majestätischen Strom mit einem silbernen Saum umgürtet, und das Dunkel der waldreichen Inseln scharf begrenzt hervorhebt, wenn die Ufer düster neben den sanft das Licht

wiederspiegelnden Wellen ruhen und ihre dunklen Schatten weit in das Silbermeer hineinwerfen, dessen grellen Contrast die lodernden Feuer mit den auftauchenden und wiederverschwindenden Indianergestalten bilden. Eine solche Scenerie breitete sich am letzten Abend des Jahres vor meinen Blicken aus. Die lebhaften Stimmen, der helle Gesang der Farbigen, ihr ausgelassenes Gelächter verstummte, die regen Gestalten verschwanden, die Feuer erloschen, und tiefe Stille trat im Lager an die Stelle des frühern Lebens. Da wurden in meiner Nähe andere Stimmen wach; auf den heitern Jubel folgte die tiefe Klage des Schmerzes der verschiedenen Species des Ziegenmelkers, die auf den dürren über die Wasserfläche emporragenden Zweigen der in den Fluss gesunkenen Bäume sassen und ihre stöhnenden Klagetöne durch die mondhelle Nacht ertönen liessen. Diese dumpfen Töne sind in der That so düster und unheimlich, dass ich die Scheu und Furcht vor diesen Thieren sehr natürlich finde; kein Indianer, kein Neger, kein Creole der Küste wagt es sein Geschoss auf diesen Vogel zu richten, in welchem die ersteren die Diener des bösen Geistes *Jabahu* und seiner Zauberer, die andern die Boten des bösen Geistes *Jumbo* und die dritten den sichern Verkündiger eines Todesfalls innerhalb des Hauses erblicken, wie schon Waterton*) in seinen «Wanderungen» so anmuthig erzählt hat. Bald scholl mir von jenen Bäumen oder dem nahen Ufer das klagende *Ha-ha-ha-ha-ha-ha-ha*, welches mit hellem, vollem Ton beginnt und nach und nach bis zum ersterbenden Seufzer hinabsinkt, entgegen, bald das, mit ängstlicher Hast ausgestossene: «*Who-are-you, who-who-who-are-you?*» (Wer bist du, wer, wer, wer bist du?!) bald wieder das dumpf befehlende: «*Work-away-work-work-work-away*» (Arbeite,- hinweg- arbeite, arbeite, arbeite-hinweg!)!» während mich im nächsten Augenblick eine vom tiefsten Lebensüberdruss erfüllte Stimme anflehte: «*Willy-come-go-Willy-Willy-Willy-come-go* (Wilhelm komm- lass uns gehen-Wilhelm - Wilhelm -Wilhelm - Wilhelm-komm- lass uns gehen!») und eine fünfte klagte: «*Whip-poor!-Whip-Whip-Whip-Whip-poor-Will* (Schläge, armer Wilhelm, Schläge-Schläge-Schläge-Schläge-armer Wilhelm!»)!» bis plötzlich das kreischende Geschrei eines Affen, der im Schlaf gestört oder von einer Tigerkatze überfallen worden war, aus dem düstern Wald herübertönte. Durch den Todesschrei dieses Affen gewarnt, stimmten seine Nachbarn in den Angstruf ein, der ganze Wald gerieth in Aufruhr, man hörte das Springen der aufgeschreckten Heerden von Baum zu Baum, bis auch dieses Geräusch nach und nach sich entfernte und der Aufruhr in der Stille der Nacht erstarb. Bisher hatte ich ruhig diesen verschiedenen Tönen gelauscht, dem Fluge über den Wasserspiegel hinschwebender Eulen und Vampyre zugeschaut, jetzt aber schreckte mich ein andauerndes, unheimliches Knurren aus meinen Träumereien auf, und ich

*) Wanderings in South America by Charles Waterton.

eilte, da mir jene Stimme die Nähe eines auf Raub ausgehenden Jaguars zu verkünden schien, meinen Nachbar zu wecken. Das furchtbar drohende Gebrüll, welches tausendfach in dem Walde wiederhallte, als, durch meinen Ruf geweckt, eine Menge unserer Schläfer aus den Hängematten sprangen, bestätigte meine Befürchtung. Der Neujahrsmorgen zeigte uns in deutlichen Spuren, auf wie vielfachen Wegen das gefürchtete Thier unser Lager umschlichen haben mochte.

Nachdem wir den Tag mit dem Gottesdienst begonnen, und uns Herr Youd eine unseren Verhältnissen ganz angemessene, treffliche Predigt gehalten, wurde die übrige Zeit zum Fischen und Jagen benutzt. Der Sicherheit, mit welcher Farbige und Indianer, ungeachtet der durch die Brechung des Bildes im Wasser bewirkten Täuschung, den Fisch zu treffen wissen, habe ich schon rühmend gedacht, und will hier nur noch eine ganz eigenthümliche Vorrichtung bei den Pfeilen, mit welchen man andere Fische als den *Myletes* erlegt, beschreiben. Diese Pfeile bestehen aus einer mit gewaltigen Widerhaken versehenen Spitze, welche einen hohlen Stiel besitzt, in welchen das Ende eines Pfeilschaftes passt. Eine dünne, aber feste Schnur ist mit dem einen Ende an dieser eisernen Spitze, mit dem andern an den Schaft des Pfeiles befestigt, die Schnur selbst aber auf dem letztern leicht aufgewickelt. Sobald der Fisch getroffen worden, bleibt die Pfeilspitze im Fisch sitzen, löst sich aber vom Schafte los, während sich zugleich die Schnur von diesem abwickelt, wenn der Fisch in die Tiefe geht. Der auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Schaft zeigt dem Fischjäger, wo die Beute sich verbirgt. Die Caraiben und Macusi-Indianer nennen diese Art Pfeile *Sara racca*. Gleiche Geschicklichkeit beweisen sie auch mit der Angel. Da jede Species der vielen Fische meist einen eigenthümlichen Köder verlangt, so wirft der Indianer, nachdem er mit kundigem Blick zuvor die sich im Wasser hin- und herbewegenden Bewohner desselben überschaut, seine Angel, mit dem Köder versehen, welchen der Fisch, den er gerade für seinen Tisch ersehnt, vor andern liebt, in das Wasser. Nur selten braucht er dazu eine Ruthe; mit gewandter Hand wirft er die Schnur aus und fühlt nun jede Bewegung des nagenden Fisches, bis ihm endlich ein stärkerer Ruck anzeigt, dass es Zeit sei, die Schnur anzuziehen. In den stillen Gewässern an den steilen Uferabhängen, namentlich an den Stellen, deren Oberfläche die reflectirten Sonnenstrahlen stark erleuchteten, hatten sich gewöhnlich eine Menge der schönen Sonnenfische, *Luganani* der Farbigen, *Cichla ocellaris* (*Bloch.*), *argus* (*Humb.*) versammelt, die selten den Pfeilen der Indianer entrannen. Eine eigene Art, die Fische herbeizulocken besteht darin, dass die Fischer, wenn sie die Schnur an eine Ruthe befestigen und sie jene so in das Wasser werfen, mit dieser mehrmals auf die Oberfläche schlagen. Die Fische scheinen dieses Geräusch für von den Bäumen herabfallende Früchte zu halten und schnappen nun gie-

rig nach jedem Gegenstande, der ihnen aufstösst. Unsere deutschen Angler würden durch einen solchen Lärm die Fische zu verscheuchen fürchten, und diese Besorgniss würde, nach meinen Angelerfahrungen aus der Jugendzeit, sich auch keineswegs als grundlos erweisen. Wahrscheinlich sind die amerikanischen Fische weniger klug als die deutschen. — Eine besondere Freude erregt es jedesmal im Lager, wenn einer der Riesensüsswasserfische, ein *Laulau*, oder ein anderer grosser Wels an die Nachtangeln gegangen war; übrigens erfordert es eine besondere Geschicklichkeit, um das unförmliche Thier an das Land zu ziehen. Mehre der *Siluroiden* geben, sobald sie aus dem Wasser gezogen und dann mit dicken Knüppeln todtgeschlagen werden, einen Laut von sich, namentlich der *Pacaruima* (*Phractocephalus bicolor*); dieser Ton ist so eigenthümlich, dass er selbst aus der Entfernung unterscheiden lässt, ob der Gefangene ein *Laulau* oder *Pacaruima*, oder sonst eine andere Species *Silurus* sei.

Als ich am Nachmittag mit einigen Indianern dem Fluss entlang ging, machte mich einer von ihnen auf einen Gegenstand am entgegengesetzten Ufer aufmerksam; ich hielt denselben für einen alten Baumstamm, mein scharfsichtiger Jäger rieth mir aber spöttisch lächelnd, mein «zweites Auge (das Taschentelescop)» hervorzuholen, mit dessen Hülfe ich dann in dem Gegenstande einen gewaltigen *Kaiman* erkannte, der sich in den sengenden Sonnenstrahlen wärmte. Schnell war die Jagdparthie arrangirt; die kleinen Boote waren bald ihres Gepäckes entledigt und bemannt, Büchsen, Flinten und Pistolen geladen; — wir theilten uns, das eine Boot sollte den Strom oberhalb, das andere unterhalb des *Kaiman* durchschneiden. Obschon die Indianer abermals auf unsere Vorbereitungen ihre spöttischen Blicke warfen und uns ruhig hier zu bleiben riethen, da der *Kaiman* viel zu klug sei, und uns sicher entrinnen werde, so liessen wir uns dadurch doch nicht zurückhalten. Der Eifer beflügelte unsere Ruder, doch zu unserm grossen Verdrusse zog sich das Thier nachdem wir uns ihm etwa bis auf 300 Schritt genähert hatten, langsam in das Wasser zurück. Dieselbe scheue Furchtsamkeit habe ich an dem *Kaiman* auf dem Lande später noch oft zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Am Morgen des 2. Januars setzten wir unsere Flussreise fort. Die nächste Insel, auf die wir stiessen, war *Hubucuru*, an der der Fluss eine Breite von 1520 Yards oder 4560 Fuss hatte, wie sich uns hier zugleich auch gegen Süd ½ Ost die *Arissaro*-Berge zeigten. Auf dem östlichen Ufer mündeten sich der *Cortuaharo* und *Mucu-mucu* in den *Essequibo*, von denen sich ein vielbesuchter Pfad in südöstlicher Richtung nach der Station *Seba*, am *Demerara*, abzweigt, die in gerader Entfernung ungefähr 20 Miles abliegen soll.

Sollte in späterer Zeit die Cultur des Landes landeinwärts mehr Gebiet gewinnen, dann würde der *Cortuaharo* und ein anderer kleiner Fluss, der *Coreta*,

welcher dem *Demerara* zuströmt, eine der günstigsten Civilisationsstrassen bieten, auf der man das gefährliche Hinderniss der Stromschnellen von *Itaballi* umgehen könnte.

Die Ueppigkeit der Vegetation, welche schon, nachdem wir die Fälle von *Aritaka* passirt, sichtbar geworden war, erregte, als wir uns den *Arissaro*-Bergen näherten, meine höchste Bewunderung. Wie am oberen *Barima* beherrschte hier das Ganze ein fast undurchdringlicher Urwald, und hinter der unmittelbaren Umsäumung der Ufer, die im freundlichsten Colorit wahrhaft malerische Laubparthien bildete, stiegen, mit der ganzen Fülle einer überreichen Tropenvegetation bedeckt, von der *Mora excelsa*, der riesigen Mimose der heissen Zone, überschattet, Hügel über Hügel empor. Wir blickten mit der tiefsten Bewunderung auf dieses herrliche Bild! O, welch' einen Reiz würde eine solche Baumgruppe mit ihren wechselnden Tinten der Belaubung über unsere nordischen Landschaften verbreiten! — nur eine Waldparthie der *Mora excelsa*, der mit zahllosen blauen Blüthen überladenen, blattlosen *Jacaranda procera* (*Spr.*), der stattlichen *Martia excelsa* (*Benth.*), mit ihrem dunkelgelben Blüthenschmuck, vereint mit dem zarten Gelb der *Vochysia guianensis* (*Aubl.*), von dem brennenden Roth der *Elisabetha coccinea* (*Schomb.*), dem scharlachrothen Farbenschmelz der rankenden *Norantea guianensis* durchzogen, durchwirkt von all' der zauberhaften Farbennuancirung der zahlreichen *Bignoniaceen* und *Passifloren!* Jeder Ruderschlag führte mir neue Gestalten, überraschendere Formen*) vor das staunende Auge, jede Biegung, jede Krümmung entfaltete ein neues, reizenderes Landschaftsgemälde vor dem trunkenen Blick, jeder Baum, jeder Strauch, jede Blüthe schien mir zuzurufen: «Fremdling, lass unser Bild in deinem Innern fortleben, trag es in ewig frischer Phantasie mit dir zurück in dein Vaterland, wo das blühende Leben unserer Brüder unter dem eisigen Hauche des Winters sinkt, — und, wenn das kalte Leben dir manche Hoffnung, mit der du deine Zukunft schmücktest, vernichtete, dann eile auf den Flügeln der Erinnerung zu uns zurück!» — Ja noch heute steht die Erinnerung an jene Stunden unaussprechlicher Genüsse, mit dem vollen Zauber der Gegenwart vor meinem innern Auge und erhellt mir manche trübe Stunde! — Doch nicht das Pflanzenreich allein entfaltete seine Wunder, auch die glänzendsten und interessantesten Repräsentanten des Thierreichs hatten hier ihre

*) Unter diesen mir theils noch unbekannten, theils überhaupt für die Botanik neuen Formen führe ich nur einzelne an: *Calypthrantes obtusa* (*Benth.*), *Clidemia elegans* (*Don.*), *Outea acaciaefolia* (*Benth.*), *Cassia moschata* (*Humb. Bonp.*), *bacillaris* (*Lin.*), *flexuosa* (*Lin.*) und *latifolia* (*Benth.*), *Spennera dichotoma* (*Benth.*), *disophylla* (*Benth.*) und *latifolia* (*Benth.*), *Lysianthus gracilis* (*Griesb.*), *Hibiscus bicornis* (*Meyer*), *Pavonia typhalea* (*Car.*), *Aeschynomene ciliata* (*Vog.*), *Chrysobalanus pellocarpus* (*Meyer*), *etc.*

Heimath. Mehre Species *Jacamar* (*Galbula*), unter denen sich besonders *Galbula grandis* (*Lath.*) und *flavirostris* auszeichneten, sassen mit der Miene stiller Contemplation auf den überhängenden Zweigen der gewaltigen Bäume, bis sich ihnen ein allzu keckes oder unvorsichtiges Insect nahte, sie gedankenschnell aufflogen und mit der Beute zu ihrem früheren Orte zurückkehrten, während die rothköpfige *Tanagra gularis* (*Lin.*), paarweise, geschäftig und munter durch das grüne, über die Wasserfläche hängende Gesträuch hüpfte. Je weniger sich die *Galbula* durch die Nähe der Menschen in ihren tiefsinnigen Speculationen stören liess, um so scheuer und vorsichtiger war der Schlangenvogel (*Plotus Anhinga Lin.*), weshalb es dem Jäger auch nur selten gelingt, sich ihm auf Schussweite zu nähern. Er wählt seinen Sitz gewöhnlich auf Bäumen, die, von dem Wasser unterspült, sich weit über den Fluss hinneigen; denn von einem solchen Standpunct aus kann er diesen eben sowohl auf- als abwärts leicht überschauen, und entflieht lange vorher, ehe man in den Bereich der Schussweite gelangt ist. Da das Erscheinen des unbedeutendsten Gegenstandes auf dem sonst unbesuchten Wasserspiegel seine ganze Aufmerksamkeit schon aus weiter Ferne in Anspruch nimmt, so baute ich auf diese ununterbrochene Beobachtung unserer Corials auch mein Jagdsystem. Sobald ich den *Plotus* in weiter Ferne sitzen sah, stieg ich, wo es mir das Ufer gestattete, an das Land und näherte mich ihm langsam und vorsichtig, während sein Auge auf die Corials gerichtet war, bis er durch den Schuss fühlte, dass er überlistet sei; doch bekam ich den Vogel auch dann nur in meine Gewalt, wenn ich ihn tödtlich getroffen hatte. War dies nicht der Fall, so stürzte er sich pfeilschnell in das Wasser, tauchte unter und kam nur selten wieder zum Vorschein. Gewöhnlich schwamm er unter dem Wasser bis zum umbuschten Ufer, steckte dann hier seinen spitzen Schnabel und kleinen Kopf mit den glänzenden Augen vorsichtig über das Wasser, tauchte augenblicklich von neuem unter, wenn ihm die Luft noch nicht ganz rein schien, und blieb vorsichtig immer im Bereich des überhängenden Gebüsches, wo er sich mit Recht viel sicherer fühlte, als auf der freien Wasserfläche. Geht er beim Schwimmen seiner Nahrung nach, so ragt ebenfalls nur der dünne, schlangenähnliche Hals und kleine Kopf über das Wasser empor. Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, wenn man diesen ewig beweglichen Hals die spiegelglatte Wasserfläche durchschneiden sieht. Gleich geschickte Taucher wie *Plotus* sind auch die hier heimischen Scharben (*Carbo. Lac. Halieus Ill.*). An dem unmittelbaren Flusssaum der Sandbänke fanden wir häufig ganze Heerden der Scheerenschnäbel (*Rhynchops*) vereint sitzen oder in langen Reihen, einer hinter dem andern, mit ihrem scharfen Schnabel die Fläche durchfurchend, über dem Wasser hinfliegen. Es war mir eine überraschende Erscheinung, diesen Vogel der Küste so tief landeinwärts zu finden; ich traf ihn selbst noch im *Rupununi.*

Die Seeschwalbe, *Sterna magnirostris* (*Licht.*), schien, nach den Nestern zu schliessen, welche die Indianer auf den Sandbänken entdeckten, hier ebenfalls häufig vorzukommen. In keinem Neste fanden wir mehr als zwei Eier; sie hatten die Grösse der Eier unserer Kibitze.

Den 5. Januar erreichten wir die 600 Fuss hohen *Arissaro*-Berge, die wir schon den Tag zuvor in der Ferne wahrgenommen hatten. Sie erstrecken sich von Ost nach West und gehören der Granitformation an; etwa sechzehn Miles weiter drängt die sich auf dem östlichen Ufer hinziehende, gegen 200 Fuss hohe Granitkette des *Yaya* den Strom, der hier aus Westen kommt, ganz nach Norden, welchen Lauf er auch etwa 40 Miles hindurch verfolgt. Hier nähern sich die beiden Ströme, der *Demerara* und *Essequibo* am meisten, da ihre wechselseitige Entfernung nur noch 8 Miles betragen soll. Fünf Miles weiter aufwärts stiessen wir auf die etwa 200 Fuss hohe Granitkette des *Oumaia*, die den Fluss wieder nach Osten drängt, wodurch er hier die schärfste Krümmung während seines ganzen Laufes bildet.

Das Ergötzen, welches uns bisher der ruhige und glatte Spiegel des stolzen Stromes mit seinen tief romantischen und üppigen Ufern gewährt hatte, wurde leider bald getrübt. Das reizende Uferbild mit seinem 80 — 100 Fuss hohen, mauergleichen Vegetationssaum, der förmlich einer riesigen, unter der Scheere gehaltenen Hecke glich, in der sich hier noch ausser den früher genannten Schlingpflanzen die prachtvolle *Petrea volubilis*, mit beinahe fusslangen Blüthentrauben, die herrliche *Clitoria Poiteaui* (*Dec.*), *Echites insignis* (*Sp.*), *Phaseolus lasiocarpus* (*Mart.*), *Securidaca marginata* (*Benth.*), *Cacoutia coccinea* (*Aubl.*) zeigte, und damit der feenhafte Blüthenteppich in allen Farben strahle, das niedliche *Calyptrion Aubletii*, mit der neuen Species *nitidum* (*Benth.*), und dem gleich neuen *Combretum aurantiacum* (*Benth.*) vereint, hervortrat, — verwandelte sich bald wieder in jenes chaotische Wogen- und Felsengewirr; — schon tönte durch den stillen Urwald der aus der Ferne drohende Donner der zweiten Cataractenreihe von *Cumaka* und *Akramalalli.* Wir überstiegen sie aber glücklich, und wählten zu unserm Nachtlager eine Insel, die so dicht mit Ananas bedeckt war, dass wir einen freien Platz für unser Lager mit den Waldmessern und Beilen säubern mussten. Die langen bewaffneten Blätter bildeten allerdings ein undurchdringliches Dickicht, gleichsam als wollten sie die kleinen, unansehnlichen, aber ungemein aromatischen Früchte schützen, die aber dessen ungeachtet grösstentheils sowohl von Insecten, als auch von Säugethieren, namentlich von Beutelthieren (*Didelphys*) und Nasenthieren (*Nasua*) angefressen waren.

Den folgenden Morgen passirten wir die Mündung des *Potaro*, der aus Südwest seine dunkelbraunen Wellen in den *Essequibo* ergiesst. Auch er soll unge-

mein reich an Stromschnellen und nur durch eine schmale Portage vom *Mazaruni* getrennt sein.

Ununterbrochener Donner und weisse, uns entgegenfluthende Schaumflocken verkündeten einen neuen Cataract, und bald stieg vor unsern Blicken ein wahrhaft chaotisches Bild übereinanderliegender Granitblöcke, deren Oberfläche eine dicke Kruste von schwarzem Brauneisensteinoxyd überzog, empor. Der Felsenwall durchkreuzt den Fluss von Nordost nach Südwest und verbindet dadurch zugleich die Arme des sich an beiden Ufern hinziehenden und bis zu einer Höhe von 1200 Fuss ansteigenden *Curamucu*-Gebirges. Auch hier gelang uns das Uebersteigen ohne allen Verlust. Kaum aber hatten wir wieder Athem geschöpft, als das verhasste Getöse uns von neuem drohte, und einzelne heimtückische Schaumflocken als Vorboten neuer Gefahren uns entgegenkamen. Die Fälle von *Benhuri-Bumocu* lagen vor uns, doch auch sie wurden ohne Verlust übersehritten, und auf der südlichen Spitze der Insel *Benhuri-Bumocu*, unter 5° 17′ Nördl. Breite, fanden wir die ersehnte Ruhe. Herr Youd hatte sich schon gestern von uns getrennt, um mit seinen Booten nach der Station *Waraputa* vorauszueilen und uns dort zu empfangen. Nachdem wir gelandet waren, theilten uns unsere Farbigen mit, dass sich hier in der Nähe, und zwar am östlichen Ufer, eine kleine Niederlassung der *Arawaaks* befinden müsste, der schon seit mehren Jahren ein Europäer, Namens Smyth, als Häuptling vorstehe, weshalb diese auch *Smyths-place* heisse. Sie schilderten diesen Mann als einen vollendeten Bösewicht. Früher Kaufmann in *Georgetown*, hatte derselbe sich solch niedrige Betrügereien und Schurkereien zu Schulden kommen lassen, dass er aus der Stadt verwiesen und für vogelfrei erklärt wurde. Er zog sich hierauf nach den Gegenden am obern *Essequibo* zurück, fand in jener Niederlassung Aufnahme, und erwarb sich hier durch seine ausserordentliche Schlauheit bald so viel Ansehen, dass er nach dem Tode des Häuptlings zu dessen Nachfolger erwählt wurde. Er hatte, unter andern, bei seiner Flucht aus *Georgetown* eine Menge Messer, Angelhaken, Aexte u. s. w. mitgenommen, und diese vor seinem Eintritt in die Niederlassung im Walde vergraben. Nachdem er dann bereits längere Zeit unter seinen Gastfreunden gelebt hatte, eröffnete er diesen, der grosse Geist sei ihm im Schlafe erschienen und habe ihm einen Ort bezeichnet, an dem sie alles Handwerkszeug, dessen sie bedürften, finden sollten; was er verkündet hatte, bestätigte sich, und die harmlosen Kinder des Waldes beugten sich von diesem Tage an willig unter sein unumschränktes Scepter. Das Emporblühen der nahen Mission *Waraputa* hatte er auf alle mögliche Weise zu hindern gesucht, des Nachts mit seinen Unterthanen die Felder zerstört, und alle Mittel aufgeboten, um die umwohnenden Indianer gegen die neue Niederlassung aufzureizen. Selbst *Bartika-Grove* hatte er mit seiner Brandfackel bedroht und



Macusi, Paravilhano- und Warrau-Indianer.



nur durch die Wachsamkeit des Herrn Bernau, dem man den verbrecherischen Plan und die zur Ausführung desselben bestimmte Nacht verrathen hatte, war dieses Unternehmen vereitelt worden. Auch bei den Indianern schien die Niederlassung in gar üblem Rufe zu stehen, und wurde von ihnen sorgfältig gemieden.

Den gefährlichsten der Cataracte von *Waraputa* konnten wir glücklicherweise auf einem Nebencanal umfahren, und landeten so, erfreut über das bisher uns treu gebliebene Glück, und von Gewehrsalven aller disponiblen und feuerungsfähigen Flinten begrüsst, an der Mission *Waraputa*, wo Herr Youd schon gestern eingetroffen war. Die Mission erhebt sich auf einem sich etwa eine Mile weit hinziehenden, 40—50 Fuss hohen Granitlager des westlichen Ufers des Flusses (unter 5° 15′ 13″ nördl. Breite und 58° 47′ 26″ westlicher Länge von Greenwich), das zugleich unmittelbar unter der Missionsstation den kleinen *Waraputa*-Fall bildet. Als mein Bruder im Jahre 1835 den Fluss aufwärts fuhr, fand er bereits die Niederlassung *Waraputa* mit 50 Bewohnern, *Caraiben* und *Akawais* vor, die von dem Häuptling Cambori beherrscht wurden; jetzt zählt dieselbe schon 30 Häuser, besitzt eine kleine aus Lehm erbaute und mit einem Thurm gezierte Kirche, welche Herr Youd seit seiner Vertreibung aus *Pirara* von seinen Schutzbefohlnen hat aufführen lassen. Das zweistöckige Wohnhaus des wackern Missionars stand auf einem Vorsprung des Felsenhügels, war, mit Ausnahme der Wetterseite, nur aus den gespaltenen Stämmen der *Euterpe oleracea* errichtet und mit einer Gallerie umgeben. Unterhalb dieses Gebäudes drängte sich das wild tobende Element, schäumend und verderbenbringende Wirbel bildend, durch die rauhen Felsenblöcke und Klippen. Weiter aufwärts breitete ein wahres Labyrinth von dicht bewaldeten Inseln einen grünen mit Silberstreifen durchzogenen Teppich über das gesammte Flussbett und das Haus selbst umgab ein üppiger Gemüse- und Fruchtgarten, in welchem neben europäischen Pflanzen, die unter diesem fremden Himmel eine in der Heimath nie gekannte Vollkommenheit erreichten, die heimische Ananas in einer wahren Riesengrösse prangte, so dass die schwachen Stengel die grossen goldnen Früchte nicht zu tragen vermochten und unterstützt werden mussten. Die Blätter der Ananas hatte sich die Vogelspinne (*Mygale Blondii* und *avicularia*), ein Geschöpf von widerlichem Aeussern, zum Wohnsitz gewählt, und fast an jeder Pflanze sah man das kleine, mousselinartige, dicke Gespinnst mit dem hässlichen Bewohner. Dass die Spinne selbst Colibris verzehrt, muss ich bezweifeln, da ich davon in ihrem Raubschloss keine Spur, auch nicht eine Feder gefunden habe.

Herrn Youd's Gemeinde bestand aus *Caraiben*, *Macusis*, *Paravilhanos* und einzelnen flüchtigen, brasilianischen Soldaten und *Vaqueiros* (Hirten) vom *Rio Branco*, die sich hier niedergelassen hatten. Das freundliche, einladende Aeussere der

Häuser, die musterhafte Ordnung und Sauberkeit, die in dem ganzen Dorfe herrschte, alle die fröhlichen und zufriedenen Gesichter der Bekehrten, machten auf uns einen ungemein wohlthuenden Eindruck, und welche Liebe Hr. Youd hier geniesse, wie segensreich sein Wirken gewesen, verkündete die That lauter, als es das eitle Wort vermocht hätte. Die grösste Anzahl der Bewohner bestand aus *Caraiben*. Einige Macusifamilien, die sich aber erst seit kurzem hier angesiedelt hatten, zeichneten sich nicht allein durch ihren Körperbau, sondern namentlich durch die ganz verschiedenen Charaktere, mit welchen sie ihren Körper bemalt hatten, vor jenen aus; besonders hatten die Frauen ein wahrhaft minutiöse Genauigkeit auf die immer im rechten Winkel gebrochenen und in einander verschlungenen Linien verwendet. Das schöne, volle und glänzende Haar trugen die letztern, sauber in Ordnung gehalten, lang über Nacken und Schultern herabhängend, die Männer dagegen meistentheils kurz verschnitten. Unmittelbar über den Knöcheln und Waden, so wie über der Handwurzel und dem Ellenbogen waren Beine und Arme der Frauen und Mädchen handbreit mit blauen Perlenschnüren umwickelt.

Einer der drei Indianer, die meinen Bruder im Jahre 1839 nach London begleiteten und sich dort ein Jahr aufhielten, hatte sich nach der Angabe Hrn. Youd's bei seiner Rückkehr hier niedergelassen; noch hatte sich Sororeng, ein *Paravilhano*, nicht blicken lassen, und mein Bruder wollte eben seine Verwunderung über dieses Benehmen äussern, als wir unerwartet einen schön gewachsenen Mann, der einen gewaltig langen, vollständig zugeknöpften Ueberziehrock trug, den etwas kurzen Hals in einer hohen Binde eingeschnürt, den Kopf mit einem Filzhut bedeckt, die Beine in schwarze Beinkleider gehüllt hatte — baarfuss aus einem der Häuser schweisstriefend heraustreten und mit dem Ausdruck der innigsten Freude auf meinen Bruder zueilen sahen. Er wusste in der That kaum, wie er seine Freude über das Wiedersehen meines Bruders so ganz, wie er sie empfand, ausdrücken sollte; er ergriff die Hand desselben, stellte sich dann wieder vor ihn hin, blickte ihn lange und aufmerksam an, wandte sich dann plötzlich um, eilte in eine der Hütten zurück und führte aus dieser eine junge Frau, die er meinem Bruder als sein Weib vorstellte, erzählte, dass Saramang, ein *Macusi*, der ebenfalls mit in London gewesen war, kurz nach seiner Rückkehr aus Europa gestorben sei, und versicherte dann wieder, dass er uns auf der jetzigen Reise in das Innere ebenfalls begleiten werde. Dieses Anerbieten nahm mein Bruder bereitwillig an, da Sororeng nicht nur englisch und creoldutch, sondern ausserdem auch noch drei verschiedene Indianersprachen sprach. Dass dieser Wunsch, uns auch auf unserer jetzigen Reise folgen zu dürfen, keinesweges nur aus der freudigen Aufwallung

des Wiedersehens entsprang, bewies die ausdauernde Anhänglichkeit dieses treuen Menschen bis zum letzten Augenblick unseres Aufenthaltes in Guiana.

Der redliche und biedere Sororeng hatte durch die Reise nach London bei seinen Landsleuten alle Glaubwürdigkeit verloren; «sie halten mich seitdem» erzählte er mir später oft, «für einen verächtlichen Lügner; denn als ich ihnen mittheilte, dass es dort noch grössere Thiere als Jaguare und Kühe gebe, namentlich, dass ich eine ungemeine Langnase (Elephant) und einen Langhals (Giraffe) gesehen, der so gross wie eine Hütte gewesen sei, da standen meine Freunde auf und verliessen mich,— seitdem», setzte er hinzu, «erzähle ich ihnen lieber gar nichts mehr, denn sie würden mir doch keinen Glauben schenken.» Sororeng war einer der Wenigen, welche noch von dem einst so mächtigen Stamm der *Paravilhanos*, deren Gebiet sich in den Umgebungen des *Rio Branco* ausbreitete, übrig geblieben sind.

Da wir an den Ufern des *Essequibo* keine Niederlassung mehr erwarten konnten, so verweilten wir hier sechs Tage, um uns mit einer hinreichenden Quantität Cassadabrod zu versehen, und zugleich eins unserer kleinen Boote, welches unsere zurückgelassenen Sachen nachholen sollte, unter der Aufsicht eines Farbigen nach *Ampa* zurückzuschicken. Einige Indianer aus *Waraputa* begleiteten dasselbe als Ruderer, während Herr Youd uns eins seiner Corials lieh, um die Stelle des abgegangenen in unserer Flotte zu ersetzen. Er selbst wollte in *Waraputa* die Ankunft der Militärexpedition abwarten und sich dieser anschliessen.

Viele Freude machte mir auch hier der Schulunterricht, mit dem sich besonders der Hülfslehrer Herrn Youd's beschäftigte, welcher nach dessen Abreise der Mission selbstständig vorstand. Unter den Kindern, die hier Unterricht genossen, traf ich ein kleines *Macusi*-Mädchen von fünf Jahren, das ganz correct las und schrieb. Herr Youd theilte die Ueberzeugung des Herrn Bernau, dass es fast zu den Unmöglichkeiten gehöre, die ältern Indianer auf die Bahn der Gesittung zu führen und der Cultur treu zu erhalten. Dagegen aber fand der ausgestreute Saame in den Gemüthern der jungen Generation einen fruchtbaren Boden und versprach die schönsten Früchte. Ich habe mich oft mit Hrn. Youd über seinen segensreichen Wirkungskreis unterhalten, und glaube, dass die kleine, aber von den Elementen der wahren Religiosität und Bildung durchdrungene Schaar unserer jugendlichen Zöglinge manchen Missionär beschämt haben würde, der mit salbungsvoller Rede verkündet: so viel Seelen sind von mir dem Heiland zugeführt worden, so viele beten das «Vater Unser», so viele kennen den christlichen Glauben, aber nicht hinzusetzt, dass diess nur mit dem Munde geschieht, dass das Herz nichts davon weiss. Freilich konnte Hr. Youd nicht von Tausenden reden, die er zum Christenthum bekehrt habe, wohl aber von einer kleinen Schaar, die durch ihn die Segnun-

gen des Evangeliums wahrhaft empfangen und edlere Sitten lieben gelernt hatten. Mit dem: »Herr, Herr-Sagen ist's nicht gethan«, war sein schöner und wahrer Wahlspruch.

Den Sonntag wohnten wir alle dem Gottesdienst bei, und es musste ein den Körper erschöpfender Tag für den braven Missionär sein, denn er hielt uns diesen erst in englischer Sprache, dann für die *Macusi*-Indianer in ihrer Sprache, und endlich auch noch für die Brasilianer und Farbigen in Creoldutch. Ein Horn rief auch hier statt der Glocken die Gemeinde in's Gotteshaus; gespaltene Baumstämme bildeten die Bänke, weder Glas noch Läden schlossen die Fensteröffnungen, und ich muss gestehen, es gab ein eigenthümliches Bild, als diese kleine Gemeinde in buntem Kostüm oder nur halb bekleidet die Bänke des einfachen Gotteshauses einnahm. Nur wenige waren ganz, der grösste Theil kaum halb bekleidet. Ohne ihre Gesichtszüge nur im mindesten zu verändern, sassen alle gleich Statuen, unverwandt das Auge auf den Missionar gerichtet, in der kleinen Kapelle. Da nach dem Ritus der englischen Hochkirche nur wenig gesungen wird, so wurden die häufigen Pausen in der Liturgie durch einen Leierkasten ausgefüllt, der mehre Choralmelodien vortrug, bis der sanfte und melodische Gesang der andächtigen Gemeinde wieder einfiel. Der Häuptling des Dorfes, ein *Caraibe*, Irai-i, der letzte Nachkomme des einst so berüchtigten Kaziken dieses Stammes, *Mahanarva*, sass in der Mitte der Kirche in blauer Kleidung auf einem Stuhle. Irai-i besass noch das goldene, halbmondförmige Herrscherzeichen seiner gefürchteten Ahnen. Auch unsere *Waikas* und *Warraus* vom *Barima* und *Waini* hatte die Neugier in die Kirche geführt. Alles, was sie hier sahen und hörten, war ihnen neu; sie beobachteten jede Bewegung des Predigers mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und wurden von den Tönen des Leierkastens und des Gesanges sichtbar ergriffen, doch als Herr Youd die Predigt begann, die er mir etwas zu sehr auszudehnen schien, ermüdete ihre Theilnahme, und sie begannen die ungeduldigen Blicke auf die Thür zu richten. Da wir unmittelbar hinter dem Pulte des Predigers sassen, so konnten wir die ganze Versammlung übersehen und genau beobachten. Zuerst zeigte sich die Ungeduld bei einem der *Waikas* aus *Manari*; er schien es nicht länger ertragen zu können. So wie Herr Youd seinen Blick von der Gegend abwandte, in der jener stand, warf dieser auch den seinen nach der Thür, doch die grosse Menge, welche jenen Raum einnahm und ein angebornes Schicklichkeitsgefühl mussten ihn überzeugt haben, dass er dort nicht das Freie gewinnen könne, ohne vielfache Störung zu veranlassen. Das offene Fenster bot ihm einen leichtern und sicherern Weg. Sein Entschluss war schnell gefasst; ohne das Auge von Herrn Youd abzuwenden, begann er sich dahin fast unmerklich seitwärts in Bewegung zu setzen. Wandte der Prediger während der Rede das Auge nach der Gegend

des schlauen Indianers, dann stand dieser plötzlich still. Endlich hatte er das ersehnte Ziel, das etwa sechs Fuss über den Boden erhabene Fenster erreicht, und ein günstiger Moment, in welchem Youd sich nach der entgegengesetzten Seite wandte, brachte ihn mit einem Sprunge in das Freie. Seine Bewegungen waren so schlau berechnet, und der Sprung durch das Fenster wurde so schnell ausgeführt, dass Herr Youd auch nicht die leiseste Ahnung von dem Entfliehen eines seiner Zuhörer hatte. Wir konnten uns, offen gestanden, kaum des Lachens enthalten, und fühlten uns dazu nur noch mehr gereizt, als die übrigen *Waikas* und *Warraus* ihrem Vorgänger mit derselben Schlauheit nachfolgten; Herr Youd bemerkte endlich sogar unsere Aufregung. Die übrige Gemeinde aber liess sich nicht stören und sah dem Experimente zu, ohne auch nur eine Miene zu verändern. Als wir dem braven Missionar nach Beendigung des Gottesdienstes mit der Ursache unserer Unruhe bekannt machten, versicherte er uns, dass er dieses Entweichen seiner Zuhörer gar nicht bemerkt hätte, und doch waren sieben derselben durch das Fenster gesprungen.

Nach dem Gottesdienst besuchten wir die freundlichen und ausgedehnten Felder, die das Dorf umgaben. Jedes Haus besass sein eigenes Stück Ackerland, welches jede Familie ausschliesslich bearbeiten musste, während ein grosses Stück als Gemeingut, aus dessen Gewinn die Ausgaben für die Mission bestritten wurden, alle gemeinschaftlich bebauten. Der Boden musste ungemein fruchtbar sein; noch nie hatte ich die *Manihot* in solcher Vollkommenheit gesehen! Die Unterlage bestand aus einer reichen Lehmschicht, durch die überall Granitfelsen zu Tage traten.

Als wir von unsrem Spaziergang zurückkehrten, zog ein Hund des Häuptlings Irai-i unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich, den ein *Labaria* (*Trigonocephalus atrox*) im Walde unter dem rechten Auge in den Kopf gebissen hatte. Das arme Thier musste fürchterlich leiden, denn es winselte jämmerlich, und bald konnte man in dem Geschöpfe kaum noch den Hund erkennen. Der spitze Kopf des Windspiels hatte sich in ein förmliches Löwenhaupt verwandelt. Die Nähe des Feuers schien seine Schmerzen zu lindern und das gequälte Thier wühlte den Kopf förmlich in die Asche hinein.

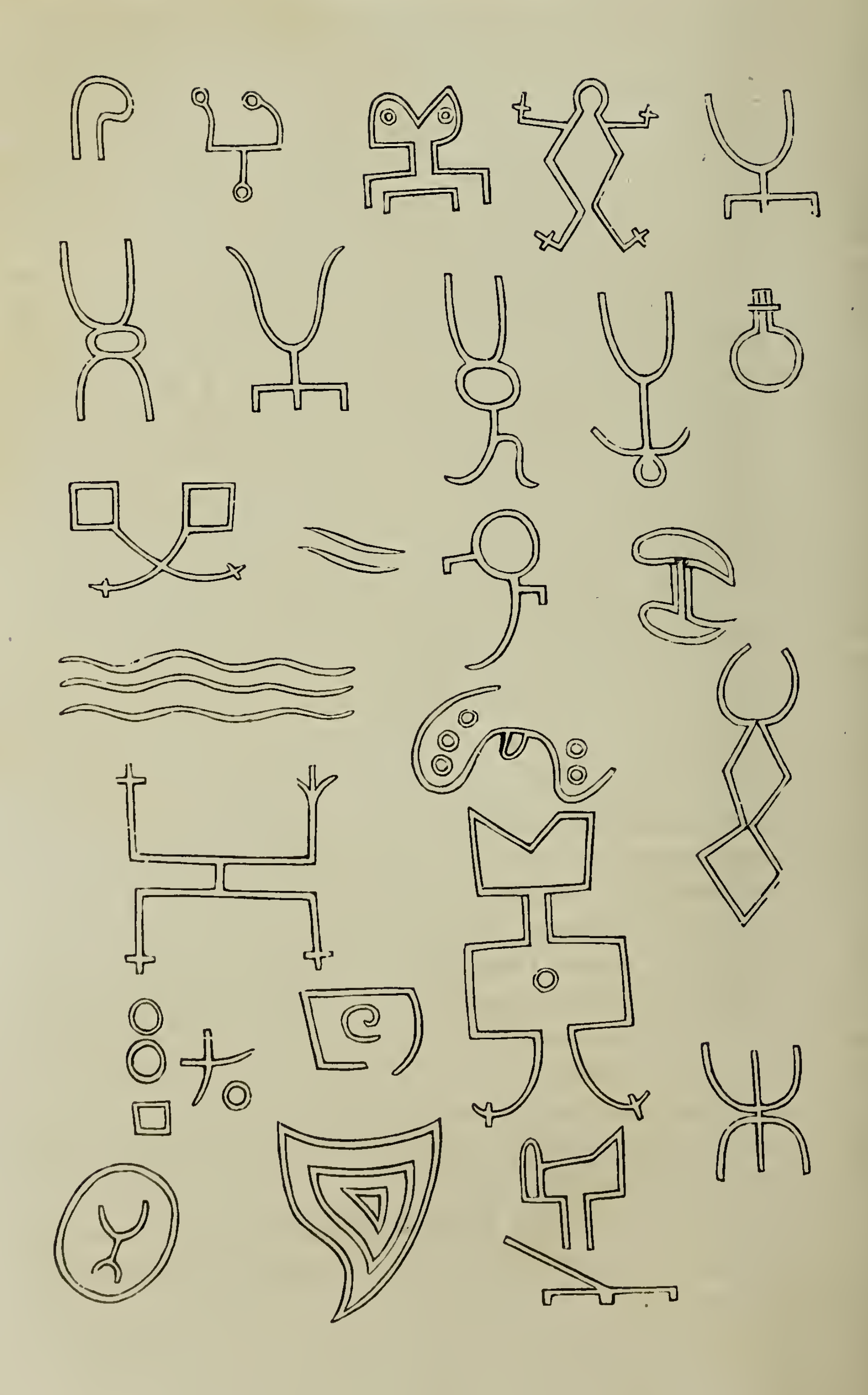
Am nächsten Morgen besuchten wir in einem Corial den grossen Fall von *Waraputa*, der nicht allein wegen seiner Grossartigkeit, sondern auch wegen der bedeutenden Menge seiner in den Felsen eingehauenen Hieroglyphen und Sculpturen besonderes Interesse verdient, indem man Spuren einer Vergangenheit in den letztern erkennen kann, die unverkennbar auf eine höhere Kulturstufe der Eingebornen in früherer Zeit hinweisen, wie eine solche auch von den wichtigsten Gewährsmännern angenommen wird. Geschichtlich nachgewiesen ist, dass die Spa-

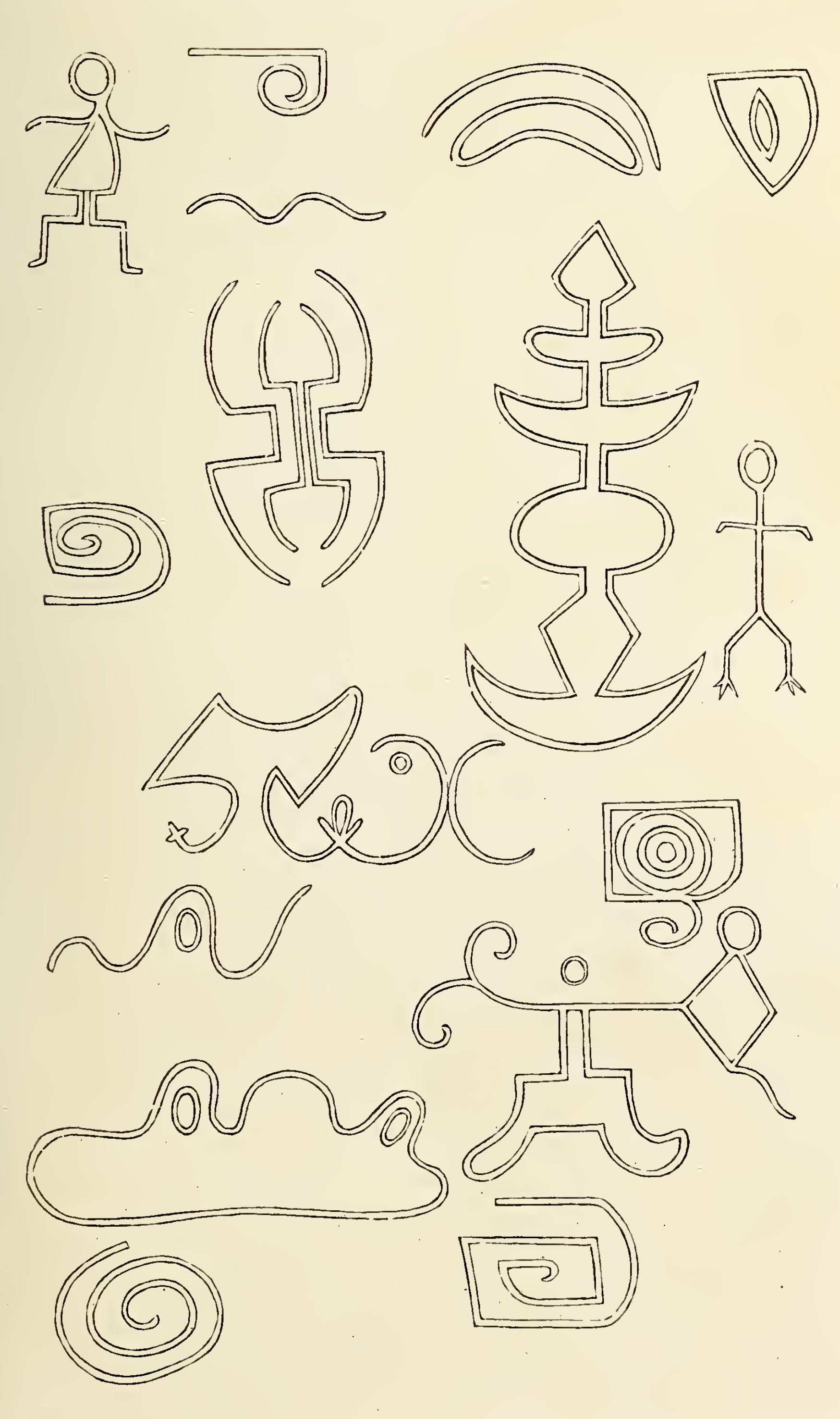
nier bei der Entdeckung Amerika's diesen neuen Continent von einer Menschenrace bevölkert fanden, die sich sowohl in Rücksicht ihres Körperbaues, als auch in Bezug auf ihre geistigen Fähigkeiten vielfach von allen andern Nationen der bis dahin bekannten Welt unterschieden, während sich dagegen unter ihnen selbst eine so allgemeine Stammverwandtschaft in Rücksicht des Körperbaues, der Sitten und Gebräuche zeigte, dass es um so mehr auffallen musste, diese grosse Familie doch wieder in zahllose Stämme gespalten zu sehen, deren Sprachen vollkommen von einander abwichen. Woher aber nun, könnte man allerdings fragen, bei dieser allgemeinen Raceähnlichkeit die Abweichung in dem Medium der gegenseitigen Verständigung, der Sprache? Nach den tiefen Forschungen eines Wilhelm von Humboldt, Vater und Anderer, lassen sich in Amerika wenigstens 500 verschiedene Sprachen unterscheiden. Humboldt schreibt diese Sprachverschiedenheit theils der in sich so vielfach abweichenden Oberflächenbildung des Bodens, theils den trennenden Vegetationsschranken zu. So lange freilich die Kenntniss aller dieser verschiedenen Idiome noch auf mündliche Ueberlieferung beschränkt und daher der Corruption unterworfen ist, wird sich auch nichts bestimmtes über ihren Bau, über ihre nähere oder entferntere Stammverwandtschaft entscheiden lassen, obschon selbst aus dieser mündlichen Ueberlieferung so ziemlich mit Bestimmtheit hervorgeht, dass zwischen allen eine gewisse grammatische Analogie und eine gewisse Aehnlichkeit des Baues besteht, durch die jene Annahme, dass sie ungeachtet der auffallenden Dialectverschiedenheit doch einen gemeinsamen Ursprung haben, nur um so wahrscheinlicher wird. Ob nun die Bewohner Amerika's wirklich Eingeborne und mit der Oberflächenbildung ihres Erdtheils von gleichem Alter, oder ob sie asiatischen Ursprungs sind, wie man angenommen hat, lässt sich freilich bei dem gänzlichen Mangel an geschichtlichen Daten nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Jener Gürtel von Hieroglyphen, den wir durch ganz Südamerika, Nordamerika bis in das nördliche Sibirien und zur Beringsstrasse gezogen finden, dessen Charaktere so unverkennbar mit einander übereinstimmen, möchte allerdings eine Bevölkerung Amerika's durch asiatische Horden mehr als wahrscheinlich machen, namentlich wenn wir die Aehnlichkeit des ganzen Körperbaues mit dem der mongolischen Stämme des nördlichen Asiens noch mit in Anschlag bringen. Diese flüchtigen Andeutungen mögen genügen, um auf die Wichtigkeit hinzuweisen, die in diesen alten Inschriften liegt, welche wir auf unserer Reise unter den verschiedensten Breitengraden, nicht allein in den Flussthälern, sondern auch auf ansehnlichen Höhen fanden. Ueberall erhielten wir auf unsere Fragen an die Eingebornen, wer sie gemacht habe, die Antwort: »Unsere Vorväter, als noch die grossen Wasser die Erde bedeckten und jene auf Corials die Berge befuhren.«

Der grosse Cataract liegt südöstlich von der Mission, und nachdem wir ihn auf einigen der vielen Kanäle umfahren hatten, führte uns einer derselben zur Basis desselben. Der Fall war ohne Zweifel der grossartigste, den ich bisher gesehen. Die Wassermasse stürzt sich eine 12 Fuss hohe, perpendiculäre Felsenwand hinab, während am Fusse des Falles überall gewaltige Granitfelsen, die ganz mit jenen wunderbaren Figuren und Zeichen bedeckt sind, wie verirrte Schwimmer aus dem schwarzen Felsenkessel hervorragen. Die Hieroglyphen selbst sind jetzt noch drei bis sechs Linien tief in den festen Granit eingegraben, ohne dass auch nur irgend ein Spur von Symmetrie in dem Grössenverhältniss der einzelnen zu einander stattfände, da manche nicht ganz einen Fuss, andere dagegen bis über zwei und noch mehr massen. Ausser mehren Nachbildungen von menschlichen Figuren, denen sich auch solche von Thieren anschlossen, kehren namentlich, nur durch Grösse und einzelne Modificationen unter sich etwas verschiedene Schneckenlinien wieder, die vielfache Aehnlichkeit mit den semitischen Sprachzeichen haben. Die uns begleitenden *Macusis* nannten diese Bilderschrift *ta-emongkong*, während sie die Zeichnungen auf ihrem Körper mit *imeun-casa* bezeichneten. Bedenkt man die Härte des Gesteins, ferner, dass bei der Entdeckung Amerika's die Bewohner das Eisen eben so wenig, als jetzt noch die Stämme des Innern, kannten, so muss man annehmen, dass viele Jahre darüber hingegangen sein mögen, ehe diese Sculpturen in einer solchen Tiefe eingegraben werden konnten, wenn man diese nicht als Zeugen einer untergegangenen, höhern Kulturstufe der vorgeschichtlichen Periode Amerika's annehmen will.

Die von Hortsmann im *Rupununi* gesehenen Hieroglyphen haben wir nicht gefunden, obschon wir den Fluss von seiner Mündung an bis ziemlich zur Quelle untersuchten, wie auch die Indianer, bei denen wir uns überall nach ihnen erkundigten, nichts davon wussten. Auf der Reise nach dem *Roraima* entdeckten wir neue Serien, die in einer Sandsteinwand eingegraben waren, aber vielfach von denen am Waraputafall abwichen, dafür aber wieder ganz denen zu gleichen schienen, die Alexander v. Humboldt auf den Granitfelsen von *Caycara* am *Orinoko* und *Culimacare* am *Casiquiare* fand. Die sonderbaren, spiralartig in einander verschlungenen Charaktere fehlten hier ganz, dafür aber bedeckten eine Menge roher Figuren von Schlangen, Crocodilen, Sonnen, Mond und Sternen die leider schon vielfach verwitterte Fläche.

Da es vielleicht für manchen der Leser interessant sein möchte, eine treue Copie dieser Bilderschrift zu besitzen, so habe ich einige der Charactere des *Waraputa*falles beigefügt.





Die Vegetation der Inseln bestand fast durchgängig aus *Psidium*, *Eugenien*, *Inga* und *Mimosen*. Auch hier zeigten die Granitfelsen jenen schwarzen, glasartigen Ueberzug, und waren auffallend häufig von Quarzgängen durchsetzt.

Kurz vor unserer Ankunft in *Waraputa* waren auch eine Anzahl fremder *Macusi*-Indianer, auf ihrem Wege nach der Coloniestadt, wo sie die Erzeugnisse ihres Fleisses gegen andere Gegenstände umtauschen wollten, an der Mission gelandet. Unter ihnen befand sich auch ein armer Knabe von 10 — 12 Jahren, der an der Wassersucht und zwar schon in ihren höchsten Stadien litt; da sich sein Zustand mit jeder Stunde verschlimmerte, so nöthigte dies die Fremden, den Ausgang der Krankheit hier abzuwarten; — am vierten Tage hatte er vollendet. Der *Kanaima* war natürlich die Ursache des Todesfalles. In der Dämonologie der *Macusis*, *Akawais*, *Wapisianas* und *Arekunas* spielt dieser *Kanaima* eine ganz besondere Rolle. Er scheint aber nicht nur die persönlich gewordene Rachgier des Menschen, sondern überhaupt der Urheber und der Grund alles Bösen zu sein, ohne sich doch wieder als ein bestimmter persönlicher Dämon zu manifestiren, kurz es ist ein Proteus ohne feste Gestalt und bestimmten Begriff. Ungeachtet unseres langen Aufenthaltes unter den *Macusis*, bei denen dieser religiöse Aberglaube am ausgebildetsten auftritt, ist es uns doch nicht gelungen, eine klare Ansicht von diesem *Kanaima* zu gewinnen, da dieser nicht nur als böses, unsichtbares, dämonisches Wesen, sondern auch in vielen Fällen als eine individuelle Persönlichkeit, immer aber als Rächer für bewusste oder unbewusste Beleidigung erscheint. Wer und was *Kanaima* sei, konnten sie uns nie sagen, wohl aber erklärten sie jeden Todesfall für seine Wirkung, sein Thun. Aus all' den verworrenen Begriffen schien mir soviel hervorzugehen, dass die Art und Weise, wie der Indianer seine Rache befriedigt, indem er niemals offen, Auge in Auge seinem Beleidiger entgegentritt, sondern diesen aus dem Hinterhalt überfällt, auf Wegen der List seinen Rachdurst zu sättigen sucht, die wesentlichste Schöpferin jenes Truggebildes ist, das dem Indianer unablässig als drückender Alp auf allen seinen Wegen, in all seinem Thun begleitet, vor dem er seine Hütte bei anbrechendem Abend verrammelt und dessen Nahen er in jedem ungewöhnlichen, nächtlichen Geräusch zu erkennen glaubt. Schon bei den *Warraus* erwähnte ich jenes Rachdurstes, der den Indianer oft bis zum Wahnsinn beherrscht und peinigt, sobald er sich in seiner Ehre oder in seinem Weibe beleidigt fühlt; ein Rachdurst, der nicht eher erlischt, als bis demselben in dem Tode des Beleidigers, ja in der Ausrottung dessen ganzer Familie Befriedigung geworden. Wie ich eben angab, tritt aber der Rächer nicht frei hervor, sondern er überfällt sein Opfer dann, wenn es sich gerade am sichersten wähnt, aus verborgenem Schlupfwinkel, mit scheuem Sprunge, mit sicherem Erfolg. Jedes Gift nun, ausgenommen das Pfeilgift, ist *Kanaima*, eine Name,

den auch jedes Individuum erhält, von dem man weiss, dass es in seinem Rechte gekränkt worden ist. Zu den in seinen Wirkungen fürchterlichsten Giften gehört namentlich das *Wassy*. Es wird aus der Zwiebel oder Knolle einer Pflanze bereitet, die ich aber ungeachtet meiner Mühen nicht kennen lernte, da alle meine Bitten, alle Versprechungen reicher Belohnung, wenn man sie mir zeige, fruchtlos blieben, indem sie behaupteten, dass, wenn sie den *Paranaghieris* die Pflanze verriethen, diese sogleich ein Gegengift auffinden würden. Sie schneiden die Zwiebel in dünne Scheibchen, trocknen dieselbe in der Sonne, und stossen sie dann unter den grössten Vorsichtsmassregeln zu dem feinsten Pulver, das ganz das Ansehn von Arsenik hat. Treibt den Indianer das Rachgefühl, als *Kanaima* aufzutreten, so verfolgt er sein Opfer wie die Schlange, die sich unter dem Laube fortwindet, lässt es nie aus den Augen, in jedem Augenblicke zum tödtlichen Sprunge bereit, bis es ihm endlich gelingt, dasselbe im Schlafe zu überraschen. Jetzt streut er ihm eine kleine Quantität des Pulvers auf die Lippen oder unter die Nase, damit der Schlafende sie einathme. Ein heftiges Brennen in den Eingeweiden, zehrendes Fieber, tantalischer Durst, der auf keine Weise zu stillen, — sind die Symptome der Vergiftung und geben dem Opfer die schreckliche Gewissheit, dass seine Tage, ja seine Stunden gezählt sind. Binnen vier Wochen ist der Kranke zum Skelett abgezehrt — und stirbt unter den fürchterlichsten Qualen. Gelingt es dem *Kanaima* auf diese Weise nicht, seine Rache zu stillen, so ändert er seinen Plan, lässt von dem Haschen nach jenem verderbenbringenden Augenblick des sorglosen Schlafes ab, und sucht das e i n e Gefühl, das Tag und Nacht seine Seele füllt, auf dem Wege einer erheuchelten Freundschaft zu befriedigen. Gelangt er aber auch auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele, kann keine Verstellung, keine Heuchelei das Misstrauen und die Furcht vor der Rache aus der Brust des Beleidigers verscheuchen, — so ist der *Kanaima* plötzlich aus dem Dorfe verschwunden; Niemand weiss, wo er sich aufhält. Ohne Rast, ohne Ruhe, nur vom brennenden Trieb nach Rache gestachelt, der seine Brust immer heftiger und heftiger durchglüht, streift er durch die Wälder, Thäler und Höhen, und kehrt nicht früher nach dem Dorfe zurück, als bis er sein Opfer erschlagen, oder mit einem vergifteten Pfeil verwundet hat. Oft späht er halbe Jahre, ja noch länger nach diesem aus, meidet während dieser ganzen Zeit jedes Begegnen mit andern Indianern; der Baum des Waldes, die Höhlen des Berges sind sein Nachtlager, nur Früchte seine Nahrung. Von dem Augenblick an aber, wo er das Dorf verlässt, ist er für die übrigen Indianer eben so vogelfrei, wie das Opfer, dem er nachstellt. Indem er alle Bande, die ihn an seine Familie und seine Stammverwandten fesseln, von sich streift, wird er das Schreckbild, der Dämon der Umgegend, ein Ausgestossener, dessen Leben von jetzt an ebenfalls jeden Augenblick

auf dem Spiele steht, da es jeder Indianer für seine Pflicht hält, ihn, so wie er ihm im Walde begegnet, zu tödten. Verräth in den beiden ersten Versuchen, seine Rache zu kühlen, kein äusseres Merkmal den innern Aufruhr, die verderbenbringende Absicht, so tritt diese jetzt offen hervor. Sein Körper ist auf eine eigenthümliche Art bemalt und mit einem Thierfell bekleidet. Trifft er endlich sein Opfer allein, und fühlt er sich ihm an Körperkraft überlegen, so beginnt er den Kampf mit demselben, verwundet den Beleidiger mit seinem vergifteten Pfeil und durchsticht ihm die Zunge mit den Fängen der giftigsten Schlangen, damit jene, zu einer unförmlichen Masse anschwellend, den Feind für die nun gemessene Zeit des kurzen Restes seines Lebens vollkommen der Sprache beraubt, so dass er, wenn er sein Dorf noch erreichen sollte, nicht erzählen kann, wer der *Kanaima* war, sonst möchte wieder ein *Kanaima* für dieses Opfer auftreten und dem jetzigen dasselbe Loos erwarten. Dass die Indianer die Fänge der giftigsten Schlangen sorgfältig sammeln, weiss ich aus eigener Erfahrung, da wir auf unsern Reisen keine derselben tödteten, ohne dass sie ihr nicht dieselben ausgebrochen und sie aufbewahrt hätten.

Wie tief dieser Aberglaube bei den *Macusis* eingewurzelt, davon konnte ich mich selbst noch nach meiner Rückkehr in die Heimath an einem geistig reich begabten Indianer überzeugen, der meinem Bruder rein aus dem innern Drange, das Land der *Paranaghieris* kennen zu lernen, nach England gefolgt war, und dann mit diesem von dort in unser väterliches Haus kam, wo wir Geschwister uns nach langer Trennung wieder versammelt hatten. Mit unendlicher Liebe hing *Misseyarai* (Langhaar) an seiner einzigen Schwester; für sie sammelte er jede Perle, jeden Flitter, den er erlangen konnte. Eines Tages kam ich in sein Zimmer und fand ihn tief niedergeschlagen mit düsteren Augen auf dem Stuhl sitzen. Ich fragte ihn nach dem Grund seiner Traurigkeit, ob er krank sei, doch *Misseyarai* schüttelte den Kopf und erzählte mir nach langem Kampfe: eben habe er erfahren, dass heut Nacht der *Kanaima* in die Hütte seiner Schwester getreten sei, diese und alle seine Verwandten getödtet habe, und alle die Perlen, welche der Bruder gesammelt, würde die Schwester nicht tragen! Als ich weiter forschte, ob er dies geträumt habe, sagte er, dass dies nicht der Fall sei, und antwortete auf alle meine übrigen Fragen nur: er wisse es seit einigen Minuten, es habe ihm dies Niemand gesagt, er habe es nicht geträumt, aber er wisse es, heute Nacht sei dies geschehen, weiter könne er mir nichts sagen.

Wie ich schon bemerkte, war natürlich der *Kanaima* auch in *Waraputa* die Ursache des Todes des wassersüchtigen Knaben; — um aber nun zu entdecken, in welcher Gegend der *Kanaima* lebt, haben die Indianer einen scheusslichen Gebrauch, der, als ich Zeuge davon wurde, mich im tiefsten Innersten erschütterte. Unter einem schauerlich monotonen Trauergesang wurde nämlich der Knabe nach

einem freien Platz getragen, und ein Kreis um die Leiche geschlossen, worauf ihr der Vater an jeder Hand den Daumen und kleinen Finger, an jedem Fusse die grosse und kleine Zehe, ein Stück von jeder Ferse abschnitt, und diese Glieder in einen neuen, mit Wasser gefüllten Topf warf. Unterdessen war neben der Leiche ein Feuer angezündet worden, auf das man den Topf setzte. Das Wasser begann zu kochen, und nach der Seite, nach der Richtung hin, wo das kochende und wallende Wasser zuerst eins dieser auf- und niedertanzenden Glieder über den Rand des Topfes warf, verbarg sich der *Kanaima*. Es hatte etwas Grausiges, wahrhaft Dämonisches, diese kupferfarbenen Gestalten unter dem Absingen der Trauerlieder mit stieren, unverwandten Blicken auf die tanzenden Glieder im Topfe starren zu sehen, um den Augenblick zu erhaschen, wo eins derselben von dem wallenden Wasser über den Rand geschleudert würde. Dieser Augenblick kam und wurde mit einem markdurchdringenden Geschrei verkündet. Einer der Finger war an der westlichen Seite des Topfes über den Rand gefallen, nach der Gegend hin, aus der die Indianer gekommen waren. Nach langer Berathung schien man darüber einig geworden zu sein, der *Kanaima* müsse in ihrem eigenen Dorfe leben. Der Knabe wurde dann, nachdem man ihm das Rückgrat, Füsse und Arme zerbrochen, und wie eine Schlange, zusammengerollt in einen kleinen, blechernen Kasten, der ungefähr 2 Fuss lang, 1½ Fuss breit und 1½ Fuss hoch war, gezwängt, den sie wahrscheinlich früher einmal in der Colonie eingetauscht, der Deckel stark mit Wachs verklebt und in den Wald getragen, wo sie eine kleine Hütte bauten, die Kiste auf ein Gerüst in derselben stellten und ein Feuer unter ihr anzündeten. In Jahresfrist wollten sie zurückkehren, um das Skelett abzuholen und dasselbe in ihrem Dorfe zu begraben, wo sie freilich den Schädel, den mein Bruder schon früher mit sich nahm, vergebens gesucht haben mögen.

Da wir jetzt eine solche Quantität Cassadabrod eingetauscht hatten, um in den nächsten vierzehn Tagen keinen Mangel fürchten zu dürfen, so wurden von neuem die Anstalten zu unserer Weiterreise getroffen, ohne dass es uns jedoch gelungen wäre, die Ruderer zu ersetzen, die mit dem Boote nach *Ampa* zurückgekehrt waren, um unsere dort zurückgelassenen Sachen nachzuholen, indem schon vor unserer Ankunft der grösste Theil der kräftigsten Männer nach *Georgetown* gegangen war, um bei der Militairexpedition als solche zu dienen. Mein Bruder sah sich daher genöthigt, mehre Farbige in einem Boote nach der Niederlassung des Smyth abzuschicken; diese sollten die fehlenden Bootsleute an diesem Orte zu miethen suchen. Der Versuch war freilich, wie zu erwarten stand, vergeblich; der Häuptling hatte es seinen Unterthanen streng verboten, uns zu begleiten. Bei der Rückkehr brachten die Farbigen eine gewaltige *Matamata*-Schildkröte (*Chelys fimbriata*) mit sich, die sie am Ufer gefangen hatten. Es kann in der That kein

hässlicheres Thier geben, als eine solche Schildkröte, deren scheussliche Gestalt schon abschreckend genug ist, die ausserdem durch den greulichen, ekelhaften Geruch noch viel widerlicher wird. Die *Caraiben* fielen mit einer wahren Wuth über das Fleisch des Thieres her, dessen Schild ich für mich in Anspruch nahm, das mir aber leider später verdarb. Am *Essequibo* war es das einzige Exemplar, das wir gesehen haben; um so häufiger fand ich sie am *Takutu*, nicht allein im Flusse selbst, sondern auch in den stehenden Gewässern. Der mit einer Menge ausgezackter Lappen besetzte, rüsselförmige Kopf und Hals, wie die breiten, mit gleichen nur etwas kleinern Lappen behangenen Füsse, die sie eben so wenig wie jenen unter das flache Schild zurückziehen kann, erregten mir jedesmal den tiefsten Ekel, wenn ich sie antraf. Der in seiner Phantasie des Hässlichen so ausschweifende Höllenbreughel, hat keine solche Ausgeburt des Ekelhaften erfunden, als sie hier die Wirklichkeit giebt. Ihre Kiefer sind eben so weich und wulstig wie die der *Pipa*. Unter den Vögeln, die ich hier fand, zeichneten sich namentlich der herrliche *Trogon melanurus* (*Gould.*), so wie *Bucco cinereus* und *tenebrosus* (*Gm.*) aus. Die Indianer nannten den erstern *Cuia*.

Den Tag vor unserer Abreise schafften wir erst unsere Boote über die kleinen Waraputafälle, welche Arbeit uns beinahe den ganzen Tag raubte, da wir das ganze Gepäck ausladen mussten, und doch waren dies bei weitem noch nicht die gefährlichsten dieser Reihe, denn die von *Twasinki* lagen noch vor uns.

In Begleitung Sororeng's, seiner Frau, deren Mutter und eines zweiten Indianers mit seiner Frau und Familie, die die Besatzung des von Hrn. Youd geliehenen Bootes bildeten, traten wir die Flussreise wieder an. Als wir jenseits der Inseln waren, die man vom *Waraputa* aus überschauen konnte, folgte auch Stromschnelle auf Stromschnelle, so dass wir im wahren Sinne des Wortes fast niemals zu Athem kamen. Im Laufe dieses ermüdenden Tages zogen besonders zwei ungeheure Granitblöcke, auf dem östlichen Ufer, von denen der eine 95, der andere 65 Fuss Umfang hatte, unsere Aufmerksamkeit auf sich, wie sie mich zugleich durch eine eigenthümliche Impression auf der Oberfläche ihrer Spitze an ein ähnliches Naturspiel in der Heimath erinnerten. Wie in dem wildromantischen Bodethal des Harzes die höchste Felsenspitze den deutlichen Eindruck des Hufes eines springenden Rosses zeigt, so fand ich hier auf beiden Granitblöcken den täuschenden Abdruck eines menschlichen Fusses in einer Stellung, als sei ein Mensch von dem einen Steine zum andern gesprungen; der Abdruck des ganzen Fusses, namentlich aber der der fünf Zehen, ist in der That überraschend. Die Indianer erzählten uns mit einer gewissen Scheu, es seien dies die Spuren, die der grosse Geist zurückgelassen, als er noch unter ihren Vorvätern gewohnt habe und durch diese Gegend gewandelt sei. Offenbar hatten diese beiden gewaltigen Granitblöcke früher ein Stück

gebildet, das aber, in Folge eines Naturereignisses, geborsten und vollkommen gespalten war.

Die Stromschnellen, die vor diesen interessanten Blöcken, welche die Farbigen *jump-stones* nannten, beginnen, setzten sich in gleicher, wenn nicht vergrösserter Anzahl, auch jenseits fort, so dass wir oft während eines ganzen Tages von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang keine 3—4 Miles zurücklegen konnten. Die ungemeine Gewandtheit und Geschicklichkeit im Schwimmen, die ich bisher nur an dem männlichen Geschlecht der Eingebornen zu bewundern Gelegenheit gehabt, besassen die Indianerinnen in gleichem Masse, denn Sororeng's Weib und Schwiegermutter trotzten dem Strudel bei dem Hinüberziehen ihres Bootes ebenso, wie die Männer, und schwammen mit derselben Leichtigkeit, wie diese, das Seil in der Hand, durch die brausenden Wirbel von Klippe zu Klippe.

Am 18. Januar erreichten wir endlich das sich 1100 Fuss über den Flussspiegel erhebende *Twasinki*-Gebirge des westlichen Ufers, während sich einige Miles tiefer im Hintergrunde, auf dem östlichen Ufer, das etwa 1000 Fuss hohe *Akaiwanna*-Gebirge erhob. Diese beiden Gebirgszüge springen so gegen den Strom vor, dass sie ihn hier zwingen, ein förmliches *S* zu bilden, eine Doppelkrümmung, deren Gesammtlauf ungefähr 6 Miles beträgt. Zahllose Stromschnellen und Inseln mit verschlungenen Kanälen, deren Wasser sich oft in eine Schaummasse zu verwandeln schien, machen diese Strecke fast unfahrbar. Unter den drei namhaftesten Wasserfällen, die sich innerhalb ihres Bereichs befinden, ist der von *Yucuribi*, 4° 59′ Nördl. Breite, der gefährlichste. Ein mächtiger Felsendamm schichtweise auf einander gethürmter Granit- und Gneisblöcke, der den Fluss von N. nach S. durchschneidet, wird hier die Ursache einer wahrhaft grandiosen Scenerie; die Gebirgszüge weichen nämlich zugleich an beiden Ufern etwas zurück und bilden dadurch das reizendste Gebirgsamphitheater, welches die Phantasie nur schaffen konnte, ein Amphitheater, in dessen Arena die wild tobenden, schäumenden und donnernden Wogen des schon durch vorhergehende Stromschnellen eingeengten und empörten Flusses, im furchtbarsten Kampf gegen einanderanstürmen. Der Wasserfall musste schon mehrmals von unternehmenden Colonisten besucht worden sein, denn wir entdeckten in den näherstehenden Bäumen mehre eingeschnittene Namen und Anfangsbuchstaben.

Der *Taquiari*, ein Ausläufer des *Twasinki*-Gebirges, zog schon aus der Ferne unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich. Zwei mächtige Granitblöcke, die weit über die sie umgebenden, dichten Laubmassen hervorragten, und in der Ferne ganz das Ansehn zweier mächtiger Warten einer alten Burgruine hatten, verliehen dem Gebirge einen ganz eigenthümlichen, romantischen Reiz, und versetzten mich in die glücklichen Stunden meiner Rheinfahrt zurück. Und doch, welch gar

gewaltiger Unterschied herrschte wieder zwischen beiden Strömen! — dort rief jeder Zoll Landes dem Wanderer zu: ich bin unterthan, tributpflichtig dem menschlichen Geist, hier verkündete die mich umgebende, fessellose Natur mit lauter Stimme: noch herrsche ich in ungeschwächter, ursprünglicher Kraft! — Der anbrechende Morgen weckt dort, an den Ufern unsers vaterländischen Stromes, das kaum entschlummerte Leben, Kahn drängt sich auf Kahn, das Plätschern der emsigen Ruder schlägt den Takt zu dem jubelnden Morgengruss der Lerche, halb versteckte Dörfer schauen freundlich aus dem dunklen Grün der rebenumrankten Berge, — doch überall scheint das Leben der Natur nur schüchtern seine Knospen zu treiben. Grosse zweimastige Schiffe stossen vom Ankerplatz ab, und folgen der alten Heerstrasse, während die Hirten ihre lustig läutenden Rinderheerden zum Wasser treiben, und von den Spitzen der Berge düster die Zeugen der Vergangenheit herabschauen, oder sich in der ewig jungen, nie alternden Fluth des Stromes wiederspiegeln, kurz, mit tausend und aber tausend Fäden hat die Civilisation das Leben umsponnen, und der Vernichtung damit nur ein weiteres Feld bereitet; — und hier? überall das Gegentheil! Vergebens sucht das Auge nach den Zeugen des schaffenden Menschengeistes, der umbildenden Menschenhand, es begegnet hier nur den Werken der Natur, die in ungeahnter Fülle schafft, denn selbst der Mensch ist hier noch ein treues Bild ihrer Hand, er hat sich noch nicht von ihr losgerissen, sich noch nicht über sie erhoben! —

Das *Taquiari-* oder *Comuti-*Gebirge hat seinen Namen von den beiden merkwürdigen Säulen, die von mehren aufeinander gethürmten Granitblöcken gebildet werden, und von denen die eine in der Nähe ganz einem indianischen Wasserkrug ähnlich sieht, welchen die *Arawaaks Comuti*, die *Caraiben Taquiari* nennen. Die beiden Säulen erheben sich etwa 150 Fuss unterhalb des höchsten Gipfelpunctes des ungefähr 800 Fuss hohen Gebirges. Die Höhe des *Comuti* beträgt 160 Fuss. An einer derselben befinden sich ebenfalls mehre indianische Sculpturen, die durch ihre Regelmässigkeit und Symmetrie die bei *Waraputa* übertreffen. Zittern und Zagen ergriff unsere Indianer, welche mit uns hier zum erstenmal vorüberkamen; denn sie sahen in jenen Säulen die Wohnung eines bösen Geistes, das Anschauen seines *Belle-vue's* aber erregt den Zorn des schadenfrohen Kobold's, der Tod des Neugierigen in der nächsten Stromschnelle ist ein Werk der Rache dieses Unholdes! Doch die Neugier des Menschen trotzt oft selbst dem gewissen Tode, sobald es ihr nicht unmöglich gemacht wird, der innern, verlockenden Stimme zu folgen. Sobald wir daher in die Nähe der unheilbringenden Felsen kamen, wurde den Novizen eine Menge Tabakssaft in die Augen gespritzt. Natürlich verhinderte der heftige Schmerz, den diese beizende Lauge erregte, die Augen zu öffnen, und den Blick zu den gefürchteten Warten zu erheben. Es war unmöglich, sich des Lachens

zu enthalten, wenn man den Ernst der Aelteren, mit dem sie den der Macht des Geistes noch unterworfenen Neulingen diesen Saft einrieben, und die Grimassen und Verzerrungen sah, die der Schmerz in den thränenden Augen hervorrief. Erst als wir die verhängnissvolle Stelle passirt, wurde es den Gequälten gestattet, die Augen auszuwaschen. Jede auffallende Bildung einer Gesteinmasse ist dem Indianer auch der Wohnsitz eines bösen Geistes, und er wird nie ohne die grösste Angst an solchen Orten vorübergehen. Als wir uns diesen Vorsichtsmassregeln nicht fügen wollten und unsere Blicke fortwährend auf dem Naturwunder haften liessen, erwarteten sie natürlich nichts anderes, als unsern augenblicklichen Untergang. Noch aus weiter Ferne sahen wir die beiden Riesen über die dicht verschlungenen Wipfel der Bäume emporragen.

Von dem Flüsschen *Akaiwanna,* an dessen Mündung wir vorüberkamen, führte ein vielbetretener Pfad nach dem *Demerara*, den man in sechs Stunden von hier aus soll erreichen können. Jenseits des *Comuti*gebirges, dessen südlicher Abhang an der Basis von dem Flüsschen *Murawa* bewässert wird, welches den Stromschnellen von *Curibiru* gegenüber in den *Essequibo* fällt, erweitert sich das bis dahin zusammengedrängte Bett des Stromes nach und nach, bis es bei der 100 Yards breiten Mündung des *Siparuni* oder rothen Flusses, der von S.W. dem *Essequibo* zuströmt, fast einem von dichten Waldungen umgürteten See gleicht, eine Täuschung, die durch die beinah unbemerkbare Strömung noch vielfach gefördert wird. Da wir uns im *Essequibo* vergebens nach einem günstigen Platz für unser Nachtlager umsahen, fuhren wir eine Strecke in dem Bette des *Siparuni* aufwärts. Der Fluss hat den Namen von der braunrothen Färbung seines Wassers erhalten. Die Ufer desselben waren dicht mit dem schönsten Bauholz bestanden. Etwa 6 Miles vor seinem Ausfluss in den *Essequibo* vereint sich der *Burro-burro* mit ihm. Dieser soll ebenfalls rothes Wasser enthalten. Die Vereinigung des *Siparuni* mit dem *Essequibo* liegt 4° 47′ Nördl. Breite. Von hier an nehmen die Brasilianer das ganze westliche Ufer des *Essequibo*, wie zugleich das südliche des *Siparuni* als kaiserliches Territorium in Anspruch. Nach einer günstigen Bivouakstelle brauchten wir nicht lange zu suchen, und da das ununterbrochene Schnellen und Plätschern der Fische uns ein ziemlich reiches Abendbrod verhiess, wurden augenblicklich die Angeln in Bereitschaft gesetzt und ausgeworfen, noch schneller aber wieder eingezogen, da fast in demselben Augenblick, wo diese das Wasser berührte, auch der Fisch daran hing. Freilich bestand die Beute grösstentheils nur aus mehren Species der gefrässigen *Pirais* (*Pygocentrus niger*, *piraya* und *Pygopristis fumarius Müll.* und *Trosch.*), zu denen sich auch *Serrasalmo aureus* (*Spix.*) gesellte. Es sind dies die gierigsten Raubfische des süssen Wassers, so dass man sie mit vollem Recht die Hyänen desselben nennen könnte. Sie finden

sich übrigens fast in allen Gewässern Guiana's. Alexander von Humboldt hat schon erwähnt, wie gefährlich diese Fische den Badenden sind, weshalb die Indianer immer mit der grössten Vorsicht zuvor untersuchen, ob das Wasser die *Pirais* beherberge. Der *Pygocentrus niger* hat ungefähr die Grösse eines Karpfens und ist mit einem wahrhaften Rechen der schärfsten Zähne bewaffnet. Diese Fische pflegen sich in zahlreichen Haufen an einer Stelle zu versammeln, und gefährden dann alles, was sich in ihrem Bereich sehen lässt, Fische, die zehnmal grösser sind, als sie selbst. Greifen sie einen grössern Fisch an, so beissen sie ihm zuerst die Schwanzflosse ab, und berauben damit den Fisch eines seiner Hauptbewegungsorgane, während die übrigen wie Harpyien über ihn herfallen und ihn bis auf den Kopf zerfleischen und verzehren. Kein Säugethier, das durch den Fluss schwimmt, entgeht ihrer Raubsucht, ja selbst die Füsse der Wasservögel, Schildkröten und die Zehen der Alligatoren sind nicht sicher vor ihnen. Wird der *Kaiman* von ihnen angegriffen, so wälzt er sich gewöhnlich auf den Rücken und streckt den Bauch nach der Oberfläche. Das sicherste Zeichen ihrer Raubgier zeigt sich aber namentlich darin, dass sie selbst ihre eigenen, verwundeten Kameraden nicht verschonen, was ich selbst beobachtete. Als ich mich eines Abends mit Angeln beschäftigte, zog ich einen ganz ansehnlichen *Pirai* ans Land. Nachdem ich ihn mit einigen kräftigen Schlägen auf den Kopf getödtet zu haben glaubte, legte ich ihn neben mich auf die Klippe. Plötzlich machte er jedoch wieder einige Bewegungen, und bevor ich es verhindern konnte, schwamm er, wenn auch noch halb betäubt, auf der Oberfläche des Wassers herum. Im Nu waren 16—20 seiner Kameraden um ihn versammelt, und nach einigen Minuten war nur noch der Kopf von ihm übrig. Auch der *Pirai* giebt, gleich einigen Silurusarten, wenn er aus dem Wasser gezogen wird, jenen grunzenden Ton von sich. Das Fleisch ist zwar nicht unschmackhaft, aber äusserst grätenreich, weshalb wir ihn auch nur dann in Anspruch nahmen, wenn wir keinen andern Fisch bekommen konnten.

Vier Miles weiter südlich erreichten wir die Nordspitze der langen Insel *Tambicabo*, die sich 8 Miles den *Essequibo* entlang streckt und ihn in zwei Kanäle theilt, welche unter einem so bedeutenden Winkel aus einander gehen, dass man sie oft irrthümlich für zwei besondere Flüsse gehalten hat. In einer tiefen und malerischen Bucht des westlichen Arms stand früher die holländische Station *Arinda*. Jenseits *Tambicabo* war der Flussspiegel wieder von zahlreichen Inseln unterbrochen, und unsere Schildkröteneierernte begann von neuem. Wo wir immer an einer vom Wasser unbedeckten Sandbank oder kleinen Insel vorüberkamen, musste auch Halt gemacht werden, um alle Gefässe mit den unzählbaren Eiern zu füllen, denn jetzt schien die eigentliche Legezeit erst begonnen zu haben. In

der kürzesten Zeit hatten die Indianer ganze Körbe gesammelt. Herr Fryer hatte zugleich die erfreuliche Entdeckung gemacht, dass die Dotter ein treffliches Surrogat für die unserem Kaffee mangelnde Milch bildeten. Am Tage sahen wir ganze Heerden Schildkröten an den Sandbänken ihre kleinen Köpfe über das Wasser hervorstrecken, um sich wahrscheinlich den Ort zu besehen, wo sie sich des Nachts ihrer Bürde entledigen wollten. Das geringste Geräusch verscheuchte sie, und unsere Farbigen behaupteten, dass die Verscheuchten jedesmal eine andere Insel oder Sandbank aufsuchten. Bei Einbruch der Nacht begeben sie sich auf das Land, scharren mit den Hinterfüssen jene schon erwähnte Grube in den Sand, setzen sich dann senkrecht in dieselbe, legen die Eier, scharren die Grube wieder zu und ziehen sich dann in das Wasser zurück. Oft suchten unsere Indianer sie gegen Mitternacht bei diesem Geschäfte zu überraschen, und warfen die Ertappten nur auf den Rücken, um durch das Forttragen nicht unnöthige Zeit zu verlieren, und die andern Aufgeschreckten entwischen zu lassen. Das Fleisch war aber in dieser Periode ungemein zäh und grob. Wie die Farbigen des untern Stromgebietes, so unternehmen die Indianer des obern um diese Zeit grosse Expeditionen hierher, um die zahllosen Eier zu sammeln und zu räuchern, in welchem Zustande sie sich nicht allein eine ziemliche Zeit halten, sondern auch ganz gut schmecken. Das Weisse des Eies verschwindet dabei, und nur die Dotter verhärtet sich. Der Farbige und Indianer erkennt augenblicklich an der Gegenwart oder Abwesenheit zweier schwarzen Pünktchen, ob die Ausbildung der jungen Schildkröte schon vorgeschritten, oder das Ei noch frisch ist. Doch nicht allein der Mensch stellt diesem Leckerbissen nach, sondern selbst das ganze Thierreich scheint diese Delicatesse zu lieben. Das Katzengeschlecht sucht sie eben so eifrig auf, wie die *Kaimans* und einzelne Vögel. Es war immer ein höchst belustigendes Schauspiel, die Indianer, Farbigen und unsere Deutschen mit der grössten Emsigkeit auf solchen Inseln herumlaufen zu sehen, wo die letzteren freilich jedesmal die dürftigste Beute gewannen, und meist nur in den Löchern Nachlese hielten, in denen bereits ein Jaguar oder *Kaiman* Ernte gehalten hatte. Während daher jene oft Tausende, brachten diese und namentlich wieder der arme Stöckle unter dem Gelächter der Glücklicheren kaum eine Mandel in seinem Korbe, den er beim Ausgehen nie gross genug wählen konnte. Am Abend wurde einer unserer Steuerleute, der eben mit Holzspalten beschäftigt war, von einem Scorpion in den Ballen der Hand gestochen; er hatte den Scorpion augenblicklich nach dem Stich zertreten, und ich konnte mich deshalb auch nicht von der Species überzeugen. Die Geschwulst war nur unbedeutend, desto entzündeter zeigte sich aber die Wunde, und der arme Teufel klagte und jammerte die ganze Nacht hindurch über stechende Schmerzen in der Brust und in den Schultern. Wir liessen ihm die Wunde häufig mit *Lauda-*

num einreiben, worauf sich auch der Schmerz schon am Morgen legte, und er bereits den nächsten Tag die Hand wieder gebrauchen konnte.

Unter andern interessanten Pflanzen fand ich auf den Inseln auch *Artanthe apiculata* und *corylifolia* (*Klotzsch.*), *Mikania racemulosa (Benth.), denticulata* (*Dec.*) und die berühmte *Guaco* (*Humb. Bonpl.*). Die Eingebornen nennen sie *Errawarang*; die Farbigen aber benutzen den Absud derselben als wirksames Mittel gegen syphilitische Krankheiten; dass sie ein Gegengift gegen den Schlangenbiss bilde, war hier nirgends bekannt.

Im Laufe des folgenden Tages näherten wir uns dem grossen Fall von *Ouropocari.* Dieses mächtige Hinderniss in der Fortsetzung unserer Reise noch an dem heutigen Tage zu überwinden, gehörte zu den Unmöglichkeiten, und wir mussten diese anstrengende Arbeit bis zum andern Tag verschieben. Auf dem westlichen Ufer, am Fuss des Falles, fanden wir nicht allein einen günstigen Lagerplatz, sondern glaubten hier auch eine Stelle in dem Fall entdeckt zu haben, an welcher wir hoffen konnten, die Kähne hinüberzuziehen. Ein ungeheurer Basaltblock zog gleich im Anfang unsere Aufmerksamkeit auf sich. Seine perpendiculären Seiten waren auf eine merkwürdige Weise rinnenartig ausgekehlt, wobei diese Vertiefungen so regelmässig und symmetrisch verliefen, dass der ganze Felsen vollkommen das Aeussere eines reich verzierten, gothischen Thurmes hatte.

Obschon wir bisher alle uns drohende Gefahren ohne wesentlichen Verlust bekämpft hatten, so steigerten sich unsere Befürchtungen hier doch mächtiger, als an irgend einem der frühern Fälle, weshalb wir auch selbst die geringfügigsten Gegenstände aus den Fahrzeugen ausladen liessen. Als wir dieses mühsame Geschäft beendet, und die seltenen Gerichte unserer reichbesetzten, fürstlichen Tafel, auf der heute wieder der schmackhafte *Pacu* und Tigerfisch (*Platystoma tigrinum Val.*), Schildkröten und Schildkröteneier paradirten, verzehrt hatten, legten wir uns unter dem tobenden Geräusch der Wogen in die Hängematten und erwachten am folgenden Morgen zu neuen Mühen und neuer Arbeit. An der östlichen Seite des Falles erhebt sich eine kleine Insel, auf der sich während der holländischen Herrschaft eine bedeutende Kaffeeplantage befunden haben soll. Noch vor wenigen Jahren waren dort Früchte gesammelt worden. Wahrscheinlich hatte man sie zu derselben Zeit gegründet, in welcher die Holländer ihre Stationen bis *Arinda* vorgeschoben hatten. Auf seiner frühern Reise hatte mein Bruder die Insel besucht, und hier noch die deutlichen Spuren eines Teiches, so wie mehre verwilderte Fruchtbäume und nicht einheimische Zierpflanzen gefunden. Auf dem östlichen Ufer erhoben sich auch mehre Berge, die ihren Namen von einem Flüsschen erhalten hatten, das die Indianer in Bezug auf seine dunkelbraunen Wellen *Siroppa* nannten, da diese ihnen Aehnlichkeit mit dem Syrup zu haben schienen, den sie

wahrscheinlich in der Colonie gesehen hatten. Auf der Landzunge, die wir uns zum Nachtlager gewählt, blühten ausser der niedlichen *Tabernaemontana alba* (*Mill.*), noch *Deguelia scandens* (*Aubl.*), *Eugenia Salzmanni*, *vismiaefolia* (*Benth.*), *Elisabetha coccinea* (*Schomb.*), *Inga floribunda* (*Benth.*), *Spennera disophylla* (*Benth.*), *Andira laurifolia* (*Benth.*), und von diesem reizenden Blüthenschmuck umgeben, keuchten und trieften wir vor Anstrengung, um die leeren Fahrzeuge aus dem Bereich des Verderbens zu bringen, was uns jedoch erst am Nachmittag gelang, da wir die kräftige Unterstützung eines *Waika* und eines *Warrau* entbehren mussten, die seit gestern Abend von einer heftigen Dysenterie befallen worden waren.

Hinter dem *Siroppa-* und *Omughou-*Gebirge, auf dem östlichen Ufer, thürmten sich bald auch in S.O. die *Maccari-*Berge, einzelne malerische Höhen, vor uns auf, und wir konnten das reizende, landschaftliche Bild in weiter Aussicht überblicken, indem der hier immer noch 1400 Yards breite Fluss wieder einmal einen ununterbrochenen Wasserspiegel bot, dessen Uferumsäumung von zahllosen Palmengruppen gebildet wurde, unter denen sich namentlich *Bactris pectinata* und *tomentosa* (*Mart.*), so wie *Astrocaryum gynacanthum* und *vulgare* (*Mart.*), auszeichneten. Auch hier begegneten wir noch einer Menge *Rhynchops*, *Plotus*, *Carbo*, *Ardea* und *Alcedo*, besonders *torquata*, die oft viel grössere Fische fing, als sie zu verschlingen vermochte, und dann würgend und drückend auf den Aesten eines dem Wasser nahen Baumes sass. Die Säugethiere wurden durch grosse Heerden des niedlichen Winselaffen (*Callithrix sciurea*) repräsentirt, die sich mit unglaublicher Gewandtheit von Ast zu Ast, von Baum zu Baum schwangen, jedes Blatt, jedes Gespinnst nach Raupen, Käfern und Spinnen untersuchend. Näherten wir uns diesen fröhlichen Gesellschaften, dann hörten wir jedesmal eine grunzende Stimme, mit der wahrscheinlich die Wächter die Sorglosen auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam machten, denn plötzlich trat eine momentane, tiefe Stille ein, die nur dann und wann das Springen von Baum zu Baum, so wie hin und wieder der Aufschrei eines Schwächern, wenn er bei der Flucht einem Stärkern in den Weg kam, und von diesem gebissen wurde, unterbrach. Auch hier war ich wieder Zeuge von der aufopfernden Liebe dieser Thiere zu einander. Da wir uns an eine dieser Gesellschaften unbemerkt herangeschlichen hatten, so gelang es uns, mehre zu schiessen, unter denen einer jedoch nur stark verwundet wurde. Mehremal versuchte er seine Flucht fortzusetzen, als ihm aber jeder Versuch misslang, erhob er ein wehklagendes Geschrei, auf das augenblicklich zwei von der schon ziemlich entfernten Heerde zurückkehrten, um ihm wahrscheinlich bei der Flucht behülflich zu sein, was sie aber nicht bewerkstelligen konnten; denn ohne dass ich es bemerkt, hatte einer der Indianer aus den Booten seinen Flintenlauf nach ihnen

gerichtet, und der Schuss brachte alle drei zu unsern Füssen. Am Abend verzehrten die Indianer die fünf erlegten Affen als grosse Leckerbissen. Auch bei ihnen klammert sich das Junge entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe der Mutter an, und diese weicht selbst dann, wenn es sich bereits mit auf den Zweigen herumtummelt, nicht von seiner Seite, um es bei der leisesten Gefahr wieder auf den Rücken nehmen, und mit der theuern Last auf und davon eilen zu können.

Schon seit einiger Zeit waren wir namentlich in der Nacht durch ein fürchterliches Getöse aufgeschreckt worden, das vollkommen einem fernen Kanonendonner glich. Lange wusste ich nicht, wie ich mir diese dumpfen Töne erklären sollte, bis mich unsere Indianer belehrten, dies sei das Gedröhn, welches die zufällig umstürzenden Riesen des Waldes hervorriefen. Heute Nacht sollten wir Zeugen einer solchen Vernichtungsscene in der unmittelbaren Nähe unseres Lagers sein. Kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich erst durch ein unheimliches Rauschen, dem unmittelbar ein fürchterliches Knattern, wie das von zahllosen Flintenschüssen, und nach einiger Zeit die gewaltigsten Schläge folgten, aufgeweckt wurde. Eine kleine Strecke vor uns war das Ufer vom Strome unterspült worden und die ganze dasselbe deckende Riesenvegetation folgte dem Zusammensturz des Bodens nach. Es war in der That eine grausige Scene! Eine ungeheure Laubmasse war förmlich in eine wogende Bewegung versetzt, unter fürchterlichem, wahrhaft betäubenden Gekrache der zersplitternden und brechenden Aeste zogen die fallenden Riesen alles, was in ihrer Nähe durch Lianen mit ihnen verbunden war, mit sich in das wilde Verderben hinab. Am Morgen lag eine grosse Strecke Waldufer in greulicher Verwirrung übereinander, und die Wellen des *Essequibo* schäumten wild durch die riesigen Zweige, die gestern noch sanft der Abendwind bewegt hatte. Später war ich oft noch Zeuge solcher Vernichtungsscenen, ja ich rief sie sogar, wenn auch in viel kleinerm Massstabe, selbst hervor, sobald ich mit meinen Indianern einen, mit Blüthen bedeckten Baum, der wegen seiner Höhe nicht erstiegen werden konnte, umhaute, wo er dann gewöhnlich 6—10 seiner Nachbarn mit sich in seinen Sturz verwickelte. Mehrmals kam ich dadurch in Besitz von Blüthen, die ich wegen ihrer Kleinheit auf den andern Bäumen gar nicht bemerkt hatte, und fand mich dann doppelt für die lange, oft halbe Tage in Anspruch nehmende Arbeit des Umhauens belohnt.

Kaum waren wir von unserm Lager aufgebrochen, als auch bereits wieder eine neue Stromschnelle, die von *Orotoko*, vor uns lag, und uns abermals eine anstrengende Arbeit bereitete, ehe wir wieder in ruhigem Wasser unsere Fahrt fortsetzen konnten. Eine Menge grosser, weisser Kraniche wandelten auf den nicht vom Wasser bedeckten Firsten des Steinwalls herum. Getäuscht durch die Entfernung und den Morgennebel, unter dessen Schleier sich alle Formen ver-

grössern, vermutheten wir anfangs, es sei dies eine Parthie Indianer, die sich auf einer Schildkröteneierexpedition befänden, bis wir endlich unsern Irrthum inne wurden und in ihrer Gesellschaft zugleich mehre *Carbo* bemerkten. Der Morgen auf dem Fluss hat einen ganz eigenthümlichen Reiz. In tausend und abertausend Thautropfen spiegelt sich an den Wipfeln der Bäume der Sonnenstrahl des jugendlichen Tages wieder, und kaum erscheint die glühende Kugel über dem östlichen Ufersaume, so beginnen auch die riesigen Felsenblöcke gleich gewaltigen Kratern ihre Dampfwolken, in denen jeder Gegenstand, in der Ferne wenigstens, um das Sechsfache vergrössert erscheint, über die Wasserfläche hinzuwälzen.

Nachdem wir den *Orotoko* überstiegen, erhoben sich etwa zwei Miles vom Ufer entfernt, in S.O. vor uns, abermals die vereinzelten und vielfach zerklüfteten *Maccari*berge. So viel ich aus der Entfernung unterscheiden konnte, mussten ihre schroffen Abhänge, die an einzelnen Stellen senkrecht in die Höhe stiegen, überall mit weisslichen Felsmassen bedeckt sein. Bäume und Gebüsch konnte man nur hier und da wahrnehmen. Ihr westlicher Gipfel hatte ganz das Aussehen eines riesigen Giebels. Sie lagen unter 4° 32′ Nördl. Breite. Vier Miles weiter südlich begannen die Stromschnellen von neuem, die sich hier zwischen einem wahren Labyrinth von Inseln auf einer Strecke von 8 Miles hinzogen. Da die *Lacis fluviatilis* auf den Steinen in einer wahren Ueberfülle wucherte, so hatte sich auch der *Myletes Pacu* wieder in grossen Schaaren um sie gesammelt.

Nachdem wir schon seit einigen Tagen unter diesen Mühen und Beschwerden ganze Reihen mächtiger Felsenzinnen vor uns gesehen hatten, hielten wir heute am Fusse der Fälle der *Achra-mucra* mit ihrer wahrhaft grandiosen und imposanten Felsenzinnenmasse, ihren Wirbeln, ihren strudelnden und brausenden Wasserfällen. Diese riesigen Granit- und Gneiszinnen, die sich bei einem Durchmesser von 10 Fuss meist 40—50 Fuss über die Wasserfläche erheben, von denen viele wie schwarzer, polirter Marmor glänzten, und nach ihrem Scheitel zu in zahllose Spitzen zerspalten waren, setzten sich mehre Miles lang dem Laufe des Stromes entgegen. Während sie an der einen Stelle gleich einem versteinerten Riesenwalde ohne Aeste aus dem wildaufgeregten Wasser emporragen, sind sie an anderen wieder in chaotischer Verwirrung über und aufeinander gethürmt, mit *Orchideen*, *Tillandsien*, *Cactus*, *Clusien*, niederem Gesträuch und verkrüppelten Bäumen bedeckt. Besonders fiel mir das schöne *Cyrtopodium Andersonii* (*R. Brown.*) auf, das hier zum erstenmal auftrat. Seine schilfartigen Blätter ähneln ganz denen des jungen Zuckerrohrs, und die oft fusslangen, gelben, glänzenden Blüthenstengel machten sich schon in ziemlicher Entfernung geltend. Zu dieser gesellten sich auf einzelnen Trümmerhaufen auch die in der That zauberhaften Blüthen der *Cattleya superba* (*Schomb.*), die Zierde der Orchideen, deren Blüthenstengel oft 7—8

offene, blendend dunkelviolette Blüthen zeigten, wie die eben so interessante *Huntleya violacea* (*Lindl.*), das scharlachrothe *Epidendrum Schomburgkii* (*Lindl.*), und bildeten einen Kranz um die alternden Gesteine, der im grellsten Contrast zu diesen düstern Massen stand. Die *Achra-mucra* ist ohne Zweifel einer der interessantesten Punkte des ganzen *Essequibo*. Die Felsenbarriere zieht sich auf beiden Ufern von Ost Nord Ost nach West Süd West landeinwärts. Je seichter wir den *Essequibo* unterhalb der *Achra-mucra* gefunden und später oberhalb fanden, um so auffallender musste uns die Tiefe der einzelnen Kanäle zwischen den Geklüften sein, die meist 12—15 Faden betrug. Der Strom wälzt sich zwischen den mächtigen Zinnen und riesigen Trümmerhaufen auf eine wirklich Schauder und Furcht erregende Weise hin und es würde ein vergebliches Wagen sein, diese Fälle zu überschreiten, wenn es unter den zahllosen Kanälen nicht einen gäbe, der ganz frei von versteckten Klippen ist. Während die Corials über diesen hinweggezogen wurden, überkletterte ich die besteigbaren Klippen und sammelte eine Menge interessanter Pflanzen, von denen ich nur die *Vitex capitata* (*Vahl.*), *umbrosa* (*Sw.*), *Petrocarya campestris* (*Willd.*), *coriacea* (*Benth.*), *Leptolobium nitens* (*Vogel*) und *Spigelia Schomburgkiana* (*Benth.*) anführe.

Unsere beiden Kranken wurden immer schwächer, schon glichen sie wandernden Gerippen und obgleich bereits im gestrigen Lager einer der *Warraus*, in dem wir schon seit lange einen *Piai* vermuthet hatten, da er weder Salzfisch noch Salzfleisch ass, seine Zauberkünste an seinem Stammgenossen angewandt, ihm ganze Wolken von Tabaksrauch in das Gesicht geblasen, und seine Zaubersprüche dabei gemurmelt, so hatte sich sein Mühen doch noch keineswegs als wirksam gezeigt. Heute Abend erbarmte sich auch ein *Waika* über den kranken *Waika*, denn es zogen ebenfalls mächtige Rauchwolken durch das Gebüsch auf uns zu, wohin beide Zauberer ihre Patienten gebracht hatten. Mich wunderte nur, dass die Aermsten nicht erstickten.

Schon seit längerer Zeit waren wir von den Farbigen, wenn sie uns irgend eine schöne Landschaft bewundern hörten, auf eine Beleuchtung hingewiesen worden, die alles übertreffen sollte, was wir bisher irgend gesehen. So neugierig wir nun auch durch diese Andeutungen geworden, so hatte doch leider immer der Gegenstand gefehlt, der dazu nöthig war, eine wenigstens etwas hohle *Mora* nämlich, deren Holz bedeutend fetter, als das unserer Kiefer ist. Unser Lager oberhalb der *Achra-mucra* hatten wir heute am westlichen Ufer unter dem schützenden Dache riesiger Morabäume aufgeschlagen, und bald kam auch einer der Farbigen jubelnd herbeigesprungen, um uns zu verkünden, jetzt könnten sie uns die Illumination veranstalten, denn eben habe er eine treffliche Brandfackel gefunden, eine *Mora* von wenigstens 130 Fuss Höhe und 10 Fuss Durchmesser. Kaum war die Sonne

hinter dem westlichen Waldsaume verschwunden, als auch die Vorbereitungen getroffen und ein kleines Feuer in der Oeffnung am Wurzelhalse des im innern Kern hohlen Baumes angezündet wurde. Es war heute wieder eine jener unendlich reizenden, zauberhaften tropischen Nächte; — der Himmel wolkenlos, übersäet mit Myriaden funkelnder und glitzernder Sterne; — kein Luftzug bewegte die dichte Belaubung des dunkelsaftigen Waldes, und der Spiegel des stolzen Stromes glich da, wo das Bereich des wuthentfesselten Zornes endete, der unbeweglichen, jeden Gegenstand wiederspiegelnden Quecksilberfläche; alles war Ruhe und Friede, nur gegen Norden hin kämpften die Wogen einen vergeblichen, wuthentbrannten Kampf gegen die ruhig auf sie niederschauenden Gesteinzinnen. Das angezündete Feuer mochte etwa eine halbe Stunde gebrannt haben, als die innern Wandungen der sich bis in den Gipfel hinaufziehenden Höhlung Feuer gefangen zu haben schienen, und gespannt auf den Moment des Ausbruchs der im Innern lodernden Flamme, standen wir auf einer der höchsten Klippen, vor uns die schäumenden Wogen und düstern Felsen, neben uns die dunkle Waldmasse und hinter uns die spiegelglatte Fläche des beruhigten und ermatteten Stromes. Jetzt drängte sich aus mehren Oeffnungen, die der Baum da, wo die Aeste begannen, haben musste, ein dicker, öliger, schwarzer Rauch, der in langen und gekrümmten Streifen über den Fluss hinzog. Plötzlich wurden diese dicken Rauchstreifen momentan durch einzelne Funken erleuchtet, die wie zuckende Blitze durch die schwarzen Säulen fuhren. Diese Blitze wiederholten sich immer häufiger und häufiger, bis sie endlich eben so gedankenschnell in eine massige Feuersäule verwandelt waren, die eine förmliche Wolke von sprühenden Funken inmitten eines dichten, schwarzen Rauchwirbels vor sich her trieb, und dann gleich der steigenden Rakete gen Himmel aufloderte. Dieser Moment war eben so überraschend, als grossartig, und ein Ruf des höchsten Staunens, der höchsten Bewunderung löste sich aus aller Brust. Die Wirkungen des grellen Schlaglichtes auf die uns umgebenden, wild romantischen Felsenriffe, auf die wild tosenden Wasserwirbel, vereint mit dem dumpfen Getöse und Geschäume der entfesselten Wogen, dann wieder die grellen Lichtstreifen auf die dunkelbelaubten Riesenbäume der nächsten Umgebung, namentlich auf die weithinreichenden Aeste des gewaltigen Feuerschlundes, die durch die Gluth hervorgerufene zitternde Bewegung seiner Belaubung, deren Erbeben den feenhaften, hellbeleuchteten Blüthen der zahllosen Orchideen und Tillandsien, die die alternden Zweige bedeckten, den nahen Tod zu verkünden schien, das ruhige Bild der sich am fernen östlichen Ufer im stillen Wasser wiederspiegelnden Vegetation, — kurz alles, alles vereinigte sich, um hier ein Nachtstück sich entfalten zu lassen, das ich nicht zu beschreiben vermag, dessen Schilderung nur einem tief poetischen Geiste annähernd gelingen könnte. Nachdem der Hauptfeuerschlund eine zeitlang seine

mächtige Feuersäule vereinzelt hatte emporsteigen lassen, wirbelten nach und nach auf allen grössern Aesten, die ebenfalls hohl gewesen sein mussten, anfänglich, wie dort, grössere oder kleinere Rauchwolken auf, die sich bald in gleich viel kleinere Feuersäulen verwandelten, so dass die Beleuchtung immer zauberischer, immer feenhafter wurde. Wahrlich, hier hatten wir einen Weihnachtsbaum, wie ihn noch kein Crösus der Welt besessen! — Endlich löste sich ein gewaltiger Ast nach dem andern unter fürchterlichem Getöse vom gigantischen Stamme los, bis dieser nur noch allein, gleich einem riesigen Schornstein dastand, aus dem ununterbrochen die Flamme hoch zum Himmel emporschlug und einen wahren Feuerregen nach allen Seiten hin ausstreute. — Wir mussten den Farbigen unsere Erkenntlichkeit für die zauberhafte Beleuchtung auf irgend eine Weise zu erkennen geben; — wodurch aber konnten wir dies anders, als durch eine Extraration Rum?

Nachdem wir am Morgen auf jenem Canal, von welchem ich schon sprach, die Fälle der *Achra-mucra* glücklich überstiegen, bereiteten wir unsern beiden Kranken, die sich nicht mehr emporhalten konnten, in dem Corial des Herrn Youd ein bequemes Lager, obschon wir alle Hoffnung aufgegeben, dass der *Waika* den Abend erleben würde. Als wir ungefähr 12 Miles weiter gegen S.O. auf dem Strome vorgedrungen sein mochten, erreichten wir die Fälle von *Rappu* und die Mündung des von W. ihm zuströmenden Rappuflusses, die ihren Namen von der Menge Bambusrohr, *Guadua latifolia (Kth.)*, welches hier wächst und von den Indianern *Rappu* genannt wird, erhalten haben. Ein Felsendamm von grobkörnigem Gneis mit rothem Feldspath durchzieht den Fluss von O. nach W. Merkwürdigerweise suchten wir hier vergebens nach jenem schlackenartigen und verglasten Ueberzug der Felsen, wie er uns bei allen frühern Fällen so durchgängig entgegengetreten war. Jenseits der Fälle von *Rappu* endete die mächtige Krümmung des *Essequibo*, der wir seit der Mündung des *Potaro*, eine Strecke von 90 Miles, gegen S.O. gefolgt waren, und der Spiegel des Flusses lag nun wieder während 13 Miles rein gegen S. vor uns. Eine lange Insel theilt, ungefähr 2 Miles oberhalb der *Rappu*-fälle, den Fluss in zwei Kanäle, deren östlicher *Wenkobat* heisst. Die grosse Bucht (*Kirahagh* der Indianer) *Aruan* oder *Tokutu* greift tief in das westliche Ufer ein. Mit den Fällen von *Rappu* war der letzte Felsendamm, waren die letzten Stromschnellen überstiegen, und ein ununterbrochener, glatter Wasserspiegel lag bis *Pirara* vor uns. Was Wunder, dass wir daher, hocherfreut über unser bisheriges Glück, an der letzten Klippe im ruhigen Wasser anlegten, unsern Ruderern und Steuerleuten abermals einen Extraschluck reichten, während wir selbst eine Flasche Champagner öffneten, um das glückliche Uebersteigen der drohenden Cataracte zu feiern. Als dies geschehen, wurde ein 50 Fuss langer Bambustrieb herbeigeholt, an

diesen die leere Champagnerflasche gebunden, in die wir vorher einen auf einen Bogen Papier geschriebenen Gruss an die Offiziere der Militairexpedition mit dem Wunsche eingeschlossen hatten, dass ihnen bei dem Uebersteigen der Fälle das Glück eben so hold gewesen sein möge, als uns.

In der heitersten Stimmung sprangen wir von der Klippe in unsere Boote; ich ahnete nicht, dass sich mein Jubel so schnell in Klage verwandeln würde, doch:

Tückisch sind des Schicksals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte!

Alle Flaggen und Wimpel waren aufgezogen, die vier übrigen Boote schwammen schon lustig im ruhigen Wasser, während die englischen Nationalfarben den weithin wehenden preussischen zuzuwinken schienen, dass sie ihnen schnell sich anschliessen möchten. Eben wollte mein Steuermann ihrer Aufforderung folgen, und bog um die Klippe herum, — eine gewaltige Erschütterung und alles, was das Corial beherbergte, lag im Wasser; — der Steuermann hatte einen vom Strom bedeckten Felsen nicht beachtet und die Fluth das Corial umgeworfen. Das Unglück war so schnell und unerwartet über uns hereingebrochen, dass ich die Besinnung erst wiederfand, als ich, bis an den Kopf im Wasser stehend, alle schwimmbaren Gegenstände um mich herumfluthen sah, während schon alle Indianer schwimmend den flüchtigen Utensilien nacheilten. Der allgemeine Angstschrei hatte die vorangeeilten Boote wieder zurückgerufen, und alles bemühte sich die gesunkene und schwimmende Bagage zu bergen, was uns auch glücklich bis auf mehre Paquete mit etwa 100 getrockneten Pflanzenspecies und einer grossen Zahl von Fischskeletten gelang, die der brandende Wirbel bereits verschlungen hatte. Freilich war der gefährlichste aller Feinde, das Wasser, fast in alle Kisten gedrungen; doch der wolkenlose Himmel, die brennenden Sonnenstrahlen verhiessen eine baldige *restitutio in integrum*, weshalb wir auch schleunigst alles auspackten, und die durchnässten Sammlungen der vollen Wirkung der Sonnenstrahlen aussetzen. Tauschartikel für die Indianer, Pflanzen, Vogelbälge und Säugethierfelle, alles lag bunt durcheinander auf dem Felsen ausgebreitet; nach vier Stunden konnte ich wieder den übrigen Booten, die uns im Bivouak erwarten wollten, nachfolgen. Hätte uns der Unfall nur 10 Fuss weiter stromeinwärts betroffen, so wäre alles in eine bodenlose Tiefe gesunken, oder als Trümmer jenseits des Wirbels der Stromschnelle wieder an das Licht getreten, ein Schicksal, das ich und Stöckle wahrscheinlich getheilt haben würden, da wir beide nicht so schwimmen konnten, um einer solchen Gewalt zu widerstehen.

Jenseits der mit dem schlanken Bambus umgürteten Insel zeigte sich der mehr als 500 Yards breite Stromspiegel vollkommen frei, und sein aus einem

weissen Thon bestehendes, westliches Ufer erhöhte sich immer mehr und mehr, bis es endlich eine 15 Fuss hohe, weisse Mauer bildete. Eine ziemlich scharfe Biegung des Flussbettes hatte mir bisher jede weitere Fernsicht verdeckt, kaum aber hatten wir diese umfahren, als sich auch in S.W. das *Makarapan*-Gebirge vor mir aufthürmte, und einen grossartigen Hintergrund zu dem reizendsten Landschaftsgemälde bildete. Eine Menge riesiger *Bombax globosum* strebten mit der *Mora* gleiche Höhe zu gewinnen, wobei ihre Stämme aus einer wenigstens 30 Fuss hohen undurchdringlichen Hecke einer *Cucurbitacee* emporschossen, die sich bis dahin an ihnen emporrankte und jegliche andere Pflanzengattung verdrängt hatte. Das östliche Ufer war niedrig und zeigte nur *Psidium* und *Cecropia peltata.* *)

Eine unzählige Masse Tauben (*Columba rufina Tem.*) belebten die mächtigen Trompetenbäume, mit der die Insel bestanden war, und das weithin schallende Liebesgegirr der Männchen verkündete die Paarungszeit. Die günstige Gelegenheit zu einem schmackhaften Abendbrod durften wir nicht unbenutzt vorübergehen lassen, und störend fuhr zwischen die girrenden und schmeichelnden Liebestöne die wiederhallende, harte und rauhe Sprache unserer Flinte hinein. Ein sich vor uns durch die dichte Belaubung aufkräuselnder Rauch zeigte uns nicht nur, dass wir uns dem Bivouak näherten, sondern dass wir für unsere Jagdbeute auch bereits kochendes Wasser finden würden.

Mit dem Ausruf: *a Waterdog*, *a Waterdog!* machten mich die Farbigen auf ein schwimmendes Thier aufmerksam, das in der That viel Aehnlichkeit mit einem schwimmenden Hunde hatte. Die *Warraus* nannten es *Etopu.* Indem ich nun meinen Blick auf den Flussspiegel richtete, sah ich plötzlich immer mehre Köpfe aus dem Wasser emportauchen, bis sich endlich sieben um unser Corial versammelt hatten, in denen ich bald Ottern erkannte. Unter einem eigenthümlichen Gebell und Schnarchen näherten sie sich unserm Boote, hoben sich bald bis mehr als halbe Körperlänge über die Wasserfläche und verschwanden dann eben so schnell,

---

*) Unter der Menge Farrnkräuter, die ich an den Ufern des *Essequibo* sammelte, befinden sich mehre neue Species, die auch bereits Herr Dr. Klotzsch in v. Schlechtendal's Linnaea, Band XVIII, Heft V. „in den Beiträgen zu einer Flora der Aequinoctialgegenden der neuen Welt" beschrieben hat. Besonders lieferte mir die Gattung *Lindsaya* eine Menge neuer Species, als: *Schomburgkii*, *crenata*, *divaricata*, *Moritziana*, *pendula*, *gracilis*, *Raddiana* (*Klotzsch*), ausserdem aber fand ich auch *Lindsaya reniformis* (*Dryander*), *trapeziformis* (*Salisb.*), *dubia* (*Spreng.*), *stricta* (*Dryand.*), dann *Alsophila ferox* (*Presl.*), *Lygodium volubile* (*Swartz*), *Neurophyllum pinnatum* (*Presl.*), *Mertensia pectinata* (*Willd.*), *Schizaea trilateralis* (*Schkuhr*), *elegans* (*Swartz.*), *flabellum* (*Mart.*), *Trichomanes heterophyllum* (*Willd.*), *pelluceus* (*Kunze*), *Plumula* (*Presl.*), *Hymenophyllum polyanthos* (*Swartz.*) und *Cyathea aspera* (*Swartz.*).

um in einiger Entfernung von neuem an der Oberfläche zu erscheinen. Jetzt ahmten die Indianer die eigenthümlich heulenden Töne der Thiere auf das Täuschendste nach, indem sie sich unter dem Ausstossen des Tones fortwährend in kurzen Sätzen mit der scharfen Handfläche an die Gurgel schlugen. Im ersten Augenblick horchten die Ottern gespannt auf, ordneten sich dann in eine Reihe, und kamen, durch die Töne gereizt und neugierig gemacht, auf uns zugeschwommen, wobei sie fortwährend unter heiserem Gebell ihr früheres Manoeuvre des Auf- und Niedertauchens wiederholten, und uns ihr fürchterliches Gebiss zeigten. Natürlich hatten wir alle unsere Gewehre zur Hand genommen; so wie wir diese aber anlegen wollten, war jeder Gegenstand von der Wasserfläche verschwunden, bis die Köpfe an ganz andern Stellen, als da, wo wir es erwartet, wieder zum Vorschein kamen. Einem der Indianer wurde diese Neckerei zu langweilig, er drückte plötzlich sein Gewehr los, die Thiere entflohen und tauchten erst in weiter Entfernung wieder auf. Es waren die ersten Ottern, die ich angetroffen. Nach der Behauptung der Farbigen sollen sich zwei Arten im *Essequibo* aufhalten, bei beiden sich aber dieselben Schwierigkeiten der Jagd wiederholen. Nach jeder nicht unmittelbar tödtlichen Verwundung, taucht der Verwundete augenblicklich unter, und kommt nicht wieder zum Vorschein, wovon ich mich später durch wiederholte Erfahrung vielfach überzeugen konnte. Ob die beiden Species, die ich im Verlauf meiner Reise sehr häufig antraf, mit der von Ray beschriebenen *Lutra brasiliensis* und der Cuvier'schen *Lutra enudris* identisch sind, konnte ich mich leider nicht vergewissern. Eben so zweifelhaft bleibt es, ob die von Azara beschriebene identisch mit der *Lutra brasiliensis* ist.

Im Lager trafen wir alles in der grössten Geschäftigkeit, denn man hatte wieder eine unzählige Menge Schildkröteneier gefunden und eine grosse Zahl des schmackhaften *Phractocephalus bicolor* (*Agass.*), an der Angel gefangen, zu denen wir nun unsere reiche Taubenbeute fügten. Den *Phractocephalus* findet man fast in allen Flüssen Guiana's, wo er mit derselben Gefrässigkeit wie der *Pirai* an die mit Fleisch behangene Angel geht; auch er giebt jenen grunzenden Ton von sich, wenn er aus dem Wasser gezogen wird. Die Indianer nannten ihn *Pacaruima*. Das Befinden unserer Kranken hatte sich unerwartet zu unserer grossen Freude im Laufe des Tages sehr gebessert.

Am nächsten Morgen erreichten wir nach beinah vierwöchentlichem Kampf mit dem Strom und den Stromschnellen unter 3° 59′ 45″ Nördl. Breite die Mündung des *Rupununi*, eines der Hauptnebenflüsse des *Essequibo*, der diesem von S.W. her zuströmt. Die Entfernung von der Mündung des Hauptstroms bis zu der des Nebenstroms beträgt, mit Einschluss der Krümmungen, ungefähr 240 geographische Meilen, wobei die letztere 320 Fuss höher liegt. Da das Wasser des

Essequibo hier eine schwärzliche, das des *Rupununi* aber eine trübgelbe Färbung hat, so konnte man letzteren Strom noch weit in den *Essequibo* hinein verfolgen, bevor beide Flüsse, ganz mit einander vereint, dem Ocean zurollten. Wie in ihren Wellen, so sind beide Ströme auch in ihren Ufern und in ihrer Ufervegetation von einander verschieden. Die Ufer des *Rupununi*, an denen man in den horizontalen Schlammstreifen den verschiedenen Wasserstand genau bezeichnet fand, bestanden hier aus einem gelblichen mit Sand untermischten Thon, erhoben sich an der Mündung etwa bis zu 16 Fuss, und waren nur mit der Wasserguave, (*Psidium aquaticum Benth.* und *aromaticum Aubl.*), hinter denen sich dichte Gruppen der *Sawari*-Palme, (*Astrocaryum Jauari Mart.*) anschlossen, bestanden, was unverkennbar die Armuth des Bodens verrieth. Obschon die Mündung eine Breite von 200 Yards besass, so hatte das Bett doch an einzelnen Stellen kaum 3 Fuss Tiefe, ein Verhältniss, welches dem Strom auch weiter aufwärts eigenthümlich blieb. Merkwürdig war es, dass sich die Temperatur des schwärzlichen Wassers des *Essequibo* 2° höher zeigte, als die des gelblichen *Rupununi*.

Mehre Corials, die wir am südlichen Ufer angebunden fanden, liessen uns mit Sicherheit vermuthen, dass sich hier in der Nähe eine Indianerniederlassung befinden müsse. Wir landeten so still als möglich, und wurden auch wirklich von den Bewohnern nicht eher bemerkt, als bis wir vor ihnen standen. Die Niederlassung zählte vier grosse Hütten, die sich auf einem, von allem Unkraute gereinigten Platze erhoben, und von einigen mit vielen Parasiten und kleinen Farrnkräutern bedeckten Calabaschbäumen (*Crescentia Cujute Lin.*) und grossen Pisangs beschattet wurden, zwischen denen hier und da mehre Baumwollenstauden und *Capsicum*sträuche mit rothen und gelben Früchten standen. Die offenen Hütten, in denen wir verschiedene leichte Gerüste wahrnahmen, die errichtet zu sein schienen, um die Reichthümer der Bewohner vor der Feuchtigkeit zu schützen, verkündeten sogleich, dass dies eine Niederlassung von *Caraiben* sei, was uns auch das erste lebende Wesen, welches wir bemerkten, bestätigte. In einer der Hütten, deren Boden sich 4 Fuss über der Erde befand, so dass man auf einer kleinen Leiter hinaufsteigen musste, und aus gespaltenen Euterpestämmen bestand, sass, mit Flechtarbeit beschäftigt, ein grosser, stämmiger, mit rother und weisser Farbe bemalter *Caraibe*. Ungeachtet unsere Parthie mehr als 40 Köpfe zählte, eine wahre Farbenkarte vom Weiss bis zum Schwarz repräsentirte und den ganzen freien Platz vor der Hütte füllte, widmete uns der Bewohner derselben doch auch nicht die geringste Aufmerksamkeit und arbeitete ruhig fort, als sei er der einzige Mensch auf dem ganzen Platze. *Zeno* selbst hätte nicht gleichgültiger gegen die Aussenwelt sein können, als es dieser *Caraibe* war. Brachen unsere Neger über irgend einen Gegenstand in ein Gelächter aus, was besonders der Fall

war, als sie im Hintergrunde einen ganzen Trupp Frauen entdeckten, unter denen sich manches ganz niedliche Gesicht befand, die uns voll Verwunderung anblickten, so warf jener einen verächtlichen Blick auf die Lacher und richtete im nächsten Augenblick sein Auge wieder auf die Arbeit.

Als wir, ärgerlich über diese Vernachlässigung, ungefähr eine Viertelstunde in seiner Nähe gestanden haben mochten, ohne dass er die angenommene Gleichgültigkeit abgelegt, erinnerte ich mich endlich an jenen unwiderstehlichen Zauberschlüssel, der uns früher in der Caraibenniederlassung *Kai-tan* am *Cuyuni* so vortreffliche Dienste geleistet hatte. Wie dort, wurde dieser hervorgeholt, wie dort sprengte er alle Schlösser und Klammern, die bisher vor den sprachlosen Lippen gelegen! Der düstre Gesell sprang plötzlich auf, wurde gesprächig, nannte uns seine *Mattis*, liess seine Arbeit liegen, befahl seinen Weibern Pisangfrüchte, Bananen, Yams zu bringen, Hühner zu fangen, die in Menge umherliefen, kurz, zeigte sich so gefällig, als wir nur wünschen konnten. Als ich eben noch meine Betrachtungen über das durch die blosse Wahrnehmung, dass Branntwein vorhanden sei, veränderte Benehmen dieses Naturmenschen anstellte, vernahm ich aus dem nahen Walde wunderbare Töne, Töne, wie ich sie noch nie gehört! Es war, als schlüge man zugleich an mehre harmonisch gestimmte Glasglocken. Jetzt hörte ich sie wieder und nach einer minutenlangen Pause wieder und wieder, dann trat ein längerer Zwischenraum von etwa 6—8 Minuten ein, und von neuem erschallten die reinen, vollen, harmonischen Töne. Eine ganze Zeit stand ich von Erstaunen gefesselt und lauschte, ob sich die feenhaften Klänge nicht abermals hören lassen würden — sie schwiegen, und voller Begierde wandte ich mich mit meinen Fragen an meinen Bruder, von dem ich nun erfuhr, dass dies die Stimme des Rachenvogels, *Chasmarhynchos carunculatus* oder des *Bell-bird* wie ihn die Farbigen nennen, sei. Mein Gewehr aus dem Boote holen und Sororeng bitten, mich zu begleiten, da sein scharfes Auge gewiss den Vogel leichter in dem grünen Laube ausfindig machen würde, als das meine, war das Werk einer Minute; lächelnd aber meinte dieser, ich möchte nur ruhig hier bleiben, denn alle Versuche, den lieblichen Sänger zu erlegen, würden vergeblich sein, da sich dieser nur auf der äussersten Gipfelspitze der Bäume niederlasse und sich daher weit aus der Schussweite befände. Mein Versuch, ihn allein aufzufinden, blieb fruchtlos, denn die Zweige der Bäume zeigten sich so in einander verschlungen, dass das Auge schon in den ersten Aesten ein undurchdringliches Hinderniss fand. Kein Gesang, keine Stimme irgend eines der befiederten Bewohner der Wälder Guiana's, selbst nicht die so deutlich ausgesprochenen Worte der Ziegenmelker, hatten mich in ein gleiches Erstaunen versetzt, wie die Glockentöne des *Bell-bird;* dass die Vögel in Guiana die Gabe der Sprache besassen, hatte ich ja bei meinen ersten Schritten

auf diesem merkwürdigen Erdtheil schon erfahren! — solche Töne aber waren mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben, und meine Aufmerksamkeit konnte jetzt auf nichts anderes gerichtet, durch nichts anderes von diesem wunderbaren Sänger abgezogen werden, selbst nicht durch die schönen, mit Hieroglyphen bemalten Trommeln, die Herr Goodall in einer der Hütten entdeckt hatte. Liessen sich die zauberhaften Töne von neuem hören, so streifte auch mein Auge in dem dichtbelaubten Baum herum, von dem sie zu kommen schienen; vergebens! gehört hatte ich den lieblichen Ton, aber den Sänger sah ich nicht!

Ich habe schon früher die wahrhaft widerwärtige Geschmacksverwirrung erwähnt, nach welcher die Caraibinnen den kleinen Mädchen bereits in der frühesten Jugend die Waden über- und unterbinden, um diese dadurch zu einem Umfang aufzuschwellen, der weit über das Menschliche hinausreicht. Da nun hier das weibliche Geschlecht schon an sich ungemein stark und corpulent war, so nahmen jene nach dem Lauf der Natur ebenfalls an dieser Körpereigenschaft Theil, ohne dass sie noch dieser Subvention bedurft hätten und der ungemein schnelle Abfall dieser monströsen Bildungen an den Stellen, wo die Bänder lagen, sah daher um so widerwärtiger aus und erinnerte mich an das unnatürliche Schnüren mancher schönen Europäerin, die nur zu oft durch jenes die natürliche Taille des Menschen, vereint mit der Mode, in die einer Wespe verwandelt. Jene schwimmhosenähnliche Bedeckung der Hüften fand ich auch hier unter den Weibern allgemein heimisch.

Nachdem unser so gefällig gewordener Häuptling alles herbeigeschafft hatte, was er entbehren, wir alles genommen, was wir gebrauchen konnten, und ihm dafür das gegeben, was er verlangte, setzten wir unsere Reise den *Rupununi* aufwärts fort. Die an der Mündung gleichmässig hohen Ufer wichen hier bereits wesentlich von einander ab, indem bei jeder Biegung des Stromes das Ufer, an welches die durch die Krümmung beschleunigte Strömung anspült, seine frühere Höhe beibehielt, während die gegenüberliegende Strecke des andern sich ziemlich flach zeigte. Ein eben so merkwürdiger Unterschied fand auch in Rücksicht der Vegetation statt. Bildet der Fluss z. B. seine Krümmung gegen S.W., nachdem er sie vorher gegen N.O. gebildet gehabt hatte, so wurden dort das *Psidium* und die *Sawari*-Palmen immer seltener, und machten unmittelbar in der Krümmung grossen Laubbäumen Platz, während diese umgekehrt auf dem nordöstlichen Ufer wieder verschwanden und in der einbiegenden Krümmung vollkommen den *Sawari*-Palmen das Feld geräumt hatten, so dass beide Ufer zwei abwechselnden Curvenlinien glichen, deren Höhen mit Laubbäumen und deren Senkungen mit *Sawari*-Palmen und *Psidium* bestanden waren.

Eine zahllose Menge der herrlichen *Hia-Hia*-Papageien (*Psittacus accipitri-*

nus Lin.) und eine gleich grosse Zahl *Aras* belebte die *Sawari*-Palmen und umkreisten uns mit ihrem ohrenzerreissenden Geschrei, während auf den äussersten Aesten ganze Familien der trägen und verdrossenen Aasgeier (*Cathartes aura Ill.*) mit eingezogenem Kopf und herabhängenden Flügeln sassen, ohne sich durch unsere Annäherung irgendwie stören zu lassen. Unsere Freude an diesem wechselnden und belebten Bilde, das eben in der nimmerruhenden Eile der befiederten Bewohner jeden Augenblick eine neue Abwechselung darbot, wurde uns freilich durch einen andern, gleichfalls beschwingten Bewohner der Ufer bitter vergällt. Seit dem Beginn der ersten Stromschnellen waren alle Mosquitos wie durch einen Zauberschlag verschwunden, und die tobenden und tosenden Stromwellen schienen auch die übrigen geflügelten Peiniger vertrieben zu haben, denn ruhig konnten wir der Nacht, ruhig dem Morgen entgegensehen! — mit der Einfahrt in den *Rupununi* begannen unsere Leiden von neuem, da sich förmliche Wolken einer kleinen *Simulia* (Griebeln), die die Indianer *Mapire* nannten, auf dem Flussspiegel hin und her bewegten, und wie Harpyien über uns herfielen und uns Gesicht und Hände auf das jämmerlichste zerstachen. Jeder einzelne Stich ist gewöhnlich noch 10 — 12 Tage sichtbar und bildet einen kleinen Blutflecken von der Grösse eines Stecknadelkopfes. Da ihr Rüssel äusserst kurz ist, so verhindert sie selbst die dünnste Bedeckung an ihren verbrecherischen Absichten, weshalb wir auch nur unser Gesicht und unsere Hände vor ihnen zu schützen hatten. Um so mehr aber waren die armen Indianer bei ihrem Sansculottenanzug zu bedauern, auf denen sie überall Raum fanden, ungehindert ihre Blutgier zu stillen, und noch hatten wir keine zwei Tage die Wellen des *Rupununi* durchfurcht, als jenen auch bereits der ganze Körper, namentlich aber der Rücken zerstochen und dick aufgeschwollen war. Ungeachtet des jammervollen Anblicks, den die Aermsten darboten, hatte es doch etwas ungemein Lächerliches, wenn einer dem andern mit dem flachen Ruder oder der Hand auf den Rücken schlug, sobald sich dort bei dem Vordermann ein Haufe der Blutsauger angesammelt hatte. Ohne sich auch nur umzudrehen, nahm jeder dankbar den Schlag vom Hintermann an, wusste er doch, was ein solcher zu bedeuten hatte! Der geringste aufspringende Luftzug vertrieb wohl die uns verfolgenden Peiniger auf Augenblicke, war dieser aber wieder verschwunden, so sahen und fühlten wir sie auch mit doppelter Blutgier um uns versammelt. Um den armen, nackten Indianern wenigstens etwas Linderung zu verschaffen, suchten wir unsere freilich auch höchst einfache Garderobe durch, und versahen sie mit Hemden. Gleich unangenehm wurden die Insecten auch noch dadurch, dass sie uns fortwährend in Mund, Nase und Augen krochen und flogen.

Ich habe nie wieder einen Fluss kennen gelernt, der so viel Buchten besessen, als der *Rupununi*. Meistentheils sind diese *Kirahaghs*, wie sie die Indianer

nennen, an ihrer Verbindungsstelle mit dem Flusse ziemlich eng und erweitern sich erst etwas landeinwärts zu ansehnlichen Wasserbecken, den Tummel- und Laichplätzen einer Menge Fische, Kaimans und Wasservögel, welche letztere die Bucht in mächtigen Schwärmen umkreisten oder die dieselbe umsäumenden Bäume besetzt hielten. Fast alle Familien und Gattungen von Sumpf und Wasservögeln waren hier vertreten: *Ardea*, *Platalea*, *Cancroma*, *Carbo*, *Plotus*, *Alcedo*, *Rhynchops*, *Numenius*, *Larus* und zahllose Entenketten tummelten sich auf und an dem Wasserspiegel herum oder durchzogen mit wildem Geschrei die Luft. Die Kaimans, von denen uns im *Essequibo* nur ein einziger aufgestossen war, trafen wir im *Rupununi*, namentlich aber in den *Kirahaghs* in reicher Anzahl, wo sie am Tage gleich flössenden Baumstämmen herumschwammen. Wie und wodurch diese Buchten entstanden sind, haben wir eigentlich nicht ergründen können. Wären ihre Oeffnungen gegen den Strom hin gerichtet gewesen, so brauchte man keinen Augenblick über die Ursache ihrer Entstehung im Zweifel zu sein, so aber sind diese fast durchgehends den Strom abwärts gerichtet, und die ununterbrochene Uferwandung lässt sie eben so wenig für alte Kanäle oder Flussbetten ansehen. Wahrscheinlich sind sie während der Ueberschwemmung von den gewaltigen Fluthen ausgespült worden. Die wenigen, welche mit ihren Oeffnungen wirklich gegen den Strom gerichtet sind, bekunden sich durch ihre ungemein weite Mündung, worin sie oft das Bett des eigentlichen Flusses übertreffen, schon aus der Ferne.

Da sich zu unsern beiden Kranken leider noch mehre andere gesellt hatten, so hielt es mein Bruder für gerathener, den Leuten wieder einmal einen Ruhetag zu geben. Wir fuhren daher in die am rechten Ufer befindliche, grosse Bucht *Anrimè* ein und fanden auch bald auf dem erhöhten Ufer einen trefflichen Platz; ohne Zweifel die Stelle einer frühern ausgebreiteten Indianerniederlassung, was sich leicht aus dem Abstand der Grösse ihrer Bäume gegen die der umgebenden Waldung schliessen liess. *Mimoseen* und *Solaneen* bildeten im Verein mit 10—12 Fuss hohen Schneidegräsern an den Stellen, wo früher die *Manihot*, *Dioscorea* und *Musa* gewuchert, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden war, die undurchdringlichsten Dickichte und ein thatsächliches *Noli me tangere*. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass ich von den cultivirten Pflanzen niemals auf frühern Wohnplätzen auch nur noch einen verkrüppelten Spross gefunden habe, da man doch glauben sollte, dass sie, die bereits ein gewisses Wachsthum erhalten, von den erst aufspriessenden *Solaneen*, *Mimoseen* und *Passifloren* nicht so ganz unterdrückt und verdrängt werden könnten! — und doch ist dies durchgängig der Fall, sobald eine Niederlassung bereits einige Jahre aufgegeben worden ist.

Ungeachtet der augenblicklichen Versuche, die ich nach unserm Landen an den herumfluthenden Kaimans anstellte, einen in meinen Besitz zu bekommen,

wollte es mir doch nicht gelingen, da die Büchsenkugeln wirkungslos von dem festen Panzer abprallten, und es in einzelnen Fällen der Träger desselben nicht einmal der Mühe werth hielt, seine Stellung oder Lage zu verändern, während er in andern höchstens langsam weiter schwamm. Wollten wir uns aber mit einem der Boote ihnen nähern, um in den Augenhöhlen ein sicheres Ziel zu erlangen, so verschwanden sie träge und langsam von der Oberfläche des Wassers. Hatten die Thiere am Tage ganz ruhig gelegen, so schienen sie sich nur Kräfte für den diabolischen Lärm bei Einbruch der Nacht gesammelt zu haben; denn kaum war die Sonne verschwunden, als auch der wilde Aufruhr begann. Unsere Boote schienen ihre besondere Aufmerksamkeit erregt zu haben, da sie sich ihnen so näherten, dass einige der Neger und Farbigen, die die Nacht in ihnen zubringen wollten, mit gewaltigen Sprüngen, unter lautem Angstgeschrei auf und davon liefen, und lieber ihre Hängematten unter den Bäumen aufhingen. Hamlet und Stöckle, offenbar die grössten Hasenfüsse der ganzen Expedition, hielten, dadurch erschreckt, sogar ihre bisherige Lagerstätte in der Nähe des Wassersaums für nicht sicher genug, banden ihre Hängematten so schleunig als möglich ab, und hingen sie erst weit vom Ufer wieder auf. Stöckle gestand mir am andern Morgen, dass er die ganze Nacht vor Zittern und Beben nicht habe schlafen können, und er das «blut'ge Gethier in Grundsboden nein verdammt hätt', da es all' Zeit der Nacht mit seine grossen Schwänz' an die Boot' geschlagen und wie eine Rohrdommel geschrieen hätt'; er hätt' au nit anders g'glaubt, als sei End' sei kumme.»

Der Morgen brachte uns den Sonntag, und nachdem die Gebete gelesen, durchstrich ich mit Stöckle die Ufer und fand auch manche interessante Pflanze, unter denen ich nur das niedliche *Jonidium oppositifolium (Schult.)*, *Contoubea spicata (Aubl.)*, *Tamonea mutica (Pers.)*, *Spennera aquatica (Mart.)*, *circaeifolia (Dec.)*, *Pectis elongata (Humb. Bonp.)* und *Trichospira menthoides (Humb. Bonp.)* aufführe. Unter den Sträuchern zeichneten sich *Coffea calycina (Benth.)*, *Helicteres guazumaefolia (Humb. Bonp.)*, *Waltheria involucrata (Benth.)*, *Eugenia Schomburgkii (Benth.)* und *polystachya (Richt.)*, *Acacia Westiana (Dec.)* und der für die Indianer so wichtige *Lonchocarpus densiflorus (Benth.)* aus, mit dessen milchigem, beissendem Saft der Wurzeln diese die Fische betäuben. Wollen die Indianer einen solchen Vergiftungszug ausführen, so zerschlagen und zerquetschen sie zuvor die Wurzeln mit grossen Holzkeulen und werfen diese Masse an den Stellen, wo sie viele Fische bemerken, in das Wasser; schon nach 10—15 Minuten zeigen sich die Wirkungen auf die beschuppten Bewohner desselben. Diese erscheinen an der Oberfläche, schnellen über das Wasser empor, schnappen nach Luft und drehen dann den Leib aufwärts, in welchem Zustande sie mit den Händen ergriffen oder mit dem Pfeil geschossen werden. Die kleine, fingerlange Brut

stirbt gewöhnlich, während sich die grössern Fische meist nach einiger Zeit wieder erholen. Ausser dem *Lonchocarpus densiflorus* benutzen die Indianer auch noch zu demselben Zwecke die *Tephrosia toxicaria cinerea* (*Pers.*), *Phyllanthus Conami* (*Sw.*) und *Clibadium asperum* (*Dec.*); keine dieser Pflanzen zeigt sich aber so wirksam, als der *Lonchocarpus*.

Gleich glücklich, wie ich auf meiner botanischen Excursion, waren die Jäger auf der Jagd gewesen, denn sie brachten nicht nur mehre *Agutis*, sondern auch die wohlschmeckende *Tetrao* und die gleich leckere *Psophia crepitans* nach dem Lager, das sie so sicher wiedergefunden, als hätten sie sich schon jahrelang mit diesen Wäldern vertraut gemacht, obschon sie, wie wir, heute das erstemal ihren Fuss in dieselben setzten. Viel Interesse hatten für mich auch eine eigene Art Ameisennester, die ich meistentheils auf den Bäumen in den Winkeln der Aeste mit dem Stamme fand. Die Nester hatten ganz die Gestalt und Grösse eines mittlern Kürbisses und waren aus kleinen Blatttheilen und Thon gebaut. Tausend der unbedeutenden, dunklen Bewohner sassen in einem Neste vereint und fielen bei der leisesten Bewegung des Baumes auf den darunter Hingehenden oder den Boden herab.

Dass der Indianer auch Anlagen zur Neckerei, und einen gewissen Grad von Schadenfreude besitzt, sollten wir heute Abend erfahren. Die grenzenlose Furcht Hamlet's vor den Kaimans, den jene schon als Neger nicht leiden konnten, hatten sie schon gestern unter einem ziemlich sichtbaren Zeichen des Hohns und der Verachtung bemerkt. Schon lagen wir übrigen ziemlich alle in unserer Hängematte, nur Hamlet hatte noch dieses und jenes von seinem Geschirr wegzuräumen, bis auch er das letzte Stück beseitigte und mit zufriedenem Gesicht nach seiner Hängematte eilte. Plötzlich ertönte von dort her ein fürchterliches Hülfsgeschrei; bestürzt sprangen wir alle zur Erde und eilten der Gegend zu, wo wir den Aermsten an allen Gliedern zitternd, mit stieren Augen in der Nähe seiner Hängematte stehen fanden, ohne dass er im Stande gewesen wäre, auch nur einen Schritt vor oder rückwärts zu thun. Nach langem, vergeblichem Fragen, was ihm begegnet, schrie er endlich, es läge ein lebendiger Kaiman in seiner Hängematte. Lachend über die thörigte Einbildung des Jammernden, gingen wir mit den Lichtern an diese heran, um ihn von seiner grundlosen Furcht zu überzeugen, und fanden wirklich ein 4 Fuss langes Ungethüm, welches im Lauf des Vormittags von einem Indianer geschossen worden war, in dieser liegen, und an die Füsse desselben eine lange Liane gebunden. Wahrscheinlich hatte einer der Indianer das Thier in dieselbe geschleppt, aufgepasst, bis der Eigenthümer sich in das Lager gelegt, und in demselben Augenblicke an der Liane gezogen, sich aber dann aus dem Staube gemacht, denn niemals haben wir erfahren können, wer es gewesen. Obschon sich

der arme, schwarze Teufel jetzt überzeugen konnte, dass man ihn zum Besten hatte haben wollen, so stand er doch noch immer zitternd wie ein Espenlaub auf demselben Flecke, auf welchem wir ihn gefunden, weinte wie ein Kind, und keine Macht der Welt hätte ihn heute in die Hängematte bringen können. Aergerten wir uns auch anfänglich über den schlechten Scherz, so mussten wir endlich doch mit in das allgemeine Gelächter einstimmen, das sich durch das ganze Lager erhob. Am Morgen fanden wir, dass sich Hamlet leise in die Nähe unserer Hängematten geschlichen, und sich hier ein Lager bereitet hatte, da er sich wahrscheinlich an einer andern Stelle nicht sicher genug vor der Fortsetzung der Neckerei fühlte.

Da sich am Montag unsere Kranken wieder etwas erholt hatten, setzten wir unsere Reise fort und fanden auch jetzt noch auf den Sandbänken eine Menge Schildkröteneier, die wir aber vor dem Genuss erst ziemlich sorgfältig untersuchen mussten, da sich in der grössern Zahl die junge Schildkröte bereits zu bilden begann*). Gegen Mittag erreichten wir wieder eine Niederlassung, die von Caraiben und einigen Macusis gemeinschaftlich bewohnt wurde. Die grosse Hütte der Macusis wich in Form und Bauart vollkommen von allen Indianerhütten ab, die ich bisher in der Küstenregion gesehen. Sie war aus vier, sechs Fuss hohen, Lehmwänden aufgeführt, auf welchen das Dach ruhte, und die kleine Thür die einzige Oeffnung, welche sich in dem ganzen Gebäude befand. Hätte nicht ein Feuer in der Mitte des innern Raums gebrannt, über dem sich ein kleines Gerüst befand, auf welchem Fische und Fleisch ausgebreitet lag, und das Innere wenigstens etwas erleuchtet, so würde eine tiefe, ägyptische Finsterniss darin geherrscht haben. Die Thür war Aus- und Eingang nicht allein für Menschen und Thiere, sondern auch für Rauch, Licht und Luft. Die Hütten der Caraiben stimmten ganz mit denen ihrer Stammgenossen überein. Von den männlichen Bewohnern fanden wir nur den Häuptling und einen andern Mann zu Hause, beides sehr bejahrte Leute; die übrigen hatten eine Reise nach der Coloniestadt unternommen. Die Frauen hatten sich ungemein stark mit dem Safte der *Genipa* bemalt, unter denen uns Sororeng auf eine junge und sehr hübsche Frau aufmerksam machte, von der er uns eine Thatsache mittheilte, die wirklich mehr als weibliche Charakterfestigkeit und Ausdauer bekundete. Ihr Mann hatte ebenfalls die Reise nach *Georgetown* mit unternommen, und sie aufgefordert, ihn zu begleiten, wogegen sie

*) Von den Pflanzen, die ich in dieser Gegend des *Rupununi* fand, führe ich die herrliche *Petrea macrostachya* (*Benth.*). *Copaifera pubiflora* (*Benth.*), *Pithecolobium pubescens* (*Benth.*), *Jussiaea affinis* (*Dec.*), *Schnella rubiginosa* (*Benth.*), *splendens* (*Benth.*), *Licania aperta* (*Benth.*), *floribunda* (*Benth.*), *Faramea longifolia* (*Benth.*), *Alsodeia laxiflora* (*Benth.*), *pubiflora* (*Benth.*) an, alles neue Species, die mein Bruder bereits auf seiner ersten Reise gefunden.

sich jedoch auf alle mögliche Weise sträubte, bis sie sich endlich, wenigstens scheinbar, in den unabänderlichen Entschluss des Mannes fügen musste. Unter allen denkbaren Zeichen des Widerwillens trat sie die Reise an, um wo möglich den Ehegemahl noch zu der Erlaubniss, zurückbleiben zu dürfen, zu bewegen; allein dieser liess sich nicht erschüttern. — Vergebens suchte man eines Morgens in *Waraputa*, wo sich die Gesellschaft mehre Tage aufhielt, die junge Frau, sie war und blieb verschwunden. Durch die dichtesten Urwälder, über alle Ströme, Flüsse und Bäche war die Frau am westlichen Ufer des *Essequibo* nach dem *Rupununi* zurückgekehrt. Auf ungebahnten Wegen hatte sie diese Reise ohne weitere Nahrung, als die, welche ihr die Sträucher und Bäume geliefert, in 9 Tagen zurückgelegt, wo sie zerrissen und verwundet von den Dornen uud Schneidegräsern der Dickichte plötzlich, nachdem sie zuvor noch den *Rupununi* hatte überschwimmen müssen, bis zum Tode ermattet, wieder im Dorfe erschienen war; diese heroische Frau sah ausserdem bei dieser kühnen Wanderung jeden Augenblick ihrer Niederkunft entgegen. Wir hatten zu derselben Tour drei Wochen gebraucht. Natürlich wurde durch diese Mittheilung unser ganzes Interesse für die Frau erweckt. Nachdem sich Sororeng auf unsere Bitte bei ihr nach der Tour erkundigt, die sie eingeschlagen, erfuhren wir, dass sie den *Essequibo* immer zur linken Hand behalten, dabei aber alle Krümmungen gerade durchschnitten, wodurch sie den *Rupununi* natürlich viel früher erreicht hatte, als es bei einer Reise auf dem Flusse selbst möglich ist. Zugleich versicherte sie, dass ihr ausser den Felsengürteln keine besondern Schwierigkeiten entgegengetreten seien. Freilich mag der Willkommen, den sie von ihrem Mann bei seiner Rückkehr erhalten, nicht gerade der freundlichste gewesen sein! Bei meiner Rückkehr nach *Georgetown* wollte ich die Frau wieder aufsuchen, fand aber die Niederlassung verlassen und den Fleck bereits gänzlich der Natur zurückgegeben.

Von dem alten Häuptling erfuhren wir, dass die Brasilianer nicht nur *Pirara* noch besetzt hielten, sondern dass sie auch alle *Macusis* des Dorfes in die Sklaverei geführt hätten, welche letztere Nachricht sich aber später nicht bestätigte. Da wir diese Kunde natürlich für wahr halten mussten, und die Expedition in Besitz von Depeschen für den brasilianischen Commandanten von *Pirara* war, worin diesem die Ankunft der bewaffneten Macht angezeigt wurde, so nahm mein Bruder noch einige Ruderer aus den übrigen Booten, um das Dorf *Haiowa*, das noch zwei Tagereisen von hier entfernt lag, sobald als möglich zu erreichen; dort hoffte er bestimmtere Nachrichten einziehen zu können. Nach einem mehrstündigen Aufenthalt verliessen wir die Niederlassung, und bald war das Boot des Bruders aus unserm Gesichtskreis verschwunden.

Die Ufer des *Rupununi* nahmen immer mehr und mehr an Höhe zu, zeigten

sich aber doch an einzelnen Stellen, sobald die gewöhnliche Steilheit sich nur etwas verlor, bis an den Wassersaum bewachsen. Als wir am Abend unser Lager aufschlagen wollten, mussten wir uns erst einen Weg zum Rande hinaufbahnen.

Kaum hatten wir am Morgen unsere Reise angetreten, als wir vor uns auf dem Ufer eine Menge Indianer stehen sahen, die uns in ihrem schönsten Schmuck zu erwarten schienen, was auch der Fall war. Wahrscheinlich hatten sie zufällig durch die indianischen Bootsleute des vorausgeeilten Fahrzeuges erfahren, dass wir bald nachfolgen würden, und wollten uns nun hier vorüberfahren sehen. Ausser den wirklich malerischen Federmützen (*Arro*) der Männer zogen besonders noch grosse Halsbänder (*Poeng-kere*) von den Hauern des *Dicotyles*, an denen lange Quasten aus *Toucan*-Bälgen den Rücken hinabhingen, so wie ihre gewaltigen und zierlich gearbeiteten Kriegskeulen, die sie *Taikeh* nannten, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Wunden, welche sie im Kampfe mit diesen Keulen einander beibringen, müssen fürchterlich sein. An dem Handgriff waren sie mit baumwollenen Fäden umwickelt, wie sich zugleich hier auch eine dicke Schleife von demselben Material befand, durch welche sie die Hand steckten, um es dem Gegner unmöglich zu machen, ihnen die Keule im Kampfe aus der Hand zu ringen. Lange baumwollene Quasten hingen als Schmuck herab. Obgleich ich ihnen Messer und andere Gegenstände für die Keulen anbot, wollten sie sich doch nicht davon trennen; die geschmackvollen Federmützen tauschten sie mir willig gegen jene ein. Ihre Ansiedlung lag mehre hundert Schritt vom Ufer landeinwärts, doch die Zeit erlaubte mir nicht, ihnen dahin zu folgen.

Ueberall, wo die Belaubung des Ufers dichter erschien, fand ich auch Heerden Affen in den Zweigen versammelt, unter denen die wirklich netten Schweifaffen (*Pithecia chiropodes Geoffr.*) die grösste Anzahl bildeten. Ihr schön gescheiteltes, langes Haar, die üppigen, stolzen Kinn- und Backenbärte, die ich bei meiner Rückkehr von denen des jungen Deutschlands kaum übertroffen fand, ihre langbehaarten, fuchsähnlichen Schwänze verliehen den lebhaften, klugblickenden Thieren ein ungemein freundliches, zugleich aber auch lächerliches Aeussere. Es waren die ersten, denen ich auf meiner Reise begegnete; natürlich musste ich augenblicklich an das Land springen, um mein Jagdglück zu versuchen, das sich mir diesmal auch günstig zeigte. Ich schoss ein Männchen und ein Weibchen; doch bereute ich fast meinen Schuss, als ich, die bittere, das Herz tief ergreifende Wehklage des letztern, das ich nur stark verwundet hatte, hörte. Die Klagetöne stimmen genau mit den bittern Schmerzenslauten eines Kindes überein. Der Bart des Weibchens ist nicht so dicht und lang, auch der Schwanz nicht so buschig, wie der des Männchens. Nie habe ich sie wieder so häufig getroffen, als am *Rupununi*. Auch die Brüllaffen (*Mycetes*) begannen bereits vor Sonnenaufgang, von den höch-

sten Baumgipfeln herab, wo sie allemal mit dem Gesicht gegen die aufgehende Sonne gerichtet sitzen, ihr schaudervolles Geheul, und sangen ihr beim Untergang ein betäubendes Schlummerlied. Auffallend ist es, dass der *Mycetes* niemals mit andern Species vermischt zusammen vorkommt, sondern sich streng von den übrigen Leichtfüssen absondert; dieses ist auch mit *Pithecia chiropodes* und *leucocephala* der Fall, während die Rollschwanzaffen, *Cebus apella*, *capucinus*, oft auch *Callithrix*, vereint gefunden werden. Das Fleisch der *Mycetes* ist, den eigenthümlichen Geruch ausgenommen, der dem unserer Ziegenböcke ähnelt, ziemlich wohlschmeckend. Allein wenn der Indianer dem Affen das Haar abgesengt oder ihn abgebrüht, ihn dann in den Topf gesteckt oder, um ihn zu braten, an einen spitzen Stab gespiesst hat, dann werden alle Antipathien in dem rege, welcher ihn zum erstenmal in diesem Zustande sieht, denn er kann nicht anders glauben, als dass er an einem Kanibalenmahl theilnehmen solle, bei welchem ein kleines Kind vorgesetzt werde, und es gehört wahrlich, bei einem nur irgend reizbaren Magen eine starke Willenskraft dazu, um Gabel und Messer nach einem solchen Braten auszustrecken. Nachdem ich meine *Pithecien* abgezogen, wurden die Körper von den Indianern zum Frühstück in Anspruch genommen, um diese dem Schwanz eines jungen Kaimans beizufügen, den sie während meiner Abwesenheit erlegt hatten. Auch diese letztere Beute zeigte sich mir über meine Erwartung schmackhaft. Das gekochte Fleisch sah schneeweiss aus und hatte ganz den Geschmack der grössern Fische.

Die Palmen wurden jetzt immer häufiger und bald hatten sich zu den bisher ausschliesslich herrschenden Gattungen auch noch eine Menge *Bactris, Geonoma, Maximiliana*, die niedliche *Euterpe edulis* (*Mart.*) und der eigenthümliche *Desmoncus polyacanthus* (*Mart.*) gesellt, der sich selbstständig nicht aufrecht erhalten kann, und sich daher mit den scharfen Widerhaken seiner Blätter an andere Bäume und Sträucher anklammern muss, wenn er sein schlankes Haupt gegen den Himmel erheben und nicht auf der Erde fortkriechen will. Seine Nähe ist freilich eben so gefährlich, wie die der Stechpalme und oft genug wurde ich bei meinen Jagdpartieen von ihm in der Verfolgung eines Wildes mit Schmerzen oder mit Verlust eines Theils meiner leichten Bekleidung zurückgehalten. Ueberall wo das Ufer niedrig war, wurde es dicht vom Guavagebüsch bedeckt, das seine glatten Aeste weit über den Wasserspiegel ausbreitete.

Eine mächtige Sandbank lud uns zum bequemen Nachtlager ein, eine Einladung, der wir auch gern folgten, da wir bereits nach Mitternacht wieder aufbrechen wollten, um das *Macusi*-Dorf *Haiowa* morgen bei Zeiten zu erreichen. Das eigenthümliche Geräusch, welches die Moschusente (*Anas moschata*) beim Auffliegen hervorruft, verkündete uns schon, ehe wir gelandet, dass wir durch unser Nahen ganze Heerden von ihrem Ruheplatz vertrieben haben mussten. Alles

griff bei diesen bekannten Tönen zu den Gewehren, und da sie ihren Zug über uns hinwegnahmen, brachte die allgemeine Salve auch zwei Stück aus der Luft herab. Es waren 2 Männchen von ungewöhnlicher Grösse, und zugleich eine willkommene Zugabe zu unserm Abendbrode. Eben so schossen die Indianer auch noch einige *Plotus.*

Gegen Mitternacht liess ich den Steuerleuten das Signal zum Aufbruch geben. Sanft verbreitete der Mond sein helles, magisches Licht über die spiegelglatte Fluth und die dunkle Belaubung der Ufer; ausser den taktmässigen Schlägen der Ruder störte nichts die Todtenstille, die durch die ganze Natur herrschte. Schon mochten wir einige Stunden gefahren sein, als uns plötzlich durch die drückende Schwüle ein kühler Windzug entgegenwehte, den die Indianer als den erfrischenden Savannenwind willkommen hiessen. Dieser oft ungemein heftige Wind ist im Innern ganz das, was an der Küste die kühle Seeluft ist, da er, wie jene, täglich aufspringt. Gewöhnlich erhebt er sich Abends acht Uhr als sanfter, kühlender Nordost, der gegen Mitternacht seine grösste Stärke erreicht, wo er gleich einer Windsbraut über die Savanne hinfegt, dann gegen Tagesanbruch allmälig abnimmt, und mit der aufgehenden Sonne plötzlich nach Ost umspringt.

Endlich sollten wir nun nach 5 Wochen, während welcher Zeit wir ununterbrochen zwischen den dichten, natürlichen Mauern eingeschlossen gewesen und nur hier und da durch eine Fernsicht auf ein mehr oder weniger entferntes Gebirge entschädigt worden waren, das Auge frei und ungehindert über eine weite Fläche hinschweifen lassen können, und ich muss gestehen, mit Ungeduld erwartete ich den Anbruch des Tages und jetzt mit derselben Ungeduld die tiefe Savanne, aus der ich später so oft trostlos den Blick nach dem fernen Horizont warf, um dort einen dunklen Waldsaum zu entdecken! So wie sich der Tag nahete, wurde es auch um uns lebhafter; — die Theilnehmer des tausendstimmigen Concerts begannen ihre Stimmen zu versuchen; das erste Zeichen gab uns das merkwürdige, tiefe Brummen der Hokkohühner, das man nach allen Seiten hin sich wiederholen hörte. Der Anfang war gemacht, und bald gesellten sich Töne in allen Höhen und Tiefen aus uns bekannten und unbekannten Kehlen bei, zwischen denen das gellende Gekreisch und Gepfeife der Affenheerden, womit sie ihre noch schlafenden Kameraden an den Anbruch des Tages zu erinnern schienen, die Hauptrollen übernommen hatten. Da ich aus dem gewaltigen Geräusch zwischen den Zweigen der Bäume entnehmen konnte, dass sich eben eine Heerde längs dem Ufer herbewegte und die tiefen Basstöne der Hokkohühner gar zu verlockend zu mir über das Wasser herüberschallten, litt es mich auch nicht länger im Boot; mit der Flinte in der Hand, gefolgt von einem ebenfalls bewaffneten Indianer, sprang ich an das Ufer und drang in den düstern Wald ein. Bald sahen wir zwei Hokkohühner auf dem untersten Zweige

eines Baumes vor uns sitzen, die den eben anbrechenden Morgen mit ihren brummenden Stimmen begrüssten. Gedankenschnell lagen die Gewehre an den Backen, vergebens aber harrten wir auf den Schuss, der Nachtthau hatte die Ladung durchnässt, und die Hokkohühner warteten die trockne Füllung nicht ab! Ein sich uns immermehr näherndes Geräusch in den Zweigen verrieth, dass eine Affenheerde ihre Heerstrasse über uns wegnehmen würde; dicht an einen Baum gedrückt, warteten wir sie ab. Die Avantgarde erschien jetzt vor uns, der bald die Hauptarmee und vielleicht nach einem viertelstundenlangen Zug die Arrieregarde folgte, die ich freilich durch mein nicht mehr zu unterdrückendes Lachen in wilder Flucht zersprengte; — wer aber hätte hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Thiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit sich auf den Aesten hätte hinbewegen sehen, wenn er das Lamentiren, Pfeifen und Singen der Schwächern gehört, die malitiösen Blicke bemerkt, die diese den Stärkern zuwarfen, sobald sie diesen in den Weg kamen, und nun von ihnen gebissen oder geschlagen wurden, wenn er die altklugen Gesichter der förmlich auf dem Rücken der Mutter angeleimten Jungen und zugleich die ernsthaften Mienen wahrgenommen, mit welchen auf der Reise jedes Blatt, jede Spalte *en passant* nach Insekten untersucht, hier und da ein fliegender Käfer, ein fliehender Schmetterling mit der äussersten Geschicklichkeit gefangen wurde? Unter solchen Grimassen mochten etwa 4 — 500 *Cebus capucinus* und *apella* über uns hingeeilt sein, denn eine andere Bewegung scheinen sie gar nicht zu kennen, als ich jenem Drange nicht mehr widerstehen konnte; — wie vom Donner gerührt, wie durch Zauberkraft gehalten, blieben die unmittelbar über uns befindlichen Individuen einen Augenblick bewegungslos sitzen, stiessen dann einen eigenthümlichen Schrei aus, der vor, hinter und neben uns sein Echo fand, sahen sich ängstlich nach allen Seiten um, bis sie uns bemerkten, starrten uns einen Moment an, wiederholten den Schrei, noch greller als das erstemal, und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen sie förmlich über uns hin, ohne dass auch nur ein anderer Ton, als das vermehrte Geräusch in den Zweigen gehört worden wäre. Wollten wir wenigsten eine Jagdbeute mit uns nach den Fahrzeugen zurückbringen, so war es jetzt die höchste Zeit zum Schiessen. Auf das herzerschütternde Geschrei des einen, den ein Schroot den Vorderfuss zerschmettert hatte, während ein zweiter tödtlich getroffen war, kehrten zwar mehre der Flüchtigen zurück, als sie uns aber bemerkten, hielten sie es doch für sicherer, sich der wilden Flucht anzuschliessen und ihren Kameraden seinem Schicksal zu überlassen. Nach langen, vergeblichen Versuchen, den Fliehenden nachzufolgen, brachte den Verwundeten endlich ein zu gewagter Sprung unmittelbar zwischen uns beide zur Erde. Sein Schreck musste wirklich fürchterlich sein; auf den Hinterfüssen sitzend, das Maul weit aufsperrend, ohne aber einen

Ton von sich geben zu können, starrte er uns einige Zeit an, und lief dann zu dem todten Freund, der nicht weit davon lag, an den er sich fest anklammerte. Willig und ohne Sträuben konnten wir ihn jetzt binden und mit nach dem Boote nehmen, wo wir den zerschmetterten Fuss schienten und sorgfältig verbanden. Ohne Murren und Widerstand liess er die Operation mit sich vornehmen, und stiess nur, wenn der Schmerz zu heftig wurde, oder wir den Verband zu fest anzogen, unter einem wahrhaft flehenden und Mitleid erregenden Blick einen kurzen Schmerzensschrei aus. Als der Verband angelegt war, lief er unter meine Bank im Boote und verhielt sich unter fortwährendem Besehen der Bandage ganz ruhig.

Schon wurde die Umsäumung am linken Ufer immer lichter und lichter, der kühle, erfrischende Wind immer stärker und labender, da verschwand erstere plötzlich ganz und die weite Savanne trat bis zum Ufer heran. Jetzt wurde gehalten und rasch klimmten wir an dem steilen Ufer empor, um unser Auge nicht über die weite Fläche streifen, sondern in dem über 6 Fuss hohen Grase nur noch mehr beschränken zu lassen! — denn ausser dem, wahrscheinlich aus der ungeheuren Ebene aufsteigenden, isolirten *Makarapan*-Gebirge, dessen Riffe und Grate eben die aufgehende Sonne mit einem goldnen Saum umgab, so wie einigen andern sich im fernen Norden und Osten terrassenförmig über einander aufthürmenden Bergzügen konnten wir vor dem hohen und dichten Graswuchs und dem noch dichteren Urwald zur Seite nichts wahrnehmen.

Dass der erwärmende Strahl der Morgensonne in den Pflanzen einen erhöhten Lebensprocess hervorruft, verkündete uns bei unserer Rückkehr nach den Booten der balsamische Duft, der sich durch die ganze Atmosphäre verbreitet hatte. In den Mittagsstunden ist dieser meist ganz verschwunden.

Bald darauf passirten wir am rechten Ufer die Mündung des *Taraqua* (*Rewa* oder *Quitaro* der Karten) eines der bedeutendsten Flüsse, die in den *Rupununi* strömen. Nach Angabe der Indianer soll er an der nördlichen Abdachung des *Carawaimi*-Gebirges entspringen, sich dann gegen N. W. durch die Gebirgskette der *Sierra Taripona* wenden, hier den Fuss einer höchst merkwürdigen Granitpyramide von 700 Fuss Höhe im Halbkreis umfliessen, welche die Indianer *Ataraipu* (Teufelsfelsen) nennen, und sich kurz nachher mit dem *Rewa* vereinigen, der von S.O. herkommt, worauf beide vereint ihren Lauf bis zum *Rupununi* fortsetzen. Die Gegend zwischen dem *Rewa* ist dicht bewaldet und ganz unbewohnt.

Noch hatten wir die Mündung nicht weit hinter uns, als sich plötzlich vor unsern Augen ein ungemein lebhaftes Bild entfaltete; — eine Parthie *Macusis* schien eben ihr Lager abbrechen, und die Reise den Strom abwärts in drei Corials fortsetzen zu wollen. Staunend schaute ich dem bunten Leben, der regen Geschäf-

tigkeit in ihrer heterogenen Zusammensetzung zu, die den treuesten Pendant zu dem Lager einer Zigeunerhorde bildete, wie sie in der Gegenwart nur noch Spanien besitzt. Rothgefärbte Hängematten, in denen noch viele der gestrengen Hausherrn lagen und aus ihnen gemächlich dem emsigen Treiben der Weiber zusahen, welche die übrigen Gegenstände nach den Booten schleppten, hingen zwischen grünen Bäumen oder in die Erde getriebenen Pfählen. Dort zogen kleine Knaben einen widerspenstigen Affen an einem Beine nach den Corials, hier eilte ein kleines Mädchen mit einigen Papageien nach demselben Ziele, und Weiber mit Säuglingen, die in einer um die linke Schulter hängenden Binde sassen, trugen dunkel geschwärztes Kochgeschirr in den freien Händen nach den Corials, auf deren Schnäbeln bissige Hunde sassen und uns mit heiserer Stimme entgegenbellten, während hier und da noch aus dem Aschenhaufen bereits niedergebrannter Feuer blaue Rauchwölkchen in die stille Atmosphäre emporstiegen, und zwischen der vom Morgenthau getränkten Belaubung des Ufers sich ausbreiteten. Als die Männer uns bemerkten, sprangen sie eiligst aus ihren Hängematten, setzten ihre schönen Federbaretts auf, kamen an das Ufer, starrten uns mit grossen Augen an, und riefen uns ihr: «*Matti*» zu, das wir herzlich erwiederten.

Wie uns die Indianer, so staunte ich bald darauf eine Pflanze an, die mir mit ihren Blättern und Blüthen aus einer kleinen, stromlosen Bucht entgegenleuchtete; — es war die reizende *Victoria regia* (*Schomb.*) mit ihren 5 — 6 Fuss im Durchmesser haltenden, runden Blättern und ihren grossen, reizenden Blüthen, deren Blüthenblätter von der äussern Peripherie nach der Mitte aus dem Weiss in den sanftesten Tinten in ein saftiges Rosenroth übergingen, und mit ihrem lieblichen Wohlgeruch die ganzen Umgebungen erfüllten. Schnell beugte ich mich mit Stöckle zugleich über den Bord des Corials, um eine solche Wunderblüthe zu brechen, doch wie von einer Tarantel gestochen, fuhren unsere Hände eben so schnell wieder zurück, denn unsere unbesonnene Eile erhielt in den ³/₄ Zoll langen, scharfen, dabei aber elastischen Stacheln eine ziemlich schmerzhafte Lehre. Da die ganze Pflanze schon erschöpfend von meinem Bruder beschrieben worden ist, so enthalte ich mich aller weitern Details der Beschreibung. Eine Menge Wasserhühner, Enten und kleiner Reiher liefen auf den tellerförmigen Blättern umher, und machten Jagd auf die vielen Insekten, die sich hier zu versammeln schienen. Mit stiller Bewunderung staunte ich diese seltene Pflanze an, und setzte mich erst nach langer Zeit vorsichtig mittelst des Waldmessers in Besitz einiger Blüthen, bei denen es mir aber leider unmöglich wurde, sie zu trocknen. Auffallend war es mir, dass ich bei der reichen Zahl von Exemplaren auch nicht eine einzige junge Pflanze bemerkte.

Ein schmaler, waldiger Saum umzog von jetzt an das nördliche Ufer, dem

sich unmittelbar die Savanne anschloss; das südliche Ufer dagegen blieb dicht bewaldet. Eben hatten wir eine scharfe Krümmung umfahren, als wir vom Fusse des südlichen, ziemlich 30 Fuss hohen Ufers uns die Flagge meines Bruders entgegen wehen und sich *Haiowa* auf dem Scheitel desselben erheben sahen. Eine Menge Indianer, die sich um eine der Hütten drängte, verrieth uns schon vom Fluss aus den Aufenthaltsort meines Bruders. Als wir unsere Boote an der Landungsstelle angelegt, und die Höhe erstiegen hatten, wusste ich in der That nicht, wohin ich mein Auge zuerst wenden sollte, da mich die anmuthigen Umgebungen des Dorfes fesselten, während die reizende Aussicht über die in Norden weit ausgebreitete Savanne meinen Blick auf die Ferne zu lenken suchte. Eine Menge kleiner Gruppen Laubbäume, Gebüsche oder Palmen erhoben sich hier und da in der ungeheuren, gelbgrünlichen Grasfläche, gleich freundlichen Inseln in der Wüste des Oceans, während mitten aus diesem lieblichen Bilde das mächtige, isolirte, 4000 Fuss hohe *Makarapan*-Gebirge aufstieg, und die weite Aussicht am fernen Horizont durch die kahle *Sierra Pacaraima* begränzt wurde, deren östlicher Ausläufer sich bis zu 1500 Fuss erhob. Das *Pacaraima*-Gebirge erstreckt sich ziemlich 200 Miles gegen Westen, bildet zugleich im Norden die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet des *Orinoko* und des *Essequibo*, im Süden die des *Rio Branco*, eines Nebenflusses des Amazonenstroms, wie auch die Grenzscheide zwischen den ungeheuren Savannen des Südens und den üppigen Urwäldern des Nordens von Guiana.

In der Niederlassung selbst herrschte das regste Leben, denn mein Bruder war eben in der weitläuftigen Fremdenhütte, die, wie die Hütten der Küstenstämme, nach allen Seiten hin offen war, damit beschäftigt, die grossen Quantitäten Cassadabrod, Pisangs, Yams, Bananen, Hühner, geräucherte Fische u. s. w., welche ihm die Indianer und Indianerinnen herbeigebracht, zu bezahlen. Gleich dem Tabulettkrämer auf dem Jahrmarkt eines Landstädtchens, um den sich dichte Schaaren kräftiger und robuster Landmädchen sammeln und mit lüsternen, sehnenden Augen die glänzenden, aber werthlosen Flitter anstaunen, die dieser ausgelegt, stand mein Bruder hinter seinem vielfächrigen Kasten, der mit Glasperlen aller Farben und andern Kleinigkeiten, als Messer, Scheeren u. s. w. gefüllt war, mitten unter hellbraunen, aber schön gewachsenen Indianerinnen, die mit lüsternen Blicken die lockenden Perlen anschauten. Fast alle forderten auch nur Perlen, — für Perlen ist ihnen alles feil; diese bilden den einzigen Schmuck des Weibes, während der Mann gleich einem Pfau sich mit den buntfarbigsten Federn aus allem Gefieder der Wälder schmückt! Der grösste Schmuck der *Macusi*-Indianerin, für dessen Erwerbung sie sich doppelt auf dem Felde anstrengt, da sie alle Früchte desselben, die nicht im Haushalte verbraucht werden, zum Anschaffen ihres

Schmuckes, wenn nichts anderes nöthig ist, verkaufen kann, sind die breiten Perlenschnüre, welche sie um Beine und Arme gewickelt trägt und aus denen sie ihren Schaamschurz bereitet.

Ohne Zweifel gehören die *Macusis*, deren Gebiet die Savannen des *Rupununi*, *Parima*, so wie die Bergketten des *Pacaraima* und *Canuku* umfasst, mit zu den schönsten Stämmen Guianas, wie sie zugleich auch jetzt noch einen der bevölkertsten bilden. Ihre Hautfarbe ist gleich der der *Arawaaks* ziemlich licht, dabei haben ihre Züge etwas ungemein Mildes und Angenehmes, was durch die römische, griechische oder Mulattennase mehr oder weniger gehoben wird. Ihre Figur ist schlank, meist wohl proportionirt. Die Männer tragen das Haar fast durchgängig kurz, die Frauen dagegen entweder sauber geordnet, über Nacken und Schulter herabhängend, oder in langen Flechten auf dem Scheitel zusammengewunden. Ihre Sprache hat etwas ungemein Wohlklingendes und viel Aehnlichkeit mit der französischen, da sich die grösste Zahl ihrer Wörter auf *ong*, *eng* und *ang* endet. Dass sie ein ungemein friedliebender Stamm sind, bezeugt schon der Umstand, dass in frühern Zeiten alle Sklavenzüge von den *Caraiben* und andern Stämmen in das Gebiet der *Macusis* unternommen wurden, wie dies in neuerer Zeit noch von den Brasilianern geschieht. So friedliebend und harmlos dieser Stamm ist, eben so gefällig, gastfreundlich und betriebsam zeigte er sich auch während unseres längeren Aufenthaltes in seinen Niederlassungen; einen seltenen Vorzug aber, den er nur mit wenigen Stämmen theilt, besitzt er in seiner grossen Ordnungsliebe und Reinlichkeit. Die Polygamie ist zwar gestattet, doch findet man sie nur äusserst selten. Auch sie bemalen Gesicht und Körper stark mit der Farbe der *Bignonia Chica* und *Genipa americana*, namentlich thun diess die Weiber, die nichts weniger als gleichgültig gegen Schmuck sind, und ihre natürliche Schönheit soviel als möglich durch äussere Kunstmittel zu heben suchen, wobei sie besonders einen grossen Werth auf ihr langes, schönes, glänzend schwarzes Haar legen, das man stets sauber gekämmt und mit Crapöl gesalbt finden wird. Ohrläppchen, und bei den Männern auch das *Septum* der Nase waren durchbohrt; in den Oeffnungen trugen diese wie jene fingerlange, runde Hölzchen oder dünne Stücken Rohr; auch bemerkte ich bei beiden Geschlechtern ohne Ausnahme eine kleine runde Oeffnung in der Unterlippe, durch welche, wie bei den *Caraiben*, eine Nadel mit der Spitze nach aussen gesteckt war. Mehre Frauen trugen an den Perlhalsketten Geldstücke, ein Beweis, dass sie den Werth der Münzen noch wenig oder gar nicht kannten; unter den Küstenstämmen möchte man einen solchen Schmuck vergeblich suchen. Die Schaamschürzen (*Mosa*) der Frauen bestanden in einer Art Perlenstickerei, mit schönen, eckigen Figuren *à la Grec*, die einige Aehnlichkeit mit jenen Hieroglyphen hatten, welche wir in *Waraputa* fanden. Diese

Schürzen schienen ihr grösster Stolz zu sein, wie sie auch den hauptsächlichsten Putz der Frauen ausmachen. Dieselben Figuren sah man auch mit weissem Thon, rothen oder schwarzen Farben an die Wände der Hütten, an die Ruder, Corials, Waffen u. s. w. roh mit den Fingern oder einem Stück Holz gemalt. Eigenthümlich ist es, dass sich nur die Weiber mit der Malerei beschäftigen. Schämt sich der Mann dieser Kunst, oder besitzt die Frau nur die Fähigkeit dazu? Als sich mein Bruder auf seiner frühern Reise unter den *Tarumas* aufhielt, theilten ihm diese mit, dass die Bilderschrift, die er dort auf mehren herumliegenden Steinblöcken entdeckte, «vor langer, langer Zeit von den Weibern eingegraben worden sei». Hat der Mann irgend ein Instrument, eine Waffe oder dergleichen verfertigt, so übergiebt er es der Frau, die nun ihre künstlich verschlungene Malerei, ohne irgend ein Vorlegeblatt, gleichsam nach einem angebornen, innern Kunstsinn beginnt.

Die Niederlassung bestand aus 12 Hütten mit etwa 60 Bewohnern. Die Hütten stimmten ihrer grösseren Zahl nach ganz mit den schon am *Rupununi* angetroffenen überein, nur einige, die nicht viereckig, sondern rund waren, wichen in Rücksicht der Form von jenen ab. Soll eine neue Hütte, sei es nun eine eckige oder runde, aufgebaut werden, so schlagen sie 7 Fuss hohe Pfähle, ziemlich nahe an einander in den Boden, durchflechten diese mit dünnen Stäben und füllen dann die Zwischenräume mit nassem Lehm aus. Das Sparrwerk stimmt genau mit dem unserer einfachen Häuser überein, nur dass es nicht durch Zapfen verbunden ist, sondern mit den zähesten Schlingpflanzen unter sich befestigt wird; in der Mitte der Hütte erheben sich einige gewaltige Stämme, die das Sparrwerk tragen; die Wedel der *Maximiliana regia* bilden die Bedachung. Die viereckigen Hütten erinnerten an unsere kleinen, mit Stroh bedeckten Bauernhäuser. Das Dach der runden Häuserthürmchen ist ebenfalls rund, und läuft in einer langen Spitze aus, die sich in der Spitze des innern Hauptstammes endet, um welche die übrigen Sparren im Kreis mit ihrem obern Ende gebunden sind, während sie mit dem untern bedeutend über dem Unterbau hervorragen und so der Wohnung ganz das Aeussere eines chinesischen Hauses geben, das mit dem gefällig ausgeschweiften Dach ein ganz freundliches Bild bietet.

Das Innere einer solchen Hütte habe ich schon beschrieben und füge nur noch hinzu, dass auch hier der gesammte Hausrath in aus baumwollenen Fäden mit weiten Maschen netzartig geflochtenen Hängematten, in kleinen, hölzernen Schemeln, die, aus einem Stück Holz gehauen, allerlei rohe Nachbildungen von Thieren darstellen, aber fast nur von den Weibern benutzt werden, da die Männer es vorziehen, auf ihren Fersen zu hocken, in ausgehöhlten Kürbissen aller Grössen und Formen, die als Wasserbehälter dienten, und in einigen einfachen Kochgeschirren aus Thon,

wie zugleich in einer Menge geflochtener, viereckiger Körbe bestand, in denen sie ihre Schmucksachen, Kleidungsstücke, wenn sie so glücklich sind, welche zu besitzen, und Kleinigkeiten anderer Art aufbewahren. An den Hängematten hängt zugleich die Toilette des Eigenthümers, die in einem mit der Schminke gefüllten Stück Bambusrohr, einem Kamm und einem kleinen Spiegel besteht; — dem Spiegel hatten sie durchgängig die europäische Einrahmung genommen und dieselbe durch eine neue, dauerhaftere ersetzt, in welcher dieses kostbare Toilettenstück weniger der Vernichtung unterworfen ist. Der Hauptbalken der Hütte ist gewöhnlich mit den Jagdtrophäen des Eigenthümers, mit Rehgeweihen, Jaguarschädeln, Adlerfängen u. s. w. geschmückt, wie zugleich an ihm auch die Kriegskeulen, das merkwürdige Blaserohr und die Federmützen hängen; — die zahllosen Pfeile und eine Menge Bogen liegen auf den Querbalken. Aus der grossen Menge, wie aus der Sauberkeit und Accuratesse, mit welcher alles gearbeitet war, ging deutlich genug hervor, dass dieser Stamm weit betriebsamer sein musste, als die Küstenstämme. Ihre gesammten hölzernen Geräthschaften waren zierlich polirt und gemalt, ihre Waffen mit bunten Federn geschmückt, und ihre Flechtarbeit zeigte eine solche Vollendung in Hinsicht der schwarz oder roth eingeflochtenen Desseins, ebenfalls *à la Grec*, dass sie der erste Kunstflechter Europa's kaum in Rücksicht der Zierlichkeit, nie aber wohl in Bezug auf Dauerhaftigkeit erreichen möchte. Dass ihr Hausgeräth und ihre Schmucksachen, abgesehen von der Nutzbarkeit, blos als das Kunstwerk ihrer Hände einen Werth für sie hatten, liess sich daraus erkennen, dass sie sich nur dann zu einem Tausch verstanden, wenn sie irgend einen europäischen Artikel unvermeidlich brauchten. Bei dem Blaserohr war dies noch schwieriger, was seinen Grund darin haben mochte, dass sie diese erst von den *Arekunas* und *Maiongkongs* gegen ihr furchtbares, vegetabilisches Gift, *Urari* eintauschen, welches sie deswegen in so hohem Werthe halten, weil die Pflanze nur an einigen Stellen des *Canuku*-Gebirges (*Sierra Conokon*) wächst. Auffallend ist es jedenfalls, dass die Sauberkeit und Accuratesse sowohl der Waffen als der Geräthschaften, wie überhaupt eine regere Industrie immer deutlicher und sichtbarer hervortritt, je weiter man von der Küste nach dem Innern vordringt. Nur in einem Fabrikate standen die Bewohner des letzteren den der ersteren nach, in der Bereitung der Töpferwaaren. In den Hütten brennen fortwährend an verschiedenen Stellen kleine Feuer, sei es nun unter einem kleinen Gerüste, das mit der zerlegten Jagdbeute bedeckt ist, um diese zu räuchern, oder zwischen 3 Steinen, auf denen, wie auf unsern Dreifüssen, grosse Töpfe stehen, um irgend ein Getränk oder Stück Fleisch zu kochen; als treue Wächter umlagern diese Stellen die knurrenden Hunde in engen Kreisen.

Da unsere Parthie aus 48 Köpfen bestand, und wir mehre Tage hier verwei-

len wollten, so entfaltete sich allerdings ein sonst wohl ungewöhnlich reges Leben in dem Dörfchen, das bereits über unsere Ankunft von einer Familie aus *Haiowa*, die bei unserem Landen in *Waraputa* eben nach ihrer Heimath abfuhr, Kunde erhalten hatte. Wir fanden daher auch den ebenerwähnten Vorrath an Cassadabrod, und unsere Indianer zu ihrer grossen Freude einen mächtigen Trog, gefüllt mit *Paiwari* und manches Gefäss mit *Kasiri* vor, denen sie fleissig zusprachen. Die Nachricht, die uns in der frühern Niederlassung mitgetheilt wurde, nach welcher die Brasilianer eine Anzahl *Macusis* in die Sklaverei geführt haben sollten, zeigte sich als falsch; wohl aber wurde uns versichert, dass sich noch mehre Soldaten in *Pirara* befänden, und sich sämmtliche frühere Bewohner, mit Ausnahme zweier Familien, nach dem *Canuku*-Gebirge zurückgezogen hätten.

Das Haus, welches man uns zur Wohnung eingeräumt, lag unmittelbar auf dem Scheitel des hohen Ufers, und gewährte die unbeschränkteste Aussicht über die liebliche und entzückende Landschaft zu unsern Füssen. Schon am andern Morgen überraschte uns eine neue Abwechselung in dem bunt bewegten Leben unseres Aufenthaltes. Bald nach Sonnenaufgang nämlich kam eine kleine Flotille Corials, bemannt mit Indianern in glänzendem Federschmuck, den sonst so verlassenen und einsamen Strom herab, und hielt an der Landungsstelle von *Haiowa*, um den Bewohnern auf der Vorbeireise nach *Georgetown*, wohin sie mit den Erzeugnissen ihrer Industrie, gesponnener Baumwolle, Hängematten und dergl. wollten, einen Besuch abzustatten. Als sie aus den Corials gestiegen waren, ordneten sie sich in den gewöhnlichen Zug, die Kriegskeule, den Bogen und Pfeile in der Hand, während viele noch ein langes Messer, entweder in dem Gürtel, der den Schaamschurz hält, stecken, oder an einer baumwollenen Schnur um den Hals, gleich wie an einem Bandelier hängen hatten, klimmten das Ufer empor, gingen, ohne uns eines Blickes zu würdigen an uns vorüber, auf das Fremdenhaus zu, wo der Häuptling sie bereits mit seinen Leuten erwartete. Die Bewillkommnungsceremonien, von denen ich bereits während meines Aufenthalts unter den *Warraus* und *Waikas* Zeuge gewesen war, wiederholten sich hier fast in derselben Weise, wie dort, nur fiel es mir auf, dass hier die jedesmal Sprechenden sich nicht ansahen, sondern ihr Gespräch mit abgewandtem Gesicht führten. Als ich nach der Ursache frug, erhielt ich die Antwort, dass sich wohl die Hunde einander ansähen, wenn sie zusammenträfen, nicht aber die *Macusis*. Kommt irgend ein *Macusi* im gewöhnlichen Verkehr zu einem andern, so sagt auch er: «ich komme,» worauf jener erwiedert: «bist du da?» oder: «kommst du?» Wird aber ein feierlicher Besuch von einem auswärtigen Stamm- oder Standesgenossen abgestattet, so muss der Besuchende zuerst angeredet werden; sind es mehre, dann wiederholen sich dieselben Fragen, je nach der Würde und dem Alter der Fremden. Der Häupt-

ling oder Hausherr begrüsst die feierlich und langsam sich nähernden Gäste schon vor dem Hause, nahe an der Thür, und heisst sie dann eintreten. Wenn die Fremden im Innern angekommen sind, bringt die Frau des Hauses einen Schemel oder ein Stück Holz herbei, und der Herr sagt: «sei da,» worauf der Gast: «ich sage, ja,» erwiedert, und jener nun hinzufügt: «da ist ein Schemel, setze dich!» Der Schemel wird nun von dem Eigenthümer als schlecht beschrieben, worauf der Gast fortfährt: «er ist gut.» und noch andere Lobeserhebungen hinzufügt; Complimente und Begrüssungen, die sich bei jedem Angekommenen erneuern. Nachdem die Frau dem Häuptling zuerst ein Körbchen mit Cassadabrod und den Pfeffertopf vorgesetzt hat, in welchen jenes getaucht wird, wiederholen sich dieselben Entschuldigungen, dieselben Complimente. Hat jeder gegessen, so erneuert sich die nämliche Scene mit dem Calabasch voll *Paiwari* oder *Kasiri.* Beschliesst der fremde Häuptling seine Mahlzeit, so sagt er zu jedem der Gäste, dass er satt sei und aufhöre zu essen, eine Versicherung, die auch der Wirth erhält. Dasselbe geschieht von den übrigen, die jene Versicherung zuerst gegen den Häuptling und dann gegen die andern Theilnehmer nach deren Würde und Alter aussprechen. Ist aber einer der Gäste während ihres Beisammenseins genöthigt, hinauszugehen, so wird er bei seiner Rückkehr eben so bewillkommt, als käme er eben erst an.

Die Unterhaltung wird durchgängig in einem singenden, fast möchte man sagen, klagenden Tone geführt. und dem Erzähler die Versicherung des Glaubens und Erstaunens durch die Wiederholung der letzten Worte mit dem Zusatze: «*na* oder *wa*» ausgedrückt. Die jüngern Indianer geben nur die Zuhörer ab, und stellen sich, sollten sie die Sache auch zwanzigmal gehört haben, höchst verwundert über das, was sie vernehmen. Der Abschied ist von demselben Ceremoniell begleitet.

So wenig Abwechselung auch eine solche Scene bietet, so ist sie keineswegs uninteressant, ich habe diesen Bewillkommnungen und Unterhaltungen immer gern zugesehen und zugehört, namentlich, da sie einen vollkommenen Gegensatz gegen unsere europäische Conversation bilden, und man hier den Sprechenden höchstens durch ein «*Wa*» oder «*Na*» oder «*Una*» anfeuert, nie aber unterbricht. Die Abenteuer der Jagd, Fischerei und ihre Reisen sind natürlich die Hauptgegenstände des Gespräches, wobei sie jeden Ort und Baum, an dem sie dies oder jenes Wild, diesen oder jenen Fisch bekommen, wo sie ihre Reisehütte aufgeschlagen haben u. s. w., genau bestimmen.

Am Morgen des nächsten Tages brachten uns die Indianer, ausser einer Menge anderer Fische, auch den Riesen der süssen Gewässer Guiana's, den *Sudis gigas (Cuv.)*, *Arapaima* der *Macusis* und mit Staunen sahen wir das ungeheure Thier an, welches beinah das ganze Corial füllte, vielleicht acht Fuss mass, und gewiss

gegen 200 Pfund schwer war; unter den Flüssen von britisch Guiana besitzt sie nur der *Rupununi*, dieser aber in bedeutender Anzahl. In dem *Rio Branco*, *Rio Negro* und im *Amazonen*-Strom sollen sie ebenfalls ziemlich häufig sein. Auch der *Arapaima* wird sowohl mit der Angel gefangen, als auch mit Bogen und Pfeil erlegt, und die Jagd auf diesen Fisch gehört unstreitig zu den interessantesten und belebtesten dieser Art, indem sich dazu meist mehre Corials vereinigen und dann auf dem Flusse vertheilen. So wie sich ein Fisch sehen lässt, wird ein Zeichen gegeben. Geräuschlos fährt das Corial mit den besten Schützen bis auf Schussweite heran, der Pfeil fliegt von der Sehne, Pfeil und Fisch verschwinden; jetzt beginnt die allgemeine Jagd, — kaum taucht die Fahne des Pfeils über dem Wasser auf, so sind auch alle Arme zum Spannen des Bogens bereit, — der Fisch erscheint und, mit einer neuen Zahl Pfeile gespickt, verschwindet er wieder, um jetzt schon nach einem kürzeren Zwischenraume sich abermals sehen zu lassen, und eine neue Ladung von Pfeilen zu erhalten, bis er endlich den Jägern zur Beute fällt, die ihn nun an eine flache Stelle flössen, das Corial unter ihn schieben, dann das zugleich mit eingedrungene Wasser ausschöpfen und unter Jubel nach der Niederlassung zurückkehren. Der Fisch hat einen der buntesten Schuppenpanzer, den man sich denken kann, denn nicht allein die Schuppen, sondern auch die Flossen schillern und glänzen in den verschiedensten Uebergängen von dunkelgrau, roth und carmoisin. Obschon das Fleisch sehr schmackhaft ist, wird es doch von den *Macusis* nicht genossen, desto lieber aber von den *Caraiben*.

Unter den übrigen Fischen befanden sich auch das gleich brillante *Osteoglossum bicirrhosum (Spix.)*, das die *Macusis Arowana* nennen; die Schuppenkanten strahlen ebenfalls in Roth, Blau und Purpur, das *Xiphostoma Cuvieri (Spix.)* der *Myletes latus (Müller, Trosch.)*, *Pygopristis fumarius (Müller, Trosch.)*, *Serrasalmo aureus (Spix.)* und mehre der Repräsentanten der Gattung *Cichla*, *Crenicichla* und *Pygocentrus*.

Wie der heutige Tag voller Interesse für mich begonnen hatte, so sollte er auch schliessen. Noch war ich gegen Abend vor unserer Hütte mit dem Reinigen des Kopfes und dem Präpariren der dem *Sudis* abgezogenen Haut beschäftigt, als ich im fernen Nordwesten einzelne dunkle Rauchwolken aufsteigen sah, die ich jedoch weiter nicht beachtete, bis mich Sororeng durch die Aeusserung wieder darauf aufmerksam machte, dass dort die Jäger einer fernen Niederlassung die Savanne angezündet hätten, um die Rehe aus dem hohen Grase hervor zu treiben. Die Sonne begann eben zu verschwinden, schon färbten sich die schwarzen, jetzt an Ausdehnung zunehmenden Wolken gelb und röthlich, und bald darauf entfaltete sich vor unseren staunenden Augen ein Nachtbild, das ich nur mit jenem an der *Achra-mucra* vergleichen kann, aber eben so wenig, wie jenes, erschöpfend zu

schildern vermag, — nur Umrisse, nur eine Skizze kann ich von der wahrhaft schauerlich schönen Scene des Savannenbrandes entwerfen, der mir hier zum Bilde der Wirklichkeit wurde, nachdem mich die Schilderung in Cooper's Prärienbränden so oft mit stillem Entzücken und innerm Schauer erfüllt hatte. Im fernen Nordwesten konnte das Auge jetzt mehre Feuercolonnen unterscheiden, die sich nach und nach zu einer einzigen vereinten, welche sich grell auf dem dunklen Hintergrund des bewölkten Himmels abgrenzte, und vor sich die trüben Wolkenmassen, so wie die düstern *Makarapan-* und *Pacaraima-*Gebirge mit einer graugelben Tinte übergossen, so dass diese wie bleiche, riesige Gespenster aus den dunkeln Luftschichten auftauchten. Mit Gedankenschnelle, fast möchte ich sagen, gleich den Wogen eines ebenmässig bewegten Oceans, wälzte sich die ungeheure Feuermasse vor dem Winde her, und im nächsten Augenblick sanken die eben noch beleuchteten Hügel oder Baumgruppen in tiefes Dunkel zurück. Jetzt bewegte sich die Feuercolonne den unbewaldeten Abhang eines Hügels oder Berges empor, bis sie eben so schnell an der von uns abgewandten Seite verschwand, und sich bald darauf durch die ihr vorherschreitende Lohe an einem andern Hügel von neuem verkündete, oder sie zertheilte sich eben so plötzlich wieder in eine Menge kleinere Ströme, die dann gleich riesigen Irrlichtern herum zu tanzen schienen, während die schwarzen Stellen zwischen ihren Armen Sümpfe, Moräste, Bäche oder eine jener grössern Oasen vermuthen liessen. Doch die Trennung währte nicht lange; bald hatten sich die zerstreuten Arme wieder vereinigt, und setzten, von neuem, vereint zu einem Strom, ihren vernichtenden Lauf unaufhaltsam über Berg und durch Thal fort, bis sie endlich hinter einer grössern Gebirgsmasse verschwanden. Bisher hatte sich das schauerlich schöne Bild noch immer in einer ziemlichen Entfernung von uns gehalten; doch mit Blitzesschnelle wälzte sich uns jetzt der rechte Flügel der Feuercolonne immer näher und näher; — die Schlaglichter und Schatten wurden greller, die schwarzen Rauchwolken schärfer abgegrenzt, damit aber auch ein dumpfes Brausen der in der Hitze zerplatzenden Stengel der Riesengräser und 6 — 8 Fuss hohen Rohrarten hörbar, das sich mit jeder Secunde deutlicher in ein förmliches wildes und betäubendes Gewehrfeuer einer entfesselten Schlacht verwandelte. Das Ufer des *Rupununi* setzte dem feindlichen Element eine unübersteigliche Grenze gegen S.O. hin, und seine ruhigen Wellen spiegelten die gleich einer Windsbraut dahintobende, fliegende Colonne seines Ufers in stillem Frieden wieder! — längst war das tolle Element an uns vorübergebraust, als wir ihm immer noch in stummem Staunen nachsahen, bis es sich endlich ganz aus unserm Gesichtskreise verlor.

Oede und traurig starrte uns am Morgen die weite Savanne entgegen; — ein schwarzes Leichentuch war über den gestern noch so freundlichen, lebensvollen,

gelbgrünen Teppich ausgebreitet, und die schwarzen, entlaubten Aeste der Ufer- und Savannenbäume ragten düster in die heisse Luft hinein, während nach allen Seiten hin mächtige Wirbelwinde schwarze Aschen- und Staubsäulen zum Himmel aufrichteten, aus denen sie in weiten Spiralwindungen zahllose, verkohlte und halbverbrannte Blätter und Stengel herausschleuderten und hunderte von Raubvögeln mit wildem Gekrächze die düstere Fläche umkreisten, um die durch das Feuer umgekommenen Säugethiere und Amphibien zu verzehren. Selbst die entfernten kahlen Berge bekleidete das schwarze Leichentuch — nur die Wedel der herrlichen Gruppen der *Mauritia flexuosa* prangten noch in ihrer ganzen lebenskräftigen Fülle, da sie bei der Höhe der Stämme ausserhalb dem Bereiche des Feuers geblieben waren. Auch die Säume der einzelnen Oasen blickten schwarz zu uns herüber; aus mancher stiegen noch wirbelnde Rauchwolken empor, da das Feuer wahrscheinlich in einem umgestürzten und vertrockneten Baum anhaltende Nahrung gefunden hatte, und fern am Horizont, weit in der endlosen Ferne, verkündeten die noch immer aufsteigenden, dunklen Rauchwolken, dass das Feuer seinen verheerenden Zug noch fortsetzte.

Kehrt der Wanderer nach einer vierzehntägigen Abwesenheit wieder an die Stelle der Verwüstung zurück, staunend schaut er dann nach allen Seiten hin, um sich an einzelnen Merkmalen zu vergewissern, ob er träume, ob er auch dieselbe Fläche vor sich habe, oder ob hier Zauberei im Spiele sei! — Verschwunden ist das Leichentuch, das düstere Trauerkleid hat sich in die frischen, jungen Farben des Lebens, des europäischen Mai's verwandelt! Die nimmerruhende und rastende Natur hat Bäume, Sträucher und Savanne mit einem unendlich lebensfrischeren Gewande bekleidet, als das war, welches die Flammen zerstörten! Bei der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher die Feuercolonne vorschreitet, vernichtet sie nur das Laub, nur den Gras- und Rohrhalm, nicht aber den Baum, die Graswurzel selbst, und mit fast gleicher Schnelligkeit, mit welcher die Vernichtung vor sich ging, keimt, knospet und treibt das junge Grün schon nach wenigen Tagen unter der düstern Decke hervor und verwischt bald die letzte Spur des verheerenden Elements.

Schon im Verlauf des Vormittags hatten sich eine Menge *Macusis* aus der Umgegend in *Haiowa* zusammengefunden, theils wohl aus Neugierde, theils auch, um uns Tauschartikel anzubieten, und wir standen mit ihnen bald in dem freundlichsten Verkehr, obschon man sich vorsehen musste, nicht in unmittelbare Berührung mit ihnen zu kommen, da eine jede dieselben Spuren zurückliess, wie die mit einem Müller in der Werkeltagsjacke, — nur roth; denn dieser Stamm liebt das Bemalen in der That bis zum Excess! Die Männer schmieren das kurze Haar voller damit, als der süssduftendste Stutzer das seine mit Pomade. Auf der obern Stirn liegt meist ein ganzer Klumpen, den sie mit den weissen Daunen des Hokkohuhns

belegen. Den kleinen Kindern reibt die Mutter ebenfalls den Kopf förmlich ein, denn dann sind diese eben sowohl gegen Krankheit, wie gegen die Macht der bösen Geister gesichert, die sich an einen solchen Rothkopf nicht wagen. Wie man den Neger einer andern Ursache wegen schon mehre Schritt von sich durch die Geruchsnerven wahrnimmt, so auch den *Macusi* wegen des stark riechenden Harzes des *Humirium floribundum* (*Mart.*) und der *Amyris ambrosiaca* (*Willd.*), die sie der rothen Schminke beimischen. Auch sie leiden an keiner andern Stelle des Körpers ein Haar, als auf dem Kopfe, jeder andere hervorsprossende Flaum wird mit Hülfe zweier Muschelschalen herausgerissen. Nur einige starke Geister schienen sich über dies Vorurtheil erhoben zu haben, da ich wenigstens vereinzelte Individuen sah, die ihrem kümmerlichen Bartwuchs freien Lauf gelassen; in ihren Augen ein Schmuck, mit dem sie sich nicht wenig brüsteten. An die Stelle der abrasirten Augenbraunen malen sie meist eine rothe oder schwarze, kräftige Linie.

Nie wird man eine Frau müssig sehen; haben sie ihre Arbeit im Felde beendet, so ergreifen sie augenblicklich die einfache Spindel mit Baumwolle, und spinnen den feinsten Faden, an dem man vergebens nach einem Fehler suchen möchte. Je nach dem Bedürfniss werden zwei oder mehre solcher Fäden zusammengedreht. Nachdem sie die Baumwolle gesammelt, zupfen und reinigen sie dieselbe und klopfen sie jedesmal vor dem Gebrauch eine Zeitlang mit Stöcken, wodurch sie lockerer wird und weniger fest zusammenhält.

Allerdings bin ich hier der Zeit nach meinen Erfahrungen etwas vorausgeeilt und kehre daher zum Verlauf des Tages zurück, der uns ausser einer vergeblichen Jaguarjagd, auch noch am Nachmittag ein ungemein spasshaftes Intermezzo brachte. Die allgemeine Heiterkeit, die in der ganzen Niederlassung herrschte, wurde plötzlich durch den Hülferuf: »*Teikusi, Teikusi* (Tiger, Tiger)!« einer Frau unterbrochen, der aus einem Hause, das mehre tausend Schritt von den übrigen entfernt am Waldsaum lag, zu uns herübertönte. Alles gerieth in Allarm; die Männer griffen nach ihren Waffen, und vereint eilten wir nach dem Hause, wo uns die Frau zitternd mittheilte, dass, als sie eben von ihrer Arbeit aufgeblickt, sie einen grossen Jaguar in der Thür habe stehen sehen, der ihr zugeschaut, sich aber auf ihren Hülferuf zurückgezogen. Alles, was Waffen hatte stürzte nun der deutlich zurückgelassenen Spur nach, ohne dass es uns jedoch gelungen wäre, ihn selbst aufzufinden. Natürlich waren jetzt eine Menge Fälle, bei denen sich der Jaguar mit einer ungemeinen Dreistigkeit, mitten aus einer bewohnten Hütte, seinen Leckerbissen, einen Hund herausgeholt u. s. w. für lange Zeit die Gegenstände des Gespräches, das durch die Vermittelung Sororeng's zwischen uns und den Indianern geführt wurde. So stark auch der Jaguar den Hunden nachspürt, so flieht er doch, sobald diese in Begleitung der Menschen auf der Jagd erscheinen, und

flüchtet sich, meist durch Erklettern eines Baumes, vor ihrer Verfolgung. Einer der Jäger, die die Spur des Jaguars noch weiter verfolgt hatten, brachte mir als Beute einen Heulaffen mit, der in seiner Färbung ganz von den übrigen abwich; anstatt des glänzend gelben Felles besass er ein dunkelbraunes. Sollte es auch keine neue Species sein, so ist es doch eine ziemlich auffallende Spielart.

Als mein Bruder in dem einen seiner Koffer nach einem Gegenstand suchte, fiel ihm auch ein Pistol mit sechs Läufen in die Hände, das er bisher ganz ausser Acht gelassen, obschon er es in der Absicht, dasselbe mit in das Innere zu nehmen, in London gekauft hatte. Ohne dass es irgend jemand bemerkte, hatte er es scharf geladen, und liess nun alle Indianer zusammenrufen, da die weissen Leute nach dem Ziel schiessen wollten, und sie entscheiden sollten, wer von diesen am sichersten das Ziel träfe. Da man in meinem Bruder allgemein den Häuptling verehrte, so musste dieser natürlich das Wettschiessen beginnen. Hatte schon das blosse Aeussere der kleinen «*Arakabusa*» eine grosse Spannung bei den Zuschauern hervorgerufen, so steigerte sich diese mit jedem Augenblick mehr und mehr, als sie nun den ersten, zweiten, dritten, vierten Schuss hörten, bei jedem die Kugel in den Baum schlagen sahen, ohne dass wieder geladen worden wäre, — bei dem fünften Schuss war der Platz wie gefegt, alles floh auf und davon, die beiden Häuptlinge voran; hier konnte nur Zauberei oder einer der bösen Geister im Spiele sein, denn eine «*Arakabusa*», die ungeachtet sie nicht wieder geladen wurde, doch nicht aufhörte, einen Knall von sich zu geben und Kugeln zu schiessen, ging weit über ihre bisherigen Erfahrungen, weit über ihre Begriffe der Möglichkeit. Die wunderbare «*Arakabusa*» ist gewiss noch lange der Gegenstand der tiefsinnigsten Gespräche geblieben! Ein gleiches Staunen rief bei ihnen auch die Wahrnehmung hervor, dass, als wir mit unsern Büchsen über die Wasserfläche hinschossen, sie die Kugel erst in einer Entfernung von 600 Schritt vom Wasser ricochetiren sahen.

Noch hatte sich bisher nichts von der Militairexpedition hören und sehen lassen, unsere Patienten sich aber wesentlich gebessert, und reich mit Proviant versehen, brachen wir am folgenden Morgen von dem freundlichen *Haiowa* auf, das sich mit seiner überraschenden Aussicht über die weite Savanne und auf die jagende Feuercolonne um so tiefer in meine Erinnerung eingeprägt hat, als ich bei meiner Rückkehr nur unbewohnte Hütten auf dem steilen Ufer fand; — der Häuptling und dessen Frau waren bald nach unserer Abfahrt gestorben, — der böse Geist hatte seine Wohnung unter den harmlosen Bewohnern aufgeschlagen, diesem mussten sie weichen! —

Von *Haiowa* aus windet sich der immer noch 200 Yards breite *Rupununi* gegen N.W. Das abgebrannte Gras, schwarzen, kahlen Aeste der Bäume und

Gesträuche des nördlichen Ufers verkündeten laut, dass der Brand seinen verheerenden Zug auch hier vorübergenommen. Nachdem wir schon vor *Haiowa* an der Mündung des *Curassawaka*, wo mein Bruder vor sechs Jahren die Regenzeit abgewartet und der sich von S. in den *Rupununi* ergiesst, vorübergekommen, stiessen wir bei der Fortsetzung unserer Flussfahrt im Laufe des Morgens auf die Mündungen der Flüsschen *Watama* und *Annay*. Letzteres kommt von den nördlichen Hügeln herab und vereinigt sich mit dem *Rupununi* unmittelbar in der scharfen Krümmung, die er gegen S. bildet. Die Vereinigungsstelle liegt unter 3° 54′ 30″ Nördl. Breite und 59° 1′29″ Westl. Länge. In dem Quellgebiet des Flüsschens, dem östlichen Fusse des *Annay*-Gebirges, liegt die Niederlassung *Annay* (*Annay* bedeutet in der *Macusi*-Sprache: Mais; er soll dort wild gefunden worden sein), die früher von *Caraiben* bewohnt wurde, unter denen mein Bruder auf seiner ersten Reise sechs Wochen lebte, um die untergrabene Gesundheit seiner Leute wieder herzustellen. Für mich hatte das Dorf auch noch dadurch ein besonderes Interesse, dass sich an dieses eine eigenthümliche Nachricht knüpft, die wir in dem Tagebuch zweier Engländer, Smith und des Marine-Lieutenants Gullifer niedergelegt fanden, das gegenwärtig in dem Besitz meines Bruders ist. Jene beiden Herren gingen im Jahre 1828 den *Waini* aufwärts, überschritten die schmale Landstrecke zwischen diesem und dem *Cuyuni* und folgten letzterem abwärts bis zu seiner Mündung in den *Essequibo*, den sie dann bis zum *Rupununi* aufwärts fuhren, von welchem letztern sie den *Pirara*, *Mahu*, *Takutu*, *Rio Branco* und *Rio Negro* erreichten. Auf der *Barra do Rio Negro* erlag Smith der Wassersucht. Lieutenant Gullifer setzte seine Reise auf dem *Rio Negro* fort, fuhr in den Amazonenstrom ein und gelangte nach *Pará*, von wo er sich nach der Insel *Trinidad* begab. In dem erwähnten Tagebuche bemerken die Reisenden: »Am *Rupununi* erreichten wir die Caraibenniederlassung *Annay*, und wurden freundlich von dem Häuptling aufgenommen, der uns sogleich Fisch und den Pfeffertopf vorsetzen liess.« Nachdem sie an diesem Gerichte ihren Hunger ziemlich gestillt, wurde ihnen ein anderer Pfeffertopf gebracht, in welchem sie ein grosses Stück Fleisch und zwei Menschenhände fanden. Anfänglich glaubten die Reisenden, es wären die Hände eines ihnen noch unbekannten Affen, und da ihnen schon die blosse Aehnlichkeit Schauder erregte, dankten sie unter der Entschuldigung, dass es ihnen auf Reisen verboten sei, Fleisch von vierfüssigen Thieren zu essen. — Während nun der Häuptling mit sichtbarem Wohlbehagen die Hände abnagte, frug er sie, wie ihnen der Fisch und die Brühe geschmeckt, und auf die Antwort, dass sie beides ganz trefflich gefunden, versicherte er: »Menschenfleisch eigne sich allerdings am besten zur Fischbrühe, deswegen lasse er auch wo möglich das erstere stets mit Fisch zusammen kochen, was auch hierbei der Fall gewesen

sei, da er vor kurzem von einem Streifzug gegen die *Macusis* zurückgekehrt, auf welchem er mehre Gefangene gemacht, die er nun nach und nach schlachte.»

Den Schauder und Schrecken, der beide Reisende überfiel, können sie nicht stark genug schildern, und doch mussten sie ihre Gefühle unterdrücken! Die Hoffnung, dass die Aeusserungen des Häuptlings falsch sein möchten, verschwand jedoch nur zu bald, als sie wirklich inmitten des Dorfes ein Haus fanden, das dicht mit hohen Pallisaden umgeben war, in dem sie mehre *Macusis* bemerkten. Lieutenant Gullifer, der sich krank fühlte, legte sich in die Hängematte, Smith dagegen blieb die ganze Nacht munter, da er fortwährend fürchtete, dass ihr Wirth leicht noch Appetit nach dem Fleische eines Weissen bekommen möchte. Als sie sich am nächsten Morgen in einem nahen, kleinen Teiche baden wollten, suchten sie die Indianer auf jede Weise daran zu verhindern, indem sie ihnen zuriefen: dass jeder, welcher sich in diesem Wasser bade, innerhalb eines Jahres sterben müsse. Die Reisenden badeten sich dennoch, und der Zufall fügte es, dass beide den Ablauf des Jahres nicht erlebten. Smith starb auf der *Barra do Rio Negro* und Gullifer erfüllte die Prophezeihung, indem er bald nach seiner Ankunft in *Trinidad*, aus unbekannter Ursache, selbst Hand an sich legte und sich erhing. Soweit das Tagebuch, das sonst mit grosser Wahrheitsliebe geführt ist, aber ohne allen Zweifel in dieser Mittheilung nichts als eins jener vielen Reiseabenteuer enthält, die man in Deutschland so bezeichnend mit dem Namen «Jagdgeschichten» belegt. Wohl wussten die Indianer meinem Bruder mancherlei über die beiden weissen Leute zu erzählen, nichts aber über den behexten Teich, den man vergebens in der Nähe *Annay's* sucht.

Nicht weit von der Mündung des *Annay* hatte sich auf dem ungemein steilen Ufer ein *Macusi* seine einsame Wohnung erbaut, zu der vom Wassersaum aus eine Art Leiter führte. Da eins unserer Boote noch zurück war, stiegen wir zur Hütte hinauf, fanden aber den Besitzer nicht zu Hause, dafür aber zwei seiner Weiber; die dritte begleitete den Gemahl auf der Reise. Es war dieses einer der seltenen Fälle von Polygamie unter den *Macusis*, die wir aus Erfahrung kennen gelernt haben. In der Nähe der Hütte zog ein junger, zahmer Riesenstorch (*Mycteria americana Lin. Tararamu* der *Macusis*) meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es war der erste, den ich und viele andere der Expedition sahen, und wir staunten daher nicht wenig, als dieser ungeheure Vogel mit einem eigenthümlichen, zischenden und pfeifenden Ton auf uns zugelaufen kam, der viel Aehnlichkeit mit der Stimme unserer jungen Störche hatte. Sein ungeheurer, etwas nach oben gebogener Schnabel setzte uns eben so in Verwunderung, wie sein nackter, nur spärlich mit Flaumfedern überwachsener Kopf und Hals.

Als uns das Boot eingeholt, setzten wir unsere Fahrt immer noch längs dem

geschwärzten und seines Vegetationsschmuckes beraubten Ufer fort. Nur hier und da hatte die Flamme eine einzelne krüppelhafte *Curatella americana* (*Lin.*) oder eine *Gomphia cardiosperma* (*Dec.*) und *glaberrima* (*Beauv.*) verschont. Die rauhen, scharfen Blätter der ersteren benutzen die Indianer, wie wir den Schachtelhalm oder Bimstein, zum Poliren ihrer Waffen u. dgl.

Der südöstliche Ausläufer des *Pacaraima* trat jetzt ziemlich bis zum Ufer heran, längs dem sich der Fluss eine Strecke hinwand. Die Ufer bestanden aus einem hellgelben Thon, reich mit Sand vermischt; unmittelbar hinter der in ihrer Breite von jetzt ab vielfach wechselnden Ufervegetation breitete sich die Savanne aus. Wenn die Sandbänke bisher im Vergleich gegen den *Essequibo* nur immer vereinzelt aufgetreten, so steigerte sich ihre Zahl jetzt weit über die jenes; gewöhnlich bewegten sich auf ihnen einige meist sechs Fuss hohe Riesenstörche in stolzen Schritten auf und nieder. Dieser abgemessene Gang, die aufrechte Haltung gaben dem Vogel in der That ein würdiges und stolzes Ansehn. Auch sie müssen, gleich unsern Störchen, bevor sie auffliegen, einen dreimaligen Ansatz nehmen. Ihr Besuch der Sandbänke mochte wohl halb und halb den jungen Schildkröten gelten, die wir nun immer häufiger aus dem Sande dem Wasser zueilen sahen. Der Instinct, nach welchem sie den Weg dahin nie verfehlen, ist wirklich bewunderungswürdig. Wie oft trugen wir diese kleinen, niedlichen Geschöpfe weit in die Savanne hinein, richteten sie dann mit dem Kopfe landeinwärts, alles vergebens! — kaum hatten wir unsere Hände zurückgezogen, als auch das Thierchen sich umdrehte und ohne Zögern dem Flusse zueilte.

An den Sandbänken fand sich auch der in seiner Gestalt so merkwürdige Panzerfisch (*Loricaria cataphracta Lin.*). Auch er scheint, wie die ihm verwandte *Callichthys*, das Wasser zu verlassen und kleine Landparthien zu unternehmen. Wir fanden ihn oft 2 — 3 Fuss vom Wassersaum, wo er ruhig auf dem feuchten Sand lag und uns eine leichte Beute wurde.

Doch ich bin mit der Aufzählung der Bewohner oder wenigstens der Besucher der Sandbänke noch nicht fertig; auch das grösste der Nagethiere, das Wasserschwein (*Hydrochoerus Capybara*), belebte sie sehr häufig. Hatten wir auch bereits auf den Sandbänken des *Essequibo* überall die zahlreichsten Spuren dieses unförmlichen und plumpen Thieres gefunden, so war es uns doch nie gelungen, ein solches zu Gesicht zu bekommen. Die Farbigen nannten sie «*Waterhaas*», ein Name, der wahrscheinlich noch von den Holländern herstammt. Sie sind gleich den Ottern gute Schwimmer und noch geschicktere Taucher, und scheinen sich nur höchst selten weit vom Ufer landeinwärts zu begeben. Auch eine kleine, niedliche Ente, *Anas viduata (Lin.)*, hatte sich hier zugleich mit der *Anas moschata* ein-

gefunden. Die erste nannten die Indianer ebenfalls *Vis-si-si*, da ihr Geschrei ganz dem der *Anas autumnalis*, die sie aber weit an Glanz des Gefieders übertrifft, gleicht. Dass unsere Flinten daher fortwährend durch die aufgescheuchten Heerden der *Vis-si-si*, die ununterbrochen den Fluss auf und ab und über uns hinflogen, in Thätigkeit blieben, kann man leicht ermessen. Die *Anas moschata* schien klüger zu sein, denn einmal aufgescheucht, kehrte sie nicht wieder zurück. Am erfolgreichsten gebrauchten wir unsere Gewehre bei der *Vis-si-si*, von denen oft 6 — 8 durch einen Schuss aus der Luft herabgebracht wurden. Das Fleisch dieser Enten gehört unbestritten zu den grössten Delicatessen.

Je weiter wir vordrangen, um so zahlreicher wurden auch die Sandbänke, um so seichter der Fluss, bis wir endlich die Fahrzeuge vermittelst Stangen vorwärts schieben mussten. Am Ufer selbst traten eine Menge schwarzer, poröser Felsen zu Tage oder lagerten auf Thon, während an den Stellen, wo die Savanne unmittelbar bis an den Fluss herantrat, die steilen Ufer durchgängig aus sandigen Concretionen bestanden, die man mit dem Namen *Cascalho-Conglomerate* belegt hat.

Unter den verschiedenen neuen Formen der Pflanzenwelt zeichneten sich namentlich mehre Species der herrlichen *Gustavia* aus, besonders: *fastuosa* (*Willd.*) und *urceolata* (*Poit.*), die mit ihren grossen, reizenden, weissen Blüthen lieblich aus dem dunkeln Grün hervorleuchteten. Die Sandbänke nahmen durchgängig *Psidium aquaticum* und *aromaticum*, und die niedrigen Bäume eines *Desmanthus* ein, auf dessen Aesten ein herrlicher *Loranthus* mit glänzend rothen, über einen Zoll langen Blüthen prangte, in dem ich eine neue Species erkannte, die Hr. Dr. Klotzsch *Loranthus guianensis* genannt hat; eben so häufig war auf jenem auch *Loranthus Smithii* (*Schomb.*); — beide Species habe ich auf keinem andern Baume gefunden. Blüht der Nährvater mit dem Pflegesohn zugleich, so hat das Bild etwas unendlich reizendes, da sich dann die weissen Blüthen des *Desmanthus* auf das lieblichste mit den rothen des *Loranthus* vermischen.

Die *Inlets* oder *Kirahaghs* zogen sich fortwährend noch längs dem Ufer hin, unter denen der von *Assicure* wegen seiner Ausdehnung Erwähnung verdient. Diese Buchten scheinen der Lieblingsaufenthalt des *Sudis gigas* zu sein, denn überall sahen wir zwischen den tückischen Köpfen der Kaimans die rothbraunen und schwärzlich tingirten Schwanz- und Rückenflossen jener, über die Oberfläche des Wassers hervorragen. Der *Sawacko-tunalli* oder Regenberg, an dessen Fusse wir vorüberfuhren, an den sich manche abergläubische Vorstellung knüpft, ist der höchste Gipfel einer Gebirgsgruppe, die den Fluss zwingt, sich scharf nach Süden zu wenden. Die Berge waren fast durchgängig kahl, und nur hier und da mit ver-

einzelten Waldstrecken bestanden; dagegen schien eine dämonische Gewalt sie förmlich mit riesigen Granitblöcken überstreut zu haben.

Auch heute Abend war der ganze Horizont wieder von der Lohe einer brennenden Savanne geröthet. Schon im Laufe des Nachmittags hatten wir überall, wo die Savanne bis zum Ufer her..ntrat, in der Ferne sich mächtige Rauchwolken hinwälzen sehen. Während der Nacht hatte der Feuerstrom das Ufer erreicht, so dass uns das Getöse der berstenden Gräser aus dem Schlafe weckte. Ruhig sahen wir aus unsern Hängematten dem entfesselten Elemente zu, — hatten wir doch einen unbesiegbaren Feind der Flammen, den Fluss, zwischen uns! —

Dieser behielt auch am folgenden Tage seinen gewundenen Lauf nach Süden hin bei. Mit dem Eintritt in den *Rupununi* waren zwar die Stromschnellen und Cataracte verschwunden, dafür aber traten uns andere Schwierigkeiten entgegen. Die mächtigen Riesen der Wälder, welche die Fluthen während der Regenzeit in dem obern Stromgebiet niedergestürzt und mit sich fortgerissen, hatten sich in diesen Krümmungen und auf den Sandbänken festgelagert, und an manchen Stellen schien es, als ob einer jener tropischen Orkane längs den Ufern hingewüthet, und alles vor sich niedergeworfen hätte, so dicht lagen die entwurzelten Bäume über einander aufgeschichtet. Ueberall ragten die stärkern, entlaubten Aeste, gleich mächtigen Warnungszeichen über der Wasserfläche empor, und bildeten an andern Punkten wieder förmliche Verhaue, durch deren enge Oeffnungen die sonst ruhig dahinrollenden Wellen gleich empörten Sturzbächen hindurchschäumten. Muss man sich an solchen Stellen auch jeden Ruderschlag vorwärts mit der Axt in der Hand erkämpfen, so sind diese sichtbaren Hindernisse doch bei weitem nicht so gefährlich, als die unter dem Wasser verborgenen und mehr vereinzelten Aeste, da jedes unvorsichtige Aufrennen auf einen solchen, namentlich wenn man den Strom abwärts fährt, unvermeidlich ein Leck, oft aber auch den Umsturz des Corials herbeiführt. Zu der Mühseligkeit der jetzigen Flussfahrt gesellte sich nun noch die doppelt gesteigerte Plage der Sandfliegen, die auf eine wahrhaft erschreckende Weise überhand genommen hatten. Mit Sonnenuntergang waren die Peiniger wie durch einen Zauber verschwunden, aber mit dem ersten Strahl des Morgens kehrten sie mit nie gestillter Blutgier zurück.

Im Verlauf des Tages begegneten wir einem grossen Corial mit *Macusis*, die eine Reise den Fluss abwärts unternehmen wollten. Auch von ihnen hörten wir, dass die Brasilianer *Pirara* noch besetzt hielten, und dass sämmtliche Indianer das Dorf verlassen, weshalb sich der brasilianische *Domini*, so nennen fast alle Stämme die Missionare, nach seiner frühern Station, Fort *Saõ Joaquim* am *Rio Branco*, zurückgezogen, in welchem sich jetzt ebenfalls der Commandant von *Pirara*, Capitain Leal, aufhalte.

Der Berg *Apayabo-Optayo* (Rabenmutter), dessen Fuss von den Wellen des Flusses benetzt wird, mochte sich ungefähr 1500 Fuss über den Flussspiegel erheben. Die uns von *Haiowa* begleitenden *Macusis* erzählten uns mancherlei Merkwürdiges von zwei grossen Höhlen, die sich an dem nördlichen Abhange befinden sollten. Schon seit einiger Zeit hatte sich das Bett des *Rupununi* bedeutend verengert; hier hielt es kaum noch 40 Yards Breite, und jenseits der Mündung der kleinen Flüsse *Massuro* und *Bononi* nur noch 13 Yards, worauf es jedoch bald seine frühere Breite wieder annahm.

Die Vegetation der Ufer wurde jetzt wieder üppiger, selbst die majestätische *Mora* fehlte unter den Laubbäumen nicht, und die grossen reizenden, violetten Blüthen der *Cattleya superba (Schomb.)* auf ihren Aesten, wie die weissen und gelben Blüthen des *Inga-* und *Cassia*gebüsches am Ufer, die wohlriechenden Blüthen des *Machaerium Schomburgkii (Benth.)* und der *Gustavia pterocarpa (Poit.)*, überrankt von der herrlichen *Petrea macrostachya (Benth.)*, verliehen den Ufern einen eigenthümlichen und lieblichen Reiz.

Unter unsern farbigen Bootsleuten vom *Essequibo* befand sich auch ein Stummer, — ein passionirter Angler. Kaum hatten wir heute unser Lager auf einer grossen Sandbank aufgeschlagen, als er, wie er jeden Tag zu thun pflegte, seine Leine ergriff und in einem der Boote nach einer am entgegengesetzten Ufer liegenden, kleinen Sandbank fuhr. Schon lag alles im Lager in tiefem Schlafe, als dieses plötzlich durch gar sonderbare, dabei aber höchst erschreckende Töne in Allarm gesetzt wurde. Im Anfange wusste eigentlich Niemand, was er aus diesen fürchterlichen Tönen machen sollte, bis einer der Leute ausrief: «es muss der Stumme sein!» — Mit Jagdmessern und Flinten bewaffnet, sprangen wir augenblicklich in das Boot, um ihm zu Hülfe zu eilen, denn dass er solcher bedurfte, verriethen die schauerlichen Töne nur zu deutlich. So wie wir an der Sandbank landeten, bemerkten wir auch, soweit dies uns die Dunkelheit in der Entfernung gestattete, dass der arme Angler von einer unsichtbaren Macht hin und her, stets aber dem Wasser zu gezogen wurde, wogegen er mit allen Kräften anzukämpfen suchte und dabei jene schauerlichen, unartikulirten Töne ausstiess. Bald standen wir neben ihm, noch aber konnten wir die Macht nicht entdecken, die ihn ruckweis hin und her warf und riss, bis wir endlich bemerkten, dass er seine Angelleine fünf-, sechsmal um die Handwurzel geschlungen hatte, und an deren Haken ein gewaltiges Ungethüm hängen musste, was sich auch in einem ungeheuren *Sudis* bestätigte. Dieser hatte sich verlocken lassen, den Köder zu verschlingen, darauf aber unmittelbar die Leine so straff angezogen, dass die Kräfte des armen Anglers viel zu schwach waren, um die umgeschlungene Leine von der Hand abzuwickeln, oder den Riesen an das Land zu ziehen. Einige Minuten später und der Erschöpfte

hätte der gewaltigen Kraft des Fisches nicht mehr widerstehen können. Unter grossem Gelächter griff jetzt alles nach der Leine, und bald lag das Ungethüm auf der Sandbank. Der Fisch wog über 200 Pfund. Unser Stummer, dem die Leine in das Fleisch der Handwurzel eingedrungen war, suchte uns nun unter den lächerlichsten Gestikulationen den Hergang der Sache und seine tiefe Angst und Noth begreiflich zu machen. Vor diesem unglücklichen Abenteuer hatte er bereits eine Menge *Phractocephalus bicolor* von 3 — 4 Fuss Länge und 30 — 40 Pfund Schwere gefangen; — die grössten, die ich bisher gesehen. Obschon es bereits tief in der Nacht war, wurde die Beute, nach unserer Rückkehr in das Lager, noch zerlegt. Manches bereits verglimmende Feuer loderte von neuem auf, mancher Topf wurde gefüllt und sein Inhalt auch noch verzehrt. Den Kopf des Riesen präparirte ich für das anatomische Museum. Während der späten Mahlzeit erzählte uns Sororeng ein ähnliches Abenteuer, das ihm auf der frühern Reise meines Bruders, oberhalb eines der Fälle des *Parima* begegnet war. Auch ihm war es dort eines Abends noch spät eingefallen, in einem Boote zum Angeln auszufahren. Kaum hatte er die Angel ausgeworfen, als ein gewaltiger *Lau-lau*, die, wie ich schon bemerkte, ebenfalls eine Länge von 10 — 12 Fuss und eine Schwere von 200 Pfund erreichen, an dieser hing. Sororeng hatte die Leine an dem kleinen Corial befestigt, diese sich aber durch die Kreuz- und Querzüge des Fisches verwirrt, und da er kein schneidendes Instrument besass, um sie schleunigst durchzuhauen, strengte er anfänglich vergebens alle seine Kräfte an, um die Bewegungen des Corials in seiner Macht zu behalten. Die Kräfte des Fisches, vereint mit der Strömung, waren ihm weit überlegen; das Fahrzeug kam dem Scheitel des Falles immer näher, — da erweckte sein lauter Hülferuf ebenfalls die schlafenden Retter, die ihn auch noch vor der vernichtenden Catastrophe erreichten, wiewohl er ihnen, trotz der Gefahr, flehend zurief: ja die Leine nicht zu durchschneiden, sondern ihm auf andere Weise zu Hülfe zu kommen. — Das Kochen hörte bei uns die ganze Nacht nicht auf, denn die Gewissheit, Fische im Lager zu haben, die am nächsten Morgen doch bereits verdorben sein würden, liessen keinen der Indianer und Neger an den Schlaf denken.

Am Morgen trafen wir auf die am rechten Ufer befindliche enge Mündung des *Simoni*, dessen Bett sich jedoch unmittelbar hinter dem Einfluss in den *Rupununi* teichförmig ausbreitete. Die Ufer sind niedrig, aber offenbar fruchtbarer, als die seines Hauptstroms. Jenseit der Mündung zog bald eine ganze Reihe 12 — 15 Fuss hoher, vereinzelter, poröser Felsenblöcke, die die Indianer *Kirinampo* nannten, meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie erstreckten sich vom Ufer nach N.O.N.; in ihrer äussern Form hatten sie ungemein viel Aehnlichkeit mit einer Reihe Menschen. »Vor langer, langer Zeit«, erzählten uns die *Macusis*, »kamen die *Carai-*

ben in feindlicher Absicht bis hierher, um die *Macusis* heimlich zu überfallen und ganz von der Erde zu vertilgen. Damals wohnte der gute Geist noch unter unsern Voreltern; er erbarmte sich seiner Schützlinge, und verwandelte die feindlichen *Caraiben* in diese Steine.»

Wir näherten uns nun der Landungsstelle von *Pirara*, der Bucht *Wai-ipukari*, obschon das Dorf selbst immer noch 11 Miles landeinwärts lag. Da wir den Angaben der Indianer, dass sich nur noch einige Brasilianer in *Pirara* befinden sollten, doch keinen unbedingten Glauben schenken konnten, so wurden alle Vorsichtsmassregeln getroffen, um jeder Ueberrumpelung vorzubeugen, wie überhaupt alles vermieden, was die dort stationirende Miliz auf unsere Nähe hätte aufmerksam machen können. Jeder der Bootsleute erhielt eine gewisse Anzahl scharfer Patronen, und selbst für die kleinen Böller wurden solche angefertigt, wie auch Niemand von jetzt ab noch ein Gewehr abfeuern durfte. Mit diesen kriegerischen Vorbereitungen war aber auch der Jubel aus unserem Geleite vertrieben; die Herzen unserer Begleiter wurden offenbar. Während die Indianer die ihnen aus dem Vorrathe der Tauschartikel ausgehändigten Gewehre, namentlich die *Macusis*, welche dem grössten Theile nach bereits so oft Zeugen der Greuelscenen bei den Ueberfällen der von den Brasilianern ausgeführten Sclavenzüge gewesen, mit funkelnden Augen und dem deutlich ausgesprochenen Wunsche in Empfang nahmen: möchte ich doch durch dich meine Rache an den Räubern für all die verbrannten Niederlassungen, geraubten oder getödteten Verwandten und Stammgenossen kühlen können, riefen diese Vorkehrungen gerade die diametral entgegengesetzten Gefühle unter den Negern, Farbigen und leider auch unter unsern 4 Süddeutschen in's Leben, die alle keine Ahnung davon gehabt hatten, dass es bei dieser Expedition zu lebensgefährlichen Auftritten kommen könnte. Hamlet und Stöckle zeichneten sich auch hier wieder vor allen aus. Ersterem bemühten wir uns vergebens, ein Gewehr aufzudringen, hoch und theuer schwur er, dass er dieses nun und nimmer gebrauchen würde, da er dadurch nur sein trauriges Schicksal verschlimmere. Besassen die drei übrigen Deutschen auch wenigstens soviel Ehrgefühl, dass sie ihre Angst nicht in solchem feigen Gewinsel kundgaben, so verkündeten die verstörten Mienen und zitternden Hände diese doch deutlich genug; Bewegungen, die die Indianer mit verächtlichen Blicken bemerkten; ich muss gestehen, ich schämte mich meiner Landsleute! Es ist ein eigen Ding, das menschliche Herz! dieselben Leute, die stündlich den grössten Gefahren ausgesetzt gewesen, die sich dem weiten, ungewissen Meer anvertraut, Leute, deren Leben so oft schon vom schwächsten Fädchen abgehangen, die sich dazu drängten, die Reise mit uns in das Innere zu unternehmen, dieselben Menschen zitterten und bebten jetzt, wie die Kinder, vor einer Gefahr, die männlichem Muth gegenüber aufhört, eine solche zu sein,

und machten sich zum Gespött von Menschen, über welche sie sich unendlich erhaben glaubten! Kaum mochten wir in tiefer Stille einige hundert Ruderschläge aufwärts gefahren sein, als auch die Indianer ihre Spöttereien begannen; denn plötzlich hörte man den kurzen und halb unterdrückten Ausruf: «*Matti*, *Caraiba* (fast alle Stämme des Innern nennen die Brasilianer *Caraiba*)» und, wie ein Espenlaub zusammenschreckend, starrte die ganze schwarze, weisse und bräunliche Bemannung in die Uferumsäumung, bis ihr das unterdrückte Lachen der Indianer verrieth, dass man sich nur an ihrer Angst und Noth weiden wolle.

Der Ausgang war, wenn wirklich ein Ueberfall stattfinden sollte, freilich leicht vorauszusehen. Was würde uns dann die grosse Zahl der Hasenherzen geholfen haben, die schon bei jedem Geräusch eines aufgeschreckten Säugethiers, bei jedem Auffliegen eines Vogels im dichtbelaubten Ufer zusammenfuhr und einen Brasilianer in diesem vermuthete, der eben sein Gewehr auf sie anschlage. Die zahlreichen Rauchwolken, welche wir vor und neben uns aus der fernen Savanne aufsteigen sahen, und die hingeworfene Aeusserung meines Bruders: «wahrscheinlich haben die Brasilianer die Savannen in Brand gesetzt», steigerten die Angst der Muthlosen nur noch mehr.

Jetzt endlich tauchte der ominöse Platz, die Bucht *Wai-ipukari*, von der, nach der Einbildung der tapfern Mannschaft, Leben und Freiheit abhing, vor uns auf. Jeder Baum, jeder Strauch wurde unter Todesangst angestiert und durchmustert, ob nicht etwa der gefürchtete Feind dahinter verborgen wäre — nirgends aber liess er sich sehen und hören. Am rechten Ufer landeten wir und schlugen dort unser temporäres Lager auf, da wir hier einige Tage verweilen, und zugleich auch von hier die Depeschen des Gouverneurs an den Commandanten von *Pirara* absenden wollten.

Die Bucht *Wai-ipukari*, unter 3° 38′ N. B. und 59° 11′ W. L. ist «der Hafen der kaiserlichen und goldnen Stadt *Manoa*»; ein Pfad leitet von da zu dem *Macusi*-dorfe *Pirara* am Ufer des *Amucu*, «des grossen See's mit goldreichen Ufern», dem Ziele unserer jetzigen Flussreise. Ueber 300 Miles hatten wir uns nun glücklich mit unsern grossen, schwerbeladenen Booten gegen Strom und Gefahren einen Pfad über eine Menge tobender Stromschnellen und anderer Hindernisse gebrochen, über sechs Wochen hatten wir eingezwängt in dem engen Raum der Corials zugebracht, und ausser den ununterbrochenen Anstrengungen, auch noch seit der Mündung des *Rupununi* jene Folter und Pein der Sandfliege ertragen müssen, — mit Freuden wurde daher die Bucht von uns begrüsst, weniger von der Heldenschaar, die immer noch für ihr Leben, ihre Freiheit fürchtete.

Pirara lag noch 11 Miles landeinwärts, und Herr Fryer erhielt den Auftrag,

die Depeschen dorthin zu bringen. Uebernahm dieser auch den Befehl gar gern, so sträubten sich die zwei Deutschen und zwei Farbigen, die ihn dahin begleiten sollten, um so mehr dagegen, so wenig es ihnen auch half. Am folgenden Morgen verliess Herr FRYER mit seinen Helden, nachdem diese von ihren Freunden noch Abschied für dieses Leben genommen hatten, das Lager. Unter zwei Tagen konnten wir sie nicht zurückerwarten. Nachdem diese Parthie aus unserm Gesichtskreis verschwunden, wurde eine andere nach dem Flusse *Awaricuru* abgesandt, um diesen von den überhängenden Zweigen und Bäumen zu säubern; einige Miles oberhalb der Bucht *Wai-ipukari* mündet er sich am linken Ufer in den *Rupununi*, und bildet vermittelst des *Quatata* während der Regenzeit eine herrliche Wasserstrasse, ziemlich bis zum Fluss *Pirara*; beide Flüsse werden nur durch eine schmale Landstrecke von einander getrennt. Mit Ausnahme dieser unbedeutenden Portage, bietet sich vermittelst des *Pirara*, *Mahu*, *Takutu*, *Rio Branco* und *Rio Negro* ein ununterbrochener Wasserweg von *Demerara* bis *Pará* am Amazonenstrom dar. Lag auch die Regenzeit noch vor uns, so konnten wir uns auf dem *Awaricuru Pirara* doch wenigstens bis auf einige Miles nähern, was bei dem schwierigen Landtransport für uns von Bedeutung war.

Eine kleine Excursion in den Umgebungen der Ufer des *Rupununi* liess mich fast mit jedem Schritt eine für mich neue Entdeckung auf dem Felde der Botanik machen. Als ich den Waldsaum des nördlichen Ufers durchdrungen, trat ich in die offene, wellenförmige Savanne. War auch die Vegetation derselben gegen die des Ufersaums nur eine krüppelhafte zu nennen, so enthielt sie doch eine Menge Schätze, die jener fehlten. Eine eigenthümliche Pflanze aus der Familie der *Eriocauloneae*, die, wie ich später bemerkte, sich über die ganze hügelreiche Savanne, namentlich über die Firsten dieser Wellenhöhen verbreitete, fiel mir sogleich bei meinen ersten Schritten in die Augen, es war ein *Paepalanthus*, der sich bei näherer Untersuchung als eine neue Species herausstellte, die Hr. Dr. KLOTZSCH *Paepalanthus capillaceus* genannt*). Die Höhen waren durchaus mit glänzenden, run-

---

*) Ausser den krüppelhaften, isolirt stehenden Bäumen der *Curatella americana* (*Lin.*) zeigten sich noch folgende Pflanzen als vorherrschend: *Hirtella rubra* (*Benth.*), *Tibouchina aspera* (*Aub.*), *Bauhinia macrostachya* (*Benth.*), *Plumieria mollis* (*Humb. Bonp.*), *bicolor* (*Ruiz. et Pav.*), *Helicteres althaeifolia* (*Lam.*), *Byrsonima crassifolia* (*Humb. Bonp.*), *Moureila* (*Loud.*), *verbascifolia* (*Dec.*), *Amasonia erecta* (*Lin.*), mit ihren herrlichen Bracteen, *Phaseolus linearis* (*Humb. Bonp.*), *Crotalaria stipularia* (*Desv.*), *Commianthus Schomburgkii* (*Benth.*), *Lippia microphylla* (*Chmss.*), *Camara tiliaefolia* (*Benth.*), *Aeschynomene mucronulata* (*Benth.*), während die eigentliche Grasdecke grösstentheils aus *Cyperaceen* und zwar aus den Gattungen *Cyperus*, *Isolepis*, *Mariscus*, *Kyllingia*, *Scleria*, *Abilgaardia*, *Carex*, *Hypolytrum*, *Hemicarpha* und *Dichromena* bestand. Die Gattungen *Isolepis*, *Carex*, *Hemicarpha*,

den, ocherfarbigen Kieseln und anderem Gestein übersäet, die ihre Färbung wahrscheinlich von dem röthlichen und eisenhaltigen festen Thon, aus dem der Boden bestand, erhalten hatten. Die herrlichen, im Geruch den Veilchen ähnlichen Blüthen des *Machaerium Schomburgkii (Benth.)* durchdufteten die ganze Atmosphäre der Umgebungen der Bucht, so häufig fand sich der niedliche Baum an derselben. Das harte Holz gehört ohne Zweifel zu den schönsten Zierhölzern, da es vermöge seiner vielen, braunen Flecken ganz dem Felle des Jaguars gleicht. Die Indianer nennen es *Itikiri buriballi* und bringen es häufig zum Verkauf nach der Colonie.

Am folgenden Morgen wurde eine Jagdparthie unternommen. In Begleitung zweier unserer *Waikas* und *Warraus*, denen freilich das Terrain eben so unbekannt war, wie mir, versehen mit Mundvorrath, begab ich mich nach dem das südliche Ufer begrenzenden Wald.

Behend und leichten Schrittes schlüpften meine Begleiter durch das dichte Gebüsch, so dass ich alle Kräfte anstrengen musste, um ihnen folgen zu können. Jeder, selbst der für mich unhörbare Laut eines Thieres wurde genau von ihnen vernommen, nach allen Seiten und zu den Gipfeln der höchsten Bäume liessen sie das scharfe Auge schweifen, bis sie sich über das Thier vergewissert und nun erst leise, dann immer stärker und stärker den Lockruf desselben nachahmten; nichts entging ihren Blicken, nichts ihren stets offenen Ohren, ja nichts ihren schnellen Händen, weder das Kleinste noch das Grössere, wobei sie zugleich hier und da einen Zweig umbrachen, um vermittelst dieser Zeichen den Ausgang aus dem Labyrinthe wieder zu finden. Hat das Thier nur einmal den Lockruf beantwortet, so ist es auch die sichere Beute des Jägers. Gleich der Schlange unter dem Laube schleicht dieser immer näher und näher, ohne dass kaum sich das auf dem Boden liegende Laub regt, bis das Thier, sei es Vogel oder Vierfüssler, im Bereich des Gewehrs ist. Eine Eigenheit der Indianer, welche im Besitz eines Feuergewehrs sind, besteht darin, dass sich bei ihnen die Ansicht felsenfest gesetzt hat, dass, je grösser die Ladung Pulver, desto sicherer auch der Schuss sein müsse. Ungeachtet aller unserer Demonstrationen gegen diesen Irrthum, konnten wir sie doch nicht von dem Gegentheil überzeugen. Der Knall ist natürlich ungeheuer, und ich hätte mich später unbedingt anheischig machen wollen, unter hundert Gewehrschüssen genau die Zahl der von Indianern geladenen Flinten anzugeben. Dass bei den schlechten Gewehren, die sie durchschnittlich besitzen, in Folge dieser unsinnigen Methode eine Menge Unglücksfälle vorfallen, brauche ich nicht zu erwähnen, und

---

Dichromena und mehre *Cyperus*-Arten hatten ihren Standort auf der trocknen, höher liegenden Savanne, indess *Mariscus*, *Kyllingia*, *Scleria* die feuchten und sumpfigen Stellen eingenommen hatten.

schlichen sich die Indianer nicht so nahe an das Wild heran, oder lockten sie es nicht in ihre unmittelbare Nähe, sie würden bald genug die Flinte von sich werfen und wieder zu ihren Bogen und Pfeilen greifen.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde durch den Wald gegangen sein, als plötzlich mein unmittelbarer Begleiter stehen blieb, auf den Boden zeigte und das Wort «*Maipuri!*» (*Tapir americanus*) ausstiess. Ein gegebenes Zeichen setzte die drei etwas von uns abgekommenen Jäger davon in Kenntniss, und freudig riefen auch diese: «*Maipuri!*» Ruhig und lautlos ging es jetzt durch Sümpfe, dichtes Gebüsch, dicht überhängendes Gewebe der messergleichen Schneidegräser (*Scleria Flagellum Sw.*), durch welche die nackten Indianer mit einer solchen Behendigkeit und Gewandtheit schlüpften, dass ihr Körper nicht die leiseste Verletzung zeigte, indessen mir, der ich nur der schon gebrochenen Bahn folgte, das Blut von Gesicht und Händen herablief. Nie waren sie über die Fährte verlegen, mochte diese nun deutlich in dem Sumpfboden eingedrückt sein, oder über weite Flächen, mit trocknem Laube bedeckt, hinführen; sicher und ruhig ging es vorwärts. So mochten wir ihr etwas länger, als eine Stunde gefolgt sein, als sie abermals in einen Sumpf führte. Ein Zeichen des vorangehenden Indianers verkündete, dass der Tapir in der Nähe sei. Ob ich mich nun gleich so vorsichtig, als mir nur irgend möglich, nachschlich, so machte ich mit einem meiner Füsse doch gerade noch einmal soviel Geräusch, als die Indianer mit ihren acht zusammen, was mir auch jeden Augenblick die zornigsten Blicke von den sich Umschauenden zuzog. Jetzt hockte sich der erste Indianer nieder, das Thier lag vor ihm im Sumpfe. Bald hockten auch wir neben ihm, und ich hatte den ersten Tapir vor meinen Augen. Er hatte sich nach Art unserer Schweine längelang in den Sumpf geworfen, und schien sich in dieser Lage ganz behaglich zu fühlen; doch schon nach einigen Augenblicken musste er unsere Gegenwart gespürt haben; den Kopf emporstreckend, mit seinem kurzen Rüssel die Luft durchschnüffelnd, sprang er empor.— Dies war der Augenblick, wo wir alle fünf, wie auf ein Commandowort unsere Gewehre abfeuerten. Verwundet, aber nicht tödtlich getroffen, that er einen ungeheuren Satz, drehte sich einigemal im Kreise herum und stürzte, bevor wir wieder geladen, in das dichte Gebüsch, wir hinterdrein, bis wir plötzlich einen dumpfen Sturz in ein vor uns liegendes Wasser hörten, und zu unserm Verdruss am hohen, steilen Ufer des *Rupununi* standen, an dessen jenseitigem Ufer eben der Tapir emporklimmte und im Gebüsch verschwand. Im nächsten Augenblick stand ich nur noch allein auf dem Ufer und sah die vier Indianer, ihre Gewehre und die kleinen Jagdtaschen, die Pulver und Blei enthielten, über das Wasser haltend, zu meinen Füssen den Fluss durchschwimmen, und am jenseitigen Ufer im Gebüsch verschwinden. In Folge des hohen Sprunges in das Wasser mussten natürlich

nicht allein die Gewehre, sondern auch die Munition nass geworden sein, weshalb ich auch keinen Erfolg von ihrer Verfolgung erwartete. Vereinsamt stand ich jetzt auf dem hohen Ufer, ohne zu wissen, ob ich mich ober- oder unterhalb unsers Lagers befand, wartete eine Stunde nach der andern vergebens auf die Rückkehr der Jäger, rief, rief und pfiff wieder, nichts liess sich hören, als etwa die Stimme eines aufgeschreckten Vogels, eines fliehenden Säugethiers. Das Abenteuer meiner ersten Verirrung tauchte wieder lebhaft vor mir auf. Auch jetzt verwünschte ich meine Nachlässigkeit, keinen Compass mit mir genommen zu haben, auch jetzt verwünschte ich meine stumpfen Sinne, — alles half nichts, ich blieb allein, ohne Rath, wohin ich mich zu wenden. So hatte ich bereits viele Stunden gesessen, und längst an aller Hoffnung verzweifelt, dass die Indianer den Weg wieder zurückfinden würden, als ich jenseits sich das Gebüsch bewegen und einen nach dem andern am Ufer erscheinen, sich in den Fluss werfen und zu mir herüber schwimmen sah. — Ihr Bemühen war erfolglos gewesen; obschon sie den Tapir wieder aufgefunden, und sich ihm auch bis auf Schussweite genähert, so hatten doch, wie ich vorhergesehen, alle Gewehre versagt. Da wir insgesammt nur grobes Schroot geladen, so war keiner der Schüsse tödtlich, — die Beute entkam. Aerger und Niedergeschlagenheit blieben unsere Begleiter auf der Rückkehr nach dem Lager, und obschon ich ihrer Meinung nach die Hauptursache des Misslingens war, musste ich doch oft genug herzlich lachen, als sie auf dem Heimwege immer von neuem wieder die Bewegungen des angeschossenen Thieres pantomimisch darstellten. Beim Untergang der Sonne hatten wir das Lager erreicht, wo sich nun das Gespräch bis tief in die Nacht hinein um den Tapir drehte, indem sie fast jedem einzelnen ihr Missgeschick mittheilten, dabei selbst den unbedeutendsten Gegenstand des Jagdzuges nicht unerwähnt liessen, — erzählten, wie sie die Spur aufgefunden und verfolgt, wie das Thier verwundet worden, wie es in den Fluss gesprungen, sie ihm gefolgt und leer wieder zurückgekehrt seien; alles, versteht sich, unter der lebhaftesten Pantomime, wobei die übrigen zuhörten und den Redefluss nur dann und wann durch ihr «*Wa*» und «*Na*» unterbrachen. Das oft wiederholte Wort «*Paranaghieri*» verrieth mir deutlich genug, dass ich auch hier als Ursache des Misslingens hingestellt wurde.

Die grosse Frage des folgenden Tages war, wie nicht anders zu erwarten, die Rückkehr Herrn Fryers, ihr sah alles mit der äussersten Spannung, mit der gesteigertsten Neugier, die tapfere Cohorte jedoch mit der Ueberzeugung entgegen, dass sie nun und nimmer eintreten würde, da sie die Aermsten wenigstens schon in Ketten und Banden auf dem Wege nach Fort *Saõ Joaquim* wähnte. Ihr Erstaunen war daher nicht gering, als die Parthie am Nachmittag wohlbehalten ankam. Die Aussage der Indianer hatte sich vollkommen bestätigt. *Pirara* war, mit

Ausnahme von vier Familien, von allen Indianern verlassen, die brasilianische Militärbesatzung hatte sich aber ebenfalls zurückgezogen und nur drei Mann zurückgelassen, die Herr Fryer aber nicht im Dorfe gefunden, da sie zu einem Trinkfest nach einer benachbarten Niederlassung gewandert waren und von dort erst zurückgeholt werden mussten. Einer dieser drei hatte sich jedoch augenblicklich zu Pferde gesetzt und war mit den Depeschen nach Fort *Saõ Joaquim* am *Rio Branco* geeilt, um diese dem Commandanten zu überbringen.

Jetzt wurden alle Anstalten getroffen, damit wir am nächsten Morgen nach *Pirara* aufbrechen konnten, denn die Leute, die nach dem *Awaricuru* abgegangen, waren ebenfalls bereits mit der Nachricht zurückgekehrt, dass sie den Flussspiegel so viel als möglich gesäubert. Zugleich mit dieser Nachricht hatten sie auch einen *Sudis gigas* gebracht, den grössten, den ich noch gesehen; die ganze Nacht war ich damit beschäftigt, ihn für das Museum zu präpariren, was ich auch bis zu unserm Aufbruch bewerkstelligte.

Eine Menge Schüsse, die uns durch den starken Ostwind entgegen getragen wurden, verkündeten uns bei unserm Aufbruch die Annäherung der Militairexpedition, und riefen neuen Lebensmuth in die verzagten Herzen zurück. Hamlet und Stöckle athmeten wieder frei auf, jener gebehrdete sich wie ein Kind, und dieser fand seine eigenthümliche Naivetät wieder, die ihm seit drei Tagen vollkommen abhanden gekommen war. Um den Ankommenden die Strasse auf den *Awaricuru* zu zeigen, liessen wir Sororeng hier zurück und eilten den Nachrückenden voraus.

Die Ufer des Flusses, den die Karten fälschlich unter dem Namen *Tawarikua* aufführen, waren hauptsächlich mit *Heliconien*, *Bromelien*, *Rapateen* und scharfblättrigen, hier und da baumartigen Gräsern eingefasst, hinter denen sich Bäume von 160 Fuss Höhe erhoben und majestätische Laubgewölbe bildeten, während uns der niedliche *Ibis nudifrons (Spix.)*, fortwährend in kurzen Absätzen vor uns herfliegend, begleitete, und eine 12 Fuss lange, zusammengerollte Riesenschlange *(Boa Murina)*, das Ziel unserer Flinten wurde. Das Terrain wurde immer sumpfiger, und bald hatte sich der Fluss zu einer seeähnlichen Ausbreitung erweitert, die sich wenigstens 2 Miles hinzog. Wo das Auge hinblickte, stiess es am Ufer, wie in der Wasserfläche, auf die scheusslichen Köpfe und widerlichen Gestalten der Kaimans, unter denen wir eine ganze Anzahl bemerkten, die wohl 18 — 20 Fuss messen konnten. Eine Menge *Plotus*, *Carbo*, *Anas*, *Ardea* und anderer Wasservögel umkreisten den ruhigen Wasserspiegel, stolzirten längs seinen Ufern auf und ab, oder sassen in träger Ruhe mit eingezogenem Halse auf den Bäumen. Noch zahlreicher aber mussten seine beschuppten Bewohner sein. Zahllose Blüthen der *Cattleya superba*

(Schomb.) schmückten in nie geahneter Menge die Stämme und Aeste des dunkeln Ufersaumes, zu der sich hier und da noch die *Schomburgkia crispa*, eine Menge *Epidendrum*, *Aspasia*, *Bifrenaria* und *Catasetum* gesellten. Namentlich waren die von der Nässe getödteten blattlosen Bäume förmlich mit dieser reizendsten aller Orchideen bewachsen und mit hunderten ihrer grossen Blüthen bedeckt; nie habe ich die *Cattleya* wieder in solcher Menge auf einem so kleinen Raum vereint gefunden, den sie in einen, von den widrigsten Ungethümen bewachten Feengarten verwandelt hatten.

VIII.

Ankunft der Militairexpedition. Unser Aufbruch nach Pirara. Savannenflora. Termitenbauten. Canukugebirge. Pacarimagebiarge. Pirara. Quelle des Flusses Pirara. Der Brasilianer Aberisto. Mar de aguas blancas. See Amucu. Islas Ipomucena. Wasserscheide des Rupununi und Rio Branco. Flora und Fauna der Umgebung Pirara's. Wilde Rinderheerden. Ankunft des Frater José dos Santos Innocentes und des Capitains Leal. Senhora Liberadiña. Baducca. Das Einfangen und Schlachten der wilden Rinder. Vaqueiros Brasiliens. Ankunft eines Zuges Maiongkong-Indianer vom Orinoko. Aufbau der verfallenen Hütten Pirara's. Errichtung des Fortes New-Guinea.

Nachdem wir die seeähnliche Ausbreitung des Flusses *Awaricuru* durchschnitten, und das Bett seine frühere Breite wieder angenommen, nöthigte uns der niedrige Wasserstand, eine Stelle auszusuchen, auf der wir unsere Sachen landen konnten. Wir hatten uns *Pirara* um vier Miles genähert. Rasch wurde ein ansehnlicher Platz gereinigt, um das reichhaltige Gepäck aufzustellen, das wir kaum unter 8 Tagen nach *Pirara* schaffen konnten, hätten wir auch noch so viel Hülfe gehabt. Plötzlich ruhten, wie durch einen Zauberschlag, alle die rüstig schaffenden Hände. Die schöne Melodie des «*Rule Britania*» tönte halb verklungen, von Baum zu Baum getragen und von Hörnern geblasen durch den stillen Urwald zu uns her, und verkündete die Nähe der Militairmacht. Es war für mich ein eigner, ein ergreifender Moment, als die vollen harmonischen Klänge der herrlichen Melodie immer mächtiger anschwollen, und weit vor uns in einem aushauchenden Nachklang erstarben! — Nach Verlauf einer Stunde erschien das grosse Boot, überfüllt mit schwarzbunten Gestalten um eine Biegung des Flusses, wo die gesammten stimmfähigen Kehlen in ein donnerndes Hurrah! ausbrachen, und bald darauf die Offiziere, Lieutenant Bingham und Lieutenant Bush an der Spitze, fluchend und schimpfend über die übermenschlichen Strapazen an das Land sprangen und uns mit kräftigem Händedruck begrüssten. Welche Stromschnelle mochte die militairische Haltung abgespült, welches Dornengestrüpp den parademässigen

kühlung fand, und wir unsere Excursionen nur auf die offene, feuchte Savanne beschränkten. *)

Bei unserer Rückkehr von einer dieser Excursionen waren eben auch einige der Boote mit der übrigen Kriegsmunition, dem Lieutenant Weiburg, dem todtkranken Militairarzt, dem Proviantcommissar Low, Herrn Youd, wie zugleich auch unser Boot aus *Ampa* angekommen. Leider waren meine hermetisch verschlossenen Glaskasten, wegen Mangel an Raum in *Ampa* zurückgelassen worden, was ich bitter beklagte, da ich das beste Mittel verloren hatte, lebende Orchideen zu transportiren.

Am Morgen brach der grösste Theil des Militairs nach *Pirara* auf, während Lieutenant Weiburg mit einem Commando bei dem Gepäck zurückblieb, was Hrn. Fryer doppelt lieb war. Herr Goodall, Missionar Youd und ich verliessen früher als das Militair das Lager, da ich so leichter auf Ausbeute rechnen konnte. Anfänglich führte uns der Weg über Wellengrund, der sparsam mit Gebüsch von *Casearia carpinifolia* (*Benth.*) und *brevipes* (*Benth.*), *Melastoma*, *Hirtella*, *Byrsonima*, *Mimoseen*, *Cassieen* und einzelnen Bäumen der *Curatella americana*, sowie mit einem kurzen Gras überzogen war, das die Sonne schon längst gelb gefärbt hatte. Zwischen diesem Gebüsch ragten überall 8 — 12 Fuss hohe, weissliche pyramidenartige Hügel empor, die dem Ganzen einen eigenthümlichen Charakter verliehen. Es waren die Wohnungen der Termiten, die sich, Pygmäendörfern gleich, überall auf den Anhöhen zeigten, welche sich über das allgemeine Niveau erhoben. Gewöhnlich waren diese Bauten aus dem ocherhaltigen Thon der Savanne in einer zuckerhutähnlichen Gestalt erbaut, undurchdringlich für den Regen und fest genug, um selbst einem tropischen Orkan zu widerstehen. Auf den Spitzen sass hin und wieder einer der kleinen niedlichen Falken (*Falco sparverius Lin.*), die von dort blitzschnell herabschossen und Jagd auf Insecten oder Eidechsen machten, um eben so schnell mit ihrer Beute wieder nach ihrem *Bellevue* zurückzukehren. Das Weibchen weicht in der Färbung des Gefieders wesentlich von der des Männchens ab. Auch der grosse Caracara-Adler (*Polyborus caracara Spix.*) hatte diese Spitzen zu seiner Warte gewählt, um von hier als Wegelagerer auf die vorüberziehenden und nichts Böses fürchtenden Thiere zu stürzen. Nicht nur diese, sondern auch die Höhen der übrigen Savanne waren überall mit von Eisenoxyd roth-

---

*) Ausser den angeführten Orchideen und den auch schon erwähnten *Loranthus guianensis* (*Kl.*), fand ich in der sumpfigen Savanne namentlich noch: *Buttneria scabra* (*Lin.*), *ramosissima* (*Pohl.*), *Polygala longicaulis* (*Humb. Bonp.*), *variabilis* (*Humb. Bonp.*), *appressa* (*Benth.*), *Corchorus argutus* (*Humb. Bonp.*), *Coutoubea reflexa* (*Benth.*), *Buchnera palustris* (*Spreng.*), *Schultesia stenophylla* (*Mart.*), *brachyptera* (*Chmss.*), *Bacopa aquatica* (*Aubl.*).

braun gefärbten Quarzstücken und mit Thon, der sowohl in einzelnen verhärteten Brocken, als auch in ganzen, gleich verhärteten Blöcken auftrat, so wie von kleinen Brauneisensteinkörnern überstreut. Neben den von jenen Räubern eingenommenen Termitenhügeln und grösseren Blöcken, sonnten sich auch häufig hässliche, schwärzliche Eidechsen *(Ecphymotes torquatus Dum.)* auf ihnen. Ungeachtet aller Mühe gelang es mir doch nicht, eins dieser flüchtigen Thiere zu greifen, da sie stets, schnell, wie ein eilender Gedanke, im Grase verschwanden, wenn ich mich ihnen bis auf 6 — 8 Schritt genähert; zwischen dem Grase schlüpfte hier und da eine kleine, schöngefärbte Eidechse, aus der Gattung *Centropyx* oder *Cnemidophorus* herum.

Bald sollte sich die im Ganzen doch etwas einfache Savanne mehr beleben, denn vor uns sahen wir sich mehre Parthien Menschen in der veritablen Indianerreihe, d. h. einer hinter dem andern, in ununterbrochener Schlangenlinie zwischen den Termitenhügeln auf uns zu bewegen. Als sich uns die erste Parthie genähert, und der Anführer Herrn Youd erkannte, drückte sich in der That eine wahrhaft rührende Freude auf den treuen, gutmüthigen Gesichtern aus; alles drängte sich heran, um jenem die Hand zu reichen, um auch genau zu sehen, ob er noch wohl, ob er noch ihr alter Freund sei. Einen alten, einäugigen Mann, dessen Freude sich in allen Gliedern aussprach, stellte uns Youd als den Häuptling Basico vor, er reichte mir mit biederer Herzlichkeit, mit inniger Freude und dem Ausruf: «*Matti*» die Hand. Natürlich hatten sie Youd viel über das, was die «*Caraiba*» gethan, und was sie von diesen zu leiden gehabt, zu erzählen. Nachdem der erste Trupp endlich Abschied genommen und seinen Weg nach dem *Awaricuru* fortgesetzt, um unsere Sachen zu holen, wiederholte sich dieselbe Freudenscene bei jeder nachfolgenden Colonne, so dass wir uns von jetzt ab nur langsam *Pirara* nähern konnten, wozu auch noch mehre morastige Stellen viel beitrugen, auf denen die *Mauritia flexuosa* in grosser Anzahl wucherte, die mit ihren glatten, grauen Stämmen und blätterreichen Kronen oft hundert und mehre Fuss zum Himmel emporstrebten. Als wir im Verfolg des Weges auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe angekommen, breitete sich unerwartet eins der reizendsten Landschaftsbilder vor uns aus; ein Bild, über welches das Auge mit Entzücken hinschweifte! Südlich, uns zur Linken, zog sich das dicht bewaldete *Conokon-* oder *Canuku*-Gebirge, etwa 30 Miles von N.O. nach W. in romantischen Wellenlinien hin, aus denen sich an einzelnen Stellen in pittoresken, himmelanstrebenden Felsenriffen, kolossale, kahle Gebirgsmassen über die dunkle Laubmasse erhoben, während nördlich das kahle *Pacaraima*-Gebirge ebenfalls von O. nach W. den Horizont begrenzte und sich an einzelnen Stellen wohl bis 2000 Fuss erhob. *Canuku* bedeutet «mit Wald bewachsen» und *Pacaraima* hat seinen Namen von den eigenthümlichen Formen einiger Felsenhöhen des Gebirges, die viel Aehnlichkeit mit den indiani-

schen Körbchen haben, welche «*Pacara*» genannt werden. Das *Pacaraima*gebirge erstreckt sich in der angegebenen Richtung vom Ufer des *Rupununi* bis zu dem des *Orinoko*, und bestimmt gegen Westen die Scheidung der Wasserbecken der drei grössten Ströme, des nördlichen Theils von Südamerika, das des riesigen Amazonenstroms, des mächtigen *Orinoko* und des cataractenreichen *Essequibo*.

Bezaubernd lachte uns die herrliche Landschaft entgegen, die wie ein mächtiger Teppich über das wellenförmige, flache Thal, übersäet mit saftgrünen, waldigen Oasen, Gruppen von Palmen, zwischen den beiden Gebirgszügen ausgebreitet lag, bis es am westlichen Horizonte in duftiger Ferne mit diesem verschwamm, und uns die drückenden, glühenden Sonnenstrahlen der ungeschützten Savanne, so wie ein brennender Durst vorwärts trieb, um von beiden sobald als möglich erlöst zu werden. Ein neuer Trupp Indianer wurde von Herrn Youd aufgefordert, uns etwas Wasser zu holen, eine Bitte, der sie mit Freude willfahrteten, um bald darauf mit unsern gefüllten Flaschen zu uns zurückzukehren. Freilich war die Flüssigkeit, die die Gefässe enthielten, nicht allein warm, sondern auch höchst übelriechend, — und doch stärkte und labte sie uns. Als wir den höchsten Punkt des Terrains auf dem gewundenen, schmalen Indianerpfad erreicht hatten, erblickten wir hinter uns die anrückende, rothe Schaar der Briten, denn heute hatten die Soldaten ihre Uniform angezogen, und vor uns, zwar noch in weiter Ferne, die Niederlassung *Pirara* mit ihren zahlreichen Häusern. Herr Youd war tief ergriffen, als er jetzt wieder seinen vorigen Wirkungskreis, an dem er mit all seiner reichen Liebe hing, vor sich aufsteigen sah. Je näher wir dem Dorfe kamen, um so mehr bekannte Gegenstände grüssten auch den wackern Missionar aus der Umgebung, aus dem Dorfe selbst. Doch das Haus, welches er am ängstlichsten suchte, die von ihm errichtete kleine Kirche, fand er nicht, — die Brasilianer hatten sie dem Erdboden gleich gemacht, denn sie war ja von einem Ketzer erbaut worden! — An ihrer frühern Stelle erhob sich ein grosses Gebäude, das gleich einem Coloss die andern Hütten überragte, vor dem ausserdem ein ungeheures Kreuz aufgerichtet stand, das schon in weiter Ferne deutlich sichtbar war. Ein zweites gleich grosses, aber auch Herrn Youd unbekanntes Gebäude, erhob sich in einer kleinen Entfernung von dem erstern; — nur ein einziges unter den bedeutenderen Häusern erkannte er wieder, sein früheres Wohnhaus, das, wie wir bei unserer Ankunft im Dorfe erfuhren, ebenfalls vom *Frater José dos Santos Innocentes* bewohnt gewesen war.

Jetzt trennte uns nur noch das kleine schmale Thal des *Pirara* von der jenseitigen Erhöhung, auf der sich die *Macusi*-Niederlassung ausbreitete. Etwa eine Mile östlich von unserm Standpunkt, fiel mir sogleich die sumpfige Quelle des *Pirara* in die Augen, da sie von einer dichten Masse riesenhafter Binsen und einer

X. A. v. E. Kretzschmar.

Macusidorf Pirara.



gedrängten Gruppe der *Mauritia flexuosa* in allen Grössen eingeschlossen wurde. Rechts breitete sich unter uns eine gewaltige Hürde für das Rindvieh aus, deren zahlreiche Bewohner vereinzelt in der Savanne weideten. Wir überschritten den *Pirara*, stiegen die niedrige mit Gesträuch bewachsene Abdachung empor, und das Dorf *Pirara* hatte uns aufgenommen. Freilich erkannte Hr. Youd auch im Innern das 1838 noch so blühende Dörfchen kaum wieder. Von den 40 freundlichen Hütten, die sich damals an einander gereiht, standen jetzt nur noch die Hälfte, und auch von diesen sahen viele ihrem baldigen Einsturz entgegen; — die damals 600 Individuen zählende Bevölkerung war bis auf vier Familien zusammengeschmolzen, — alle übrigen hatten sich in Folge der rohen Behandlung der Brasilianer nach dem *Canuku*-Gebirge und andern Niederlassungen zurückgezogen. Seit der Abreise des *Frater José dos Santos Innocentes* hatten die drei brasilianischen Soldaten Herrn Youd's frühere Wohnung eingenommen, in der alles von Schmutz strotzte. Wie die uns begegnenden Parthien, so erkannten auch die zurückgebliebenen wenigen Männer und Weiber ihren «*Domini*» augenblicklich unter den sprechendsten Zeichen der Freude wieder, und schnell musste sich die Nachricht von seiner Rückkehr verbreitet haben, denn schon an demselben Tage kamen einzelne Trupps aus den nähergelegenen Niederlassungen an, um ihn zu bewillkommen, und sich wieder um ihren frühern Hirten zu versammeln. Eine Stunde später rückte das Militair unter Hörnerklang in der Niederlassung ein, stellte sich vor dem Missionshause, vor welchem sich ein hoher, leerer Flaggenstock erhob, in Reihe und Glied auf, präsentirte das Gewehr, und unter lärmendem Hurrahruf wurde die grosse englische Nationalflagge, nachdem der Commandeur mit lauter Stimme die Königin von England, als rechtmässige Besitzerin von *Pirara* proclamirt, an der Flaggenstange emporgezogen. Der Wind entfaltete die herrlichen Farben der Flagge, und lustig flatterte sie in der Luft, als wollte sie den staunenden Indianern, die nicht wussten, ob sie ihre Augen auf den schwarzen Gesichtern, den glänzend rothen Uniformen, auf den spiegelnden Waffen oder dem dreifarbigen Wimpel haften lassen sollten, zurufen: Um mich versammelt euch, wer mir vertraut, dem wird ein mächtiger Schutz, selbst fern von meinem Heimathland! Einige Flaschen Wein besiegelten den Wunsch, dass *Pirara* nie wieder andere Farben erblicken möchte! Freilich sahen die beiden brasilianischen Soldaten wie die armen Sünder dieser Ceremonie zu und lieferten noch an demselben Nachmittag ihre rostigen Waffen und ihre Munition aus, die für die drei Mann ziemlich bedeutend war, da sie in mehren Hunderten scharfer Patronen bestand. In der Wohnung des Missionars fanden wir noch seinen ganzen Hausrath vor. Jenes grosse Haus, welches für den Commandanten erbaut worden war, nahmen die Soldaten so lange in Besitz, bis nach dem strengen Befehl des

Gouverneurs, ihre befestigten Baraken, die sie in einer gewissen Entfernung vom Dorfe errichten sollten, hergestellt sein würden, damit durch ihren unmittelbaren Umgang mit den Bewohnern des Dorfes nicht etwa eine gewisse Sittenverderbniss oder Streitigkeiten mit den eifersüchtigen Ehemännern sich verbreiten möchten. Um dieser Befürchtung gleich von vorn herein vorzubeugen, musste auch jeder Soldat seine tägliche Ration Rum vor den Augen des diensthabenden Offiziers austrinken, damit dieselbe nicht den Indianern gegeben, oder zu andern unlauteren Zwecken benutzt werden konnte.

Schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft verliess uns Herr Youd auf einige Tage, um in der Niederlassung *Curua* am *Rupununi* das Grab seiner Gemahlin zu besuchen, die mit ihm vereint vom Anfang an unter so reichem Segen den Saamen des Christenthums und der Gesittung ausgestreut und gepflegt hatte. Ehe noch die Brasilianer von *Pirara* Besitz nahmen und Hrn. Youd nebst seiner Frau vertrieben, hatte er bereits eine Zweigmission in *Curua*, oberhalb der Bucht von *Wai-ipukari* für die *Macusis* gegründet, die jenen Fluss bewohnten, wo er in der von diesen errichteten, niedlichen Kirche, wöchentlich von *Pirara* aus Gottesdienst hielt und Unterricht ertheilte. Als er von den Brasilianern vertrieben wurde, zog er sich nach *Curua* zurück; hier unterlag seine Frau dem Clima. Nach einer achtwöchentlichen Wirksamkeit erschienen jedoch die Brasilianer auch hier und vertrieben ihn, worauf er die Station von *Waraputa* gründete.

Dass sich der Krieg gerade nicht in die Länge ziehen würde, hatten wir alle vorhergesehen, dass er aber gar nicht zum Ausbruch kommen würde, hatte keiner vermuthet. Dadurch blieben freilich die Träume mancher thaten- und siegesdurstigen Seele weiter nichts als Träume, und da es jetzt galt, sich so fest als möglich zu verschanzen, um einen immer noch möglichen Ueberfall einer zahlreichern Kriegsmacht wenigstens so schwierig als möglich zu machen, war leider das Feld der Ehre zugleich zum Schauplatz harter Arbeit geworden. Uns Leuten des Friedens dagegen war dieser Ausgang nur um so erwünschter, als wir dadurch in keiner Weise in unsern Bestrebungen und Zwecken aufgehalten oder gehindert wurden, was wir allerdings vielfach gefürchtet hatten. Als Herr Youd den staunenden Indianern gesagt, dass die Rothröcke mit den schwarzen Köpfen nur gekommen seien, um sie vor den «*Caraibas*» zu schützen, so zeigte sich alles bereit, die Munition und das Gepäck von dem *Awaricuru* herüber zu schaffen.

Mein Bruder staunte nicht wenig, einen altbekannten Brasilianer in *Pirara* zu finden, der sich ihm jetzt als Gehülfe und Famulus des *Frater José dos Santos Innocentes* vorstellte. Aberisto war ebenfalls mit den drei Brasilianern in *Pirara* zurückgeblieben, und suchte sich uns jetzt auf jede Weise nützlich zu machen.

Mein Bruder hatte seine Bekanntschaft während seines Aufenthaltes in *Anay* im Jahre 1835 auf eine eigene Weise gemacht, und dort von ihm nicht nur seine Schicksale erfahren, sondern auch seinen Charakter kennen lernen. Als ihn in *Anay* eines Tages eine Menge Indianer besuchten und in seine Hütte traten, hatte plötzlich einer der Fremden ein dort stehendes Gewehr ergriffen, mit diesem das ganze Infanterieexercitium, und zwar mit solcher Präcision durchgemacht, dass der Lieutenant Haning, der damals die Expedition als Volontair begleitete, in ein lautes Staunen ausgebrochen war, worauf der Indianer ein Stück Papier aufgehoben, und mit einem Bleistift einen portugiesischen Gruss niedergeschrieben hatte. Da mein Bruder portugiesisch sprach, so ergab sich bald, dass jener ein brasilianischer Soldat war, der, um sich der Verfolgung wegen des Mordes des Commandanten von *Saõ Joaquim* zu entziehen, zu den Indianern geflohen war. In Folge der harten und tyrannischen Behandlung, die die Besatzung von dem Commandanten erfuhr, hatte sich, durch Aberisto's rachedürstende Reden gereizt, unter der Besatzung ein Complott gebildet, das den Mord des Commandanten zum Ziele hatte. Aberisto führte die That aus während er am Thore der Festung den Wachdienst hatte, und stach den Commandanten, als dieser zu seinem gewöhnlichen Abendspazierritt auf das Pferd steigen wollte, mit einem Dolche von hinten nieder, worauf die übrigen Verschwornen herbeisprangen und den schon Verscheidenden vollends mit Kanonenkugeln, die in der Nähe aufgeschichtet lagen, todt warfen. Aberisto floh, wurde zwar anfänglich verfolgt, entging aber durch seine Schlauheit diesen ersten Nachstellungen, die gar bald einschliefen, und lebte bis zur Ankunft des *Frater José* unter den *Macusis*, wo er Herrn Youd's Bestrebungen schon damals vielfache Hindernisse in den Weg legte, so dass sich dieser auch bei seiner Anwesenheit in *Demerara* vom Gouverneur den Befehl erbeten hatte, nach welchem Aberisto, wenn er sich vielleicht nach der Entfernung der Brasilianer in *Pirara* einfinden sollte, aus der Niederlassung zu vertreiben sei; — doch er lebte schon viel früher hier. Nach der Ankunft des *Frater José* hatte er sich diesem nicht allein zu nähern, sondern sich ihm auch unentbehrlich zu machen gewusst. Durch die Vermittlung desselben erhielt er Pardon und wurde zum Missionsgehülfen ernannt.

Obschon wir ihn bereits nach Verlauf weniger Stunden als einen wahren Tausendkünstler hatten kennen lernen, der nicht nur meisterhaft die Guitarre spielte, sondern auch ein eben so geschickter Schuster, Schneider, Tischler, Drechsler, kurz alles war, so leuchtete doch aus seiner kriechenden Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, besonders gegen die Offiziere nur zu deutlich seine Falschheit und sein grundsatzloser Charakter hervor; dessen ungeachtet wusste er sich bei diesen in kurzem so einzuschmeicheln, dass jener Befehl nicht ausgeführt

wurde, obschon kein Zweifel darüber herrschen konnte, dass man ihn nur als Spion hier zurückgelassen habe.

Noch denke ich mit stillem Entzücken an jenen ersten Morgen in *Pirara* zurück, als ich bei dem Anbruche des Tages aus meiner Hängematte sprang und vor das Dorf eilte, um ungestört die weite, weite Savanne überschauen zu können. Ich stand hier auf einem sagen- und mythenreichen Boden, zu meinen Füssen das «*Mar de aguas blancas*», das «*Mar del Dorado*», den See «mit goldreichen Ufern» und der «goldstrahlenden Stadt *Manoa*», nach welcher die kühnsten Abenteurer Spaniens, Portugals und Englands seit dem sechzehnten Jahrhundert ihre Irrfahrten unternahmen, für welche der grosse und unglückliche Walter Raleigh, von 1595 — 1617 vier Expeditionen antrat, für welche er die Phantasie so wie den Ehrgeiz der Königin Elisabeth in so hohem Grade zu entflammen wusste! Der kleine Binnensee *Amucu*, dessen Existenz als ausgedehntes Binnenmeer, in welchem die grossen Ströme Südamerikas, der *Essequibo, Orinoko,* so wie der *Amazon* ihren Quellpunkt haben sollten, schon Alexander von Humboldt am Anfang dieses Jahrhunderts vermöge seines wahrhaft prophetischen Geistes als blosses Phantom darstellte, das Spanier, Portugiesen, Engländer, ja selbst Deutsche ewig zu fliehen und dennoch unaufhörlich anzulocken schien, und selbst bis auf die neueste Zeit nicht von den Karten vertrieben werden konnte, lag vor mir, vergebens aber schaute ich nach seinen «goldreichen Ufern», nach der «goldstrahlenden Kaiserstadt *Manoa*», das Auge haftete nur auf den dunklen Binsen und Riesengräsern, die seine sumpfigen Ufer und seine jetzt in der trockenen Jahreszeit so unbedeutende Wasserfläche umsäumten! — doch um mich herum lag ein Landschaftsbild ausgebreitet, das die Seele im tiefsten Innern ergötzte, ein Park in riesiger Ausdehnung, in Norden von dem kahlen *Pacaraima,* in Osten von dem in duftiger Ferne verschwimmenden, isolirten *Makarapan*-Gebirge, in Süden von einer ungeheuren, waldigen Oase, die ziemlich in der Nähe *Pirara's* beginnt, begrenzt, während das Auge unaufgehalten gen Westen über eine unübersehbare, schrankenlose Savanne schweifte. Hier als ebene Fläche, dort als reizender Wellengrund, gleich den leicht erhobenen Wogen eines sanft bewegten Meeres, zogen sich die mächtigen Grasflächen vor und neben mir hin, während waldige Oasen, aus edlen und hohen Waldbäumen gebildet, hier von meilenweitem, dort von nur unbedeutendem Umfange, wie Inseln den Ocean, das gelbgrüne Colorit der Savanne durchbrachen, an deren Säumen sich riesige *Cactus* und *Agaven* erhoben. Eine gewisse Abwechselung erhält ausserdem aber noch die etwas einförmige Tingirung der Flächen durch die vereinzelten kleinen Sträucher aus den Familien der *Malpighiaceen, Apocyneen, Leguminoseen, Compositeen, Malvaceen* und *Convolvulaceen,* zwischen denen sich ebenfalls einzelne 15 — 18 Fuss hohe Bäume der

Curatella, des *Psidium*, der *Bowdichia*, so wie hier und da einige jener ehrwürdigen Palmen erhoben, *Astrocaryum Tucuma (Mart.)*, eine Species, die nur in der offenen Savanne vorkommt und fast durchgängig an dem Saum der Oasen zwischen *Cactus* und *Agaven* auftritt. Zwei der grössten Oasen, die sich aus dem See *Amucu* erheben, sind ohne Zweifel die *Islas Ipomucena* des *Don Antonio Santos*. Am westlichen Ufer des See's tritt der Fluss *Pirara* wieder aus diesem heraus und eilt nun dem *Mahu, Takutu, Rio Branco, Rio Negro,* und durch diesen dem Amazonenstrom zu, während sich etwas östlich von seiner Quelle die Wasserscheide, eine unbedeutende Wellenhöhe, zwischen dem Flussgebiete des *Rio Branco* und dem *Rupununi* hinzieht, und hier und da isolirte, kahle Granitmassen in einer wechselnden Höhe von 10 Fuss bis sechshundert Fuss emporsteigen; alles charakteristische Eigenthümlichkeiten, die diese Grasflächen wesentlich von jenen immensen *Llanos* und *Pampas* des südlichen Theils von Südamerika unterscheiden. Südlich, etwa 200 Schritt vom Dorfe, erheben sich an dem Abhange der Höhe, auf welcher die Niederlassung liegt, vereinsamt zwei uralte Palmen *(Astrocaryum Tucuma)* als weithin sichtbares Wahrzeichen *Pirara's*, deren Wedel von dem herrschenden Ostwind alle gegen Westen gerichtet sind; mehre mächtige *Agaven* und *Cereus hexagonus* und *pentagonus (Haw.)* haben sich um ihre gewaltigen Stämme gruppirt und bilden eine undurchdringliche Schutzmauer. *Pirara* selbst liegt unter 3° 39′ 20″ Nördl. Breite und 59° 20′ Westl. Länge. Die Savannen zwischen dem *Rupununi* und *Rio Branco* erheben sich 350 — 400 Fuss über die See.

Mein erster botanischer Ausflug in die Umgebungen *Pirara's* war so überreich belohnend, dass ich im Anfang gar nicht wusste, wohin ich zuerst die Augen, wohin ich zuerst die Hände wenden sollte*).

*) Ich führe hier nur einige der Repräsentanten an: *Polygala mollis, angustifolia* (*Humb. Bonp.*), *galioides* (*Poir.*), *camporum* (*Benth.*), *Amasonia erecta* (*Lin.*), *Neurocarpum longifolium* (*Mart.*), *Pavonia speciosa* (*Humb. Bonp.*), *Elephantopus angustifolius* (*Sw.*), *Unxia camphorata* (*Lin.*), *Scoparia dulcis* (*Lin.*), *Wulfia platyglossa* (*Dec.*), *Coutoubea ramosa* (*Aubl.*), *Schübleria coarctata* (*Benth.*), *Bidens bipinnata* (*Lin.*), *Escobedia scabrifolia* (*Ruiz et Pav.*), *Stemodia foliosa* (*Benth.*), *Turnera apifera* (*Mart.*), *parviflora* (*Benth.*), *aurantiaca* (*Benth.*), *guianensis* (*Benth.*), *Byrsonima verbascifolia* (*Humb. Bonp.*), *Phaseolus linearis* (*Humb. Bonp.*), *Buchnera lavandulacea* (*Chamss.*); eine Menge lieblicher Sträucher der *Helicteres guazumaefolia* (*Humb. Bonp.*), *Sterculia Ivira* (*Sw.*), überzogen von *Echites coriacea* (*Benth.*); dann *Cassia lotoides, cultrifolia, prostrata* (*Humb. Bonp.*), *Miconia ciliata* (*Dec.*), *Schomburgkii* (*Benth.*), *Tibouchina aspera* (*Aubl.*), *Securidaca latifolia* (*Benth.*), *pubiflora* (*Benth.*), *Hirtella rubra* (*Benth.*). In den waldigen Oasen, in der Nähe *Pirara's*, fand ich eine *Passiflora*, die einen wirklichen Strauch bildete, dessen Zweigspitzen sich etwas zum Ranken neigten; die lieblich zarten, weissen Blüthenblätter, die braunen *Nectarien* stachen reizend gegen den hellgrünen Kelch und die dunkelgrünen Blätter ab; sie ergab sich als eine neue Species, *Passiflora* (*Astrophea*) *glaberrima* (*Klotzsch*).

Eben so neu, wie mir in dieser freien, offenen Fläche die Vegetation in ihren meisten Repräsentanten war, war es mir auch die Thierwelt. Jenes oft so wüste und schauerliche Geheul der Affen, das ohrenzerreissende Gekreisch zahlloser Papageien und gesellschaftlicher Falken *(Falco nudicollis)* war verstummt, nur hier und da bemerkte man in den vereinzelten *Curatella*-Bäumen einige Pfefferfresser *(Rhamphastos Toco Lin.)* öfterer die rothbehaupteten Fliegenfänger *(Muscicapa coronata Lin.)*, die gleich niedliche *Muscicapa Tyrannus (Lin.)*, mit ihren beiden langen Schwanzfedern, — die des Weibchens sind bedeutend kürzer, — in um so grösserer Anzahl dagegen die schönsten, wenn auch schweigsamen Colibris, als: *Trochilus moschitus* und *flavifrons.* Im Verein mit den glänzendsten Schmetterlingen umschwärmten sie die Blüthensträuche, während die kleinen Falken auf den Termitenhügeln, unter der Mittagszeit auf den einzelnen Bäumen auf Raub lauernd sassen, die grossen *Caracara*-Adler *(Polyborus Caracara)* längs den Indianerpfaden hinflogen und der *Falco cachinnans (Lin.)* jede Eidechse und Schlange vom Baumgipfel herab erspähte. Zwischen dem Grase suchten emsig die niedlichen Tauben *(Columba passerina Lin.* und *talpacoti Tem.)* und *Sturnella Ludoviciana (Bonap.)* nach ihrer Nahrung, indessen die girrenden Töne einer grössern Species *(Columba rufina Tem.)* aus den waldigen Oasen hervortönten, — ruhig aber kreist der Aasgeier *(Cathartes aura)* in der Luft und stolz mit abgemessenen Schritten umschreiten im Verein mit der *Ardea leuce (Ill.)*, zahllose *Mycteria americana (Lin.)* die sumpfigen Stellen, deren Wasserreste mit Enten aller Art bedeckt sind, während Heerden des kleinen niedlichen Rebhuhns *(Perdix cristata Lath.)* vorsichtig ihre Köpfchen aus dem Saum der buschigen Stellen hervor stecken, und scheu in das Dickicht zurückeilen, so wie sie nur die entfernteste Gefahr wahrnehmen. Alles ist ruhig, nur einzelne Laute unterbrechen dann und wann die tiefe Stille; die überall in der Savanne zerstreut weidenden, schwarzen und rothbraunen, wilden Rinderheerden erhöhen aber die tropische Idylle nur noch mehr! Das europäische Rindvieh hat sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit über die Savannenflächen südlich vom *Pacaraima*gebirge, namentlich an den Flüssen *Mahu*, *Takutu* und *Rio Branco* ausgebreitet, während man es auf den Flächen nördlich und nordöstlich von diesem Gebirge, selbst auf den von *Annay* und *Haiowa*, die doch mit denen des *Mahu* in Verbindung stehen, nie findet. Die wilden Rinderheerden, die namentlich in den Umgebungen *Pirara's* weiden, stammen wahrscheinlich aus einer Meierei, die an der Vereinigungsstelle des *Takutu* mit dem *Rio Branco* im Jahre 1796 Antonio Amorini und Evora mit 50 Stammkühen anlegten. Das Vieh vermehrte sich ungemein schnell, da aber die Gründer eine ziemlich wilde Wirthschaft führten, geriethen sie bald in Schulden, und mussten die Besitzung der Regierung abtreten, die sie auch jetzt noch bewirthschaftet. Jedes

Stück, welches nicht das eingebrannte Zeichen der Regierung auf dem rechten Hinterschenkel trägt, ist selbst auf brasilianischem Gebiete vogelfrei. Bei der Besitznahme *Pirara's* durch die Brasilianer, war zugleich eine bedeutende Zahl gezeichneter Kühe nach den Savannen *Pirara's* gebracht worden, die in der Nähe des Dorfes auf der Weide gehalten wurden. Ebenso hatte auch *Frater José* eine ansehnliche Heerde hierher geführt, die noch jetzt unter der Aufsicht der drei Soldaten stand, und jeden Morgen vor Oeffnung der Hürde etwas gemolken wurde, weshalb wir auch unsern Kaffee wieder einige Tage mit Milch vermischt trinken konnten. Der Versuch der britischen Soldaten, einige der zahmen Ochsen zum Transport der Sachen zu gebrauchen, lief ziemlich ungünstig ab, denn mehre dieser halsstarrigen Thiere gingen mit dem ihnen aufgeladenen Gepäck auf und davon und nöthigten die getäuschten Führer jenes in der Savanne erst wieder zusammen zu suchen.

Da weder das Militaircommando noch wir vor der Ankunft des Commandanten von *São Joaquim* und des *Frater José* die vorgefundenen, öffentlichen Gebäude, in denen sich noch brasilianisches Mobiliar und Eigenthum befand, in Besitz nehmen wollten, das Militair ausserdem aber nur so lange im Dorfe verweilen sollte, bis alles Gepäck vom *Awaricuru* hierher geschafft wäre, so hatte dieses seine Zelte um das grosse leerstehende Gebäude aufgeschlagen, und dieses Lager, um möglichen Angriffen zu begegnen, wohl verschanzt, was ihm die grosse Anzahl Sandsäcke, die es bei sich führte, ziemlich erleichterte, und bald schauten die düstern Mündungen zweier Kanonen durch die Scharten und verkündeten jeden Abend und Morgen zur grossen Freude der sich täglich mehr und mehr versammelnden Indianer den Beginn des Zapfenstreichs und der Reveille. — Das friedliche *Pirara* war zur Festung geworden! Etwas entfernt davon hatten auch wir unsere grossen Zelte aufgeschlagen, über denen ebenfalls auf hohen Flaggenstöcken die Flaggen der englischen Expedition, so wie die Preussens lustig in dem anhaltenden Nordostwind flatterten. Da die gesammten Ruderer der vereinten Grenz- und Militairexpedition noch in *Pirara* weilten, ausserdem neue Indianerzüge ankamen, die ihren «*Domini*» begrüssen wollten, und sich augenblicklich bereit zum Transport erklärten, so zeigte sich in *Pirara* an jedem Abend ein so bewegtes Leben und Treiben, wie es früher dasselbe wohl noch nie gekannt, und gewiss auch nur dann wieder gewinnen wird, wenn sich einmal die Colonisation bis nach dem Innern ausbreiten sollte, in welchem Falle das jetzige unbedeutende Dörfchen, wegen seiner ungemein günstigen Lage, allerdings von Bedeutung werden dürfte. Bis zur Ankunft des *Frater José* wollte auch Herr Youd sein Haus nicht beziehen, und keinen Gottesdienst in der von jenem erbauten Kirche halten, weshalb er sich für diesen Zweck bald eine der leerstehenden Hütten herstellte.

Da wir sowohl Mittags als Abends mit den Offizieren zusammen speisten, so war unsere Table d'hôte ziemlich lebhaft, und da ausserdem jeder Theilnehmer, Wildpret und Geflügel beisteuern musste, so fehlte es auch nie an den reichhaltigsten und verschiedensten Schüsseln; die mit der *Anas brasiliensis (Lin.)*, einer uns bisher noch unbekannten Entenart, so wie mit dem schmackhaften, kleinen Rebhuhn waren und blieben freilich die gesuchtesten, obwohl wir fast jeden Tag 2 — 3 Stück der zahlreichen Rehe der Savanne erhielten, die die *Macusis Waiking* nannten und in welchen ich eine neue Species vermuthete.

Noch sahen wir täglich vergeblich der Ankunft des Commandanten vom Fort *Saõ Joaquim*, Capitain *Antonio dos Barros Leal* und des *Frater José* entgegen, ohne uns dieses auffallende Aussenbleiben erklären zu können. So sassen wir auch eines Abends noch spät fröhlich und traulich um den Abendtisch, als unerwartet einer der Soldaten mit dem Ausruf in die Hütte gesprungen kam: «*The Brasilians*», während uns auch von Aussen das Anrufen der Wachen und lärmende Stimmen deutlich verkündeten, dass etwas vorgefallen sein müsste. Als wir eilig mit den Fackeln aus der Hütte traten, empfing uns draussen ein schrecklicher Aufruhr. Das Wort: «*the Brasilians*» hatte die bereits schlafenden Soldaten aufgeweckt, mit den Waffen in der Hand, kamen diese aus den Zelten, aus der Thür und den Fenstern des grossen Hauses hervorgestürzt, keiner hatte sich Zeit genommen, die Uniform oder Beinkleider anzuziehen, fast die ganze Armee stand im Hemde in Reih und Glied, einzelne sogar mit zwei Flinten bewaffnet, und durch das grosse Feuer der Wachmannschaft und mehre Fackeln erleuchtet, sahen wir den lärmgebenden Posten mit gefälltem Bajonett vor zwei Männern auf kleinen Pferdchen stehen. Da ausser meinem Bruder niemand Portugiesisch sprach, so versah dieser die Stelle des Dollmetschers und frug: was ihr Begehr sei,— eine Frage, die ihm von den beiden Männern damit beantwortet wurde: dass sie Depeschen an den Gouverneur in *Georgetown* vom Commandanten zu *Saõ Joaquim* überbrächten. Sie mussten jetzt an das Feuer heranreiten, wo sie von den neugierigen Negern förmlich in einen Kreis eingeschlossen wurden; freilich sah man es den beiden armen Teufeln, die wie angeleimt auf ihren Pferdchen sassen, deutlich genug an, dass es ihnen bei dem Anblick der bewaffneten, schwarzen Gestalten nicht ganz wohl zu Muthe sein mochte, was man ihnen auch nicht verargen konnte, da sie, wie sie später äusserten, keine Ahnung von der Ankunft des Militairs in *Pirara* gehabt, und nur die Grenzexpedition hier vermuthet hatten. Nachdem man sie untersucht, ob sie Waffen bei sich trügen, und sie die Depeschen übergeben hatten, wurde ihnen erlaubt, abzusteigen und sich eine Schlafstelle unter den Soldaten auszusuchen, deren Aufsicht sie Lieutenant Bingham übergab, während wir noch bei einem Glase Wein über den falschen Allarm lachten.

Am folgenden Morgen ritten die beiden *Vaqueiros* mit der Aufforderung an den Commandanten, die zurückgelassenen Soldaten und Utensilien von *Pirara* abzuholen, wieder nach *Saõ Joaquim* zurück, und schon am sechsten Tage erhielten wir die Nachricht, dass der *Frater José dos Santos Innocentes* in *Pirara* eintreffen würde. Das ganze Militair musste an dem bestimmten Tage in Uniform erscheinen, um den *Frater,* welcher früher den Rang eines Majors in der brasilianischen Armee bekleidete, und den mein Bruder von seinem frühern Aufenthalte in *Saõ Joaquim*, während der Regenzeit im Jahre 1838, eben so wie den Commandanten genau kannte, seiner Würde gemäss mit neun Schuss aus unsern Böllern zu empfangen. Schon war alles in Uniform, als einige Indianer die Nachricht brachten, der *Frater* würde bald ankommen, denn sie hätten ihn in der nahen Oase getroffen, wo er eben mit den Seinen Toilette mache. Unsere Augen richteten sich natürlich sämmtlich nach dem *Boudoir*, aus dem auch nicht lange nachher auf dem Scheitel einer kleinen Anhöhe, die uns bis jetzt die Caravane verborgen gehabt, der Zug auftauchte. Der *Frater* in schwarzem Ornate und blossem Haupte an der Spitze, neben ihm ein schwarzer, brasilianischer Soldat, ihn mit einem grossen Sonnenschirm vor den sengenden Sonnenstrahlen schützend; ihm folgten mehre Soldaten ohne Waffen, während das Pferd des *Fraters*, auf dem er bis zum Wäldchen geritten, den Zug beschloss. Langsam und in gemessenen Schritten trat die kleine Caravane in das Dorf, und unter dem Abfeuern unserer Böller langte sie vor unseren Zelten an, wo die blasse und hagere Gestalt von meinem Bruder und den Offizieren empfangen wurde. Alle politischen Angelegenheiten blieben in dem Gespräche unberührt, da diese erst bei der auf morgen angekündigten Ankunft des Commandanten verhandelt werden sollten. Nachdem ihm Herr Youd ebenfalls in vollem Ornate seine Aufwartung gemacht, zog sich jener in seine Wohnung zurück, und schon am Vormittag des folgenden Tages sahen wir in sausendem Galopp einen Trupp über die Savanne auf die Niederlassung zugeritten kommen, an dessen Spitze wir bald den Capitain Leal mit einer jungen Dame, die eben so, wie die Männer zu Pferde sass, erkannten. Die Begleitung mochte aus einigen vierzig berittenen *Vaqueiros* bestehen. Nachdem der Trupp ebenfalls im Galopp in die Niederlassung eingeritten, hielt sie vor der Wohnung des *Fraters.* Capitain Leal sprang vom Pferde, und kam uns in Begleitung mehrer Soldaten entgegen. Auch er war ein hagerer Mann, mittler Grösse mit finsterm Blick und schwarzen, stechenden Augen. In den verhängnissvollen Jahren Brasiliens hatte er unter den *Cabanos* gedient, war aber später zu den Royalisten übergetreten, und trug in seiner linken Backe noch jetzt eine Flintenkugel, die er in einem der Gefechte in die rechte Backe erhalten, worauf sie mit Hinwegräumung einiger Zähne durch den Mund gegangen und in der linken Wange sitzen geblieben war. Obschon sie

ein einfacher Schnitt leicht zu Tage gefördert haben würde, so schien er sich von ihr doch nicht trennen zu können.

Nach dem Begrüssungsceremoniell kamen die Staatsangelegenheiten an die Reihe, und Capitain Leal versicherte, dass er *Pirara* nicht früher verlassen könnte, als bis er Befehle von *Pará* erhalten, während Herr Bingham ihm dagegen durch meinen Bruder, der auch hier wieder als Dollmetscher fungiren musste, mittheilen liess, dass er schon die gemessensten Instructionen aus London mitgebracht, nach welchen beim Einmarsch der englischen Truppen in *Pirara* kein Brasilianer geduldet werden sollte, und er ihm daher eben so wenig wie dem *Frater José* einen längern Aufenthalt gestatten könnte, — Capitain Leal sah ein, dass er hier der Gewalt weichen musste.

Die berittenen Begleiter bestanden, ausser vier Soldaten, aus *Vaqueiros* in kurzen, braunledernen Jacken und Hosen, den Kopf mit einem breiten Strohhut bedeckt. Die wildaussehenden Pferde waren von mittler Statur, die Sättel ebenfalls mit braunem Leder überzogen, an denen bei einigen eine Guitarre herabhing, so dass man die Reiter eher für einen Zug wandernder Minstrels, als für die militairische Begleitung eines höhern Offiziers in nicht gerade friedlichen Angelegenheiten halten konnte.

Zu dem Mittagstisch, denn der Commandant und der *Frater* waren während ihres Aufenthalts unsere Gäste, hatten sowohl wir, als die Offiziere alle Delicatessen, die in unsern Besitz waren, beigesteuert, um das erste Mahl so splendid als möglich herzustellen, was auch vollkommen gelang. Besonders lebhaft aber wurde der *Frater*, als erst einige Flaschen Champagner ausgetrunken waren, den er, wie er äusserte, seit 30 Jahren nicht gekostet. Das steife Ceremoniell erschlaffte mit jeder Flasche Wein mehr und mehr, bis endlich nach der Guitarre geschickt wurde und Aberisto nebst mehren *Vaqueiros* erschienen, um zu spielen und zu singen, worin sie der jubelnde *Frater* durch Volks- und Freiheitsgesänge, der Capitain Leal aber in improvisirten, sentimentalen Liedern ablöste, die er halbe Stunden lang mit einfachen Accorden des Instrumentes begleitete. Ein fremder Beobachter würde schwerlich in dieser ausgelassenen Tischgesellschaft zwei feindliche Partheien vermuthet haben! Selbst unser Youd war fröhlicher und heiterer, als je, und unterhielt sich freundlich mit dem *Frater*, obschon er nur gebrochen portugiesisch sprach, so dass man auch bei diesen beiden nicht ahnete, dass der eine den andern früher vertrieben, und dieser jenen eben wieder vertreiben wollte. Nur Capitain Leal warf, mitten aus seinen sentimentalen Gesängen heraus, hin und wieder die stechendsten Blicke über die Gesellschaft, Blicke, die deutlich genug verriethen, dass in seinem Innern feindliche Gesinnungen rege waren, während er dieselben soviel als möglich unter einem glatten und jovialen

Aeussern zu verbergen suchte. Bei dem Nachtisch brachte Capitain Leal die Gesundheit der Königin von England, Hr. Lieutenant Bingham die des Kaisers von Brasilien und ich die des Königs von Preussen aus, unter welchen Toasten die Geschütze gelöst, einige Raketen abgebrannt und von den Hornisten: *God save the Queen* und: *Rule Britania* geblasen wurden. Man kann sich denken, welchen Eindruck dies alles auf die Indianer machen musste, die in zahlreichen Gruppen unsere Hütte umlagert hielten, und den gen Himmel aufschiessenden und sprühenden Raketen gleich staunend nachstarrten, wie sie dem Donner der Kanonen und dem Treiben, Jubeln und Singen in unserer Hütte, die zum Speisesaal eingerichtet worden war, zuhörten.

Auch in der grossen Hütte, welche die *Vaqueiros* und brasilianischen Soldaten eingenommen hatten, schien es lebhaft zuzugehen, denn ein eigenthümlicher Gesang, von den schwirrenden Tönen der Guitarre begleitet, schallte uns von dort entgegen, als wir in das Freie traten; — dort wurde die beliebte *Baducca* getanzt, ein Tanz, der sich während des Aufenthaltes des Gäste jeden Abend wiederholte; — denn wie könnte der genussliebende und lebendige Brasilianer einen Abend ohne dieses Vergnügen verstreichen lassen! Als wir in die Hütte traten, tanzte eben ein hübscher Corporal mit der jungen, niedlichen und feurigen Brasilianerin, Senhora Liberadiña, der Frau eines der *Vaqueiros*, welche wir seit ihrer Ankunft nicht wieder gesehen, und auch ganz aus dem Gedächtniss verloren hatten. Der schmachtende Blick, den sie Capitain Leal zuwarf, von dem er gleich schmachtend zurück gegeben wurde, sagte von ihrer Seite deutlich genug, dass sie lieber den Tag in seiner Nähe, als in der Gesellschaft ihres Mannes verlebt hätte, während ein Seitenblick von ihm auf uns der Frau ankündigte, dies sei leider unmöglich. Die *Baducca* wird immer von einem Paare aufgeführt und besteht, ausser einem fortwährenden Schnappen mit dem Daumen, in dem ausgelassensten und obscönsten Geberdenspiel und Körperbewegungen, namentlich aber in einer Menge Windungen des ganzen Körpers und künstlichen Verdrehungen in dem Becken, wobei sich die beiden Tanzenden, wie die Neger bei ihren Tänzen, bald auf einander zu bewegen, bald sich von einander entfernen, Bewegungen, die durch den Takt der monoton angeschlagenen Accorde der Guitarren und den improvisatorischen Gesang geregelt werden.

Aufgefordert von uns, liess jetzt Capitain Leal seinen Unteroffizier abtreten, und setzte so graciös als möglich mit Senhora Liberadiña den Tanz fort, indem uns beide Tanzende zugleich durch sentimentale, improvisirte Gesänge, deren Gegenstände die Offiziere und wir übrigen waren, zu bezaubern suchten. Unter rauschendem Beifall, denn beide hatten sich in der That in graciösen Bewegungen, wie durch Zierlichkeit der Ausführung zu übertreffen gesucht, trat endlich das Paar ab und wurde durch *Vaqueiros* ersetzt, die ein Geschenk Hrn. Bingham's an Rum, der für

sie ein gleich seltener Trank zu sein schien, wie für den Capitain und den *Frater* der Champagner, ungemein lustig und gesprächig gemacht hatte. An den folgenden Tagen belustigten sie uns ausserdem noch durch verschiedene Spiele, die mich lebhaft an das alte: Wer die Gans gestohlen hat, der ist ein Dieb u. s. w. erinnerten; auch diese Spiele wurden mit der Guitarre begleitet und von ihren Accorden geregelt.

Da der Commandant keine Provisionen von *Saõ Joaquim* mit sich gebracht, so wurden am Morgen die *Vaqueiros* ausgeschickt, um einen der stärksten Ochsen am *Lasso* in der Savanne einzufangen, und bald brachten sie einen ungeheuren Stier, gross, wohl gebaut, ausgezeichnet durch lange, spitze, weit von einander stehende Hörner in das Dorf, wo er geschlachtet werden sollte. So interessant mir auch das Einfangen mit dem *Lasso* gewesen, um so mehr empörte mich die Procedur des Schlachtens. Nachdem man dem Thiere noch einen *Lasso* über den Kopf geworfen, wurde dieser durch eine Vorrichtung so an die Erde niedergezogen, dass ihn das sich wild sträubende Thier nicht bewegen konnte. Ein *Vaqueiro*, mit einem scharfen, langen Messer bewaffnet, schlich sich in die Nähe des gefesselten Colosses, und suchte mit jenem die Achillessehne der Hinterfüsse, unmittelbar über den Hufen, zu durchhauen, was ihm aber bei jedem Fusse meist erst nach dem vierten oder fünften Hieb gelang. Das gequälte Thier bestrebte sich vom ersten Hiebe an, den Quäler fortwährend im Auge zu behalten, was ihm aber wegen seiner Stellung nicht möglich war, während der *Vaqueiro* dasselbe wie eine Katze umschlich, um einen neuen, günstigen Augenblick abzulauern, in welchem das wüthende Thier aufhören würde, hintenauszuschlagen, Schlägen, denen der *Vaqueiro* nur durch seine wirklich bewunderungswürdige Gewandtheit entging. Endlich waren die Sehnen der Hinterfüsse durchhauen; unter fürchterlichem Gebrüll fiel der Stier mit dem Hinterkörper auf die Erde nieder und hielt sich mit den Vorderfüssen halb aufrecht, deren Sehnen nun ebenfalls durchhauen werden sollten. Jetzt konnte das gemarterte und wüthende Thier, dessen ganzer riesiger Körper in eine vor Wuth zitternde Bewegung gekommen, während dicke Massen weissen Geifers vor die Schnauze traten, jeder Bewegung des *Vaqueiros* mit den Augen folgen und die im Hiebe schwirrende Klinge bemerken, der es sich durch fortwährendes Aufstampfen der Vorderfüsse zu entziehen suchte. Als endlich der eine dieser ebenfalls durchhauen worden, stützte sich der ermattende Stier nur noch auf den letzten und stürzte dann auf die Seite, wobei er aber doch noch mehrmals versuchte, wieder aufzuspringen. Unter grausigem, empörendem Lachen umringten jetzt die übrigen *Vaqueiros* das gefahrlose Thier, das zitternd und in Schweiss gebadet, seinen Kopf hin und her warf und unter dumpfem, herzzerreissendem Gebrüll sich aufzurichten versuchte, bis ihm einer der Henker sein langes

Messer mehrmals in die Brust stiess. Man hatte das arme Thier über eine halbe Stunde auf das grausamste gequält, nur, weil, wie die *Vaqueiros* behaupteten, das Fleisch dadurch zarter und mürber würde.

Das gefahrvolle und von Mühen begleitete Leben der *Vaquieros*, die meistentheils aus Negern, Weissen oder Mulatten bestehen, scheint seine Wirkungen auch auf ihr Gemüth, ihre Sitten zu äussern. Der *Vaqueiro* sitzt fortwährend zu Pferde, die Aufsicht über die ungeheuren Heerden verlangt ihn überall an den Grenzen des Gutes seines Herrn, um dort das Vieh gegen die Anfälle der *Jaguars* zu schützen, hier in raschem Fluge den flüchtigen Ochsen zu verfolgen, dem er auf dem Fusse nachjagt, durch Savanne und Wälder, in welchen letzteren alles darauf ankommt, dass, bevor das von jenem durchbrochene Dickicht wieder zusammenschlägt, er bereits die gemachte Oeffnung durchritten hat, er dem fliehenden Stier immer auf der Ferse bleibt, bis ihm ein freier Raum den *Lasso* zu werfen erlaubt. Ausser dieser fortwährenden Aufsicht, bei der er oft die Pferde mehrmals zu wechseln hat, muss er auch noch das Zeichnen mit dem glühenden Stempel des Besitzers und das Einfangen des Schlachtviehes besorgen. Jede Meierei besitzt ihre Hürde, ihren *Rodeio*, in welchen das Vieh jährlich einigemal eingetrieben wird, nachdem die *Vaqueiros* die Heerden zuvor umzingelt haben und ihren Kreis gegen diesen *Rodeio* hin immer mehr verkleinern, wo dann die geworfenen Kälber Mahlzeichen erhalten, und das Schlachtvieh getödtet wird.

Da, wie ich schon vorher erwähnte, die brasilianische Regierung bei der Besitznahme *Pirara's* grosse Heerden Rindvieh nach den Savannen des Dorfes hatte herübertreiben lassen, so hatte der Commandant diese grosse Zahl der *Vaqueiros* mit sich gebracht, um sowohl jene, als auch die des *Frater José* nach ihren alten Weideplätzen zurück zu führen. Hr. Youd kaufte sich sechs Kühe von dem Letztern und drei Pferde von dem Commandanten, bei dem sich auch die Offiziere ein gemeinschaftliches Reitpferd bestellten.

Die Savanne gewann ein ungemein belebtes Aeussere, als nun die *Vaqueiros* mit ihren langen Spiessen und noch längeren *Lassos*, auf ihren schnellen Pferden, gleich Kosaken über die weite Grasfläche dahinjagten, um die weit zerstreuten Heerden zu vereinen und nach *Fort Saõ Joaquim* zu treiben. Wurden einzelne Rehe mit in dieses Treibjagen verwickelt, so waren sie um so mehr die sichere Beute des *Lasso's*, als die fesselnde Schlinge durch ihr kleines Geweihe nicht aufgehalten wurde. Namentlich schien Senhora Liberadiña, die gleich einer Amazone auf ihrem windschnellen Pferdchen über die Savanne flog, dieses nur bestiegen zu haben, um uns durch ihre gewandte Verfolgung der Rehe und durch ihre Meisterschaft im Werfen des *Lasso's* nach diesen in Bewunderung zu versetzen. Die zwei zuerst erlegten Thiere wurden an den hohen Sattel gehangen, mit denen sie dann

stolz, die grosse Zehe in dem engen Steigbügel, die spitzen Sporen an den nackten Fersen, im Dorfe einzog.

Den folgenden Tag räumten die Brasilianer das Dorf. An der Spitze des Zuges, der theils aus beladenen Pferden, theils aus bepackten Indianern bestand (mehre dieser trugen an einem langen Balken die Vesperglocke), ritt der *Frater José*, der Commandant Leal und Senhora Liberadiña, wobei uns Capitain Leal noch den herzlichsten Scheidegruss vom Pferde zurief: er wünsche nichts weniger, als dass er gezwungen werden möchte, an der Spitze eines Heeres vor *Pirara* zu erscheinen, um unsere Gastfreundschaft auf eine Weise zu vergelten, die ihm jetzt schwer fallen würde!

Kaum hatten uns diese Gäste verlassen, als sie auch am folgenden Tag schon durch neue, wenn auch anderer Art, ersetzt wurden. Es war ein langer Zug *Maiongkongs,* ein Stamm, der das Gebiet des oberen *Orinoko* und seines Nebenflusses, des *Parima,* bewohnt, unter denen mein Bruder eben so schnell einige Bekannte von seiner Reise nach den Quellen des *Orinoko*, in den Jahren 1838 bis 39, erkannte, als er von ihnen unter den herzlichsten Freudezeichen erkannt wurde; der Häuptling, ein Bruder des Führers meines Bruders auf jener Reise bis *Pirara,* sprach so ziemlich portugiesisch, wodurch wir erfuhren, dass ihre Niederlassung am Flusse *Cunucunuma*, einem Nebenstrom des obern *Orinoko*, läge, dass er, der Häuptling, durch seinen Bruder erfahren, dass man in *Georgetown* Aexte bekomme, und dass er sich daher mit seinen Leuten, von denen einige die ungefähre Lage der Colonialstadt noch aus den Gesprächen meines Bruders im Gedächtniss behalten, aufgemacht, um sich solche von dorther zu holen. Vom *Cunucunuma* waren sie dem *Orinoko* bis zum *Cassiquiare* gefolgt, hatten dann den *Rio Negro* erreicht, diesen bis zur Mündung des *Rio Branco* abwärts verfolgt, waren den letztern bis zum Fort *Saõ Joaquim* aufwärts gestiegen, und nun vermittelst des *Takutu* und *Mahu* nach *Pirara* gekommen. Auf diese Weise hatten sie innerhalb dreier Monate, theils zu Wasser, theils zu Lande, nicht weniger als 1000 Miles zurückgelegt, um von *Pirara* aus, dessen ungefähre Lage sie ebenfalls erfahren, ihre Reise nach *Georgetown* fortzusetzen — und sich einige Aexte zu holen! Sie waren grosse und schön gewachsene Leute, die überwiegende Anzahl mass 5′ 6 — 8″, dabei zeigte sich aber ihr Körper gedrungen und musculös, ihre Gesichtsbildung mehr gerundet, als die der andern mir bis jetzt bekannten Stämme. Die Stirn war klein und zurückgedrängt, während die Augen näher an einander lagen, mehr schräg geschlitzt waren und von langen Augenwimpern beschattet wurden. Augenbraunen und Bart hatten sie ebenfalls vertilgt. Wenn bei den *Caraiben* nur unter den Frauen jene Unsitte herrscht, den kleinen Mädchen unmittelbar nach der Geburt feste Bandagen oberhalb und unterhalb der

Waden anzulegen, um letztere zu einer unnatürlichen Ueberwucherung zu zwingen, so zeigte sich diese auch bei den Männern der *Maiongkongs*, wobei zugleich die Muskeln des Oberarms durch solche angelegte Bandagen zu unnatürlicher Stärke angeschwollen waren. Anstatt der Halsbänder und Perlenschnuren um Knöchel und Oberarm, trugen sie Schnuren aus Menschenhaaren geflochten, von welchen sich auch um die Lenden der Männer dicke Leibgürtel schlangen, an denen die Schaamschürzen befestigt waren. Je stärker ein solcher Gürtel (*Matupa*) war, ein um so sichereres Zeugniss legte er für den Muth des Trägers ab, da sie nur die Haare der erschlagenen Feinde dazu benutzen. Die Schaamschürzen der Frauen bestanden aus baumwollenen Frangen und waren durchgängig roth bemalt. Ihr geschmackvoller Federschmuck bestand grösstentheils in dicken Kopfbinden aus den rothen und gelben Federn, die der *Rhamphastos erythrorhynchos* und *vitellinus* unmittelbar über der Schwanzwurzel haben. Da nun nicht allein die *Maiongkongs*, sondern auch die *Guinaus*, *Uaupes* und *Panixanas* sowohl ihre Kopfbedeckung, als auch förmliche Mäntel aus diesen Federn verfertigen, so würden diese beiden Species der *Rhamphastiden* bald ausgerottet sein; diesem Untergang ihrer Garderobelieferanten beugen sie jedoch auf eine höchst scharfsinnige Weise dadurch vor, dass sie die Vögel zu diesem Zwecke nur mit ganz kleinen und dabei mit äusserst schwachem Gifte bestrichenen Pfeilen schiessen. Die Wunde, die ein solcher Pfeil verursacht, ist zu unbedeutend, um tödtlich zu werden, während das schwache Gift den Verwundeten nur betäubt. Der Vogel fällt herab, die gewünschten Federn werden ausgezogen und nach kurzer Zeit erholt er sich wieder, um vielleicht noch wiederholt geschossen und beraubt zu werden. Nach der Menge der Federn des *Cephalopterus*, namentlich der Federkämme und des metallglänzenden Schopfes der Brust zu schliessen, musste dieser herrliche Vogel im Lande der *Maiongkongs* in grosser Anzahl vorkommen.

Ihre Artikel, die sie in *Georgetown* gegen Aexte und Messer vertauschen wollten, bestanden aus Hängematten, grossen Knäulen ausgezeichnet fein gesponnener Baumwolle, Reibebretern, Hemden, die sie *Marima* nannten, und den schönsten Jagdhunden. Die eben erwähnten Hemden, die schon Alexander von Humboldt's Aufmerksamkeit auf sich zogen, verfertigen sie aus der innern Bastschicht eines Baumes, wahrscheinlich einer Palme, den sie *Tururi* nannten. Jedes Hemde kostet freilich einem Baume das Leben. Nachdem dieser gefällt ist, wird die äussere Rindenschicht entfernt, und dann die innere so lange geklopft, bis sie sich leicht vom Stamm abstreifen lässt. Das dickere Stammende liefert den Leib, das schwächere die Aermel, die an jenen angenäht werden; dies sind die einzigen Näthe des Kleidungsstückes. Als die Leute sahen, dass wir Messer, Aexte, kurz alles, was sie wünschten, bei uns hatten, und dass wir willige Käufer für ihre

Tauschartikel, namentlich für ihre Hunde waren, stieg ihre Freude nur noch höher, — konnten sie doch jetzt unmittelbar nach ihrer Heimath zurückkehren, und hatten nicht erst nöthig, sich am *Rupununi* Corials zu bauen, um damit nach *Georgetown* zu fahren. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen kehrte die ganze Parthie heiter und zufrieden zum *Cunucunuma* zurück.

Das Gepäck war jetzt sämmtlich nach *Pirara* gebracht und die Ruderer der Militairexpedition, so wie unsere Farbigen, *Waikas* und *Warraus* trafen Vorbereitungen, um in den Booten nach der Colonie zurückzukehren. Von unseren Leuten blieben nur die vier Deutschen, drei Neger, unter diesen Hamlet und der Farbige Hendrick als Cockswain zurück, unter dessen Leitung auch fortan unsere Begleiter stehen sollten. Von den Offizieren verliessen uns der Adjudant, Lieutenant Busch, der Polizeiinspektor Crighton und der Posthalter Mª Clindock, denen sich auch der Militairarzt anschliessen musste, da sich seine Kränklichkeit immermehr zu steigern schien.

Bei meinem Abschied von Herrn Bach hatte mir dieser versprochen, alle an ihn aus dem Innern kommenden Sendungen von lebenden Pflanzen so sorgfältig, als möglich zu verpacken und nach Berlin abzusenden; — gehörte es doch in mehr als einer Hinsicht zu den Unmöglichkeiten, dass ich selbst mit jedem Transporte aus dem Innern nach *Georgetown* gehen konnte. Ich benutzte daher diese günstige Gelegenheit und sandte meine werthvolle und reichhaltige Sammlung lebender Orchideen und Palmen mit den Booten nach der Coloniestadt, in der sichern Hoffnung, dass sie Berlin wohl conservirt erreichen würden. Leider aber musste ich bittere Erfahrungen in dieser Hinsicht machen, Erfahrungen für die ich nur in dem guten Bewusstsein, nichts verabsäumt zu haben, was irgend in meinen Kräften stand, wenigstens einigen Trost gefunden habe.

Da das Militair die Arbeit der Indianer für den Transport der Effecten in Geld ausgezahlt hatte, so sah man jetzt unter den Indianerinnen nichts als Halsketten aus spanischen Vierteldollarstücken, von denen manche junge Schöne zehn bis zwölf, als Geschenke ihrer Anbeter trug. Zu diesem Gelde gesellte sich ausserdem auch noch fast die ganze Löhnung der Soldaten, die, da sie keine andere Gelegenheit hatten, diese auszugeben, sich dafür von den Indianern Hühner, Wild u. s. w. kauften.

So wie uns die Ruderer verlassen, trat eine allgemeine Stille ein. Herr Youd bezog seine frühere Wohnung und richtete sich so bequem als möglich ein. Die Hütte, welche bisher als Kirche gedient, und auch bis zum Aufbau einer neuen noch als solche dienen sollte, wurde mit Bänken, einem einfachen Altar u. s. w. versehen, wie er zugleich auch den Unterricht begann, an dem selbst Erwachsene, namentlich Mädchen und Frauen theilnahmen. Die Bevölkerung war jetzt schon bis

zu 300 Seelen angewachsen; die ganz- und halbverfallenen Hütten wurden wieder hergestellt, Strassen nach einem geregelten Plane entworfen und mit neuen Häusern besetzt, der Platz zur Kirche abgesteckt, um unmittelbar bei Eintritt der Regenzeit, wo man das Baumaterial, Palmenblätter u. s. w. leichter aus den entferntern Wäldern auf Corials nach der Niederlassung schaffen konnte, mit dem Bau zu beginnen, kurz, alles versprach schon damals an der frühern Stelle des kleinen Dorfes, jenes geträumte *El Dorado* in der That erstehen zu sehen. Leider kam es anders, anders wenigstens für die Gegenwart. Sollte sich aber früher oder später die Cultur dieser reichgesegneten Striche bemächtigen, sollte die Civilisation von der Küste nach dem Innern vordringen, so würde *Pirara* wegen seiner so günstigen Lage den eigentlichen Mittelpunkt bilden, von dem aus die Produkte eben so leicht auf ununterbrochenen Wasserstrassen nach dem *Orinoko* und Amazonenstrom, als nach der Mündung des *Essequibo* geschafft werden könnten, eine Lage, wie sie nur wenige Punkte im Innern eines so ausgedehnten und in seinen Bodenverhältnissen so reichen Continents bieten möchten.

Obschon die erste Neugier der meisten Indianer gesättigt war, und wir uns im Ganzen schon freier und unbeachteter bewegen konnten, so umstanden uns doch, sobald wir in unserer Hütte assen oder schrieben und lasen, stundenlang ganze Gruppen. Bei der ersten Beschäftigung mussten wir ihnen als grössere Canibalen erscheinen, als sie uns; mit spöttischen Mienen, unter fortwährenden Witzeleien und herzlichem Gelächter kritisirten sie nicht allein unsere Bewegungen und Gerichte aus der Ferne, sondern viele der Frauen traten auch ganz unbefangen an den Tisch heran, griffen mit der Hand in die Schüssel, fassten ein Stück Fleisch, rochen daran, warfen es wieder in diese zurück und spuckten verächtlich aus. Am sichersten waren wir vor solchem ungebetenen und ungenirten Besuche, wenn Pökelfleisch auf dem Tische stand, gegen welches sie einen solchen Ekel zeigten, dass sie sogar mit zugehaltener Nase in unsere Hütte traten; dieses war uns ein beachtenswerther Wink, dasselbe nie auf dem Tische fehlen zu lassen. Eine gleiche Aversion hatten sie gegen saure Speisen. Sahen sie uns bei dem Essen mit einer mitleidigen Verachtung zu, so geschah dies bei dem Lesen und Schreiben mit um so höherer Scheu und Bewunderung. Jedes geschriebene oder gedruckte Wort betrachteten sie als etwas Uebernatürliches, und mit der äussersten Spannung verfolgten sie das Auge des Lesenden, da sie fest überzeugt sind, diesem verrathe das Blatt ihre verborgensten Gedanken. Ein zufällig gefundenes Stück Papier war für sie der grösste Schatz, und bei keinem Unterricht hatte Youd so viele und so lernbegierige Schüler, als in der Schreib- und Lesestunde.

Die Savanne war jetzt mein täglicher Aufenthalt; nach allen Richtungen hin durchstreifte ich ihre waldigen Oasen, die mir besonders eine reiche botanische

und zoologische Ausbeute darboten. Fehlten auch eine Menge Formen aus den höhern Classen, denn diese wurden nur durch die Rehe repräsentirt, so fand ich namentlich die Classe der Insecten nicht allein viel reicher, sondern auch in ganz andern Ordnungen und Species vertreten, als dies an der Küste der Fall gewesen war. Unter den *Lepidoptern* waren die *Diurna* und *Nocturna* hier viel häufiger als dort, dagegen fand ich nur wenig *Crepuscularien.* Unter den *Coleopteren* zeichneten sich die Familien der *Buprestiden*, *Scarabaciden*, *Cerambiciden*, *Curculioniden*, die mit lautem Geräusche an der Vernichtung der mächtigen Bäume arbeiteten, und der *Chrysomeliden* aus. Noch reicher aber war unter den *Hemipteren* die Unterordnung der *Homopteren* in den *Cicadiden* vertreten.

Da mein jetziger Aufenthalt noch in die trockne Jahreszeit fiel, so konnte ich eben so ungehindert die niedere Savanne, wie den grössten Theil des Beckens des verdunsteten See's *Amucu* durchforschen, an dessen hohen, binsen- und schilfartigen Gräsern man deutlich die Marken des Wasserstandes während der Regenzeit wahrnahm; der Boden war förmlich mit den leeren Gehäusen der *Ampullaria guianensis* und *papyracea (Spix.)* übersäet. Unzählige Caracaraadler, Heerden Regenpfeifer *(Charadrius cayanensis)* und grosse, graue *Ibis (Ibis albicollis Lath.)*, deren eigenthümliches Geschrei von allen Seiten her durch die Luft drang, *Sturnella Ludoviciana (Bonap.)* belebten diese ausgetrockneten Stellen. Fanden sich aber noch hin und wieder wasserreiche Sümpfe, umsäumt von *Caladium* und breitblättrigem Schilfe, dann riefen diese mir treu das belebte Bild an der Mündung des *Waini* und *Barima* in das Gedächtniss zurück. Fehlte auch hier das glänzende Gefieder des rothen *Ibis*, der Löffelgans, des Flamingo, so war doch der Anblick der riesenhaften Störche nicht weniger imposant. Hunderte der grossen Riesenstörche *(Mycteria americana)*, *Ciconia Maguari*, mehre Species Reiher und der grosse Nimmersatt *(Tantalus loculator Lin.)* gingen hier ihrer reichen Beute nach. Näherte ich mich mit meinen indianischen Begleitern solchen Stellen, dann war unser Feldzugsplan schnell entworfen; gleich Katzen schlichen wir durch das Schilf dem Wassersaume zu, um unbemerkt eine Zeit lang die gefiederte Versammlung zu beobachten. Gravitätisch und friedlich stolzirten die grossen Kraniche und Störche unter einander an dem Wassersaume herum, sonnten oder badeten sich in demselben, während eine wahre Unzahl von lärmenden Steissfüssen *(Podiceps)* und Enten, jede Species in getrennten Gruppen, die Fläche selbst bedeckten, und die Rohrdommeln bis an das Gefieder im Wasser standen, um zu warten, bis ein Fisch in ihre Nähe käme. Hatte endlich eine unbedachtsame Bewegung einem wachsamen Reiher unsere Gegenwart verrathen, so erhob sich, nach dem ausgestossenen Signal, das ganze gefiederte Heer unter einem wahrhaften Höllenlärm und umschwärmte uns in weiten Kreisen. Obschon aber diese Tausende jedesmal

in der wildesten Flucht aufflogen, so sonderten sich doch augenblicklich die verschiedenen Genera und Species von einander ab. Die grossen *Mycterien* mit ihrem federlosen Hals und Kopf, den grossen Schnäbeln und dem scharlachrothen Ring an der Basis des nackten Halses, erhoben sich gleich unsern Störchen in kreisendem Flug hoch in die Luft, bis sie endlich fast ganz aus dem Gesichtskreise verschwunden waren. Nur die kleinen *Vis-is-si*-Enten, mit ihrem pfeifenden Geschrei, schienen förmlich in unsere Nähe gebannt zu sein. Sobald wir entdeckt waren, sprangen meine Begleiter jedesmal bis an den Hals in das Wasser und schossen von diesem Standpunkte aus unaufhaltsam mit ihren wohlgerichteten Pfeilen in die sie umschwärmenden Heerden. Flogen die Thiere hoch, so dass sie den Pfeil ankommen sehen konnten, so theilte sich augenblicklich die Heerde nach allen Seiten hin, gleich wie unsere Taubenheerden, wenn ein Raubvogel unter sie stösst. Bei dieser regellosen Flucht flogen sie aber oft so heftig gegen einander an, dass sie sich gegenseitig die Flügelknochen brachen und betäubt herabfielen. Noch grösser war die Verwirrung, wenn auf dieser wilden Flucht zwei verschiedene Heerden in Conflikt mit einander kamen; ich habe dann oft 5 — 8 Stück zur Erde fallen sehen, ohne dass der Pfeil auch nur mehr als eine verwundet gehabt hätte. Kamen bei einer solchen Verwirrung die Heerden in den Bereich meiner Flinte, dann waren gewöhnlich 10 — 12 die Beute eines Schusses. Die *Anas moschata* war jedenfalls klüger, da sie, wenn auch in Menge auffliegend, doch in der Einzelnflucht ihre sichere Rettung suchte. Die Beute einer einzigen Jagdparthie war daher meist so bedeutend, dass wir die Wünsche fast aller unserer Leute befriedigen konnten.

In botanischer Hinsicht boten mir diese sumpfigen Stellen ebenfalls eine Menge interessanter Formen: *)

Wie reich zugleich diese Stellen an Fischen sein mussten, hatte mir bereits die ununterbrochene Thätigkeit der Wasservögel verkündigt, ausserdem aber auch noch die grosse Zahl von Fischen, die uns täglich die Indianer brachten. Da der *Lonchocarpus densiflorus (Benth.)* in der Nähe der Quelle des *Pirara* in ziemlicher Anzahl wuchs, so wurde auch hier der Fischfang besonders vermittelst des Vergiftens des Wassers mit dem milchigen Safte der Wurzel jenes ausgeführt. Dass das Gift nicht allein auf die Respirationsorgane, wie man aus dem ängstlichen

---

*) *Herpestes gratioloïdes* (*Benth.*), die fast die ganze sumpfige Fläche bedeckte, *Polygala appressa* (*Benth.*), *hygrophyla* (*Humb. Bonp.*), *variabilis* (*Humb. Bonp.*), *Sipanea dichotoma* (*Humb. Bonp.*), *Pavonia cancellata* (*Cav.*), *angustifolia* (*Benth.*), *Melochia graminifolia* (*St. Hil.*), *Wedelia hispida* (*Humb. Bonp.*), *Coutoubea reflexa* (*Benth.*), *Licania pendula* (*Benth.*), *Limnanthemum Humboldtianum* (*Griseb.*), *Cuphea micrantha* (*Humb. Bonp.*), *Melvilla* (*Lindl.*) u. s. w. waren die hervorstechendsten.

Schnappen nach Luft und den weit geöffneten Kiemendeckeln schliessen konnte, einwirkt, sondern dass es das Nervensystem in gleichem Grade afficirt, beweist die ungemein erweiterte Pupille der sterbenden Fische. *) Obschon der riesige *Sudis gigas* ebenfalls ziemlich häufig in diesen Gewässern vorzukommen schien, so mussten doch die Giftportionen für sein Respirations- und Nervensystem zu homöopathisch sein, da es mir niemals gelungen ist, einen derselben auf diese Weise in Besitz zu bekommen. Haben die Indianer nicht gleich die Wurzel bei der Hand, so dämmen sie irgend eine flächere Stelle des Sumpfes ab, und schöpfen nun mit ihren Trinkschalen das Wasser aus, wobei sie sich in einer langen Reihe mit dem Rücken gegen den Damm stellen, und das Wasser mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit durch die Füsse über diesen hinwegwerfen. Da wir nach einem so reichen Fischzuge die Beute nicht mit einem Male verzehren konnten, legten wir grosse Räuchereien an, um die Geniessbarkeit der gefangenen Fische wenigstens auf einige Tage zu sichern.

Dass Müssiggang aller Laster Anfang ist, zeigte sich in unserm bisher so friedlichen *Pirara* nur zu bald. Obschon Lieutenant Bingham die gemessensten Befehle erhalten hatte, dass sich das Militair nur wenige Tage im Dorfe aufhalten sollte, so eignete sich das grosse Gebäude oder die *Fazenda* doch so vorzüglich zur Caserne, dass er bisher noch gar nicht daran gedacht, das Militair zur Aufwerfung und Errichtung eines Forts, abseits von *Pirara*, zu verwenden. Die ernstesten Klagen der Indianer bei Herrn Youd: dass sich ihre Frauen und Töchter nicht mehr allein vor die Hütte wagten, dass mehre von diesen betrunken gemacht und missbraucht worden seien, konnten diesen nicht gleichgültig lassen, und seine entschiedene Drohung, *Pirara* augenblicklich zu verlassen, und in *Georgetown* offene Beschwerden über verabsäumte Ausführung erhaltener Instructionen zu führen, zwang die Offiziere endlich, sich nach einem passenden Ort für die Erbauung eines Fortes umzusehen, den sie südöstlich von der Quelle des *Pirara* fanden, worauf sie auch ungesäumt mit den Arbeiten beginnen liessen.

Die Grenzexpedition konnte vor mehren Wochen ihre Reise nach den Quellen des *Takutu* nicht antreten, die Umgebungen des Dorfes und See's waren bereits für diese Jahreszeit von mir ausgebeutet, und so entschloss ich mich, während

*) Die Beute bestand grösstentheils aus *Osteoglossum bicirrhosum* (*Spix.*), *Acara margarita* (*Heckel*), *Pacu nigricans* (*Spix.*), *Geophagus jurupari* (*Heckel*), *Chaetobranchus flavescens* (*Heckel*), *Leporinus fasciatus* (*Müll. Trosch.*), *Frederici* (*Agass.*), *Anodus alburnus* (*Müll. Trosch.*), *cyprinoides* (*Müll. Trosch.*), *Cichla ocellaris* (*Bloch.*), *Crenicichla saxatilis* (*Heckel*), *Myletes rubripinnis* (*Müll. Trosch.*), *Myleus setiger* (*Müll. Trosch.*) und *Schizodon fasciatus* (*Agass.*).

dieser Zwischenzeit einen Ausflug nach dem *Canuku*-Gebirge zu unternehmen, wo sich mir in botanischer und zoologischer Hinsicht eine gleich reiche Beute in Aussicht stellte. Dort sollte ich das schöne Klippenhuhn (*Rupicola aurantia Vieill.*), dort den so interessanten Rachenvogel (*Chasmarhynchus carunculatus Tem.*) und wie ich ausserdem noch hoffen durfte, die *Strychnos toxifera* (*Schomb.*), die berüchtigte Schlingpflanze, die den Hauptbestandtheil zu dem fürchterlichen *Urari*-Gift liefert, in Blüthe finden.

IX.

Ausflug nach dem Canukugebirge. Wasserscheide zwischen dem Mahu und Rupununi. Niederlassung Awarra. Urwald. Bett des Quayé. Fluss Nappi. Niederlassung Nappi. Begräbnissceremonien der Macusis. Industrie der Bewohner des Canukugebirges. Waffen. Blaserohr. Besteigung des Curassawaka. Chasmarhynchus carunculatus. Rupicola aurantia. Besteigung des Ilamikipang. Strychnos toxifera. Bereitung des Urarigiftes. Wassigift. Rückkehr nach Pirara. Lebensweise des Cathartes aura. Vorbereitungen zur Reise nach den Quellen des Takutu.

Die nöthigen Vorbereitungen waren bald beendet, und da mein armer Stöckle eben hart an einem Fieberanfall darnieder lag, verliess ich in Begleitung Tiedge's, eines unserer Deutschen, und sechs *Macusis*, die ich mir theils als Träger, theils als Jäger gemiethet, und daher, zu ihrer grossen Genugthuung, mit Gewehren versehen hatte, eines Morgens *Pirara*. So wenig interessant der Weg auch anfangs war, da er mir durchaus nichts Neues bot, so verschwand diese Einförmigkeit doch bereits nach einem Marsche von wenigen Stunden, wo wir den höchsten Punkt in dieser weiten Ebene erreichten, ein Höhenzug, der zugleich die Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen des *Mahu* und *Rupununi* bildet, und sich etwa 120 Fuss über den Spiegel des See's *Amucu* erheben mochte. Wie ein grosser, reicher Teppich lagen, von zahlreichen Flüssen mit ihrer saftig grünen Uferbelaubung und einer zahllosen Menge Mauritiapalmen, wie von dunklen Faden durchzogen, die freundlichen, flachen Thäler vor mir ausgebreitet, während weit im Süden die zwei malerischen, senkrechten Granitfelsen des *Canuku*-Gebirges, der *Nappi* und *Curassawaka*, ihre düstern Häupter weit über die sie umgebende Vegetation emporstreckten. Wo sich irgend eine Stelle über das allgemeine Niveau erhob, da hatte sich auch das nimmerruhende, ewig rastlose Völkchen der *Termiten* angesiedelt. Unser Pfad, der von jetzt an gegen S.W., längs der eben genannten Wasserscheide lag, führte uns an mehren dieser Bauten vorüber, deren Höhe 12¾



Macusihütte im Urwald.


BRITISH MUSEUM
NATURAL HISTORY

mit einer Basis von 19 Fuss im Umfang mass. Bald bildeten sie spiralförmige Pyramiden, bald Säulen mit Capitälern, oder waren riesigen Pilzen mit weit überstehenden Hüten zu vergleichen; vergebens aber suchte man an ihnen selbst die Aus- und Eingangspforten; diese lagen weit unter der Erde, und führten erst in einer gewissen Entfernung von dem Gebäude zu Tage. An Festigkeit steht die äussere Umhüllung der unserer gebrannten Steine keineswegs nach, so dass sie auch von aller Vegetation entblösst sind, und selbst Gras nicht darauf wächst; ja, es erfordert schon einen gewaltigen Schlag, wenn man ein Stück absprengen will. Kaum ist dies versucht, so stürzen sich auch Tausende der Bewohner aus den geöffneten Gängen hervor. Zuerst zeigen sich die Soldaten, die man augenblicklich an ihrem viel stärkeren und gestreckteren Kopf erkennt, dessen Mandibeln ebenfalls viel länger, aber schmäler und stärker über einander gekreuzt sind, als die der übrigen. Ist die Gefahr vorüber, so gehen die Thätigen augenblicklich an die Ausbesserung des Schadens. Der Bau beginnt stets von Innen, weshalb man auch nie ein arbeitendes Insect bemerkt, und sich ihre Thätigkeit nur an den feuchten Stellen verräth, die man hier und da wahrnimmt. Nach dem verschieden gefärbten Lehm, den sie dazu verwenden, erhalten diese Bauten zugleich auch ein ungemein buntes Aeussere. Eine zweite Species bewohnt mehr die niedere Savanne; ihre Hügel sind gewöhnlich nur 2 — 3 Fuss hoch und haben ganz die Form eines umgestülpten Bienenkorbes.

Unter einer wahrhaft verzehrenden und sengenden Hitze von 128° Fahrenheit, setzten wir unsern Weg über einen sanften Wellengrund fort, dessen Höhen theilweise mit Quarz und Granitfragmenten, und Blöcken eines grobkörnigen Conglomerats aus Quarz durch eisenhaltigen Thon verkittet, übersäet war, zwischen welchen die niedliche *Diodia rigida* (*Chmss. Schlcht.*) und eine neue Species der in ihrem Aeussern so eigenthümlichen *Cissampelos*, die Herr Dr. Klotzsch mit *subcrenata* bezeichnet hat, wuchs. Ermattet und erschöpft erreichten wir die Niederlassung *Awarra*, in der wir zu übernachten beschlossen, um für den nächsten Morgen neue Kräfte zu schöpfen. Das ansehnliche Dorf lag ebenfalls auf einer kleinen Anhöhe. Die Bewohner befanden sich insgesammt in *Pirara*; nur einige alte Mütterchen und mehre kleine Kinder, denen der Weg nach *Pirara* zu beschwerlich gewesen, waren zurückgeblieben. Diese Abwesenheit war mir um so lieber, als ich so hoffen durfte, nicht in meinem Schlafe gestört zu werden, dem ich mich augenblicklich in meiner Hängematte in die Arme warf. Es mochte etwa Mitternacht sein, als ich durch Tiedge, der sein Bett unmittelbar neben mir geschlungen, leise geweckt wurde, wobei er mir zugleich zuflüsterte, unsere Begleiter schienen Böses gegen uns im Schilde zu führen. Im ersten Augenblick war ich doch etwas bestürzt über diese Mittheilung, ich richtete

mich in meiner Hängematte auf, und sah nun bei dem hellen Feuer, das noch brannte, dass meine Begleiter ebenfalls in ihrer Hängematte sassen, ihre Gewehre zur Hand genommen hatten, und diese genau untersuchten. Der eine legte damit an, während der andere die Ladung herauszog und von neuem lud, kurz, der eine nahm diese, der andere jene Manipulation damit vor. Diese unerwartete Entdeckung schien mir allerdings verdächtig; bei ruhiger Ueberlegung aber musste ich zu der Ueberzeugung kommen, dass sie keine Feindseligkeit beabsichtigen könnten, da einer solchen nicht nur die unverkennbare Gutmüthigkeit und Friedfertigkeit des Stammes widersprach, sondern ihnen auch die Nähe einer so bedeutenden Streitmacht, die ihre Verwandten u. s. w. vollkommen in ihrer Gewalt hatte, jeden bösen Handstreich als doppelt gefährlich erscheinen lassen musste, — und bald stellte sich auch die Richtigkeit meines Schlusses heraus. Die Reise hatte diese an solche Temperatur gewöhnten Männer natürlich nicht so ermattet, als uns beide, und um sich die Zeit zu vertreiben, hatten sie die für sie so seltenen und wichtigen Gewehre zur Hand genommen und genau untersucht. Beruhigt legte ich mich wieder in meine Hängematte zurück und schlief bis kurz vor Sonnenaufgang, mit dem wir unsere Reise fortsetzten. Tiedge hatte freilich das in ihm erwachte Misstrauen nicht beschwichtigen können; er gestand mir offen, dass er die ganze Nacht kein Auge zugethan habe. Der schmale Pfad lag immer noch in der offenen Savanne vor uns, deren Höhen hier und da mit niederem Gesträuche von *Myrtus*, *Byrsonima*, *Melastoma* und *Hirtella* besetzt waren, indessen die sumpfigen Ebenen mit einem niederen Graswuchs bedeckt und mit herrlichen Mauritiapalmen, niedlichen *Polygala's*, *Hibiscus* und *Convolvulus* bestanden waren, von denen die ersteren von zahllosen *Perroquets* belebt wurden, und eine Menge *Mycterien* und Reiher auf den sumpfigen Stellen herum stolzirten. Auf den Höhen, die wir im Verlaufe des Tages überschritten, erregten mehre Bäume vermöge ihrer glatten, hellbraunen Rinde meine volle Aufmerksamkeit schon ehe noch die Indianer eilig darauf zueilten, um sich in den Besitz ihrer zahlreichen Früchte zu setzen. Der erste Blick auf die grünlichen, reifen Früchte von äusserst süssem, aromatischem Geschmack sagte mir, dass der Baum zu der Familie der *Myrtaceen* gehören müsse, was mir auch mehre vereinzelte Blüthen, die der Baum noch besass, bestätigten. Es war ein wirklicher *Myrtus*, den Herr Dr. Klotzsch »*Myrtus Schomburgkii*« genannt hat. Da das *Genus Myrtus* merkwürdigerweise, ungeachtet der zahlreichen Arten des *Psidium* und der *Eugenia*, nur von einigen wenigen Species repräsentirt wird, so war mir diese Entdeckung um so angenehmer, namentlich da sie sich zugleich auch noch in der austrocknenden Sonnenhitze durch ihre saftigen und aromatischen Früchte so labend bewährte. In den waldigen Oasen, an denen uns der Pfad vorüber führte, fielen mir sowohl

an den lebenden, als auch abgestorbenen und blattlosen Bäumen die eigenthümliche *Tillandsia usneoides (Lin.)* auf, die gleich langen Rossschweifen von den Aesten herabhing und von der Luftströmung hin und her bewegt wurde. Beim ersten Anblick, besonders wenn man diese eigenthümliche Pflanze ohne Inflorescenz erblickt, muss sie wohl jeder für eine Flechte halten. Einen auffallenden Anblick bieten besonders die mit dieser *Tillandsia* behangenen, abgestorbenen und entlaubten Bäume, indem mit dem Tode des Ernährers auch die Ernährte stirbt, aber noch lange hängen bleibt. Ich habe sie nur selten an den Stämmen der Bäume selbst, sondern meist nur an den äussersten Zweigen der Aeste und des Wipfels gesehen.*)

Eine breite, sumpfige Fläche, die von weissen Reihern, grossen Heerden Regenpfeifern belebt, und mit den lieblichsten Gruppen der Mauritiapalme bestanden war, trennte uns jetzt nur noch von dem mauergleichen Urwalde, aus dem sich das himmelanstrebende, dichtbewaldete *Canuku*-Gebirge erhob, und deutlich traten jetzt jene beiden merkwürdigen Felsenzinnen, der *Nappi* und *Curassawaka* hervor, unter denen namentlich der letztere gleich einem riesigen Cylinder sich kahl über den dunkeln Wald erhob, während sein unmittelbarer Scheitel wieder mit einer dichten Vegetationshaube bedeckt war.

Es war Zeit, dass wir in den Schatten des Waldes eintreten konnten, denn seit länger als einer Stunde waren wir in einer Hitze von 134° Fahrenheit fortgeschritten, und ich muss gestehen, dass ich in der letzten Zeit eigentlich meiner Sinne keineswegs mehr vollkommen mächtig war, indem sich fortwährend tausend und aber tausend flimmernde Sterne vor mir im wilden Fluge auf und nieder jagten, bis ich mich endlich in einem vollkommenen Feuerregen zu bewegen, und sich mit mir zugleich alles im Kreise herum zu drehen schien. Tiedge ging es eben so wie mir; — keiner von uns beiden aber war im Stande, auch nur ein Wort aus dem ausgetrockneten Munde hervor zu bringen. Von oben die brennenden und sengenden Strahlen der Sonne, von unten die reflectirte Wärme der Savanne, so dass wir unsere Füsse auf eine heisse Platte zu setzen glaubten — wahrlich, diess war fast unerträglich!

Als wir jenen Tröster in dieser Pein, die sumpfige Ebene überschritten, auf der ich mehre *Cyrtopodien*, *Galeandra juncea* und *Baueri (Lindl.)*, *Habenaria longicauda (Hook.)*, und den *Monachanthus viridis (Lindl.)* bemerkte,

*) An den Säumen der waldigen Oasen, an denen uns unser Weg vorüberführte, fand ich namentlich häufig: *Helicteres guazumaefolia* (*Humb. Bonp.*), *Apeiba Tibourbou* (*Aubl.*), *Herpestis gratioloides* (*Benth.*), *Cassia undulata* (*Benth.*), *viscosa* (*Humb. Bonp.*), *Peltogyne paniculata* (*Benth.*), *Mimosa floribunda* (*Willd.*), *Miconia brevipes* (*Benth.*), indessen die dornige *Entada myriadenia* (*Benth.*) mit ihren weissen Blüthen ganze Flächen des niederen Gesträuches überzog.

gelangten wir an die Ufer des *Quayé*; vergebens aber suchten wir mit unsern gierigen Blicken die erfrischenden und kühlenden Wellen, die glühende Sonne hatte sie längst rein verzehrt! Das Bett lag wie das Ufer des *Amucu* voller Gehäuse der *Ampullaria guianensis* und *papyracea (Spix.)*. Welch passionirte Molluskenfresser aber mussten die Wasser- und Sumpfvögel dieser Gegend sein, denn unter den Tausenden der leeren Gehäuse war auch nicht ein einziges unbeschädigtes aufzufinden!

Als wir das trockne Bett des Flusses überschritten, nahm uns ein grosses Provisionsfeld voll wuchernder *Musa* und üppig treibenden Zuckerrohrs auf und bald standen wir vor einer kleinen, niedrigen und erbärmlichen, leeren Hütte. Die Bewohner hatte die Neugier ebenfalls nach *Pirara* getrieben; nur Legionen hungriger Flöhe waren zurückgeblieben, die mit einer solchen Heissgier über uns herfielen, dass meine Beinkleider ganz damit übersäet waren, während sich die Indianer durch Stampfen mit den Füssen ihrer zu entwehren suchten. In der Hütte war daher die ersehnte Ruhe nicht zu finden, die wir nun ausserhalb suchten, wobei uns die Indianer die reifsten Bananen und das saftigste Zuckerrohr herbeibrachten, so dass wir in dem letzteren unsern grimmigen Durst doch etwas beschwichtigen konnten.

Nach einigen Stunden Rast setzten wir unsere Reise durch den düstern und schattigen Wald fort, dessen dicht verflochtene Baumwipfel mir ganz die Riesenvegetation des obern *Barima* in das Gedächtniss zurückriefen. Hätten wir nicht einem vielfach betretenen Wege folgen können, so würden uns die zahllosen *Heliconien*, *Rapateen*, *Bromelien*, *Calathea*, *Alpinia latifolia (Willd.)*, die mächtigen Farrnkräuter und baumartigen Gräser Hindernisse entgegengesetzt haben, die wir bei unserm heutigen, ermatteten Zustand schwerlich hätten beseitigen können. Die riesenhaften *Bombaceen*, oft von mehr als 160 Fuss Höhe, zogen namentlich vermöge ihres merkwürdigen Wurzelhalses mein ganzes Interesse auf sich. Fast könnte man diese strahlenförmig, an einzelnen Bäumen 10 — 12 Fuss über der Erde vom Stamme auslaufenden tafelförmigen Wurzeln, wenn man diese eigenthümlichen Bildungen so nennen darf, für die natürlichen Pfeiler halten, die die Natur den Riesenbäumen verliehen, um sie gegen die Macht der tropischen Stürme zu schützen. Wollen die Indianer einen solchen Riesenbaum umhauen, so errichten sie jedesmal ein Gerüste, das bis zum eigentlichen Stamm reicht. Auch die *Spondias lutea* fand ich hier ungemein häufig; ihre reifen Früchte durchdufteten den ganzen Wald. Unter den für mich neuen Palmenformen fielen mir besonders *Iriartea ventricosa (Mart.)*, *Bactris concinna (Mart.)*, *mitis (Mart.)*, *Chamaedorea pauciflora (Mart.)*, die niedliche *Geonoma acutiflora (Mart.)*, *laxiflora (Mart.)*, die hohe, schlanke *Acrocomia sclerocarpa (Mart.)* auf, alles Formen, mit denen

uns von Martius bereits bekannt gemacht, die ich aber selbst zum erstenmal sah, während sich die mir schon bekannten: *Oenocarpus Bataua* und *minor, Lepidocaryum gracile, Euterpe oleracea, Maximiliana regia, Desmoncus polyacanthus* und *macroacanthus*, *Bactris* und *Astrocaryum* besonders an den feuchten Stellen vorfanden.

Nachdem wir mehre Stunden auf einem fetten Lehm- und Sandboden in einem gewissen Halbdunkel fortgegangen waren, denn die dichte Belaubung und die zahllosen Schlingpflanzen, die die phantastischsten Festons und Gestalten bildeten, erlaubten nur wenigen Sonnenstrahlen den Durchgang, erreichten wir den kleinen Fluss *Nappi*, in dessen Wellen wir endlich unsern brennenden Durst löschen konnten. Ein ungeheurer Baum, der über den Fluss gefallen, diente als Brücke. Mehre Reisehütten zeigten, dass dieser Ort häufig als Bivouak benutzt werden musste, wie dies auch jetzt von einer Parthie *Macusi* geschah, die eben von einer Fischexpedition mit reicher Beute zurückkehrte. Die grössere Zahl der erbeuteten Fische bestand aus *Erythrinus unitaeniatus (Spix.)*. Obschon wir die Niederlassung *Nappi*, das Ziel unserer Reise, heute noch ohne grosse Anstrengung würden haben erreichen können, beschlossen wir doch, die Nacht mit den Fremden hier zuzubringen, die ihre Beute gern mit uns theilten. Bald loderten mehre helle Feuer unter den Töpfen und trieben ihre leicht gekräuselten Rauchsäulen zwischen der dichten Belaubung der Riesenbäume empor. Auch hier hatte ich wieder vielfache Gelegenheit, die feinen, für jeden Laut, jedes Geräusch offenen Sinne der Indianer zu bewundern. Kaum hatte irgend ein Ton oder auch nur ein Geräusch ihre Aufmerksamkeit rege gemacht, als sie auch das Thier, mochte es nun ein Vogel oder ein Insekt sein, durch welches dieses oder jener hervorgerufen worden war, mit Namen nannten. Mancher Vogel, der eben noch zwischen den grünen Zweigen gesessen, bratete wenige Minuten darauf schon, an ein Stück Holz gesteckt, über dem Feuer!

Mit dem frühen Morgen setzten wir unsere Reise durch den dichten Wald fort. Das wüste Gekreisch der Papageien begrüsste, im Verein mit einer in regelmässigen Zwischenräumen erschallenden Stimme, die ich nur mit dem Blöken eines Kalbes vergleichen kann, den jungen Morgen. Die Versicherung, dass dieser merkwürdige Ton von einem Vogel käme, wollte mir nicht früher einleuchten, als bis ich mich durch meine eigenen Augen davon überzeugt hatte. Es war der durch sein Aeusseres schon so auffallende Kapuzinervogel *(Coracina calva Tem.)*. Ihren kahlen Kopf, wodurch sie ganz das Ansehen eines sich mit den tiefsten Speculationen beschäftigenden Weisen bekommen, erhalten sie erst bei vorgerückten Jahren; bei den jüngern Vögeln ist er mit einem weisslichen Flaum überwachsen. Ich habe den Vogel nie wieder so häufig als im *Canuku*-Gebirge angetroffen. Auch die zauber-

haften Glockentöne des Rachenvogels schallten mir aus verschiedenen Richtungen durch den stillen Wald entgegen; den Vogel selbst sah ich jedoch auch diesmal nicht.

Nachdem wir mehre Stunden unsern Weg durch den dunkeln Wald fortgesetzt, wobei ich fortwährend die Indianer bewundern musste, die, ungeachtet ihres schweren Gepäckes, doch auf dem schmalen Pfade, der mir nicht einmal erlaubte, die Spitzen meiner Füsse auswärts zu setzen, so schnell hineilten, dass ich mit Tiedge kaum folgen konnte, lichteten sich endlich die grünen Mauern, und wir standen abermals an dem Flüsschen *Nappi*, in welchem eben mehre Weiber und Kinder ihr Morgenbad nahmen; am entgegengesetzten Ufer breitete sich die Niederlassung *Nappi* vor uns aus. So wie die Badenden uns Europäer erblickten, eilten sie in stürmischer Flucht und unter wildem Geschrei der Niederlassung zu und setzten die ganzen Bewohner durch den Ausruf: «*Paranaghieri!*» in Aufruhr. Die Niederlassung zählte sieben Hütten, aus deren Thüren die geängstigten Weiber und Kinder verstohlen herausschielten, während uns die Männer entgegenkamen und mich, indem sie mir einigemal mit der flachen Hand vor dem Gesichte hin- und herfuhren und darauf die Hand selbst reichten, willkommen hiessen. Unter den Männern fand ich mehre, die in *Pirara* bei dem Transport des Gepäckes beschäftigt gewesen, und noch war ich keine fünf Minuten im Dorfe, als mir auch bereits die Trinkschale mit dem saubern *Paiwari* als «Willkommen» von einem niedlichen Mädchen kredenzt wurde, das aber so befangen und furchtsam war, dass es anfänglich eine ganze Weile in der Ferne stehen blieb, und erst durch die mahnende Stimme der Mutter, die aus der Hütte hörbar wurde, mit strengen Worten dazu aufgefordert werden musste. Als sich das arme Wesen mir näherte, nahm ihre Furcht und ihr Zittern so überhand, dass sie zu meiner grossen Freude den grössten Theil des Getränkes verschüttete; mein früherer Ekel war jedoch bereits so weit geschwunden, dass ich die Flüssigkeit ohne ernstliche Remonstration des Magens verschlucken konnte. Andere dagegen brachten den Pfeffertopf und frisch gebackenes Brod, das auf aus der *Calathea* geflochtenen Tellern *(Sumpa)* lag. Sind in diese Teller die eigenthümlichen Charaktere eingeflochten, so heissen sie «*Woro.*» Da ich von *Nappi* aus meine Gebirgsexcursionen unternehmen wollte, so richtete ich mich so bequem als möglich in dem Fremdenhause ein, wobei mir die Bewohner, die unterdess von meinen Begleitern vernommen, dass ich längere Zeit bei ihnen zu bleiben beabsichtigte, hülfreiche Hand leisteten.

Obschon wir uns ziemlich nahe an der Basis des Gebirgszuges befinden mussten, so verhinderte doch die hohe Urwaldung jeden Blick auf dasselbe. Die Niederlassung zählte eine Bevölkerung von 60 Seelen. Statt auf einer Lehmwand, wie ich bisher die Hütten der *Macusis* gefunden, ruhte das kuppelförmige Dach

auf einem Gerüst mit Palmenblättern durchflochten, denn jenes Material der Savanne fehlte hier gänzlich.

Der nächste Morgen sollte mir wieder eine jener Scenen der Verwirrung und des Schreckens bringen, bei der ich freilich diesmal auch nicht ganz gleichgültig bleiben konnte. Neugierig umstand mich eben wenigstens die Hälfte der Bewohner und schaute verlangend und bewundernd auf meine mitgebrachten Sachen und Tauschartikel, als plötzlich ein lauter Schrei durch den Wald drang, der alle Bewohner in die sichtbarste Bestürzung versetzte. Bald darauf wiederholte sich jener noch einigemal, bis ich endlich deutlich das Wort «*Caraiba*» unterscheiden konnte. Im ersten Augenblick waren alle Bewohner förmlich in leblose Statuen verwandelt, die mechanisch das gefürchtete Wort «*Caraiba*» als Echo auf jene grellen Töne nachsprachen. Noch aber war keine halbe Minute vergangen, als auf diese Stille der fürchterlichste Aufruhr folgte. Unter einem wilden Geheul ergriffen die Weiber ihre Kinder und verschwanden in dem nahen Wald, während die Männer in die Hütten stürzten, und bald darauf, bewaffnet mit Bogen, Pfeilen, Kriegskeulen, Gewehren und Messern, welche beiden letzteren sie erst von uns in *Pirara* erhalten, wieder erschienen und der Gegend zueilten, woher der Warnungsruf erschollen. Ehe sie jedoch den Saum des Waldes erreicht, stürzte ihnen athemlos ein junger *Macusi* entgegen, um den sich nun gedankenschnell ein Kreis bildete. Unter lebhaften Gestikulationen und dem Ausstossen einzelner Worte, zeigte er mit beiden Händen nach dem Walde hin. Für mich blieb freilich weiter nichts, als das Wort «*Caraiba*» verständlich, das mir auch noch einige verspätete, weibliche Flüchtlinge zuriefen. Ich bin überzeugt, dass ich in diesen Augenblicken der Ungewissheit einem unbetheiligten Zuschauer nicht gerade das Modell eines Helden abgegeben haben möchte, da ich nicht anders glauben konnte, als dass es ein Corps Brasilianer sei, die gegen *Pirara* marschirten, um es den Engländern wieder zu entreissen, weswegen ich im Geiste auch schon alle meine Tauschartikel, so wie mein eigenes, werthes Ich in den Händen der anrückenden, feindlichen Macht sah. Gleiche Befürchtungen mussten sich auch Tiedge's bemächtigt haben; wenigstens verkündeten seine verzweifelten Mienen solche Gedanken. Das erste, was wir beide thaten, war, dass wir die Gewehre und andere werthvolle Sachen in das Gebüsch trugen, worauf ich den Männern, die bereits in das Dickicht eingedrungen waren, mit meiner Doppelflinte nacheilte. Ehe ich jedoch ebenfalls in dieses eintrat, zog ein starkes Geräusch meine Augen seitwärts, wo eben mehre *Macusis*, mit drei Brasilianern in ihrer Mitte, auf der freien Fläche erschienen. Es waren *Vaqueiros*, und zwar Leute von den Begleitern Capitain Leal's, die mich augenblicklich erkannten, auf mich zueilten und mir mittheilten, dass sie als Deserteure auf dem Wege nach *Pirara* begriffen wären. Meine geringe Kenntniss

der portugiesischen Sprache machte unsere gegenseitige Verständigung gerade nicht leicht, und es verging eine ziemliche Zeit, ehe ich die Neugierde der Indianer befriedigen konnte, welche mich mit erwartungsvollen Blicken umgaben. Die Ruhe kehrte zwar bald in die Niederlassung zurück, aber das Wort «*Caraiba*» blieb den ganzen Tag im Cours. Nachdem sich die drei Flüchtlinge erquickt hatten, setzten sie ihren Weg nach *Pirara* fort, wo sie sicher sein konnten, mit offenen Armen empfangen zu werden, da man sie dort zum Einfangen der wilden Rinder sehr gut gebrauchen konnte; man hatte diese bisher jagen müssen, wobei nicht nur jedesmal ein Theil des Fleisches in der Savanne liegen blieb, sondern auch, besonders wenn das Thier entfernt von der Niederlassung erlegt worden war, das, welches man dahin brachte, bereits mit mehr als einem *Haut goût* in den Topf kam.

Unter der Menge zahmer Thiere, die sich in der Niederlassung befanden, interessirte mich besonders ein ausgewachsenes Wasserschwein. Das Thier war so zahm, dass es namentlich den Weibern auf jedem Tritt und Schritt nachlief. Obgleich der Fluss *Nappi* nicht 50 Schritt von den Häusern vorüberfloss, so besuchte es sein Lieblingselement doch nie anders, als in Begleitung der Frauen, die dort Wasser schöpften, und auch dann nur, um zu trinken. Mit dem Verlust seiner Freiheit schien auch der natürliche Zug nach dem Wasser verloren gegangen zu sein. Neu war mir auch ein Hokkohuhn (*Crax tomentosa Spix.*), das nur in den Savannen, namentlich in den Oasen und den bewaldeten Ufersäumen der Savannenflüsse vorkommt. Unter den zahmen Vögeln sollen sich nur die *Psophia crepitans* und ausserdem, aber noch seltener, die Hokkohühner fortpflanzen. Die zwei Eier der letztern sind weiss und etwas grösser, als unsere Hühnereier. Ihre flachen Nester bauen sie aus Reisig, nicht hoch von der Erde in die Winkel der Aeste. Die gezähmten liessen ihren sonderbar knurrenden und murrenden Basston, der langsam aus der ungemein langen und vielfach gewundenen Luftröhre aufsteigt, nur selten hören. Nie habe ich sie in der Wildniss in kleinen Heerden gefunden, sondern stets nur zu zwei oder drei beisammen angetroffen.

Unsre erste Jagdexcursion wurde reich belohnt, da ich nicht allein ein stattliches Reh, sondern unter andern interessanten Vögeln auch den brillanten Schmuckvogel (*Ampelis carnifex Lin.*) mit nach Hause brachte. Leider konnte ich Tiedge weder das Abbalgen der Vögel, noch das Abziehen der Säugethiere beibringen, und wollte ich meine Beute nicht verderben lassen, so musste ich jedesmal die Nacht mit zu Hülfe nehmen. Mit Sehnsucht sah ich der helfenden Hand Stöckle's entgegen, der mir versprochen hatte, so wie es sein Fieber erlaubte, nachzukommen.

Die kleinen Knaben und Mädchen hatte ich mir bald zu Freunden gemacht,

und es verging kein Tag, an welchem sie mir nicht irgend ein Insect u. s. w. mitgebracht, freilich meist in einem solchen Zustande, dass ich es nicht benutzen konnte und den Willen der guten Kinder für die That nehmen musste. Besonders reich schien nach diesen Zuschüssen die Umgegend *Nappi's* an Insecten, namentlich aber an *Coleoptern*, *Lepidoptern* und *Diptern* zu sein. Jeden brauchbaren Käfer bezahlte ich mit einer Stecknadel. Während des Tages war ich mit Tiedge meist allein im Dorfe anwesend. Nach dem üblichen Morgenbade im nahen Flusse, eilten die Männer mit Bogen und Pfeilen, dem langen Blaserohr oder dem Fischgeräthe zur Jagd, zum Fischfang, während die Frau mit ihren Kindern und ihrem gesammten, gezähmten Viehstand, als Vorläufer oder als Arrièregarde, sich auf das Provisionsfeld begab. Der Hausherr eröffnet gewöhnlich den Zug, bis sich später im Walde die Wege theilen. Das eben noch so belebte Dorf ist bald wie ausgestorben; nur hier und dort sieht dann und wann ein altes Mütterchen neugierig aus der Thür einer Hütte, oder ein paar kleine Knaben wälzen sich balgend im Staube herum. Wie die Mutter bepackt, müssen die Mädchen dieser schon frühzeitig auf das Feld folgen, ihr überhaupt in allen weiblichen Geschäften zur Hand gehen, ihr auf dem Felde den Kampf gegen den Wald, um das verlorne Land wieder zu erobern, bestehen helfen. Naht sich der Abend, so sieht man die Bewohner von allen Seiten her ihren Hütten zueilen; die Männer mit ihrer Jagdbeute, die Frauen mit Lasten der *Manihot*, mit Bananen oder Zuckerrohr, — und die öde Niederlassung wird schnell wieder der Schauplatz der regsten Thätigkeit!

Am vierten Tag meines Aufenthaltes, verkündete mir gegen Abend das Geschrei und Brüllen mehrer Knaben, die sich eben im Fluss gebadet, und nun mit den Worten «*Paranaghieri! Paranaghieri!*» in das Dorf gestürzt kamen, die Ankunft des ersehnten Stöckle. Nach der Kunde, die er mir aus *Pirara* mitbrachte, war das Militair eben im Begriff gewesen, das Dorf zu verlassen, um jenes schon erwähnte Fort zu errichten. Tiedge sollte am folgenden Morgen mit den Indianern, die meinen Famulus hierher gebracht, nach *Pirara* zurückkehren.

In einer der Hütten hatte ich bereits bei meiner Ankunft eine kranke Frau gefunden, deren Zustand sich täglich verschlimmerte. Die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit, mit welcher man die Hülflose behandelte, die man ohne irgend einen Beistand während der Geschäfte des Tages unbeachtet in der Hütte liegen liess, machte einen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich lag am Morgen nach Stöckle's Ankunft noch in meiner Hängematte, und auch dieser ruhte noch von den Strapazen des vorigen Tages, während Tiedge schon nach dem Fluss gegangen war, um sich vor Antritt seiner Rückreise zu baden. Ein heftiges Gekreisch und Gelärm, so wie ein Gewehrschuss in der Hütte der kranken Frau machten mich schnell genug munter. Erschrocken richtete ich mich empor und fand Stöckle

bereits in dieser Stellung, mit verstörten und ängstlichen Mienen, den Blick nach der Hütte gerichtet. Jetzt fiel ein zweiter Schuss und das Gekreisch steigerte sich immer mehr. Mit gleichen Füssen sprang ich zur Erde, um mich von der Ursache des ungewöhnlichen Lärms zu überzeugen, wobei zugleich meine Augen den Kopf Tiedges entdeckten, der sich hinter einen Baum gedrückt, wahrscheinlich, um sich vor den tödtenden Kugeln zu schützen; da fiel der dritte Schuss, und aus allen Hütten kamen Frauen und Kinder unter einem fürchterlichen Wehgeheul hervorgestürzt. Meine Neugier liess sich jetzt keine Zügel mehr anlegen; rasch eilte ich auf die Hütte des Aufruhrs zu und wollte eben in diese eintreten, als ich mich festgehalten fühlte, und Stöckle mich bei Himmel und Erde beschwor, davon abzustehen, da ja dort nur Mord und Tod herrschen könne. Mord entdeckte ich im Innern zwar nicht, wohl aber die blasse Hand des Todes, denn eben war die arme Kranke gestorben. Jeden Augenblick füllte sich der Raum mehr und mehr. Klagend und heulend umstanden die Frauen, ihre ebenfalls heulenden Kinder an der Hand, die Hängematte, in welcher die Todte lag, schüttelten das Todtenlager, rangen die Hände, und stiessen dabei Töne aus, die durch Mark und Bein drangen, und zugleich einen so tiefen Schmerz, eine so ungeheuchelte Betrübniss bekundeten, dass sie das tiefste Mitgefühl in mir erregten; — wäre der Wunsch, den ferneren Vorgängen des Leichenbegängnisses beizuwohnen, nicht zu lebhaft in mir erwacht gewesen, die Töne der Wehklage und jene ergreifenden Zeichen des Schmerzes hätten mich aus der Wohnung des Todes getrieben. Nachdem die Nachbarn ihrem Schmerz längere Zeit Raum gelassen, begannen sie in den lebhaften Ausdruck desselben zugleich die Klage über den Verlust in kurzen Gesängen einzumischen; die eine beklagte, dass sie ihre beste Freundin verloren, eine andere rühmte den feinen Baumwollenfaden, den die Verstorbene gesponnen, die schönen Geschirre, die sie verfertigt, und noch andere zählten alle die guten Eigenschaften auf, welche sie besessen, wobei jedes einzelne Elogium mit den erschütternd ausgestossenen Worten: «*asamanda*, *asamanda* (todt, todt)!» schloss. Die Männer, so wie der Wittwer, sassen unterdessen stumm und regungslos auf der Erde; nur das tiefe Athmen verrieth ihr Leben.

Jetzt erhob sich der Sohn aus diesem stummen Kreise, und schickte sich an, in der Hütte das Grab zu graben. Bis zu diesem Augenblick hatte mein Ohr bei weitem noch nicht die höchste Höhe eines indianischen Todtengesanges vernommen, denn das bisherige Wehklagen war gegen das, welches jetzt folgte, nur das, was der Zephyr gegen den wilden Sturm ist. Die noch übrigen weiblichen und jugendlichen Bewohner des Dorfes versammelten sich jetzt in der Hütte, und jeder Neuangekommene that sein Möglichstes, um durch die kräftigste Unterstützung das Geheul, denn so nur kann ich diese Töne nennen, zu verstärken. Nachdem das

muldenförmige, etwa drei bis vier Fuss tiefe Grab vom Sohne beendet war, begannen die Angehörigen der Familie alle Geräthschaften, sei es nun der Wirthschaft oder der Jagd und Fischerei, kurz alles, was sich in der Hütte befand, hinaus zu räumen, wobei sie von dem klagenden Chor der Weiber begleitet wurden. So wie das letzte Stück die Thür passirt, erschien der *Piai*, der schon die ganze vorige Nacht den bösen Geist durch Heulen und Schreien zu erweichen versucht hatte, ohne dass es ihm gelungen, diesem das erwählte Opfer zu entreissen. Mit ernster und feierlicher Miene stellte er sich zu Häupten der Leiche, neigte sich zu ihrem linken Ohr hinab, und schrie in drei kurzen Pausen mehre Worte in dasselbe, worauf er wieder zurücktrat. Die Angehörigen lösten nun die Hängematte von dem Balken los, trugen die Leiche in derselben nach dem Grabe, das unterdessen mit Palmenwedeln ausgelegt worden war, liessen jene in die Gruft hinab, und zogen dann die Hängematte unter der Todten hervor. Der Ausdruck des Schmerzes grenzte jetzt in der That nahe an das thierische, und meine bisherige Theilnahme schwand mehr und mehr; eine wahre Berserkerwuth im Schreien schien sich der Versammelten bemächtigt zu haben, so dass ich in diesem Zustande das Aeusserste fürchten zu müssen glaubte. Alle Angehörigen umkreisten nun das Grab, wobei jeder, sobald er an der Stelle, von welcher er ausgegangen, angekommen war, über dieses hinwegsprang; selbst die kaum zwölf Wochen alte Waise wurde auf die Arme genommen und mit ihr über das Grab gesprungen.

Bis jetzt hatte der trauernde Wittwer theilnahmlos und stumm in der Hütte gesessen, unbeachtet und ohne irgend einen Eindruck schien die ganze Ceremonie an ihm vorübergegangen zu sein; — plötzlich erhob auch er sich, ergriff einen Calabasch, der mit rother Farbe gefüllt neben ihm stand, trat an das noch offene Grab, streute das rothe Pulver über die Leiche und zerschlug dann den Calabasch über dieser so, dass alle Stücke in das Grab fielen, während er den Theil, den er mit der Hand gefasst, und in dieser zurückbehielt, zur Thür hinausschleuderte. Unter dieser Ceremonie hatten sich alle Verwandten entfernt, und kehrten jetzt mit allerhand Kleinigkeiten, als: Stückchen Knochen, Früchten, Brod u. s. w. zurück, die sie sämmtlich auf die Leiche warfen, worauf diese selbst mit gespaltenen Stämmchen der *Euterpe oleracea* belegt wurde, die auf das Genaueste an einander passten. Als dies beendet war, trat der *Piai* mit einem Bündel Haare in der Hand wieder hervor, beugte sich in das Grab hinab, entfernte zu Häupten der Leiche so viel von den Latten, dass das ganze Gesicht zum Vorschein kam, spie in dasselbe, stopfte die Haare in die Ohren und den Mund, wobei er sie fortwährend anspuckte und sie in einem barschen und harten Ton anredete, dann aber vom Grabe zurücktrat. Die Stäbe wurden jetzt wieder mit Sorgfalt eingefügt und mit Palmenwedeln belegt. Unterdessen hatten sich mehre der Weiber unter fortwäh-

render Wehklage nach dem nahen Bache begeben, dort Wasser geschöpft, mit dem sie nach der Hütte zurückkehrten, es dem Wittwer und der Schwester der Verstorbenen reichten, die es nun über die aus dem Grabe ausgeworfene Erde gossen, diese unter Wehgeheul mischten, und mit dieser Masse die Palmenwedel etwa einen Fuss hoch bedeckten, um dadurch die Ameisen abzuhalten, die Ruhe der Todten zu stören. Unmittelbar auf diese compacte Masse legte dann der Wittwer mehre der Geräthschaften der Verstorbenen und warf nun das Grab vollends zu. Jetzt waren endlich meine Ohren von den fürchterlichen Tönen erlöst, denn plötzlich stellten die Klagenden ihr Geheul ein und verliessen die Hütte, welche die Bewohner mit der äussersten Sorgfalt reinigten, wie zugleich auch die hinausgeschafften Sachen in diese wieder zurücktrugen. Ehe dies jedoch geschah, hatte man sorgfältig die Sachen der Verstorbenen ausgesucht, die nun sammt ihrer Hängematte ausserhalb der Hütte verbrannt wurden. Der Wittwer streute darauf die zurückgebliebene Asche rings um die Hütte, und zündete auf dem Grabe ein Feuer an, das er einige Stunden unterhielt; das nicht verbrannte Holz und die Asche aber blieben auf dem Hügel liegen. Die Begräbnissceremonie war damit beendet;— nur die Schwester der Verstorbenen, die dieselbe Hütte bewohnte, setzte ihre Trauer und Klagelieder noch drei Wochen, sowohl bei Tage, besonders wenn sie vom Felde zurückkehrte, als auch um Mitternacht fort; — glücklicherweise aber allein! — Während der Trauerzeit muss sie ihre Perlenschnuren, so wie jeden andern Schmuck ablegen. Diese Trauer wird, wenn auch nicht in gleichem Grade, von allen Stämmen heilig beobachtet. Die *Macusis* legen, wie ich eben angab, allen Schmuck ab, bemalen sich stark mit Arnatto, schneiden sich auch ihr langes Haar ab, und die heitere Miene kehrt nicht eher auf das jetzt düstere Gesicht zurück, als bis das Haar eine bestimmte Länge wieder erreicht hat. Die nächsten Verwandten hatten sich am folgenden Morgen vom Kopf bis zum Fuss mit Arnatto bemalt, die Verwandten zweiten Grades nur die Füsse, Beine und Arme, die noch entfernteren bloss die Hände und Füsse. Die Hütte, in welcher der Todte liegt, wird, wenn auch nicht unmittelbar nach der Beerdigung, sicher aber bald darauf von den Bewohnern verlassen.

Ungeachtet die Kunst des *Piai* sich nicht bewährt hatte, sah ich doch, dass ihm von dem Wittwer seine nutzlose Mühe reichlich mit solchen Gegenständen bezahlt wurde, die er sich eben erst unter saurem Schweisse in *Pirara* durch den Transport unseres Gepäckes verdient hatte. Das Wort *Piai* ist eins jener wenigen, welches fast alle Stämme Guiana's gebrauchen, was mich, nach Analogie mehrer anderer Erfahrungen, zu der Ansicht geführt hat, dass diese Würde nicht aus der unmittelbaren Anschauung jedes einzelnen Stammes hervorgegangen, sondern von einem Stamme ausgegangen und nach und nach von den übrigen adoptirt worden ist, eine

Ansicht, die um so wahrscheinlicher wird, als überhaupt die einfachen, religiösen Ueberzeugungen, ihrer Grundanschauung nach, wesentlich mit einander übereinstimmen. So vielfache Gelegenheit ich auch während meines Aufenthaltes im Innern gehabt habe, mit diesen Gelehrten umzugehen, so habe ich doch bei keinem derselben eine höhere Bildungsstufe, eine tiefere medizinische Kenntniss gefunden. Ihre ganze Thätigkeit besteht in wilden und zugleich rohen Exorcismen, mit Anspucken, Streichen, Drücken und Beräuchern des kranken Theils, in Ausstossen unverständlicher Worte, in der Fertigkeit, sich durch den Genuss narkotischer Pulver in eine Art von wilder Ekstase zu versetzen, namentlich aber in der Kunst des Bauchredens. Besitzen sie auch einige Pflanzenkenntniss insofern, als sie alle Pflanzen mit eigenthümlichen Namen nennen und deren hervorstechende Eigenschaften kennen, so scheint dieses Wissen doch auf keine Weise durch die fortschreitende Zeit befördert, sondern nur als todter Schatz vom Vater auf den Sohn fortgeerbt worden zu sein. Hat der *Piai* keine eigenen Söhne, so wählt er sich unter den Knaben des Dorfes den verschlagensten aus und führt ihn in die entlegensten Theile des Waldes, wo er ihn mit der Technik seiner zukünftigen Würde nach und nach bekannt macht, bis er diese nach Verlauf einiger Jahre vollkommen in sich aufgenommen. Der bis dahin aus der Gesellschaft Verschwundene erscheint nun als gelehrter Arzt u. s. w. in der Mitte seiner Stammgenossen, mehr aber einem Gerippe, als einem Menschen ähnlich. Eine Brühe aus Tabaksblättern ist im Beisein anderer sein Trank, ein Stückchen Cassadabrod seine Nahrung. Während seiner Lehrzeit darf er in keine Berührung mit Europäern kommen, da er dadurch für immer den Einfluss auf die Dämonenwelt verlieren würde. Ist die Lehrzeit überstanden, so reicht ihm der Lehrherr die mystische Zauberklapper *(Maracca* der *Macusis)*, vor deren Macht sich jeder böse Geist beugen muss, worauf der Meister von den Eltern und Verwandten die ansehnlichsten Geschenke erhält. Kein äusseres Zeichen bekundet die Würde, nur der düstere und finstere Blick, das einsame, abgeschlossene Leben und die ascetische Strenge verräth den *Piai*. In den Versammlungen, so wie bei den Tänzen, haben sie den Vorsitz und sind mit ihrer *Maracca* die Anführer des Tanzzuges. Seinem Willen ist das ganze Dorf unbeschränkt unterworfen. Besonders gross scheint ihr Einfluss auf das weibliche Geschlecht zu sein, wie ich auch durchgängig wahrnahm, dass ihre Frauen immer die schönsten des ganzen Dorfes waren, ohne dass sie aber dabei die übrigen unbeachtet gelassen hätten.

So undurchdringlich aber auch der Nimbus ist, mit welchem sich die *Piais* bei ihren Stammgenossen zu umgeben wissen, so scheuen sie sich doch vor dem Europäer; — noch mehr aber vor den Missionaren, da ihnen das innere, böse Bewusstsein wohl nicht mit Unrecht zuzurufen scheint: «Du wirst von diesen

durchschaut.» Fragt man in einem Dorfe nach dem *Piai*, so erhält man stets die Antwort, es sei keiner vorhanden; nur der Zufall wird den Fremden mit dieser gefürchteten Persönlichkeit bekannt machen.

Meine Tauschartikel hatten etwas so lockendes für die Bewohner von *Nappi* und den umliegenden Dörfern gehabt, dass ich zugleich mit Tiedge auch noch 12 Indianer, beladen mit Cassadabrod, Yams, Bataten und riesigen Ananas nach *Pirara* schicken konnte, von welchen Gegenständen uns namentlich das erstere für unsere Reise nach den Quellen des *Takutu* sehr erwünscht sein musste, da sich dieses jahrelang in geniessbarem Zustande erhält und niemals von den Würmern oder Insecten angegriffen wird; eine Erscheinung, die um so auffallender ist, als ich eigentlich ausser dem Cassadabrode keinen andern, irgend zerstörbaren Gegenstand habe kennen lernen, der von ihnen verschont geblieben wäre. Auch hier verlangten die Weiber meist nur Glasperlen, während mir die Männer für Aexte, Messer, Pulver, Feilen und dergleichen, ihre Kriegswaffen, ihr Jagdgeräthe und ihren Federschmuck, unter dem sich namentlich die stattlichen Federmäntel (*Warara-raucui*) auszeichneten, anboten, weshalb meine Hütte auch bald einem reichen ethnologischen Museum glich.

Ich hatte schon früher die Bemerkung gemacht, dass die Industrie sich immer mehr steigerte, je weiter wir im Innern vordrangen. Hier fanden sich für diese Thatsache noch überzeugendere Beweise. So fremd auch diesen Indianern jegliches, die Arbeit erleichterndes Werkzeug war, und sie sich bei der Fabrikation ihrer Waffen u. s. w. bisher meist mit Stein- oder Knochenmessern hatten behelfen müssen, so waren alle ihre Waffen und Geräthe doch mit einer Sauberkeit und einem Geschmack verfertigt, die einen europäischen Handwerker beschämt haben würden. Die Waffen waren durchgängig aus dem Kernholz der riesenhaften *Lecythis* oder des *Brosimum* gearbeitet. Bedenkt man aber die Mühe, welche bereits das Fällen eines solchen Baumes und für Leute, bei denen Aexte noch eine Seltenheit sind, das Herausarbeiten des Kernholzes verlangt, bedenkt man die Mühe, dieses ohne Säge zu zerschneiden und dann in eine Kriegskeule oder einen Bogen umzubilden, so steigt die Bewunderung für die Ausdauer dieser Männer noch höher. Oft sah ich später, wie sie ein Stück altes Eisen, ein altes Waldmesser nahmen, in dieses Scharten einschlugen und es dann als Säge benutzten, und doch war selbst dann noch ein ganzer Tag erforderlich, um nur einen Zoll tief in das eisenharte Holz zu schneiden. Allerdings arbeitet der Indianer nur dann, wenn er Lust hat, und bringt vielleicht mehre Monate und noch länger mit der Verfertigung eines Bogens oder einer Keule zu, die Zeit hat für ihn keinen Werth, und gern giebt er für ein Messer, eine Feile, das Werk zahlreicher mühevoller Stunden hin. Auch ihre Waffen bestanden in Bogen und Keulen (*Taikeh*). Von letztern hat jeder Stamm

seine eigenthümliche Form, obschon, je nach der anerkannten Zweckmässigkeit, von dem einen die des andern angenommen wird. So fand ich bei den *Macusis* auch die Form der Kriegskeulen, die sonst nur den *Maiongkongs* eigenthümlich ist. Diese läuft an dem einen Ende in eine scharfe Spitze aus, über der sich die Keule immer mehr und mehr erweitert, bis sie sich oben wieder stumpf zuspitzt. Der Handgriff befindet sich mehr nach der Mitte zu. Die scharfe Spitze soll dazu dienen, dem niedergeschlagenen Feind diese in das Ohr zu setzen und dann in das Gehirn zu treiben. In den Kampf selbst nehmen sie jedesmal nur sieben vergiftete Pfeile mit; sind diese verschossen, so werden die Partheien handgemein und die Thätigkeit der Keulen beginnt. Um die Schläge der Keule noch wirksamer zu machen, schleifen sie oft auch Stücken harten Sandsteins in Form eines Beiles, und befestigen dieses in die breite Seite der Keule. Eine auffallende, ja fast möchte ich sagen, vollkommene Uebereinstimmung in Rücksicht der Form, besitzen diese Keulbeile mit den altdeutschen Streitäxten, wie wir sie jetzt noch so oft in den Hünengräbern finden. Die Spitzen der Pfeile bestehen entweder aus dem Stachel einer *Raja*, aus Gräten, Knochen oder einem speerartigen Stück Bambusrohr, dem sie giftige Eigenschaften zuschreiben. Mit diesem letzteren erlegen sie hauptsächlich den Tapir und die wilden Schweine. Von dem grössten Interesse war mir unter den Waffen, die ich hier fand, das Blaserohr, eine Jagdwaffe, die ich bisher noch bei keinem Stamme, und wieder in keiner Niederlassung so häufig, als hier, getroffen hatte, da selbst jeder kleine Knabe ein solches *en miniature* besass. Der gesammte Jagdapparat besteht in dem meist 12—14 Fuss langen Blaserohr (*Cura* der *Macusis*, *Ihrua* der *Paravilhanos*), dem Köcher (*Muyeh*), den Pfeilen (*Cungwa*), der Unterkinnlade des gefrässigen Raubfisches *Pygocentrus niger*, der Saamenhülle des *Bombax globosum* (*Assaréh*) und den Fibern der *Bromelia Karatas*. Von diesem Gesammtapparat verfertigen die *Macusis* aber nur die letztern Geräthschaften; das Blaserohr selbst tauschen sie von den *Areecunas*, *Maiongkongs* und *Guinaus* ein. Die Geschicklichkeit, mit welcher sie dieses handhaben, ist wahrhaft bewunderungswürdig, denn mit Sicherheit und Kraft treiben sie den kleinen, über einen Fuss langen Pfeil in horizontaler Richtung oft weiter als funzig Schritt in das Ziel. Kleine Säugethiere und Vögel sind der Hauptgegenstand dieser Jagdwaffe, obschon sie auch dann und wann grösseres Wild damit erlegen, wobei der Erfolg freilich nur von der Stärke des Giftes abhängt. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, dass sich die Wirkungen des Giftes bei den Affen bedeutend schneller zeigen, als bei andern Thieren gleicher Grösse. Die Pflanze (*Arundinaria Schomburgkii Benth.*, *Curata* der *Macusis*), welche den Hauptbestandtheil des Blaserohrs liefert, wächst nur im Lande der *Guinaus* und *Maiongkongs*, am obern *Parima* und wahrscheinlich in den Umgebungen der Quellen des *Orinoko*,

wo sie mein Bruder zuerst entdeckte. Der Halm erhebt sich von dem *Rhizoma* ohne irgend einen Knoten, vollkommen cylindrisch oft bis zu einer Höhe von 15 Fuss, von wo an sich dann die ersten Aestchen abzweigen, und sich die Knoten in regelmässigen Zwischenräumen von 15 — 18 Zoll bis zu einer Höhe von 40 — 50 Fuss fortsetzen. An der Basis hat das ausgewachsene Rohr gewöhnlich 1½ Zoll im Umfang, ist von glänzend grüner Färbung, glatt, mit etwas mehr als ¼ Zoll starker cylindrischer Höhlung. Der Indianer wählt bei der Anfertigung seiner Waffe jederzeit nur den jungen Halm. Hat er einen solchen in der erforderlichen Länge geschnitten, so hält er ihn über ein mässiges Feuer und drehet ihn dabei fortwährend um seine eigene Achse, wodurch das Verziehen verhindert wird, bis er glaubt, dass der grösste Theil der Feuchtigkeit verdunstet ist, worauf er ihn dann so lange in die Sonne hängt, bis ihm die gelbe Färbung verkündet, dass das Rohr keine Feuchtigkeit mehr enthält. Da aber eine solche Jagdwaffe bei den Jagdstreifereien sehr leicht der Zerstörung ausgesetzt wäre, so verfertigen die Indianer aus dem schlanken und dünnen Stamm einer Palme, welche der Familie der *Arecineen* angehört, eine Art Futteral, in welches das Rohr eingeschoben und befestigt wird; zu diesem Zwecke legen sie den schnurgeraden Stamm mehre Tage in das Wasser und stossen dann mit einem Stabe das zersetzte Mark heraus. Das Futteral nannten sie *Curura-curapong*. Eine zweite Art von Blaserohr, die jedoch an Gewicht viel schwerer sind, findet man bei den Indianerstämmen des *Rio Negro* und Amazonenstroms; diese bestehen nur aus dem schlanken Stamm der Palme, der in zwei Hälften gespalten wird, aus denen man das innere, weiche Zellgewebe sorgfältig herausschabt, die Höhlungen auf das sauberste glättet und dann beide Hälften mit Bast und Harz wieder verbindet und verkittet. Während der Indianer des *Rio Negro* an dieses ein Mundstück von anderem Holz anfügt, umwickelt der *Macusi* das Ende, welches in den Mund genommen wird, mit einer dünnen Schnur und befestigt um die untere Oeffnung eine Art Schutzhut aus der halben Steinfrucht des *Astrocaryum Tucuma*, damit sich jene bei dem Aufstossen auf den Boden nicht mit Erde verstopfen kann. Die Pfeilchen, die aus dieser Waffe geschossen werden, sind ungefähr einen Fuss lang und aus der Wedelrippe der *Maximiliana regia* verfertigt. Ihre nadelgleiche Spitze wird einen Zoll lang mit Gift bestrichen, welches in der Sonne fest antrocknen muss. Der Jagdköcher aus Flechtwerk, das äusserlich mit Harz und Wachs (*Mani* und *Caraman*) dick überzogen wird, um Nässe und Regen abzuhalten, und mit einem festschliessenden Deckel aus der Haut des *Maipuri* versehen, fasst meist 4 — 500 Stück solcher, an zwei Faden aufgereiheter und fest um einen etwas längern Stab, an dessen einem Ende ein Ring befestigt ist, der gerade in die Höhlung des Köchers passt, gewickelter Pfeile, deren Spitzen dadurch vor dem Aufstossen auf dem Boden des

Köchers geschützt sind. Aussen an dem Köcher hängt ein Bündelchen der Fibern der *Bromelia Karatas,* mit denen die Saamenhülle des *Bombax globosum (Silkcotton)* befestigt wird, die zur Ausfüllung des Calibers des Rohrs um das hintere Ende des Pfeils gewickelt ist, und wegen ihrer Leichtigkeit der Kraft des Pfeiles wenig Eintrag thut. Ein kleines Körbchen, ebenfalls an dem Köcher angebunden, enthält diese Saamenhülle, wozu nun noch die Unterkinnlade des *Pirai* kommt, um an dessen scharfen Zähnen die Pfeilchen im Nothfall zu spitzen, und zugleich unmittelbar unterhalb des Giftes bis auf ⅓ ihrer Stärke zu durchschneiden, damit bei der Verwundung des Wildes, namentlich der Affen, die das Pfeilchen, so wie sie sich verwundet fühlen, augenblicklich herausreissen, der übrige Theil abbricht und nur die vergiftete Spitze sitzen bleibt. Die Form der erwähnten Körbchen sind zugleich Zeichen, an welchen man die verschiedenen Indianerstämme erkennen kann. Gleich wie wir nur soviel Munition auf die Jagd mitnehmen, als wir auf ihr zu bedürfen glauben, so bestreicht auch der *Macusi* nur soviel Pfeile mit Gift, als er muthmasslich zu verbrauchen denkt.

Mit dem Blaserohr in der rechten Hand, den Köcher nebst Zubehör an einer kurzen Schleife so über die linke Schulter hängend, dass er ihn mit dem Oberarm an die Brust drücken kann, eilt der Jäger in den Wald und dringt mit dieser unbeholfenen Waffe in das Dickicht ein, um Affen, Hokkohühner, Jakus, Trompetenvögel und andere Thiere aufzusuchen. Die Gewandtheit, welche der Jäger dabei entwickelt, ist bewunderungswürdig. Sitzen die Thiere auch auf den höchsten, dichtbelaubten Bäumen, so befinden sie sich doch noch keineswegs ausser dem Bereiche das Blaserohrs, dessen Pfeil der Jäger über 100 Fuss hoch empor sendet. Leise und geräuschlos, so dass sich kaum die gefallenen Blätter unter seinen Füssen zu bewegen scheinen, und das Ohr des Europäers vergebens das Geräusch seiner Schritte zu erlauschen suchen würde, schlüpft er von Baum zu Baum, bis er sich endlich dem genähert, auf welchem er Beute zu finden hofft. Nichts entgeht seinen scharfen, geübten Sinnen, sein Ohr ist für den leisesten Ton, sein Auge für die fast unbemerkbare Abweichung in dem Colorit der Belaubung offen. Bleibt sein Suchen und Spähen längere Zeit ohne Erfolg, so ahmt er das Geschrei des Vogels, den er zu erbeuten wünscht, auf das täuschendste nach und lockt diesen so lange von Baum zu Baum, bis der Pfeil des Blaserohres das Thier erreichen kann; — gedankenschnell fliegt dieser aus der Oeffnung und verfehlt nie sein Ziel. Half aber all' die List des Jägers nichts, traf er keine Beute an, dann sieht ihn das Dorf am Tage nicht zurückkehren; — er wartet den Abend ab, schleicht sich gleich dem bösen Gewissen in seine Hütte, und legt sich, ohne ein Wort mit der Familie zu wechseln, in seine Hängematte, während er vielleicht am nächsten Tage, beladen mit Beute, unter stolzem Jubelruf in dem Dorfe einzieht.

Geht der Indianer auf die Jagd grösserer vierfüssiger Thiere, so nimmt er meist Bogen *(Urapa)* und Pfeile *(Urari-Epou)* zur Hand, an deren Ende ein Stück hartes Holz von einem halben Fuss Länge befestigt ist, das oben ein einen Zoll tiefes, viereckiges Loch hat. In dieses Loch wird die vergiftete Spitze gesteckt, die leicht herausgenommen werden kann. Auch im Kriege werden diese Pfeile benutzt. Gebraucht der Jäger den Pfeil nicht, so wird ein Stück Rohr über die Spitze gestülpt, um Unglücksfälle oder bei eintretendem Regen das Abwaschen des Giftes zu verhüten. An der Seite trägt er zugleich ein ausgehöhltes Stück Bambusrohr mit einem Deckel, in dem sich die übrigen vergifteten Spitzen befinden, die ebenfalls an verschiedenen Theilen bis auf ein Drittel ihrer Breite und Stärke durchschnitten sind, damit sie, wenn ein Thier angeschossen worden, durch die Schwere des Pfeiles in der Wunde abbrechen und das verwundete Thier bei seinem Todeslauf durch das Dickicht dieses nicht zerbrechen kann.

Obschon ich bei meiner Ankunft in *Nappi* mehre Fieberkranke fand, eine Krankheit, der offenbar auch jene Frau als Opfer gefallen war, so hatte mich doch bisher diese Plage verschont, das wilde Gelärm des *Piai* blieb daher mein abendliches Wiegenlied. Eins der Symptome, die hier häufig die Fieber begleiteten, bestand in einer heftigen Dysenterie, die meist die Krankheit zu einem schnellen Ausgang führte. Interessant war es mir, als ich in *Nappi* den Dampf bei gewissen Krankheiten als Heilmittel anwenden sah, wozu man unter die Hängematte des Patienten grosse Gefässe mit Wasser stellte, in das fortwährend glühend gemachte Kieselsteine geworfen wurden. Ausser den Fiebern und der Dysenterie ist namentlich noch eine Krankheit unter den Bewohnern der Ebenen heimisch, die sie *Viccis* nennen. Meist beginnt sie mit einem leichten Fieber, das gewöhnlich im Anfang ganz unbeachtet gelassen wird. Bald aber gesellen sich Schmerzen in den Knieen, Schwere in den Gliedern und eine fortwährende Neigung zum Schlafe dazu. Werden bei Eintritt dieses Stadiums nicht die kräftigsten Gegenmittel angewandt, so ist der baldige Tod die unausbleibliche Folge der Versäumniss; der Kranke fängt an zu deliriren, — merkwürdiger Weise aber durchgängig nur in heiteren Phantasien — und die Muskelthätigkeit seiner Verdauungsorgane erschlafft so, dass der Stuhlgang unwillkürlich abgeht. Adstringirende Absude und Citronensaft sind die Mittel, die sich, im Anfang eingenommen, als die kräftigsten bewähren.

Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen, wende ich mich wieder zu meinen speciellen Umgebungen.

Für meine Sammlungen hatte ich in *Nappi* ein besonders günstiges Feld getroffen, und bald war ich in dem Besitz einer bedeutenden Anzahl Vögel; — immer aber fehlte mir noch die *Rupicola aurantia* und der *Chasmarhynchus carunculatus;* ich hatte erstere noch in ihren Schlupfwinkeln, dem eigentlichen Gebirge,



usi Pureka.



aufzusuchen, was mir beinah nicht gelungen wäre, da mich keiner der Bewohner *Nappi's* dahin, dem Aufenthalt der bösesten unter den bösen Geistern, führen wollte. Endlich vermochten meine Versprechungen doch fünf zu diesem Wagstücke, mit denen ich eines Morgens so schnell als möglich aufbrach. Der in der Nacht ungemein reich gefallene Thau gab mir Gelegenheit, die Bezeichnung desselben von Seiten der *Macusis* kennen zu lernen; diese nennen ihn « den *Siriko-itaku* Speichel der Sterne » während ihn die Caraiben mit « Urin der Sterne » bezeichnen. Der dichte Urwald in der nächsten Umgebung *Nappi's* bestand grossentheils aus harzführenden Bäumen, unter denen ich nur das *Humirium floribundum (Mart.)*, die *Amyris ambrosiaca (Lin.)* und *Hymenaea Courbaril (Lin.)* anführe. Die *Hymenaea* hat ungemein viel Aehnlichkeit mit unserer Rüster. Einen anderen, wegen seines vorzüglichen Holzes höchst interessanten Baum, *Piratinera guianensis (Aubl., Brosimum Aubleti Poep. Endl.)*, Buchstabenholz (*Letterwood*) der Colonisten, hatte ich schon auf den frühern Excursionen kennen lernen. Das Herz dieses Baumes gehört unstreitig, nicht allein wegen seiner Festigkeit, Feinheit und Politurfähigkeit, sondern namentlich auch wegen seiner dunkelrothen Färbung und den tief schwarzen Flecken zu den ausgezeichnetsten Tischlerhölzern. Schade, dass das Herz, selbst bei dem ausgewachsenen Baume, nur 5—7 Zoll im Durchmesser hat. Das gleichfalls hier heimische *Sideroxylon inerme (Lin.)* liefert ein ähnliches Holz.

Nur die wasserleeren Betten einiger Sturzbäche machten es uns an mehren Stellen möglich, durch die von dichtem Lianenwuchs verbundene und verschlungene Vegetation vorzudringen. Einzelne Bäume waren mit einem vollkommenen Netzwerk überzogen, während sich andere von Moosen, Flechten, Farrn und Orchideen bedeckt zeigten, und sich mehre Species *Bignonien* und *Passifloren* gleich lieblichen Epheuranken an ihnen emporschlangen. Hörte ich auch dann und wann den Zauberton des *Chasmarhynchus*, so suchten meine Augen unter dieser dichten Belaubung doch vergebens nach ihm.

Nachdem wir eine Zeit lang unsern Weg auf diesen Hülfsstrassen fortgesetzt, mehre Hokkohühner und eine schöne Species *Picus* geschossen, deren lautes Hämmern vielfach durch den Wald hinschallte, wurde dieser selbst lichter. Wir befanden uns offenbar in einem verwilderten Provisionsfelde, auf dem auch noch eine verfallene Hütte stand. Ihr früherer Bewohner, Pureka, war einer meiner Begleiter. Die *Musa sapientum* hatte auf diesem verlassenen Grundstück eine Höhe von 40 Fuss, ihr Stamm einen Durchmesser von 14 Zoll erreicht. Die durchschnittliche Höhe des Zuckerrohrs betrug 15—18 Fuss. In dieser Hinsicht übertraf die Ueppigkeit des Bodens alles, was ich bis jetzt noch gesehen. Dieser bestand aus einem Gemisch von Dammerde, Lehm und Sand. Ein schmerzlicher

Todesfall hatte den frühern Bewohner veranlasst, seine Hütte und die sie umgebenden reichen Felder zu verlassen. Der noch nicht ganz verdeckte Raum gestattete mir wenigstens etwas Aussicht; wir befanden uns an der Basis des Gebirgszuges, den wir, nachdem wir uns unter vielen Schmerzen einen Durchgang durch die stachlichen *Solaneen* und *Mimoseen* gebahnt, zu besteigen begannen, was jedoch ebenfalls nur unter der unausgesetzten Hülfe des Waldmessers bewerkstelligt werden konnte. Je höher wir stiegen, um so häufiger wurden auch die für meine Kleider und meinen Körper so gefährlichen Palmen, der *Desmoncus polyacanthus* und *macroacanthus,* deren unbarmherzige Widerhaken mich oft mitten im Aufsteigen anzuhalten befahlen, wobei freilich manches Stück der Kleidung, manches Stück Haut zurückblieb. Eben so häufig traten uns auch *Acrocomia sclerocarpa (Mart.)* und *Iriartea ventricosa (Mart.)* entgegen. Vor vier Jahren hatten zwei meiner Begleiter Herrn Youd zum Gipfel geführt, und kaum waren wir mehre hundert Schritte aufwärts gestiegen, als sie mich auch schon auf die damals umgebrochenen und mit dem Messer abgekuppten Zweige aufmerksam machten, Zeichen, die für mein unkundiges und blödes Auge freilich unbemerkt geblieben wären. Auch jetzt wurden alle 10 bis 12 Schritte Zweige umgeknickt. Zu den Hindernissen, die uns die Vegetation entgegensetzte, gesellten sich bald noch ungeheure Granitblöcke, die theils als Massengebirge zu Tage stiegen, theils ohne Verbindung auf einander gethürmt lagen.

So mochten wir etwa eine Stunde gestiegen sein, als meine Kräfte zu schwinden begannen; — da ertönte nicht weit von uns der Zauberglockenton des *Chasmarhynchus*, des Zieles meiner Wünsche, und bald hatten die scharfen Augen der Indianer den feenhaften Sänger auf der Spitze einer alten, erstorbenen *Mora* ausgefunden! Nach vieler Mühe gelang es auch mir bei den blendenden Sonnenstrahlen den weissen Vogel zu entdecken. Ich bedeutete meine Begleiter, dass wir vereint schiessen wollten, wo der Vogel doch vielleicht von einem Schroote erreicht werden möchte; ein verneinendes Schütteln war die Antwort, denn sie sahen nur zu gut ein, dass ein solches Unternehmen bei unserer jetzigen Stellung vergeblich sein würde, nichts aber verabscheut der Indianer mehr, als in das Blaue zu schiessen. Da mir jedoch nicht allein das Indianerauge, sondern auch ihre Ueberlegung fehlte, versuchte ich den Schuss; — das spöttische Lächeln meiner Begleiter war mein einziges Resultat, denn der Vogel flog davon. Aergerlich wollte ich weiter gehen, als mir die Indianer andeuteten, stehen zu bleiben, weil der Vogel bald nach seinem Bellevue zurückkehren würde. Ich suchte mir eiligst eine günstigere Stellung aus, und kaum hatte ich diese eingenommen, als sich auch die Töne wieder hören liessen. Diesmal war die Reihe des spöttischen Lächelns an mir, denn der Schuss glückte, der Vogel kam herab. Leider wurde das weisse Gefieder

durch das Blut ziemlich beschmutzt. Der Vogel ist etwas grösser als eine Drossel; an der Wurzel des Schnabels erhebt sich ein eigenthümlicher, dabei aber hohler, schwarzer, muskulöser Zipfel, der in direkter Verbindung mit dem Gaumen steht und mit einzelnen weissen Federchen besetzt ist. Je nach dem Willen des Vogels kann er diesen Zipfel vom Gaumen aus mit Luft füllen, wodurch er sich dann wie ein Horn erhebt; eben so willkührlich kann er auch die Luft wieder zurückziehen, und der Zipfel hängt dann entweder, wie die sogenannte Nase der Truthähne, an der Seite des Schnabels herab, oder er zieht ihn auch ein, wo er dann kaum noch einen viertel Zoll hervorragt. In diesem eingezogenen Zustand trägt ihn der Vogel gewöhnlich. Lässt er aber seine vollen, metallreinen Töne erschallen, so bläst er den Zipfel auf, der sich dann zugleich mit der Spitze um seine eigne Basis herumdreht. Stösst er bloss einen einzelnen Ton aus, so richtet sich der Zipfel augenblicklich empor, fällt aber unmittelbar nach dem Ausstossen des Tones wieder um, um sich beim nächsten Schrei abermals emporzurichten. Im Colorit des Gefieders weicht das Weibchen vollkommen vom Männchen ab, da jenes graugrün ist. Auch die Männchen erhalten ihr schneeweisses Gefieder erst im dritten Jahre. Ich war später so glücklich, die verschiedensten Uebergangsstufen des Gefieders meinen Sammlungen einreihen zu können. Merkwürdig ist es, dass die Indianer weder die Nester noch die Brütezeit des Vogels kennen. Sie behaupten allgemein, dass der Vogel hier nicht brüte, sondern erst nach dieser Zeit in der Umgebung *Nappi's* erscheine.

Je höher wir stiegen, um so seltner wurden auch die befiederten Bewohner des Waldes; nur das schrillende Singen der Cicaden unterbrach die tiefe Stille. So mochten wir ungefähr eine Höhe von 1000 Fuss erreicht haben, als meine Begleiter auf einem ebenen, kleinen, von Unterholz freien Platz nicht mehr recht wussten, wohin wir uns zu wenden hatten, namentlich da das dichte Laubgewölbe über und neben uns die Orientirung verhinderte. Um diese Ungewissheit zu heben, musste einer auf einen der höchsten Bäume steigen. Wir befanden uns in der Nähe des Felsens *Curassawaka,* den wir auch nach einer kurzen Rast erreichten. Das Gestein des Felsens selbst, so wie das, was ich bisher zu Tage anstehend gefunden, bestand grösstentheils aus Granit und Gneis mit mehr oder weniger Glimmer. Das Panorama, welches sich von der Plattform vor mir ausbreitete, wird mir ewig unvergesslich bleiben! Tief unter uns verriethen die durch die dichten Laubmassen aufkräuselnden Rauchwolken die Lage der friedlichen Niederlassung *Nappi*, und schrankenlos schweifte das Auge über den dichten Urwald, die zahllosen Savannenoasen und den sanften Wellengrund bis zu dem in bläulicher Ferne verschwimmenden Horizont, — um uns wucherten in üppiger Fülle *Pitcairnien*, *Tillandsien* und *Monachanthus* auf dem kleinen Terrain, das wir eingenommen hatten. Der

Curassawaka erhebt sich etwa in der halben Höhe des Gebirges von drei Seiten ziemlich senkrecht über die ihn umgebenden Bäume. Etwas südlich von unserem Standpunkt und noch einige hundert Fuss höher, thürmte sich der groteske Felsen *Nappi* mit seinen ebenfalls senkrechten Felsenwänden hoch über die Gebirgsfirste empor. In dieser Höhe entdeckten meine Indianer eine grosse Landschildkröte (*Testudo tabulata Walb.*). Wie viel Zeit musste dieses Thier gebraucht haben, um auf einem solchen Höhepunkte anzukommen?

Nachdem ich die herrliche Fernsicht mit trunkenen Blicken überschaut hatte, setzten wir unsern Weg fort, der nun einen steilen Abhang hinabführte. Die Vegetation nahm einen andern Charakter an; üppige Farrnkräuter und dichte Gruppen *Gesnerien* überzogen die mächtigen Felsblöcke und erschwerten das Abwärtssteigen nur noch mehr, bis wir in einer tiefen Schlucht ankamen, wo uns das freundliche Geplätscher eines kleinen Sturzbaches entgegentönte, an dessen frischem, kühlendem Wasser wir uns in vollen Zügen labten; — noch aber suchten meine Augen vergebens nach der *Rupicola.* Nachdem wir abermals eine ungemein steile, mit zahllosen Granitblöcken überzogene Anhöhe unter unsäglichen Schwierigkeiten erstiegen, trafen wir endlich wieder einen kleinen Platz an, auf dem der Boden ziemlich eben und nur wenig mit Gebüsch bewachsen war. Hier setzte ich mich, um auszuruhen, während sich die Indianer in das Gebüsch vertheilten. Ein eigenthümliches Geschrei, das ich einem Vierfüssler zuschrieb, indem es ganz der Stimme einer jungen Katze glich, zog plötzlich meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Töne näherten sich in kurzen Intervallen immer mehr, während die Indianer sie täuschend nachahmten, und unerwartet sass mit einmal einer der ersehnten Vögel vor mir im Gebüsch, dem sich bald in schnepfenähnlichem Fluge mehre zugesellten, aber eben so schnell wieder verschwanden, nachdem sie den lockenden Vogel vergeblich im Gebüsch gesucht hatten. Diese kurze Ruhe muss der Jäger zum Schuss benutzen, da sie eigentlich der einzige Augenblick ist, wo ein solcher sicher gelingen möchte. Wir hatten das Glück, sieben zu erlegen. Das schmutzig graue Gefieder des Weibchens tritt auffallend gegen das glänzend orangenfarbige Colorit des Männchens, welches dieses aber ebenfalls erst im dritten Jahre erhält, zurück. Eigenthümlich ist es, dass die *Rupicola* sorgfältig die Gesellschaft aller übrigen Vögel vermeidet, und daher nur in den einsamsten und wildesten Felsenparthien angetroffen wird. Sein Nest baut der Vogel in die tiefen Spalten der Felsen, wo sie nach Art unserer Schwalbennester angeklebt und zugleich soviel als möglich gegen den Einfluss der Witterung geschützt sind. Als Binde- und Anheftungsmittel an dem Felsen und für die vegetabilischen Fibern und Wurzelfasern, aus denen es besteht, benutzen sie ein ziemlich festes Harz. Wie manche andere Vögel scheint auch die *Rupicola* ihr einmal gebautes Nest alljährlich

wieder zu benutzen, und dasselbe nur bei jeder Brütezeit durch eine neue Schicht Wurzelfasern und einige Flaumenfedern zu erhöhen, was ich wenigstens aus den verschiedenen übereinanderlagernden Schichten schloss. Die äussere Seite des Nestes ist förmlich mit jener harzigen Masse überzogen. Sie legen immer nur zwei weisse, mit einzelnen schwarzen Pünktchen gesprenkelte Eier, die dieser Färbung nach ganz mit denen der Pipraarten übereinstimmen; die Eier selbst sind etwas grösser als die der Tauben. In solchen Spalten findet man meist mehre Nester neben und übereinander, was ein sicheres Zeichen für ihre gegenseitige Verträglichkeit abgiebt. Die Hauptbrütezeit scheint in dem Monat Mai einzutreten, obschon ich bei den Indianern auch im November ganz junge Vögel gefunden, die diese gern gross zu ziehen schienen, was ihnen aber nicht gelingen muss, da ich nie einen ausgewachsenen Vogel bei ihnen getroffen. Don Pedro I., Kaiser von Brasilien, pflegte früher an besondern Gallatagen einen Mantel von den bunten, handgrossen Flecken der Brust des *Tukan's* zu tragen; der jetzige Kaiser trägt diesen, seitdem jener Vogel mehr bekannt und seine Schlupfwinkel aufgefunden sind, aus den Bälgen der *Rupicola aurantia,* und die Districte am *Rio Negro*, namentlich am Flusse *Uaupes,* müssen jährlich eine bestimmte Anzahl dieser Bälge nach *Rio Janeiro* einliefern.

Höchst ermüdet und erschöpft erreichten wir bei Einbruch der Nacht die Niederlassung wieder, wobei ich auf dem Rückweg nicht genug den Scharfsinn der Indianer bewundern konnte, mit welchem sie in dieser schauerlichen Wildniss das Dorf auffanden, obschon wir bei der Rückkehr eine ganz andere Richtung eingeschlagen hatten. Beim Anspacken meiner auf diesem Ausflug gesammelten Schätze, vermisste ich die kleine geologische Suite, und als ich den Indianer, den ich sie zum Tragen übergeben, darnach frug, äusserte er, so unwahrscheinlich dies auch war, er habe sie verloren.

Mein Bruder hatte mich bereits früher darauf aufmerksam gemacht, dass die Indianer nur äusserst schwer zum Tragen von Steinen zu bewegen wären, und sich meist, sobald dies nur irgend ginge, derselben heimlich entledigten. Man überlade den Indianer mit Gepäck aller Art, er wird keinen Ton des Missmuths ausstossen, ruhig seine Last über Berg und Thal tragen, — aber ihm Steine aufzubürden, das, meint er, könne nur aus bösem Willen geschehen; ich war später, wollte ich meine geologischen Sammlungen vermehren, meist genöthigt, diese selbst zu tragen. Kehrte ich von meinen Excursionen mit Pflanzen u. s. w. beladen nach dem Dorfe zurück, so war ich auch jedesmal der Gegenstand des mitleidigen Gelächters der Frauen; am meisten aber steigerte sich dieses, wenn sie mich Steine aus den Taschen hervorbringen sahen; kurz, ich war und blieb in ihren Augen das merkwürdigste und sonderbarste Geschöpf, das sie jemals gesehen.

Die Waldflüsse in der Nähe *Nappi's* mussten einen enormen Fischreichthum beherbergen, da oft eine einzige Familie mehr als tausend Exemplare des *Erythrinus unitaeniatus* nach Hause brachte, die sie in kurzer Zeit durch das Vergiften des Wassers gefangen hatte. Auffallend war es mir, dass die Beute fast nur aus diesem Fische bestand, dessen Lieblingsaufenthalt daher jedenfalls die Waldflüsschen sein müssen, durch die er während der Regenzeit in die überschwemmte Savanne gebracht werden mag. Die Niederlassung bot, sobald eine solche Proviantfülle eingebracht wurde, immer ein ungemein reges Bild, da es jetzt galt, den Reichthum so schnell als möglich vor dem Verderben zu schützen. Alle Hände waren beschäftigt; dort stellten und banden mehre ein Gerüst zum Räuchern zusammen, indessen andre nach trocknem Holz für das Feuer liefen, und wieder andere die grösseren Fische zerlegten, damit diese besser durchräuchern konnten, oder in grossen Töpfen an das Feuer setzten. Die Namen der verschiedenen Fischarten waren meistentheils von irgend einer Aehnlichkeit hergenommen, die einer seiner Theile mit einem andern Thiere hatte. Zufällig hatte ich zu meiner grossen Verwunderung und noch grösseren Freude in dem unmittelbar an *Nappi* anstossenden Urwald mehre Citronen- und Limonenbäume von ungeheurer Grösse entdeckt, die früher irgend ein industriöser Indianer gepflanzt haben mochte, deren Zweige sich vollkommen unter der Last ihrer Früchte, in den verschiedensten Stadien ihrer Entwickelung, beugten. Dieser Luxusartikel, den wir als Essig benutzten, machte uns unsere Fischgerichte doppelt schmackhaft, und da ich ausserdem wusste, welch grosse Freude dieser herrliche Fund in *Pirara* erregen würde, so hatte ich bereits am Entdeckungstage mehre Körbe mit Früchten dahin gesandt, wofür ich bei meiner Rückkehr den allgemeinsten Dank erndtete. Von da verging fast keine Woche, wo uns die Indianer diesen gesuchten Tauschartikel nicht zu Markt gebracht hätten.

Den *Chasmarhynchus*, die *Rupicola*, besass ich jetzt, noch aber fehlte mir die *Strychnos toxifera*, welche nach Aussage der Indianer nur auf dem *Ilamikipang*, einer der Felsenhöhen des westlichen Ausläufers des Canukugebirges, wachsen sollte. Meine Führer nach dem *Nappi* wollten mich auch dahin begleiten. Da dieser Ausflug mehre Tage in Anspruch nahm, liess ich Stöckle bei den Sammlungen zurück. Am Abend vor unserer Abreise wurde von einem der Indianer ein Fuchs (*Canis Azarae*) erlegt, den die Sehnsucht nach der Menge zahmer Papageien und Hühner die Vorsicht zu weit aus den Augen hatte setzen lassen. Dem Körper nach war er etwas kleiner als unsere Füchse, auch zeigte sich die Ruthe bei weitem nicht so behaart; am meisten aber weicht er in seiner Färbung ab. Azara und Prinz von Neuwied haben ihn bereits genau beschrieben; darnach scheint er über ganz Südamerika verbreitet zu sein.

Mit Sonnenaufgang traten wir unsere Reise an. Nachdem wir das kleine Flüsschen *Curassawaka* überschritten, wandten wir uns südwestlich und durchschnitten den in seinem Vegetationscharakter vielfach abweichenden, dichten Urwald. Wildes Trümmergeröll, zwischen dem oft mächtige Granitnadeln zu Tage traten, verkündete mir, dass unser Weg jetzt ebenfalls längs der Basis des Gebirges hinführen müsse. Die dicht verflochtenen Zweige und Wipfel versagten auch hier jedem Sonnenstrahl den Durchgang, den diese nur da fanden, wo der Sturm einen der gewaltigen Riesen mit seinen ganzen, durch die Lianen verbundenen Nachbarn niedergeworfen und ganze Morgen gelichtet hatte. An solchen Stellen hatte der erwärmende Strahl der Sonne eine ungeheure Menge krautartiger Gewächse und anderer Pflanzen hervorgerufen. Die tieferen, sumpfigen Stellen waren durchgängig mit Palmen bestanden und *Oenocarpus Bacaba, Bataua* wucherten vereint mit *Maximiliana regia* und üppigen *Aroideen*, unter denen mir namentlich ein *Dracontium* wegen der sonderbaren Zeichnung seiner Blattstiele auffiel, in welcher es ganz der fürchterlichen Schlange *Trigonocephalus atrox* glich. Da mehre Exemplare lebend in Berlin ankamen, so stellte sich bei der Blüthe im botanischen Garten heraus, dass es eine neue Species war, die Hr. Prof. Kunth *Dracontium dubium* genannt hat. Die Pflanze wurde mir auch noch dadurch interessant, dass ich allgemein den Glauben verbreitet fand, dass die Blattstiele und Wurzel gequetscht und auf die, durch den Biss jener Schlange verursachte Wunde gelegt, ein treffliches *Antidotum* gegen die Wirkung desselben seien sollte, was die Natur den Menschen gleichsam durch die Zeichnung habe andeuten wollen. So mochten wir zwischen der dichten Belaubung der Bäume und grossen Blätterpilzen, die aus dem Moder des abgefallenen Laubes zwischen dem Geröll aufgeschossen und von zahllosen Fliegen und Insekten umschwärmt wurden, ungefähr eine Strecke von mehren Stunden zurückgelegt haben, als die plötzliche Helle und einige betretene Pfade, die sich mehrfach durchkreuzten, eine Niederlassung vermuthen liessen, die auch bald auf einem kleinen von Wald entblössten Hügel in vier elenden Hütten vor uns auftauchte. Vergebens aber sahen wir uns nach einem lebenden Wesen um; — ja selbst das heisere Bellen der Hunde, die sonst bei dem leisesten Geräusch ihre Gegenwart bemerkbar machen, liess sich nicht hören; — das Dorf musste verlassen sein.

Ist auch der Indianer nichts weniger als an die Scholle gebunden, die er eben bewohnt, die vielleicht seine Geburtsstätte war, — veranlasst ihn oft eine ganz geringfügige Ursache, eine Jagdgeräthe, so wie alles andere Tragbare aufzupacken und sich eine andere Wohnstätte zu suchen, so thut er dieses doch nur in für ihn höchst wichtigen Fällen, sobald die Früchte seines Feldes noch nicht eingeerndtet sind. Eine solche wichtige Ursache musste es daher jedenfalls gewesen sein,

welche die frühern Bewohner bewog, ihre im schönsten Gedeihen stehenden Felder zu verlassen und auf und davon zu gehen. Da wir einige Stunden ruhen wollten, zerstreuten sich die Indianer in das ausgebreitete Feld, welches den Hügel umgab, und kehrten bald darauf, beladen mit Zuckerrohr, Ananas, Bananen und Tabaksblättern zurück, während ich mich unterdessen an den grossen, reifen Fruchtstielen des *Anacardium occidentale* gelabt hatte, und die *Gomphrena globosa,* die um die Hütten stand, mich an meine Heimath erinnerte, bis die herrliche Aussicht auf die Gebirgskette meinen Blick wieder auf meine Umgebungen lenkte. Gleich einer dichten, grünen Matte breitete sich die engverflochtene Waldung bis zum Scheitel des Gebirges aus, nur hier und da von düstern, gigantischen, abgerundeten oder in spitze Nadeln auslaufenden Granitfelsen und Felsenwänden durchbrochen, wobei die reichen Glimmertheile, die sich an einzelnen Stellen zu förmlichen Flächen angehäuft haben mussten, die glühenden Sonnenstrahlen in tausend und abertausend Radien reflectirten, und das Auge blendeten. Dieses Phänomen war mir schon in *Pirara* von dem Pacaraimagebirge mit einer Intensivität entgegengetreten, die uns, da dieses sechs Wegstunden vom Dorfe entfernt lag, allgemein in Staunen setzte. Sollte dieser Glimmerreichthum mit seinem reflectirten Lichte nicht vielleicht mit eine der Ursachen zur Entstehung der Mythe des *El Dorado* gewesen sein, namentlich da der Glimmer, wie uns die eigene Erfahrung lehrte, von den Indianern für das gesuchte Gold gehalten wird?

Es war ein ungemein gemüthliches Plätzchen, und selbst meine Indianer sprachen ihre Verwunderung darüber aus, dass die Bewohner diesen freundlichen Ort verlassen hatten; am auffallendsten aber war es ihnen, dass sie, die nächsten Nachbarn, von dem Verschwinden derselben nichts erfahren hatten. Die Ursache der Auswanderung der Bewohner blieb mir fremd, meine schleunige Flucht aber aus der gefährlichen Nähe der Hütten liess sich leicht erklären, denn diese waren förmlich mit Flöhen angefüllt, welche die lange entbehrte Nähe lebender Wesen bald ausgewittert haben mochten. Da diese allgemein verbreiteten Plagegeister selten länger, als einige Wochen in den von den Bewohnern verlassenen Hütten zu leben vermögen, so konnten diese auch nur erst kurze Zeit leer stehen.

Nachdem wir unsern Hunger gestillt und den Durst gelöscht, betraten wir den Wald wieder und setzten unsern Weg in diesem fort, wobei mir besonders die ungemeine Stille auffiel, die in ihm herrschte. Hier und da eine *Pipra* oder eine einsame Taube, dies waren die einzigen Thiere, die mir zu Gesicht kamen. Eine lange Zeit waren wir so durch den stillen und lautlosen Wald hingeschritten, als ein starkes Knurren und Brummen unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, das aus einem verschlungnen Dickicht von *Desmoncus*, *Astrocaryum* und *Bactris* hervortönte. Der einstimmige, leise Ausruf: « *Teikusi!* » meiner Indianer, löste meine

Zweifel, wir standen vor dem Lager eines Jaguars. Da unsere Gewehre nur mit starkem Schroot geladen waren, setzten wir so schnell als möglich noch einige Posten auf, und vertheilten uns um die Stelle, von welcher wir die Töne vernommen. Langsam und bedächtig, der Katze gleich, die wir jetzt beschleichen wollten, näherten wir uns dem Dickicht, und bald leuchtete uns das glänzend gefleckte Fell eines Jaguars zwischen den Palmen entgegen; — doch auch er hatte uns bereits bemerkt, starrte uns mit seinen funkelnden Augen an, und sperrte unter einem zischenden Tone seinen Rachen in kurzen Zwischenräumen auf, wodurch ich sein fürchterliches Gebiss zu sehen bekam. Befangen und mit Staunen waren meine Augen auf das königliche Thier gerichtet, das ich hier zum erstenmal im Naturzustande vor mir sah. In dem Augenblick, wo ich den Schuss des dem Thiere am nächsten gekommenen Indianers zu hören hoffte, vernahm ich nur den schwachen Knall des Zündhütchens, und mit einem gewaltigen Sprunge war das Thier im Gebüsch verschwunden. Voller Zorn und Unmuth warf der Indianer das Gewehr zur Erde; ungefähr 20 Schritt vor ihm hatte der Jaguar eben ein Aguti verzehrt. Wir hatten die Flinten am Morgen geladen, keiner von uns aber noch Gelegenheit gehabt, diese abzuschiessen, und die feuchte Atmosphäre hatte daher längst die Ladung durchnässt. Verstimmt und missmuthig setzten wir unsern Weg fort, bis wir auf eine Savanne traten, die mit *Curatella*-Bäumen, Gesträuch und ganzen Strecken *Cissampelos* besetzt war.

Der groteske Gebirgszug, dessen Basis wir verfolgten, lag jetzt in seiner vollen Höhe und weiten Ausdehnung vor uns. Breite Felsgürtel, auf denen Agaven, Orchideen, niederes Gebüsch von *Clusien* und *Byrsonima* wucherten, durchzogen in seiner Nähe die Ebene von Ost nach West. Bei einer, eben im Bau begriffenen, grossen Hütte, ging es uns wie in dem letzten Dorfe, wir fanden ihre Bewohner ebenfalls abwesend. Nachdem wir noch mehre dieser Felsenrippen überstiegen, tauchte abermals eine Hütte vor uns auf, in der wir eine junge Frau Baumwolle spinnend in der Hängematte liegen fanden, während ein niedliches Mädchen zu ihren Füssen sass, solche zupfte, und der durch meinen Eintritt ebenfalls aufgeschreckten Mutter schreiend in die Arme lief. Nachdem sich endlich beide von ihrem Schreck erholt hatten, brachte uns die Frau auf unsere dringenden Bitten frisches Wasser herbei, in dem wir gierig unsern brennenden Durst löschten. Während ich noch die geschmackvollen Kriegs- und Jagdwaffen des Eigenthümers bewunderte, trat dieser selbst, beladen mit grossen Fruchtbüscheln der *Maximiliana regia*, in die Hütte, und war über meine Gegenwart nicht wenig erstaunt. Der Mann warf seine Last ab, hiess uns freundlich willkommen, und bedeutete seine bis dahin immer noch ängstliche Frau, uns Brod, gedörrten Fisch und einen Trunk *Paiwari* vorzusetzen, über welche Collation wir ziemlich hastig herfielen,

während uns der Eigenthümer, der sich unmittelbar nach dem gegebenen Befehl in die Hängematte geworfen, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, zusah; bevor aber meine Begleiter ihren Hunger gestillt, riss auch die Neugier die Schranken der Etiquette nieder, und Frage drängte sich auf Frage über seine Lippen. Da es schon ziemlich spät war, beschloss ich die Nacht hier zuzubringen.

Nachdem uns am Morgen der schmale Pfad anfänglich noch über Wellengrund und durch bewaldete Strecken geführt, in denen wir jedesmal die *Spondias* in vorherrschender Anzahl fanden, und wir den Fluss *Mucumucu*, der sich in den *Takutu* mündet, überschritten, erreichten wir die Niederlassung *Curatu-kiu* am Fuss des *Quariwaka*, eine der Höhen des *Canuku*gebirges auf der ein gigantischer Granitfelsen zu Tage trat, in dem eine grosse Menge runder Quarzmassen eingesprengt waren, welche die Sonnenstrahlen ebenso stark wie jene Glimmertafeln reflectirten. Obschon die Savanne hinlängliches Material zu Lehmwänden geliefert haben würde, waren die Bewohner der Hütten doch auch hier von der dem Stamme der *Macusis* eigenthümlichen Sitte abgewichen, und hatten ihre Hütten ganz aus Palmenwedeln errichtet, was allerdings den Bau viel leichter, gewiss aber nicht dauerhafter macht. Seit *Pirara* hatte ich keine Hütte mit einer Lehmwand wieder gesehen.

Nachdem die Kinder unter Heulen und Schreien in die Hütten gelaufen waren, und mich die erwachsenen Bewohner mit neugierigen und staunenden Blicken gemustert hatten, kam der Häuptling der Niederlassung zu einem meiner Begleiter heran, und redete ihn mit einer kurzen Begrüssungsformel, die wörtlich hiess: «Setze dich nieder; setze dich gesund nieder» an. Der so Angeredete erwiederte den Gruss mit einem blossen «*Wang*», «es ist gut». Darauf wendete sich der Häuptling zu dem nächsten meiner Begleiter, und fuhr so fort bis er alle begrüsst. Nach ihm folgten seine beiden Söhne, und nach diesen die übrigen Männer der Niederlassung, die denselben Gruss wiederholten. Für mich, der ich davon ausgeschlossen wurde, war diese Ceremonie, die beinah eine halbe Stunde währte, langweilig genug. Als bald darauf die Bewohner von meinen Begleitern den Zweck meines Kommens erfahren, bot sich mir ein alter *Macusi* an, mich am folgenden Morgen auf den *Ilamikipang* zu führen, da er meinem Bruder vor vier Jahren denselben Dienst geleistet, dessen Persönlichkeit er sich auch bis auf die geringsten Kleinigkeiten erinnerte. Ein besonderes Interesse erhielt der alte Mann für mich dadurch, dass er mir als einer der berühmtesten Giftbereiter der ganzen Umgegend bezeichnet wurde, weshalb ich daher auch um so sicherer sein konnte, dass er den Standort aller Uraripflanzen der ganzen Umgebung kannte.

Dass die zahllosen Hunde der Niederlassung, deren momentane Beschwichtigung den Weibern unendliche Mühe kostete, nicht zu den stummen Hunden gehörten, bewiesen sie hinlänglich, denn kaum liess ich mich vor der Hütte sehen,

so brach auch das ganze Heer in einen solchen Aufruhr aus, dass ich es kaum ertragen konnte. Ausser einigen grössern Exemplaren, die nach ihrem ganzen Bau spanischer Abkunft sein mussten, gehörten die übrigen einer kleinen, spitzköpfigen, lang und dunkelbehaarten Race an. Während ich mit den ersten bald vertrauter wurde, stand ich mit den letztern beständig auf dem Kriegsfuss. Der Hund ist dem Indianer das, was dem Araber seine Stute. Ungeachtet die Hunde oft lebenden Skeletten gleichen, stehen sie ihm doch nächst seinen Kindern am höchsten. Der werthvollste Preis für den Indianer ist eine Flinte oder Axt, einen dieser Gegenstände fordert er daher auch jedesmal, wenn man mit ihm in einen Tausch wegen eines Hundes treten will. Hühner und Hunde bilden den Hauptbestandtheil der indianischen Viehzucht; beide aber sind ihnen erst durch die Spanier zugeführt worden. Dass der Indianer weder das Fleisch der Hühner, noch ihre Eier, wie überhaupt das Fleisch eingeführter Thiere nur im höchsten Nothfalle geniesst, habe ich schon erwähnt; daher mag es auch hauptsächlich kommen, dass sich die wilden Rinderheerden so ungemein vermehrt haben. Dem *Piai* ist es sogar verboten, das Fleisch eingeführter Thiere zu geniessen.

Kurz nach meiner Ankunft, brachte mir eine Frau eine Trinkschale mit einem Getränk, das wohl wie unsere Chocolade aussah, keineswegs aber so schmeckte. Es war aus den reifen Früchten der Turupalme (*Oenocarpus Bataua* und *Bacaba*) bereitet. Die reifen, blauen Früchte werden zu diesem Zwecke gekocht, dann in eine Art Mörser geworfen, und so lange herumgerührt, bis sich das Fleisch von den Steinen ablöst, worauf diese vermittelst eines Durchschlages entfernt werden, und die schleimige Masse mit Wasser verdünnt wird. Das Getränk schmeckt so fade, dass es wohl in keinem Europäer einen Verehrer finden möchte. Aus diesen Reflexionen wurde ich durch das wilde Geschrei mehrer Kinder aufgeschreckt, die bisher spielend vor dem Eingange der Nachbarhütte gesessen hatten. Unmittelbar über ihnen kroch eben eine grosse Schlange aus dem dicht mit Palmenwedeln bedeckten Dache hervor. Der abgeschossene Pfeil eines Indianers verwehrte ihr die Flucht in die Savanne. Es war die unschädliche, sehr schön gezeichnete Tigernatter (*Coluber pantherinus Daud.*); das Exemplar, welches ich hier sah, blieb das einzige, welches mir während meiner ganzen Reise aufgestossen ist.

Eine von den übrigen entfernt stehende kleine Hütte, in die ich einen Blick warf, sagte mir, dass sie das Laboratorium des Giftbereiters sein musste. Grosse Töpfe, aus Palmenblüthenhüllen gebildete Trichter, runde ausgehöhlte Klötze, die wahrscheinlich als Mörser dienten, Haufen ausgepresster Rinden, Bündel 2 bis 3 Fuss langer Stücken Holz, dies alles waren Zeichen, dass meine Vermuthung mich nicht täuschen konnte.

Als der alte Giftbereiter meine Tauschartikel gesehen, versprach er mir bei

unserer Rückkehr, wenn ich ihm einige Messer überliesse, Gift in meiner Gegenwart zu kochen.

Mit dem frühsten Morgen brachen wir nach dem *Ilamikipang* auf. Nachdem wir durch den, eine Stunde breiten, dichten Waldsaum, der sich von der Basis des Gebirgs in die Savanne hineinzieht, geschritten, gelangten wir an jenes selbst. Der Wald bestand grösstentheils aus Palmen, *Musaceen*, *Zingiberaceen*, *Aroideen*, Farrnkräutern und Schneidegräsern. Auch hier zeigte mir der Führer an den Sträuchern noch die Stellen, wo er bei der Besteigung des Berges mit meinem Bruder vor 5 Jahren Zweige mit dem Messer abgehauen hatte.

Das felsige Bett eines kleinen Sturzbaches wurde unser Pfad; ein anderer wäre unmöglich gewesen, da die Felsen- und Trümmerverwirrung hier ihren eigentlichen Heerd aufgeschlagen zu haben schien. Block thürmte sich auf Block, der eine immer grösser und gewaltiger, als der andere; ja einige, die wir selbst in dem Bett umklettern mussten, hatten eine Höhe von wenigstens 50 Fuss.

Unerwartet boten diese Felsen ein ganz freundliches Bild, da eine Menge der herrlichen Sonnenvögel (*Eurypyga Helias*) sie bei ihrer Jagd auf Fliegen und andere Insekten zum Revier ausersehen, auf dem der schöne Vogel kokettirend herumstolzirte, während sich der kleine Sturzbach jetzt leise murmelnd, jetzt wieder in wilden Sprüngen über die kleinern oder grössern Blöcke herabstürzte und der ruhigern Ebene zueilte. Bald rieselte er über die glatte Fläche einer Granitplatte zu unsern Füssen hin, war dann plötzlich verschwunden, und erschien eben so schnell an Stellen wieder, wo ich es am wenigsten vermuthet. Diese zahllosen Cascaden und kleinen Wasserfälle, dieses ununterbrochne Plätschern, Murmeln und Brausen des fallenden Wassers, erhöhte das Groteske der Scenerie in einem solchen Grade, dass die Schwierigkeiten des Ersteigens, wobei ausserdem noch, in Folge der schlüpfrigen Flächen, jeder Schritt gefahrvoll war, von mir ganz unbeachtet blieben. Mit welcher Leichtigkeit aber, mit welcher Behendigkeit überstiegen meine Begleiter diese Hindernisse! An den Blöcken klimmten sie empor, als träte ihr Fuss auf Stufen. Staunend musste ich oft stehen bleiben, glaubte ich doch in diesem Chaos von Felsentrümmern sich Berggeister bewegen zu sehen, mit solcher Schnelligkeit verschwanden meine Führer hinter und zwischen den Felsen und tauchten eben so unerwartet wieder auf den Scheiteln derselben auf; und doch hatten sie nur eine Hand frei, die andere hielt das Gewehr! Meistentheils hatten sie bereits halbe Stunden geruht, bevor ich sie eingeholt, oder gewartet, um mir bei einem grösseren Block von oben herab eine Stange zu reichen, an der sie mich emporzogen. Das Gestein bestand theils aus Granit, theils aus Gneis mit und ohne reichere Glimmerschichten und war fast durchgängig mit vielen eingesprengten Granaten durchzogen. Hin und wieder trat

auch Geröll eines verwitterten Glimmerschiefers auf. So grotesk dieses Felsen-Chaos war, so feenhaft war auch die Vegetation, die sich an den steilen Abhängen und auf den riesigen Gneisblöcken entwickelt hatte. Schlingpflanzen krochen gleich Schlangen in einer Menge Krümmungen über die Blöcke hin, oder hingen, jedes Anhaltepunkts beraubt, in die steile Schlucht des Flussbettes herab. Wo sich an den einzelnen, vorspringenden Felsenzinnen nur etwas Erde gesammelt, da sprossten Farrn, *Myrtaceen* und *Clusien*, verschiedene Orchideen, als: *Pleurothallis*, *Brassavola* und *Tillandsien*, indessen über die Scheitelwände der Schlucht die Giganten des Waldes ihre dunklen Laubgewölbe herüberneigten. Nachdem wir etwa 600 Fuss gestiegen, zeigte mir mein Führer mit dem Ausrufe: «*Urari-yeh! Urari-yeh!*» die erste Pflanze; *) sie rankte sich unter einem dichten Trümmergeröll empor. Mit einer gewissen Scheu betrachtete ich dieses unheilbringende Gewächs, dessen schnell wirkende Eigenschaft ich nun schon so häufig gesehen hatte und noch vielfach sehen sollte, ohne dass bis jetzt ein Gegengift entdeckt worden wäre. Schon ihr äusserer Habitus hat etwas Verdächtiges. Die braun behaarten, jungen Zweige und Blätter, die rauhe, dunkelfarbige Rinde der ältern Ranken, — alles verräth ihre schrecklichen Eigenschaften. Vergebens aber suchten meine Augen nach der Blüthe, ja, nicht einmal Früchte fanden sie. Da dies eine junge Pflanze zu sein schien, so tröstete ich mich mit der Hoffnung, dass ich vielleicht an älteren Exemplaren eins oder das andere finden würde; — doch auch diese Hoffnung blieb unerfüllt, denn nachdem wir noch einige 100 Fuss höher gestiegen waren, fand ich wohl förmliche Urpflanzen, mit armstarkem, vielfach gewundenem Stamme, aber weder Blüthen noch Früchte! Die Blüthe muss überhaupt sehr klein und unscheinbar sein, da mir meine Indianer, die diese Pflanze zu jeder Jahreszeit aufsuchen, sagten: sie blühe gar nicht. Die *Macusi*-Indianer kannten nur drei Standörter, an welchen sich diese Species *Strychnos* im *Canuku*gebirge findet. Der *Ilamikipang* ist der eine, der zweite liegt an der Durchbruchsstelle des *Rupununi* durch das Gebirge, etwa zwei Tagereisen von der *Wapisiana* Niederlassung *Aripai*; der dritte ist mir nicht näher bekannt gewor-

*) Ich muss hier erwähnen, dass die Indianer das Gift nicht *Wurali* sondern *Urari* nennen. Schon Walter Raleigh führt den Namen *Ourari* an, und mit diesem Namen wird es ausschliesslich von den Stämmen in Britisch-Guiana belegt. Die *Macusis*, als die vorzüglichsten Giftbereiter, nennen es *Urari*, denselben Namen führt es bei den *Tarumas*, *Wapisianas*, *Arekunas*, *Woyawais*, *Atorais* und *Akawais*. Die *Caraiben*, die den Buchstaben *r* fast wie l aussprechen, scheinen der Grund zu sein, dass der Name *Wurali* hin und wieder angenommen worden ist

Von Martius erwähnt ebenfalls, dass er während seiner Reise am *Amazon*, *Rio Negro* und *Yupura* das Gift nur *Urari*, niemals *Wurali*, wie in *Surinam*, nennen gehört. Reise in Brasilien von Spix und von Martius III. Band pag. 1155.

den. Auf meinen spätern Reisen war ich so glücklich, die Pflanze an zwei bisher unbekannten Standorten in Blüthe zu finden. Es waren dies Localitäten, wo ich sie am wenigsten vermuthet hätte, die Ufer des *Pomeroon* und *Sururu*, welcher letztere ein Nebenfluss des *Pomeroon* ist. Die Ufer beider Flüsse gehören zu dem Gebiete der *Caraiben;* da diese jedoch der Bereitung des Giftes unkundig sind, ist es wahrscheinlich, dass sie auch die gefährlichen Eigenschaften der Pflanze nicht kennen.

Auf welche Weise lernten die Indianer die Eigenschaften dieser Pflanze kennen, wie fanden sie den Standort derselben in diesen Wildnissen? Diese Fragen drängen sich dem Botaniker um so mehr auf, als eine Menge Species der *Strychnos* in den waldigen Oasen der Savanne, sogar in der unmittelbaren Nähe ihrer Niederlassungen vorkommen, ohne dass sie diese benutzen. Ehe wir unsern Weg weiter fortsetzten, schnitten wir uns von den Exemplaren, die in ihren jungen Trieben zeigten, dass sich die Pflanzen im vollen Safte befanden, eine Menge 3—4 Fuss langer Stücke, grösstentheils vom Stamme und den holzigen Zweigen ab, um den folgenden Tag das Gift davon zu bereiten.

Je höher wir stiegen, um so schwieriger wurde unser Pfad, um so öfterer waren wir zu Ruhepunkten genöthigt. Unerwartet hörten wir auf einem solchen die bekannte Stimme des Klippenhuhns aus nicht allzu grosser Entfernung von uns. Meine Begleiter schlichen mit ihren Gewehren augenblicklich der Gegend zu, und bald darauf kehrte der eine zurück und bedeutete mich, ihm vorsichtig und leise zu folgen. Wir mochten ungefähr einige tausend Schritte auf Händen und Füssen durch das Gebüsch gekrochen sein, als meine erregte Neugier ihre Befriedigung fand; — und indem ich mich gleich leise neben den andern Indianern niederlegte, wurde ich Zeuge eines der interessantesten Schauspiele. Eine Gesellschaft jener herrlichen Vögel hielt auf der glatten Fläche eines Felsenblockes ihren, von vielen Ornithologen bezweifelten Tanz, von dem mir nicht nur mein Bruder, sondern auch die Indianer schon so viel erzählt hatten. Während einige zwanzig der Vögel, Männchen und Weibchen, auf den Zweigen des den Platz umschliessenden Gebüsches sassen, die eigenthümlichsten Töne ausstiessen, und offenbar die bewundernden Zuschauer abgaben, tanzte eins der Männchen im stolzen Bewusstsein mit auseinander gespreiztem Schwanz, den es auf und niederbewegte, und gleich ausgebreiteten Flügeln auf dem Blocke herum, kratzte den Boden oder hüpfte vertikal in die Höhe und setzte diese tanzenden Bewegungen so lange fort, bis es ermüdet zu sein schien, einen eigenthümlichen Ton ausstiess und auf das Gebüsch zurückflog, worauf ein anderes Männchen seine Stelle einnahm. Die Weibchen sahen unterdessen unverdrossen zu und stiessen bei der Rückkehr des ermatteten Männchens jenes Beifall bezeichnende Geschrei aus. Der Schuss eines der Indianer, den ich nicht verhindern konnte, zerstreute die fröhliche Gesellschaft,

die vier ihrer Kameraden verwundet auf dem Platze des Vergnügens zurückliess. Der Vogel scheint äusserst zarter Natur zu sein, da ihn die geringste Verletzung tödtet, was selbst bei dem blossen Zerschiessen der Flügelknochen der Fall ist. In dem Magen fand ich nur Früchte, besonders harte Beeren von der Grösse eines Maiskorns, die irgend einer Palme angehörten.

Da die Indianer die Federn des Vogels sehr lieben, suchen sie besonders diese Tanzplätze auf, und warten hier mit ihren Blaseröhren, bis die Tänzer, die ihre bestimmten Vergnügungsorte haben, erscheinen. Hat der Tanz begonnen, so sind die Vögel so von ihrem Vergnügen eingenommen, dass der Jäger mehre der umhersitzenden Zuschauer schiessen kann.

Nach diesem interessanten Intermezzo setzten wir unsern Weg von neuem über wilde Trümmerhaufen und ganze Strecken entwurzelter Bäume fort, was mir deutlich verrieth, dass in diesen Höhen oft fürchterliche Stürme wüthen mussten. An einzelnen Stellen lagen diese modernden Riesen so hoch auf einander gethürmt, dass wir sie gar nicht übersteigen konnten, sondern in weitem Umkreise umgehen mussten. Riesige Bäume der *Cryptocarya pretiosa (Mart. Mespilodaphne pretiosa Nees)*, *Amapaima* der *Macusis*, *Casca pretiosa* der Brasilianer, treten hier auf, deren zimmtartige, aromatisch riechende Rinde ein ungemein reichhaltiges, ätherisches Oel enthält. Die Indianer benutzen einen Absud derselben gegen Dysenterie, Ruhr und ähnliche Krankheiten. *Tillandsien* und Orchideen bedeckten die mächtigen Bäume, die in der feuchten Atmosphäre ihrem gänzlichen Untergang schnell entgegengingen. Mit der grössten Anstrengung, nach vielfach missglückten Versuchen, aufwärts zu dringen, erreichten wir endlich den Gipfel des *Ilamikipang*, der in eine kleine, mit der üppigsten Vegetation von *Pitcairnien*, *Tillandsieen* und einem niedlichen Gras bedeckte Plattform auslief. Reich und gross war der Lohn, der sich mir für meine Mühe bot. Ich mochte etwa 2,500 Fuss über der Savanne stehen, die sich mit ihrem falben, gelben Colorit in einer unendlich weitern Ausdehnung vor mir ausbreitete, als auf dem *Curassawaka*. Es war dies der höchste Punkt des Gebirgszuges, der höchste Punkt, den ich bisher in Guiana erklimmt. Während das Auge gegen Südwest ungehemmt über die weiten Savannen des *Rio Branco* hinschweifte, haftete es in N.O. an dem in bläulichem Dufte sich erhebenden *Makarapang*ebirge, das sich mit dem nördlichen Abhang des *Canuku*gebirges zu einem Contur verband. In Norden streckte das kahle *Pacaraima*gebirge sein düsteres Haupt empor und nach N.W. schlossen einige Berggipfel, die sich vereinzelt in den Savannen erhoben, die Aussicht. In S.W. begrenzten die Berge *Zemai*, *Pasimang* und *Yackariwuiburi*, die westlichen Ausläufer des *Canuku*gebirges, das reizende Panorama. Zu meinen Füssen aber lagerte sich ein förmliches Wogenmeer saftiger Baumgipfel, aus dem, gleich

56*

Felsenriffen im Meer, einzelne, mächtige, zerrissene Granitmassen aufstiegen. Dichte Rauchwolken, an einzelnen Stellen der Savanne, verriethen, dass dort die jagdlustigen Indianer das dürre Gras in Brand gesetzt, indessen andere Rauchsäulen, die zwischen den dichtgeschlossenen Gipfeln der sich an der Basis des Gebirges hinziehenden Waldmassen und Oasen der Savanne emporwirbelten, die friedlichen Niederlassungen und Wohnungen der spärlichen Bevölkerung verkündeten. Die tiefste Ruhe und Stille herrschte in dieser Höhe, die nur dann und wann von dem Säuseln des von einem plötzlichen Windstoss in Bewegung gesetzten Laubes unterbrochen wurde. Kein Vogel liess sich hören, nur der Aasgeier umkreiste den Felsen in ruhigem, majestätischem Fluge, und hier und da unterschied man noch an einigen Stellen die in der tiefen Ebene grasenden Heerden wilden Rindviehs und das schneeweisse Gefieder der Reiher und Störche, die sich in grossen Schaaren um einzelne Sümpfe versammelt haben mussten und diese gleich einem weissen Saum umschlossen. Mit Gewalt musste ich mich von diesem zauberhaften Bild losreissen und hatte ich die Schritte auch bereits einigemal rückwärts gewandt, immer noch haftete der zögernde Fuss auf der kleinen Plattform, bis der Blick endlich noch einmal in die grauenhafte Tiefé hinabgleitete, die sich vor mir öffnete! An der nördlichen Seite bildete die Klippe einen senkrechten Abgrund von mehrern hundert Fuss Tiefe, aus dem die dunkeln Baumwipfel kaum bis zum Viertel der Höhe emporragten; der blosse Gedanke an einen Fehltritt, an einen Sturz in diesen Abgrund, liess das Herz erbeben!

War schon das Aufsteigen über diese Stätte der Verwüstung und der wild aufgeregten, vulkanischen Naturkräfte gefährlich, so steigerten sich die Gefahren beim Hinabsteigen noch vielmehr, weshalb wir endlich auch gezwungen waren, die Schlucht zu verlassen, und uns einen Weg durch das wilde Gestrüpp zu bahnen, bis wir nach unsäglichen Mühen, bedeckt mit zahllosen Hautwunden, wobei sich die gesammte Vegetation in meine Bekleidung getheilt hatte, erschöpft und ermattet mit der sinkenden Sonne die Niederlassung wieder erreichten. In den kleinen, nur einen Finger langen Früchten einer Banane, die mir die Indianer brachten, fand ich eine erquickende Labung nach dieser Anstrengung. So ermattet ich auch war, so schmerzhaft meine angeschwollenen Füsse brannten, liess mir doch die Neugier, die Species kennen zu lernen, welche diese, mir bis jetzt noch unbekannte Frucht trug, keine Ruhe; — ich musste noch in das Provisionsfeld. Gleich zwerghaft wie die Früchte, war auch die Pflanze, die noch nicht einmal vier Fuss Höhe erreichte. Ich halte sie für eine Varietät der *Musa chinensis (Sweet. Musa Cavendishii Paxton)*, der sie im Habitus vollkommen ähnelt; wahrscheinlich verhinderte nur der Standort jene üppige Entwickelung an der Küste.

Ehe ich zu der Schilderung der Bereitung des Giftes selbst übergehe, sei es

mir erlaubt, auch meines Bruders Erfahrungen, der das Hauptingredienz dieses vegetabilischen Giftes entdeckte, hier einzuschalten.

Der grosse und unglückliche Walter Raleigh war der erste, welcher eine genauere Kunde von der Existenz eines furchtbar und schnellwirkenden Extracts, « *Ourari* » genannt, den die Eingebornen am *Orinoko* und *Rio Negro* zur Vergiftung ihrer Kriegs- und Jagdpfeile benutzten, nach Europa brachte. Obschon man seit dieser Nachricht dem Gegenstand derselben eine allgemeine Aufmerksamkeit schenkte, war es, wie die vielen mysteriöse Berichten über die Ingredienzen und die Bereitung des Giftes beweisen, doch bis in die neuere Zeit noch nicht gelungen, das Wahre von dem Unwahren sichten zu können. Die Berichte der ältern Reisenden und Missionare, eines Hartzink, Gumilla, Gili und anderer, überbieten sich gegenseitig an fabelhaftem und mysteriösem Inhalt. Erzählt doch ersterer, dass, um die Stärke und schnelle Wirkung des bereiteten Giftes zu versuchen, die Indianer einen mit Gift bestrichnen Pfeil in einen jungen Baum schössen; — sterbe der Baum binnen drei Tagen ab, so habe das Gift die verlangte Stärke; ähnlicher Fabeln gar nicht zu gedenken.

Beim Beginn des 19. Jahrhunderts war es Alexander von Humboldt, der die ersten authentischen Nachrichten über die Bereitung dieses furchtbar wirkenden Giftes, der er in *Esmeralda* beigewohnt hatte, mittheilte.*) Spätern Reisenden war freilich der dort angeführte Process viel zu einfach und sie versuchten aufs neue, die Bereitung des Giftes in ein mystisches Gewand einzuhüllen. Es wurde behauptet, dass das vegetabilische Extract nur das Medium des tödtlichen Giftstoffes sei und dass das *Urari* seine Leben zerstörenden Kräfte nur allein durch das Hinzufügen der Fänge der giftigsten Schlangen, als: *Trigonocephalus*, *Crotalus* u. s. w., gefährlicher Ameisen: als *Ponera*, *Cryptocerus*, von *Capsicum* u. s. w. erhalte. Keiner dieser Reisenden kann der Bereitung des Giftes beigewohnt und diese Gegenstände hinzufügen gesehen haben. Ihre Nachrichten stützen sich jedenfalls nur auf die Mittheilungen der Indianer, die es sich freilich angelegen sein lassen, die Bereitung so mysteriös als nur irgend möglich darzustellen.

Durch diese verschiedenen Gerüchte fühlte sich mein Bruder schon bei seiner ersten Expedition in das Innere von Britisch-Guiana veranlasst, diesem Gegenstand die grösste Aufmerksamkeit zu schenken. Bereits am obern *Rupununi* war er so glücklich einen Theil seines Wunsches in Erfüllung gehen zu sehen, denn er lernte wenigstens die gefährliche Pflanze, die das Hauptingredienz zum *Urari* liefert, botanisch kennen. In der *Wapisiana* Niederlassung *Aripai* am *Rupununi*, unter 3° N.B., wurde ihm mitgetheilt, dass die Pflanze in dem nur 1½ Tagereise von

---

*) *Voyage aux Regions Equinoxiales. Tome VIII. Pag.* 153.

Aripai entfernten *Canuku*gebirge wachse. In Begleitung einiger Indianer brach er dorthin auf. Nach einem sehr beschwerlichen Marsch erreichten sie an dem Berge *Mamesna* eine *Wapisiana* Niederlassung, in der sie übernachteten, wie er in ihr auch zu seiner grossen Freude einen Bewohner fand, der nicht allein den Standort derPflanze genau kannte,sondern auch das Gift zu bereiten verstand. Dieser zeigte sich willig, Zweige und Rinde derselben in ausreichender Menge herbeizuholen, weigerte sich aber, meinen Bruder zu dem Standort der Pflanze zu führen. Nur reichhaltige Geschenke konnten ihn endlich bewegen, als Führer zu dienen. Am folgenden Morgen brachen sie dahin auf und entdeckten nach vielfachen Beschwerden, denn der Pfad zu der Pflanze führte durch ein felsiges Terrain, die erste Pflanze. Obschon diese weder Blüthen noch Früchte zeigte, erkannte mein Bruder doch eine Species *Strychnos* in ihr, die er *Strychnos toxifera* nannte. *) Zur Bereitung des Giftes in seiner Gegenwart liess sich jedoch der Indianer auf keine Weise bewegen, und er musste sich mit den Berichten über die Bereitung begnügen. Es stand zu erwarten, dass die vielen mysteriösen Nachrichten der frühern Reisenden in Britisch-Guiana, z. B. eines Waterton, bei den Colonisten zu festgewurzelt waren, als dass sie der einfachen Bereitungsweise, die mein Bruder nach seiner Rückkehr mittheilte, Glauben beigemessen hätten. Die Versicherung, dass nur das vegetabilische Extract einer Pflanze die furchtbare Wirkung hervorbrächte, wurde bezweifelt, und diese nur den Giftfängen der Schlangen, den Ameisen und dem Pfeffer zugeschrieben.

Im Jahre 1837, während der zweiten Expedition, die mein Bruder den *Essequibo* aufwärts unternahm, fand er Gelegenheit, die Region der *Urari*-Pflanze wieder zu besuchen. Während seines Aufenthaltes in *Pirara* erfuhr er, dass ein Macusiindianer in der Nähe des *Canuku*gebirges lebe, der als der berühmteste *Urari*-Bereiter des ganzen Stammes bekannt sei. Er suchte ihn auf, und es gelang ihm, diesen durch Versprechungen zu vermögen, das Gift in seiner Gegenwart zu bereiten. In des Giftbereiters Gesellschaft unternahm er vorher einen Ausflug nach dem westlichen Ende des *Canuku*gebirges, wo die Pflanze ebenfalls wachsen sollte, um dort nicht allein das Material zu dem Gifte zu holen, sondern vielleicht auch die Pflanze in Blüthe zu finden. Der *Ilamikipang* war also der zweite Standort der Pflanze, ungefähr 18 Miles in südöstlicher Richtung von dem Orte, wo er sie im Jahre 1835 zum erstenmal sah. Unter denselben Schwierigkeiten, mit denen ich später zu kämpfen hatte, erreichten auch sie die ersten Pflanzen, die er zwar jetzt abermals blüthenlos, aber doch mit einigen Früchten versehen fand, wodurch die Vermuthung, dass es ein Species *Strychnos* sei, sich bestätigte.

*) Vergleiche Robert Hermann Schomburgk's Reise in *Guiana* und am *Orinoko*. Pag. 94.

Nachdem sie die nöthige *Urari*-Rinde gesammelt, die aber nur von den Pflanzen genommen wurde, die sich in vollem Safte befanden, kehrten sie nach *Pirara* zurück. Die Bereitung des Giftes verzögerte sich aber noch einige Tage, da der Giftbereiter bemerkte, er habe zur Vorbereitung auf dieses wichtige Geschäft sich einem strengen Fasten zu unterwerfen. Während dieser Zeit erschien ein berüchtigter und einflussreicher *Macusi*-Häuptling, mit Namen Kanaima, vom *Rupununi* in *Pirara,* der den Giftbereiter dahin vermochte, sein gegebenes Versprechen, Gift in Gegenwart meines Bruders zu bereiten, wieder zurück zu nehmen. Obschon der Giftbereiter die gesammelte Rinde energisch von meinem Bruder zurückverlangte, so gab dieser einem solchen Ansinnen doch kein Gehör, und nahm dieselbe, da die Expedition ihren Aufenthalt in *Pirara* mit dem von *Fort Saõ Joaquim* vertauschte, mit dorthin. Hier unternahm es mein Bruder selbst, und zwar nur mit der Rinde vom *Strychnos toxifera*, einen Versuch anzustellen, und daraus Gift zu bereiten. Zu diesem Behufe wurden ungefähr 2 Pfund Rinde genommen, diese etwas gestossen, in einen neuen Topf geworfen, und darüber eine Gallone Wasser geschüttet. Er liess dieses 24 Stunden stehen, die Hälfte des jetzt schon eine bräunliche Farbe annehmenden Extracts wurde in einen andern neuen Topf geschüttet, dieser über einem mässigen Feuer bis zur Syrupsconsistenz eingekocht, und während dieses Processes der noch übrige Extract nach und nach hinzugegossen. Zwei Hühner wurden mit diesem Gifte, eine am Fuss, die andere am Halse verwundet. Die Wirkungen der Vergiftung zeigten sich schon nach Verlauf von 5 Minuten, doch starb das im Fuss verwundete Huhn erst in der 27., letzteres in der 28. Minute nach der Verwundung. Es war dieses ein sicherer Beweis, dass der *Strychnos toxifera* allein, ohne alle Beimischung anderer Ingredienzen die tödtlichen Eigenschaften entwickelt und dass alle übrigen Zuthaten der Indianer eben nicht wesentlich zur Stärke des Giftes beitragen. Der Kochprocess war schon in sieben Stunden beendet worden, indessen der Indianer oft mehr als 48 Stunden dazu braucht, wobei sich natürlich das Extract bedeutend mehr concentrirt, woraus sich auch die langsamere Wirkung des von meinem Bruder gekochten Giftes erklären mag. Es hatte eine hellere bräunliche Färbung, indessen das der *Macusis* eine braunschwarze Farbe zeigt, die das Gift wahrscheinlich von den übrigen Ingredienzen, welche diese hinzufügen, erhält.

Ist das Pflanzengift auch unter mehren Indianerstämmen zwischen dem Amazonenstrom und *Orinoko* heimisch, so weicht doch jeder einzelne Stamm in der Bereitung desselben, eben so wie in den übrigen Zuthaten ab. Diese mannigfaltige Zubereitung ist auch die Ursache, dass die Stärke desselben und die Zeit seiner Wirkung bei jedem Stamme, der sich mit dem Kochen des *Urari* beschäftigt, verschieden ist. Dass das Vorkommen der kräftigsten Pflanzen der *Strychnos toxi-*

fera nur auf einzelne Localitäten innerhalb des Terrains, welches die *Macusis* bewohnen, beschränkt ist, habe ich bereits angeführt; dies mag wohl auch der Grund sein, weshalb diese allgemein als die Bereiter des stärksten Giftes weit und breit berühmt sind. Während das Pfeilgift der Stämme am *Rio Negro* und *Orinoko*, das wir durch Zufall erhielten, erst nach Stunden wirkt, tritt bei dem der *Macusis* der Todeskampf schon nach ebenso viel Minuten ein. Diese allgemein bekannte Stärke des Giftes der *Macusis* führt jährlich ganze Caravanen Indianer vom *Rio Negro, Orinoko,* selbst Amazonenstrom nach dem *Canuku*gebirge, um das von seinen Bewohnern bereitete *Urari* gegen andere Artikel einzutauschen.

Von Martius theilt die Bereitung des Giftes der *Juris, Passés, Tecunas* und anderer Stämmen am *Amazon* und *Yupura* mit*). Poeppig beschreibt das Pflanzengift in *Peru* und *Chili* **) und Humboldt das in *Esmeralda* am *Orinoko*; ***) alle diese Stämme aber benutzen nach diesen Mittheilungen zu seiner Bereitung vollkommen von einander abweichende Ingredienzen. Mein Bruder fand im Jahr 1839, bei seinem Besuch der zu Humboldts Zeiten so blühenden Mission *Esmeralda,* diese nur noch von einer Familie bewohnt. Der alte Patriarch theilte ihm mit, dass er sein Pfeilgift von den Indianerstämmen, die das Flussgebiet des *Paramu* und *Ventuari* inne hätten, namentlich von den *Guinaus* und *Maiongkongs* eintausche. Beide Stämme, die mein Bruder schon besucht hatte, nennen ihr Pfeilgift *Cumarawa* und *Makuri,* doch auch sie zogen das von den *Macusis* bereitete *Urari,* wegen seiner schnellern Wirkung, dem ihrigen vor. Der Tauschartikel, welchen die *Arekunas*, wie ich schon früher erwähnt, von ihnen dafür erhalten, sind die berühmten Blaseröhre oder auch die blossen Halme der *Arundinaria Schomburgkii.*

Während seines Aufenthaltes unter diesen Stämmen überzeugte sich mein Bruder, dass sie als Hauptingredienz ihres Giftes entweder die Rinde von *Rouhamon guianensis (Aubl. Lasiostoma cirrhosa Willd.)* oder *Strychnos cogens (Benth.)* benutzten. Aehnelt ihr Gift aber auch in Bezug auf Farbe und Consistenz dem *Urari*, so steht es, wie ich schon anführte, diesem doch an Stärke vielfach nach. Als mein Bruder den *Guinaus* und *Maiongkongs* einige getrocknete Exemplare der *Strychnos toxifera*, die sich in seinem Herbarium befanden, zeigte, schien ihnen die Pflanze vollkommen unbekannt zu sein, während sie die Exemplare der *Strychnos cogens* und *Rouhamon* sogleich erkannten und diese als die Pflanzen, woraus sie ihr Pfeilgift bereiten, bezeichneten.

---

*) Vergleiche Reise in *Brasilien*. Band III. p. 1155.

**) Reise in *Peru* und *Chili*. Band II. p. 456.

***) *Voyage aux Regions Equinoxiales. Tome VIII. Pag.* 153.

Auch in Britisch-Guiana ist nur einigen Stämmen die Bereitung des Pfeilgiftes bekannt. Von MARTIUS, der dasselbe von den Stämmen Brasiliens berichtet, führt als Ursache an, dass diejenigen Pflanzen, welche die Hauptingredienzen des tödtlichen Extracts liefern, zwar in einem grossen Verbreitungsbezirk, aber nicht gleichmässig vertheilt, sondern sporadisch vorzukommen pflegen, weshalb auch die Bereitung des *Urari* nur einzeln Stämmen und Horden eigen wäre. Was die Eingebornen Guiana's betrifft, möchte diese Behauptung nicht stichhaltig sein, da ich, wie es sich im Verfolg meiner Reise zeigen wird, nicht nur die *Strychnos toxifera* am *Pomeroon*, sondern auch noch andere *Strychnos*arten am *Barama* und *Waini* fand, ein Terrain, das von den Stämmen der *Warraus, Caraiben* und *Arawaaks* bewohnt wird, die das Pfeilgift nicht führen und die Eigenschaften der Pflanzen gar nicht kennen. In Britisch-Guiana kennen und benutzen nur die Stämme das Pflanzengift, welche das Blaserohr als Waffe führen.

Während seines ersten Aufenthaltes in *Pirara*, 1837, gelang es meinem Bruder eben so wenig, der Bereitung des Giftes beiwohnen zu können; — er ertheilte daher bei seiner Abreise aus dem Dorfe Herrn YOUD den Auftrag, den Giftbereiter des *Canuku*gebirges zu bewegen, in seiner Gegenwart das Gift zu kochen, und ihm dann den Process mitzutheilen. Es gelang Herrn YOUD den Giftkoch sogar dahin zu vermögen, dass er das Gift in *Pirara*, in einer eigens dazu erbauten Hütte, vor seiner Thür kochte, wodurch Herr YOUD das Verfahren ganz genau beobachten konnte. Eben so war mein Bruder bei seinem dritten Besuch in *Pirara* im Jahre 1839 selbst Zeuge der Bereitung. Die von diesen beiden Zeugen bei der Bereitung eingesammelten Erfahrungen stimmen fast in jeder Hinsicht mit der meinigen überein, was wohl darin seinen Grund haben mag, dass wir die Bereitung von einem und demselben Individuum sahen.

Ich nehme jetzt den Faden meiner Mittheilungen wieder auf. Zu meiner grössten Bestürzung machte der alte Giftkoch, als ich ihm am folgenden Morgen an sein Versprechen erinnerte, allerhand Ausreden, klagte über Kränklichkeit, Kopfschmerzen und wollte das Kochen noch um einige Tage verschieben. Der schlaue Indianer wusste nur zu gut aus Erfahrung, dass ein solches scheinbares Verweigern seine Belohnung bedeutend vergrössern würde, und ich musste, wollte ich meinen Zweck erreichen, noch etwas Pulver und einige Messer zu dem schon verheissenen Lohn hinzufügen.

Endlich sollte mein lebhafter Wunsch, der Bereitung des Giftes, über die so vielfach gefabelt worden ist, wie nur über irgend eine Sache, die in ein gewisses Dunkel gehüllt ist, beiwohnen zu können, in Erfüllung gehen, wo ich dann fand, dass diese, einige unwesentliche Ceremonien abgerechnet, so einfach als möglich war.

Jene kleine Hütte, die ich gleich nach meiner Ankunft als das Laboratorium des Chemikers erkannte, war auch wirklich das *Urari*-Haus. Der Indianer begann nun zuerst von den vom *Ilamikipang* mitgebrachten *Strychnos*stücken, die Rinde und das Alburnum (beide Theile sollen die giftige Substanz im höchsten Grade besitzen) abzuschälen, holte dann die übrigen Ingredienzen, die er vorräthig zu haben schien, herbei und theilte sie nach der erforderlichen Quantität ab. Leider konnte ich aus den Rinden, die er ausser dem *Strychnos* noch hinzufügte, drei Pflanzen nicht botanisch ermitteln; er benannte sie, *Tarireng*, *Wokarimo* und *Tararemu*. Allem Anschein nach gehörten sie ebenfalls *Strychnos*arten an. Auf meine Frage nach ihrem Standort wurde mir zur Antwort: «Weit, weit im Gebirge, er brauche 4 Tage, um dorthin zu gelangen.»

Das Verhältniss sämmtlicher Ingredienzen zu einander mochte, dem Gewichte nach, folgendes sein:

Rinde und Alburnum von *Urari (Strychnos toxifera)* .	2 Pfund.
- von *Yakki (Strychnos Schomburgkii Kl. sp. nov.)*	1/4 Pfund.
- - *Arimaru (Strychnos cogens Benth.)* . . .	1/4 -
- - *Tarireng* . . . . , .	1/4 -
- - *Wokarimo*	1/4 -
Die Wurzel von *Tarireng*	1/2 Unze.
- - - *Tararemu*	1/2 -
Die fleischige Wurzel von *Muramu (Cissus spec.?)*	
Vier kleine Stückchen Holz von *Manuca.**)	

Als er diese Vorbereitung beendet, ging er nach seiner Hütte und kehrte mit einem neuen Topf, der etwa 4 Quart fassen mochte, und zwei andern kleinern, ebenfalls ganz neuen flach kugeligt geformten, irdnen Geschirren zurück, trat in das *Urari*-Haus und setzte die Gefässe hier nieder. In dem ersten sollte das Gift gekocht, in dem letztern der Sonne zum Verdicken ausgesetzt werden. Der grosse Durchschlag oder Trichter, aus einer Palmenblüthenhülle verfertigt, wurde gereinigt und frisches Seidengras hineingelegt, um die Flüssigkeit darüber durchzuseihen, eben so der ausgehöhlte, in die Erde eingegrabene grosse Holzblock, der als Mörser diente, gereinigt, da in ihm die verschiedenen Ingredienzen gequetscht werden sollten. Als der Indianer alles genau und sorgfältig geordnet, sich aus drei Steinen einen Feuerheerd erbaut und das Holz zum Feuer zurecht gelegt hatte, entfernte er

*) *Manuca*, das starkbittere Holz eines Baumes aus der Familie der *Xanthoxyleae*. Die Rinde und das Holz wird am *Rio Negro*, *Amazon* und *Rio Branco* als wirksames Mittel gegen syphilitische Krankheiten gebraucht.

Alle Ingredienzen, welche die *Macusis* zur Bereitung des Giftes benutzen, sind ungemein bitter.

sich wieder, um, wie ich erfuhr, — denn bis jetzt war noch kein Wort zwischen mir und dem Koch gewechselt, meine Begleiter waren die Erklärer, — die Utensilien zum Feueranzünden zu holen, obschon unmittelbar neben uns ein grosses Feuer brannte, das freilich von profanen Händen angezündet worden war. Eben so wenig darf auch Wasser, welches nicht in dem zum Kochen bestimmten Topfe aus dem Bache geholt worden ist, wie überhaupt ein von andern Händen, als denen des Koches bereitetes Werkzeug, oder irgend welche sonstige Hülfsleistung von Seiten der Bewohner in Anspruch genommen und benutzt werden; jede Ueberschreitung dieser geheiligten Gesetze würde das Gift unwirksam machen.

Ausser der fleischigen Wurzel *Muramu* wurden jetzt die verschiedenen Rinden, aber jede einzeln, in dem Mörser etwas gestampft, das sorgfältig aufgeschichtete Holz angezündet und die *Urari*-Rinde zuerst in den über dem Feuer stehenden, mit Wasser gefüllten Topf geworfen, der, wie ich schon erwähnt, wohl 4 Quart fassen mochte. So wie der Inhalt des Topfes zu kochen begann, warf der Indianer in bestimmten Intervallen immer eine Handvoll der übrigen Ingredienzen, mit Ausschluss der Wurzel *Muramu*, hinein, wobei er sich jedesmal über den Topf beugte und stark in die Masse blies, was viel zur Stärke des Giftes beitragen sollte. Während dieses Processes unterhielt er nur so viel Feuer, als zu einem gelinden Kochen nöthig war; den sich auf dem Extract sammelnden Schaum schöpfte er sorgfältig ab. Innerhalb der nächsten 24 Stunden verliess der Alte das Feuer, das er fortwährend in gleichem Brennen erhielt, nur auf Augenblicke. Nach Verlauf dieser war das Extract ziemlich dickflüssig geworden, mochte ungefähr bis zu einem Quart eingekocht sein, und hatte zugleich die Färbung eines starken Kaffeeabsudes angenommen. Der alte Koch nahm nun die Masse vom Feuer herunter und schüttete sie in jenen schon erwähnten Durchschlag. Das Extract träufelte langsam in eins der flachen Gefässe ab, während die übrigen Theile in dem Seidengras zurückblieben. Nachdem er die durchgeseihete Flüssigkeit ungefähr drei Stunden der vollen Sonne ausgesetzt hatte; fügte er ihr den schleimigen Saft der ausgepressten Wurzel *Muramu*, die vorher eine kurze Zeit in dem kochenden Gift eingeweicht und dann ausgepresst worden war, bei. Das Gift zeigte augenblicklich eine auffallende Veränderung, denn es gerann unmittelbar zu einer gallertartigen Masse. Nach diesem eigenthümlichen Process schüttete er das Gift in noch flachere irdene Gefässe, die der Sonne zum weiteren Verdicken ihres Inhaltes, nämlich bis zur dicken Syrupsconsistenz, ausgesetzt wurden. Nachher wurde das Gift in jene kleinen Calabasche, oder kleinen halbkugeligen, irdenen, zu diesem Zweck eigends verfertigten Geschirre geschüttet, wo es sich dann gänzlich verhärtet; diese Gefässe werden mit Palmblättern oder Stückchen thierischer Haut fest verschlossen. Den dritten Tag war das Gift fertig, wo der zufriedene

Koch in meiner Gegenwart die Stärke desselben probirte; zu welchem Zwecke er mehre grosse Eidechsen gefangen hatte. Hierauf tauchte er die Spitze einer Stecknadel, die er von mir erhalten, in die schwarze, syrupähnliche Masse, liess das daran hängende Gift antrocknen, stach damit eine der Eidechsen in eine Zehe des Hinterfusses und liess sie laufen. Nach Verlauf von neun Minuten traten die eigenthümlichen Erscheinungen der Vergiftung ein, und eine Minute darauf war das leicht verwundete Thier todt. Eine zweite, dritte wurde in den Schwanz gestochen, wo das Gift in derselben Zeit seine Wirkung bethätigte. Die Eidechsen hatte er mit Vorbedacht zur Probe gewählt, da er behauptete, dass die Wirkung bei jedem warmblütigen Thiere um die Hälfte der Zeit früher einträte, als bei den Amphibien. Eine Ratte, die ein Knabe gefangen, bestätigte auch diese Behauptung, denn sie starb schon in der vierten Minute, ein Huhn, das ich zu meinem Mittagsessen bestimmt, bereits in der dritten. Jedes dieser Thiere war nur fast unmerklich verwundet worden.

Der Indianer behauptete, dass das Gift, wenn es gut und besonders trocken verwahrt werde, seine tödtlich wirkende Kraft mehre Jahre behalte. Wenn die Kräfte des Giftes ihre Wirksamkeit verlieren, rufen sie dieselben mit ein wenig Saft der giftigen *Manihot*-Wurzel *(Manihot utilissima)* zurück. Nachdem sie etwas Manihotsaft in den Giftcalabasch geschüttet, graben sie diesen, wohl bedeckt in die Erde und lassen ihn dort $1\frac{1}{2}$ Tag stehen. Der Saft hat sich dann mit dem Gift vermischt und die Wirkungen des letztern sollen sich dadurch wieder verstärken.

Dass das Gift zu seinen Wirkungen nach einem solchen Zeitraum in der That eine längere Zeit erfordert, habe ich an dem in meiner Gegenwart bereiteten Gifte aus eigner Erfahrung kennen lernen, da ich es mit mir nach Berlin brachte und mehrmal Versuche damit anstellte, wo oft 15 — 20 Minuten, je nach der Lebenszähigkeit des Thieres, vergingen, bevor der Tod eintrat. Leider ist es bis jetzt noch nicht gelungen, eine vollkommen erschöpfende Analyse des Giftes zu erzielen, obschon sich der so allgemein anerkannte Chemiker, Dr. Heintz in Berlin, eine lange Zeit damit beschäftigt hat. *)

---

*) Herr Dr. Heintz hat mir freundlich erlaubt, seine bisherigen Resultate veröffentlichen zu dürfen, wofür ich ihm um so mehr Dank schuldig bin, als es jedenfalls die erste, wenigstens einigermassen ausführliche Analyse des so viel besprochenen Giftes ist:

„Hiermit erlaube ich mir, Ihnen, Ihrem Wunsche gemäss, die freilich bisher unvollkommenen Resultate meiner Untersuchungen über das von Ihnen erhaltene *Urari*-Gift zu übersenden. Die wenig hervorstechenden Eigenschaften des in demselben enthaltenen wirksamen Stoffs, namentlich seine Unfähigkeit, für sich oder in Verbindung mit andern Stoffen zu krystallisiren, stehen seiner genauern Untersuchung und vor allem seiner Darstellung im reinen Zustande entgegen.

Von der so viel gefabelten Bereitung dieses Giftes, durch Hinzufügen von gestossnen Giftfängen der giftigsten Schlangen, Ameisen, *Capsicum* u. s. w., wie sie so viele Reisende, die ihr beigewohnt, und diese Gegenstände hinzufügen gesehen haben wollen, angegeben haben, von allen diesen habe ich wenigstens

---

Bei der Untersuchung dieser Substanz, schien es mir zunächst wichtig, die Abwesenheit des *Strychnins* darzuthun, welche übrigens, ungeachtet das Gift von einer *Strychnos*-Art abstammt, schon nach der Art und Weise seiner Wirkung auf den Organismus, welche durchaus keine Aehnlichkeit mit der des *Strychnins* hat, vermuthet werden konnte. Ich kochte zu dem Ende die wässrige Lösung des Giftes mit *Magnesia*, filtrirte den Niederschlag und kochte ihn, nachdem er ausgewaschen worden war, mit Alkohol aus. Dieser nahm nur eine höchst geringe Menge eines extractähnlichen Stoffes auf und hinterliess beim Verdunsten keine Spur von *Strychnin*.

Ich versuchte darauf nach der von Boussingault (*Annales de Chim. et de Phys.* 38, 24) angegebenen Methode, die von ihm in diesem Gifte entdeckte zerfliessliche Salzbasis darzustellen. Der in Wasser und Alkohol auflösliche Theil des *Urari* wird nach seiner Vorschrift mit Gallustinctur gefällt, wodurch der giftige Stoff an Gerbsäure gebunden niedergeschlagen wird. Den Niederschlag löste er in Opalsäure, und kochte diese Lösung mit *Magnesia*, um so wohl die Opalsäure als die Gerbsäure abzuscheiden. Die wässrige Lösung filtrirte er ab, dampfte sie ein und zog nun mit Alkohol den giftigen Stoff aus, wobei noch etwas *Magnesia*-Salz ungelöst zurückblieb.

Auch in meinen Versuchen erhielt ich aus der wässerigen Auflösung des in Alkohol und Wasser löslichen Theils des *Urari's*, durch Zusatz von reiner, nach der Methode von Pelouze erhaltener Gerbsäure, einen bedeutenden Niederschlag. Er löste sich jedoch in Opalsäure nicht so leicht auf, wie Boussingault dies angiebt; dagegen war er in kochendem Wasser ziemlich leicht auflöslich. Ich nahm ihn deshalb noch feucht vom *Filtrum* und kochte ihn mit *Magnesia*. Wurde die wässrige Lösung zum Trocknen abgedampft, so hinterliess sie eine extractartige Masse, die mit Alkohol versetzt noch etwas Magnesiasalz unlöslich zurückliess. Die von Neuem eingedampfte Masse bildete ein braungelbes Extract, das nicht alkalisch reagirte, wie dies Boussingault gefunden zu haben vorgiebt, das aber die giftigen Eigenschaften des *Urari* im hohen Grade besass.

Diese Substanz konnte unmöglich als rein angesehen werden, da sie nur als ein braunes Extract erhalten werden konnte. Ich suchte daher nach Reagentien, welche es ausser der Gerbsäure niederzuschlagen vermöchten, und fand diese im Quecksilberchlorid und Platinachlorid. Letzterer Niederschlag war fast unlöslich, ersterer dagegen löste sich beim Auswaschen nicht unbedeutend auf.

Ich fällte nun das durch Gerbsäure niedergeschlagene und aus dieser Verbindung wieder abgeschiedene Gift mit Platinchlorid, wusch den auch unter dem Mikroskop amorph erscheinenden gelben Niederschlag aus, zersetzte ihn in der Wärme mit Schwefelwasserstoff, und dampfte die von dem Schwefelplatin abfiltrirte Flüssigkeit mit Bleioxyd ein. Aus dem Rückstande konnte dann mit Alkohol das Gift wieder ausgezogen werden. Es bildete jedoch nach dem Abdampfen des Alkohols wieder ein gelbbraunes Extract, welches ich nicht als einen reinen Stoff betrachten konnte. Daher fällte ich es von Neuem mit Quecksilberchlorid, wusch den Niederschlag einige Male aus und trennte den organischen Stoff in demselben von dem Chlor und dem Quecksilber auf dieselbe Weise, wie vorher das Platin und Chlor abgeschieden worden war. Allein der so erhaltene Stoff war wieder ein gelbbraunes Extract, obgleich der durch Quecksilberchlorid erhaltene Niederschlag vollkommen weiss war.

Aus dem Angeführten geht hervor, dass es mir bisher nicht gelungen ist, den im *Urari* enthaltenen giftigen Stoff rein darzustellen. Dennoch war er selbst in der unreinen Form, in welcher ich ihn erhielt, in den geringsten Mengen sehr wirksam. Ein Kaninchen, dem ich

bei den *Macusis* nichts bemerkt, obschon ihr Gift das berühmteste und schnellwirkendste zwischen dem Amazonenstrom und *Orinoko* ist. Mein alter Giftbereiter, den ich darüber frug, gab mir zur Antwort, dass weder das eine noch das andere dazu nöthig sei, dass er diese nie hinzugefügt, wobei er auch in Abrede stellte, dass sie zur schnellern Wirkung des Giftes beitragen würden. Die schwierigste Aufgabe für den Koch ist die, dass er vor und während der Bereitung sich einem strengen Fasten unterwerfen muss. Ein ferneres unverbrüchliches Gesetz fordert, dass während des Kochens keine Frau, kein Mädchen, am allerwenigsten eine schwangere Frau in die Nähe des Hauses kommen darf; auch darf sich die Frau des Giftbereiters nicht in diesem Zustande befinden. Mich bat er, während der Bereitung des Giftes kein Zuckerrohr oder Zucker zu geniessen. *) Das Feuer unter dem Topfe darf nicht gänzlich verlöschen. Wird gegen eins dieser Verbote gefehlt, so würde alle Wissenschaft des Bereiters nichts fruchten und das Gift alle seine Wirksamkeit verlieren. Auch glaubt der Giftkoch einige Tage nach diesem Geschäft krank zu sein. Herr Youd theilte mir mit, dass der Indianer, als er in seiner Gegenwart das Gift bereitete, am Freitag damit begonnen habe; und als er ihm am Sonntag das Kochen einzustellen befohlen, wozu dieser sich nur ungern verstanden, habe er, des Verbots ungeachtet, während dieses Tages wenigstens einige glimmende Kohlen unter dem Topf unterhalten. Er besuchte an dem Tage auch den Gottesdienst nicht, sondern sass ausserhalb der Kirche am Fenster. Würde er sich an diesem Tage unter die Versammlung gemischt haben, so wäre die Kraft des Giftes zerstört gewesen. Die Bereitung des Giftes scheint ohne alle Gefahr zu sein; selbst die Dämpfe, die dem kochenden Gift entsteigen, sind vollkommen unschädlich, und nur die Bedingung, dass das Kochen des Giftes einige Tage erfordert, während welcher Zeit der sich entwickelnde Schaum ununter-

---

kaum 3 Milligramme desselben in eine frische Schenkelwunde brachte, war nach sieben Minuten todt.

Dieser extractähnliche giftige Stoff enthält Stickstoff, wie ich es mittelst der Methode von Lassaigue durch Natrium leicht nachweisen kann. Er giebt mit Gerbsäure, Platinchlorid und Quecksilberchlorid Niederschläge. Die beiden erstern sind gelb, letztere weiss. Sonstige hervorstechende Reactionen dieses Stoffes habe ich nicht auffinden können.

Ausser diesem wichtigsten Bestandtheil des *Urari*-Giftes fand ich in demselben Zucker, Gummi, Harz, Extractivstoffe, Gerbsäure, Gallussäure, und Spuren von salzartigen Verbindungen organischer Säuren wahrscheinlich von Weinsteinsäure und Aepfelsäure.

Dieses ist was ich in der Kürze über die Resultate meiner Versuche Ihnen mittheilen kann.“ Dr. Heintz.

*) Dieses Verbot mag wohl daher rühren, dass die Indianer glauben, der Zuckersaft sei ein Gegenmittel bei der Verwundung mit *Urari*-Gift; sie glauben demnach, es würde auch jene Kraft verlieren, wenn ein Indianer Zuckerrohr gegessen und dann in die Nähe des kochenden Giftes käme.

brochen abgeschöpft werden muss, so wie die angreifenden abergläubischen Gebräuche, mit denen der Giftkoch die Bereitung des Giftes begleitete, scheinen der Grund zu sein, dass er es jährlich nur höchstens zweimal bereitet.

Da ich fast jeden Tag auf der Jagd die Wirkungen des Giftes zu beobachten Gelegenheit fand, so konnte ich mir eine förmliche Scala der Lebenszähigkeit der verschiedenen Thiere und Thierklassen entwerfen, die in dem Faulthiere jedenfalls ihren höchsten Grad erreichte. Mag diese nun in seinem eigenthümlichen Gefässsystem und dem dadurch so gehemmten und langsamen Blutumlauf ihren Grund haben, kurz die Wirkungen traten bei ihm am spätesten und zugleich auch wieder am kürzesten in ihrer Dauer ein, da bei ihm keinesweges jene, wenn sich auch nur sehr mild und schwach zeigende Convulsionen auftraten, wie sie bei den übrigen Thieren bei Eintritt der Wirkung des Giftes doch immer sichtbar sind. Ich ritzte das Thier in die Oberlippe und rieb ein Minimum des Giftes in die Wunde, die keinen Tropfen Blut gab, worauf ich es in die Nähe eines Baumes brachte, den es auch zu erklettern begann. Nachdem es etwa 10—12 Fuss am Stamm empor geklettert war, blieb es plötzlich an dem Baume haften, wandte den Kopf nach dieser und jener Seite, versuchte den Weg fortzusetzen, was es jedoch nicht mehr vermochte, liess erst den einen der Vorderfüsse los, dem bald der andere folgte, blieb aber noch mit den Hinterfüssen an dem Baumstamm hängen, bis auch diese kraftlos wurden und das Thier zu Boden fiel, wo es ohne alle krampfhafte Zuckungen, ohne jenes im allgemeinen immer eintretende, schwere Athemholen liegen blieb, bis in der dreizehnten Minute das Leben entflohen war.

Ein wirkliches Gegenmittel gegen die Verwundungen mit *Urari* ist bis jetzt wohl nicht entdeckt, obschon die Indianer mehre angeben, ohne jedoch die Rettung sicher verbürgen zu können. Dahin gehört, wie eben angeführt, der Zuckersaft oder dieser mit der Infusion von der Wurzel einer Species *Wallaba (Eperua* oder *Dimorpha)* vermischt; so soll auch Salz ein Gegenmittel sein. Sie versichern, dass die mit *Urari* Vergifteten der fürchterlichste Durst quälen soll. Bereits vor mehren Jahren wurden in London vielfache Versuche, namentlich an Eseln angestellt; einer dieser Versuche wurde in der That mit einem glücklichen Erfolg gekrönt. Man verwundete nämlich eine Eselin in die Schulter; nach zehn Minuten waren die Symptome des Todeskampfes beendet Durch einen Einschnitt in die Luftröhre führte man unmittelbar darauf, ununterbrochen zwei Stunden lang den Lungen durch eine künstliche Vorrichtung atmosphärische Luft zu, und das scheinbar entflohene Leben kehrte zurück. Die Eselin begann wieder ihren Kopf zu bewegen; so wie aber die Zuführung der reinen atmosphärischen Luft unterbrochen wurde, schwanden auch die Zeichen des zurückgerufenen Lebens. Nach zwei weitern Stunden konnte man endlich die Zuführung der Luft unterlassen; das Thier

stellte sich wieder auf seine Füsse, und zeigte keine weitern Lähmungen, wie auch die Wunde, durch welche das Gift beigebracht worden, leicht heilte; nur schienen alle animalen Lebensäusserungen wesentlich gestört zu sein, und erst nach Verlauf eines Jahres verschwanden diese Störungen. Nach Aussage der Indianer soll das Gift bei Affen und Katzenarten am schnellsten wirken.

Ich füge hier noch eine Anekdote bei, die mir mitgetheilt wurde; sie zeigt zugleich, mit welchem stoischen Muthe, mit welcher männlichen Festigkeit sich der Indianer in das «Unvermeidliche» fügt. Zwei Jäger gehen mit dem Blaserohr zur Jagd auf Affen; bald finden sie Beute; — doch der eine fehlt das Ziel, der kleine Pfeil fällt zurück, verletzt den Oberarm des Jägers und bleibt dort haften. Ruhig zieht er die tödtliche Spitze aus dem Arm, setzt sich auf die Erde nieder, nimmt das Blaserohr, bricht es in Stücken, legt Köcher und Pfeile mit dem Ausruf neben sich: «euch brauche ich nicht wieder,» sagt seinem Gefährten Lebewohl, und stirbt ohne weiter ein Wort zu reden.

Da der Verlauf der Vergiftung schon so vielfach beschrieben worden ist, so übergehe ich diesen hier; dass es innerlich genossen, vorausgesetzt, dass der Mund oder Gaumen keine wunde Stelle hat, ohne Wirkung ist, habe ich vielfach gesehen, da die Indianer, wenn sie die Pfeilspitzen damit bestrichen und etwas davon an den Fingern haften blieb, dieses ableckten, ohne es wieder auszuspucken, was ich selbst häufig genug gethan habe; ja mein Bruder hatte es auf seiner ersten Reise sogar in Ermangelung des Chinins in geringen Dosen als Fiebermittel eingenommen. Er fühlte nach dem Genuss jedesmal einen eigenthümlichen Kopfschmerz. Seine Gefährten, die das gefährliche des Experiments erkannten, da er nur zu leicht eine ihm selbst unbekannte Verletzung am Zahnfleisch oder Gaumen haben konnte, brachten ihn davon ab.*)

---

*) Diesen thatsächlichen Erfahrungen widerspricht freilich eine zweite, durch die sich das Gift auch innerlich genossen als tödtlich wirkend herausstellt. Unter den vielfachen Versuchen, die mein Bruder, Otto Schomburgk, anstellte, befand sich auch der, wo er drei gleich frischen und gesunden Katzen, der einen das Gift äusserlich, der zweiten innerlich, der dritten eine gleiche Quantität Strychnin äusserlich beibrachte. Die Convulsionen der *Urari*-Vergiftungen traten gegen den *Tetanus* und *Trismus* der Strychninvergiftung vollkommen in den Hintergrund und der durch die erstere herbeigeführte Tod war, gegen diese, ein ruhiges Einschlafen. Nach Verlauf von 11 Minuten starb die äusserlich mit *Urari* vergiftete Katze, nach 12 Minuten die mit Strychnin vergiftete und nach 17 Minuten die, welche das Gift innerlich genossen hatte. Ihr Tod war von denselben Symptomen wie bei der äusserlichen Vergiftung begleitet. Bei der Section zeigte sich sowohl der Magen, wie auch der ganze Dünndarm, von dem aufgelösten Gift gefärbt. Eine wunde Stelle konnte er weder in der Mundhöhle noch am Schlund entdecken. Diesen schon vor mehren Jahren gemachten Versuchen schliesse ich hier zugleich die interessanten Thatsachen an, die sich in einer ganzen Reihe von Versuchen herausgestellt haben, welche am Anfang dieses

Hinzugetretene Feuchtigkeit der Luft benimmt dem Gifte seine Kraft, weshalb es von den Indianern auch an der trockensten Stelle der Hütte aufbewahrt wird.

Das *Wassi*-Gift habe ich schon früher erwähnt, wie auch, dass man dieses

---

Jahres von Hrn. Dr. Virchow, Prosector der Königl. Charité, und Hrn. Dr. Julius Münter mit dem Gifte innerlich und äusserlich angestellt wurden, dessen Bereitung ich beigewohnt und das daher bereits fünf Jahr alt ist. Auch hier äusserte die innere Vergiftung dieselbe Wirkung, wie die, welche mein Bruder an der von ihm vergifteten Katze wahrnahm. Beide Herrn theilen mir ihre gemachten Erfahrungen in folgendem Briefe mit, wofür ich ihnen hiermit öffentlich meinen Dank ausspreche, da durch dieselben manche irrthümliche Ansicht über die Aeusserungen des Giftes widerlegt, wie zugleich zu hoffen steht, dass durch diese Herrn eine richtige Erkenntniss des Giftes herbeigeführt werden wird.

„Es ist in der neuern Zeit, namentlich von Oesterlen (Handbuch der Heilmittellehre Tübingen 1845 p. 853) die Meinung ausgesprochen worden, dass die amerikanischen Pfeilgifte: *Urari* (*Woorara Oesterlen*) und *Curari* *) „zweifelsohne Strychnin" enthielten, und „raschere Paralyse, dagegen weniger Convulsionen und Streckkrämpfe herbeiführen sollen." Ungeachtet dieses contradictorischen Nachsatzes führt Oesterlen die genannten Pfeilgifte in der Abtheilung „reine *Tetanica*, *Spinantia*" auf, in welchen sich *Nux vomica*, *Strychnin*, *Brucin*, *Cocculus indicus*, *Faba St. Ignatii* befinden.

Aus der Analyse des Hrn. Dr. Heintz ergiebt sich nun aber, dass wenigstens im *Urari* kein Strychnin enthalten ist, wenn auch die von Oesterlen angegebene physiologische Wirkung mit den Beobachtungen Waterton's und Ihren eignen übereinzustimmen scheint. Da Sie uns jedoch die günstige Gelegenheit zu directer Prüfung des Giftes selbst gegeben haben, so benutzen wir gern die Gelegenheit, unsere directen Erfahrungen über die Wirkungsweise des *Urari* und die etwaigen Leichenerscheinungen nach der Vergiftung ausführlicher mitzutheilen. Das nach Ihrer eignen Aussage gegenwärtig fünf Jahr alte Gift, welches nach der Meinung der *Macusis* schon nach zwei Jahren energische Wirkungen zu äussern aufhören soll, fanden wir demungeachtet gegenwärtig noch so intensiv wirksam, dass wir allen Grund hatten, uns vor etwaiger Vergiftung zu schützen.

Aus dem noch sehr festen Extracte von braunschwarzer Farbe und muschligem Bruch bereiteten wir uns eine Lösung von 0,67 Grammes auf eine Drachme destillirten Wassers. In einem geeigneten Gefässe wurden wenige Tropfen dieser concentrirten Lösung mit mehren Unzen destillirten Wassers verdünnt und in diese Flüssigkeit der unverletzte Hinterfuss eines Frosches 20 Minuten untergetaucht gehalten; während dem wurde der Hinterfuss mit einigen Tropfen der concentrirten Lösung begossen, so dass eine Resorption, falls sie eintreten sollte, sicherlich stattfinden konnte. Allein der Frosch blieb ohne alle Veränderung, so dass wir glaubten, das Gift sei, in gedachter Weise applicirt, entweder wirkungslos, oder die Kräfte desselben hätten, wie es nach Ihrer Meinung der Fall sein soll, wirklich abgenommen und die Wirkung geschähe langsamer; indess nach Verlauf von einer Viertelstunde hüpfte der Frosch immer noch munter umher und hatte offenbar nicht gelitten.

Darauf liessen wir einen Tropfen der concentrirten Lösung in einen geöffneten serösen Sack auf dem rechten Schulterblatte fallen. Nach Verlauf von 6 Minuten fiel der Frosch auf seine Vorderbeine, welche sich platt dem Tische anlegten, darauf fiel der Hinterleib auf die sich ausspreizenden Hinterbeine und der Frosch war todt. Auf angebrachte mechanische Reizung erfolgte keine Zuckung. Erschütterung des Bodens, auf welchem der Frosch lag, bewirkte keine Reflexbewegung. Eine in die Wunde des bereits gelähmten Frosches tropfenweis eingelassene Strychninlösung war gänzlich ohne Einfluss.

Von derselben Solution wurden 10 Tropfen in die frische, am Nacken angebrachte

---

*) Offenbar identisch mit *Urari*.

besonders bei den *Akawais* trifft, die es von den *Serekongs*, einem Stamm, der das Quellgebiet des *Mazaruni* bewohnt, erhalten, welche es allein zu bereiten verstehen.

Schnittwunde eines Kaninchens gegossen. Vor dem Ende der dritten Minute sank das Thier zusammen, willenlos beugte sich der Kopf zur Erde, die Vorderbeine legten sich schlaff an den Boden, es erfolgten einige schwache Contractionen der Flexoren der hintern Extremitäten, so wie eine eigenthümliche Bewegung der Unterlippe, obschon diese Bewegungserscheinungen bald nachliessen. Der Herzschlag setzte anfangs aus, wurde darauf wieder regelmässig, an Kraft abnehmend und war am Ende der siebenten Minute nicht mehr fühlbar. Der Thorax wurde geöffnet, die Vorhöfe contrahirten sich noch, doch schwach. Wir machten darauf die Tracheotomie, erhielten durch Einblasung von Luft in die Tracheen die Respiration und stürmisch begannen sogleich die Contractionen des Herzens, und zwar mehr an den Vorhöfen, als an den Ventrikeln. Nachdem 6 bis 7 Minuten lang die Respiration künstlich unterhalten, das Experiment dann aber unterbrochen wurde, nahmen wir die Contraction der Vorhöfe noch in der zwanzigsten Minute wahr. Die erst am folgenden Tage gemachte Oeffnung des Herzens ergab Blutgerinsel im Herzen in bekannter Weise; auch fanden wir das Thier todtenstarr.

Einem andern Kaninchen wurde eine Hautwunde von einem Zoll Länge in der Mitte des Rückens gemacht und in dieselbe 20 Tropfen der concentrirten Lösung eingegossen. Das kurz nach der Operation noch fressende Thier, liess nach zwölf Minuten den Kopf unfreiwillig sinken, indem sich der Hintertheil des Leibes nebst den ausgespreizten Vorderbeinen schlaff auf dem Boden anlegte. Funfzehn Minuten nach der Vergiftung regte sich das an den Ohren gezupfte Thier nicht mehr; bei den Ohren in die Höhe gezogen, hingen die Extremitäten schlaff und leicht beweglich herab, das Herz aber schlug noch, anfangs in längeren Intervallen mit kurzem Doppelschlag, dann wurde der Herzschlag gleichmässig, 96 in einer Minute, war aber nach 20 Minuten nicht mehr fühlbar. Das sofort geöffnete Thier zeigte nirgends Blutanhäufungen in den kleinern oder grössern Venen. Das aus dem Herz selbst genommene Blut war noch flüssig, ohne Farbenveränderung, gerann aber in wenigen Minuten, so wie das Blut geschlachteter Thiere. Die Blutkügelchen waren unverändert. Die Darmbewegungen dauerten noch einige Zeit hindurch fort. Während aber die gewöhnliche Muskelsubstanz an der direct gereizten Stelle zu Contractionen noch geneigt war, führte Nervenreizung keine Motalitätsäusserung herbei.

Die oben angegebene Lösung wurde auch zur Vergiftung einer Katze angewandt. Wir brachten ihr eine Hautwunde auf dem rechten Schulterblatt von 1½ Zoll Länge bei, gossen 10 Tropfen der Lösung in die Wunde und liessen die nach der Operation entfesselte Katze frei umherlaufen. Während sie so munter im Zimmer herumlief, verkroch sie sich zu unserem grossen Bedauern in einem, im nicht geheizten Ofen befindlichen ungekannten Canal. Erst nach 20 Minuten wurde sie wieder heraus gezogen, und gelähmt auf die Dielen des Zimmers niedergelegt. Der Kopf blieb in der Stellung, in die er durch den Zufall gekommen war, aber die Flexoren der Extremitäten contrahirten sich öfter und lebhaft, das Herz machte anfangs 88 Schläge in der Minute und hörte allmälig, doch später als die vorgedachten Contractionen, auf. Hierauf wurde die Tracheotomie gemacht, die Respiration 28 Minuten lang künstlich unterhalten, in Folge welcher Operation das Herz von neuem zu schlagen begann und 264 Schläge in einer Minute machte. Ein Wiedereintritt der sensoriellen Funktionen oder activen Motalitätsäusserungen erfolgte während des nicht, doch contrahirte sich auf angebrachte, heftige mechanische Reize, die animalische Muskelfasser.

Aus diesen unsern Versuchen glauben wir nun folgern zu müssen:

1) Dass *Urari* nach fünfjähriger, trockner Aufbewahrung selbst in kleinen Dosen noch von intensiver und rascher Wirksamkeit ist.

In von Sack's Reise nach Surinam wird ein äusserst giftiger *Arum*, den man dort *Punkin* nannte, erwähnt. Die Pflanze *(Arum venenatum Surinamense Woelfers)* soll so giftig sein, dass ein Hund, dem man zehn Gran des Saftes derselben eingegeben, nach kurzer Zeit todt war. Leicht möglich, dass die *Serekongs* ihr Gift ebenfalls aus einer Species *Arum* bereiten, womit auch die Beschreibung der Wurzel dieser Pflanze übereinstimmt. Könnte nicht die Wirkung der pulverisirten Knolle eine langsamere, als die des Saftes sein? Auf unserer weiteren Reise kamen uns mehre Fälle vor, wo Indianer mit jenen angegebenen Symptomen behaftet, zu uns eilten, um bei uns Hülfe und Rettung zu suchen. Jeder behauptete, mit *Wassi* vergiftet zu sein. Obschon nicht zu läugnen, dass das ewige Misstrauen, die fortwährende Furcht des einzelnen, irgend einen andern beleidigt zu haben, der nun als *Kanaima* auftreten und ihm nach dem Leben trachten möchte, Ursache manches Todesfalles ist, ja, dass diese Furcht und dieses Misstrauen augenblicklich zur schauerlichen Gewissheit wird, sobald sich Symptome irgend einer Krankheit zeigen, die dem Gepeinigten bisher noch unbekannt war, und ihm nun als die Wirkung eines Giftes erscheint, das er vielleicht gar nicht genossen, wobei ihn seine lebhafte Einbildung dann Tag und Nacht peinigt, bis sich seine Angst endlich zu einer Höhe gesteigert, auf welcher der Körper dem geistigen Einfluss nicht mehr widerstehen kann und als Opfer der Furcht fällt, so lassen sich doch die wirklichen Vergiftungen keineswegs ableugnen.

Nach einem weitern Aufenthalt von mehren Tagen kehrte ich mit meinen Begleitern nach *Nappi* zurück, wo ich Briefe von meinem Bruder vorfand, der mich nach *Pirara* zurückrief, da die Expedition nach den Quellen des *Takutu* aufbrechen wollte.

Reich mit Ausbeute beladen und in jeder Hinsicht von meinem Ausfluge be-

---

2) Dass *Urari* im Einklange mit dem chemischen Befunde keine der Strychninwirkung ähnliche Erscheinungen hervorruft.

3) Dass *Urari* also nicht zu tetanischen Giften gehört, weil es, ähnlich dem Opium, in grossen Dosen betäubend wirkt, und wenn auch wie bei der Katze einige convulsivische Erscheinungen wahrnehmbar sind, jedenfalls doch kein Tetanus oder Trismus entsteht;

4) vielmehr erzeugt *Urari* Lähmung, d. h. Aufhebung der willkürlichen Muskelbewegung bei fortdauernder Funktion der unwillkürlichen Muskeln (Herz, Darm).

5) Dass *Urari* durch Resorption von aussen nicht zu tödten scheint, sondern hauptsächlich nur, wenn es von der lebenden Thiersubstanz nach Trennung des Zusammenhangs derselben resorbirt wird.

6) Dass nach der Vergiftung mit *Urari* Todtenstarre und Coagulation des Faserstoffes in derselben Weise eintritt, wie bei einem auf mechanische Weise getödteten Thiere. Unsrer Meinung nach ist der Tod nicht sowohl das directe Resultat der Vergiftung, sondern der aufgehobenen Respirationsbewegung."

Dr. Virchow. Dr. Julius Münter.

friedigt, trat ich mit einigen Indianern, die uns als Träger auf der Expedition nach dem *Takutu* folgen wollten, den Rückweg nach *Pirara* an, wo ich alles heiter und wohl antraf.

Das Militair hatte unterdessen die Niederlassung verlassen, die, unter der sorgenden Hand des Hrn. Youd in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit, durch die jetzt hier heimisch gewordene Ordnung und Reinlichkeit, fast unkenntlich geworden, mir beinah als ein fremder Ort entgegentrat, und die aufgeworfene kleine Verschanzung mit ihren aus Palmenwedeln errichteten Baraken bezogen, an die sich noch die Wohnung der Offiziere, so wie das Magazin, ebenfalls mit Palmenwedeln bedeckt, anreihten. Die Verschanzung wurde von einem mehre Fuss breiten und tiefen Graben, so wie von einem fünf Fuss hohen Wall umzogen. Was eine solche Fortification eigentlich, wenn es zu einem ernstlichen Zusammenstoss mit den Brasilianern gekommen, hätte nützen sollen, vermochte ich mit meinem, allerdings schwachen, militairischen Verstande nicht so recht einzusehen, namentlich da das Militair seinen Wasserbedarf ziemlich weit vom Fort, das den Namen «*New Guinea*» erhalten, aus dem *Pirara* holen musste, und daher, durch das Abschneiden des Wassers, bei der Tropenhitze sehr leicht zur Capitulation hätte gezwungen werden können, wenn man ihm auch nicht die Magazine und Baraken durch brennende Pfeile, in deren Abschiessen die Brasilianer eine ungemeine Fertigkeit besitzen, über den Köpfen hätte anbrennen und sie aus der Befestigung jagen wollen.

Bei meinem ersten Besuche in diesem *Fort* traf ich auch die drei Deserteure, die in *Nappi* einen solchen Aufruhr verursacht; die Offiziere hatten sie mit offenen Armen aufgenommen und ihnen gern alle Forderungen gewährt, da es den letztern jetzt doch möglich wurde, dem Militair wöchentlich zweimal frisches Fleisch geben zu können. Die Pferde, die sowohl Herr Youd, als auch die Offiziere vom Capitain Leal gekauft, setzten sie in den Stand, ihren *Lasso* in Thätigkeit zu setzen. War auch Capitain Leal gleich nach ihrer Flucht nach *Pirara* gekommen, und hatte seine Vermuthung, dass sich die Deserteure wahrscheinlich hierher gewendet haben möchten, bestätigt gefunden, so hatten seine Reclamationen doch nichts weniger, als ein geneigtes Gehör gefunden; denn mit der Auslieferung der Ueberläufer würde auch das frische Fleisch verschwunden sein. Capitain Leal musste sich damit begnügen, die drei Deserteure für vogelfrei zu erklären und unverrichteter Sache nach *Saõ Joaquim* zurückzukehren. Obgleich viele ihrer alten Kameraden sich den auf ihren Kopf gesetzten Preis gern verdient hätten, so waren die Verfolgten doch zu sehr auf ihrer Hut, und hatten sich bisher glücklich allen noch so schlau gelegten Schlingen zu entziehen gewusst.

Das mit dem *Lasso* gefangene Vieh wurde jedesmal von den *Vaqueiros* bis

an das Fort getrieben und dann hier niedergeschossen. Kaum war ein solches Stück getödtet und zerlegt, als auch die Aasgeier (*Cathartes aura* und *foetens Ill.*), *Carrion Crow* der Colonisten, aus allen Windgegenden geflogen kamen, so dass sich oft innerhalb einer Stunde 3—400 dieser gefrässigen Vögel versammelt hatten, um die Ueberbleibsel und den Abfall zu ihrem Nachtheil zu verschlingen, da sich die Offiziere die eingetretene Langeweile gewöhnlich damit vertrieben, dass sie eine der Kanonen mit Musketenkugeln luden, diese auf den dichtesten Haufen richteten und abfeuerten, wodurch oft 40—50 Stück auf dem Wahlplatz zurückblieben.

Die sich in so vieler Hinsicht widersprechenden Angaben, die ich in mehren naturhistorischen Werken über die Lebensweise des *Cathartes aura* und *foetens*, (ersterer unterscheidet sich durch seine schmutzig fleischfarbene Kopfhaut von dem letzteren, der diese in schwärzlicher Färbung besitzt), gefunden, bewogen mich, dem Vogel meine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, um so durch eigne Beobachtung das Wahre vom Falschen sichten zu können. Die eben angegebenen Widersprüche veranlassen mich auch, meine gewonnenen Erfahrungen mitzutheilen, besonders da sie ein allgemeineres Interesse haben dürften.

Der *Cathartes* ist einer der häufigsten, zugleich aber auch der nützlichsten Vögel fast ganz Südamerikas. Von den Adlern und den übrigen Raubvögeln unterscheidet er sich, namentlich im äussern Habitus, durch seine hervorstehenden Augen, weniger gekrümmten Krallen, den kahlen warzigen Hals und Kopf, und durch die dichten Flaumenfedern, mit denen die innere Seite seiner Flügel bedeckt ist, wie überhaupt seine ganze Haltung bei weitem nicht den Stolz und die Würde des Adlers und Falken ausdrückt.

Vielfach habe ich die Behauptung aufgestellt gefunden, der *Cathartes* griffe, in Ermangelung des Aases, auch lebendige Schlangen, Eidechsen, Vögel, ja selbst Säugethiere an. Wenn aber ein fast vierjähriger Aufenthalt in Südamerika, wo ich oft Stunden, ja Tage lang den Vogel einzeln oder in ganzen Schaaren von einer Menge Eidechsen, Vögel u. s. w, umringt, beobachtete, eine solche Angabe niemals bestätigt hat, so darf wohl auch der Nichtornitholog mit Recht Zweifel in die Behauptung des Ornithologen vom Fache setzen. Ja, selbst wenn die aufwirbelnden Rauchwolken einer brennenden Savanne Hunderte von Adlern und anderen Raubvögeln versammeln, um die dem entfesselten Elemente entfliehenden Eidechsen, Schlangen und kleinern Säugethiere im Gedankenfluge zu ergreifen, wird man nie den fressgierigsten aller Vögel, den *Cathartes*, unter dieser Piratenschaar bemerken.

In fast ganz Südamerika steht der *Cathartes* unter dem Schutze der Gesetze, und in Britisch-Guiana ist die Strafe von 50 Dollars für jeden festgesetzt, der es

wagen sollte, einen derselben zu tödten, da durch keine andern polizeilichen Vorsichtsmassregeln die Strassen und Höfe von verendeten und in Fäulniss übergehenden Thieren so rein erhalten werden, als durch die Fressgier dieser Vögel. In Folge dieses allgemeinen Schutzes sind sie auch so dreist, fast möchte ich sagen, zahm geworden, dass sie jeder Neuangekommene für Hausthiere halten wird, wenn er sie oft halbe Tage lang auf den Häusern, Stacketen und Bäumen in träger Ruhe mit herabhängenden Flügeln sitzen sieht, die sie während und unmittelbar nach einem Regen behaglich ausbreiten.

Griffe der *Cathartes* wirklich lebende Thiere an, wahrlich, die für ihr junges Federvieh so besorgte Negerin würde ihn nicht so ruhig auf der Umzäunung ihres Hühnerhofes sitzen lassen; denn bei der Annäherung eines andern Raubvogels geräth Alt und Jung, Federvieh uud die ganze Schaar der Pflegerinnen augenblicklich in Bewegung und Aufruhr, um den kühnen Räuber durch Lärmen und Schreien zu verscheuchen.

Wie ich schon erwähnte, wird man unter der Schaar von Raubvögeln die eine brennende Savanne umschwärmen, vergeblich den *Cathartes* suchen; — dieser umkreist die abgebrannte Strecke erst am Tage nach dem Brande, in oft zahlloser Menge, um die von den andern verachteten, durch Gluth und Dampf umgekommenen Schlangen, Eidechsen u. s. w. zu verzehren. Anfänglich wurde auch ich mehre Male getäuscht, als ich einen Vogel, den ich in der Ferne für einen Aasgeier hielt, Jagd auf Schlangen machen sah, bis ich bei näherer Untersuchung fand, dass es ein anderer grosser Raubvogel war.

Eben so falsch und unwahr ist es, wenn einige Ornithologen behaupten, der *Cathartes* beginne erst dann sein Mahl an einem todten Thiere, wenn es in Fäulniss übergegangen, ein Zustand, der allerdings unter der tropischen Sonne schnell genug eintritt; der Geruch des frischen Fleisches zieht jenen aber eben so mächtig an, wie der des Aases, und nach der Gier, mit welcher er ersteres in *Pirara* verschlang, musste er es eben so wohlschmeckend finden als letzteres.

Dieselbe Anzahl fanden wir auch auf den Savannen des *Takutu* und des Forts *Saõ Joaquim*, auf welchen grosse Heerden Rindvieh weideten. Verliessen wir am Morgen unsere Lagerplätze, oder den Ort, wo wir gefrühstückt hatten, so versammelten sich im Nu die Vögel, selbst aus fast unsichtbarer Höhe, aus allen Richtungen, um die zurückgelassenen Abfälle zu verzehren. Sind die Ueberbleibsel nur gering und spärlich, so entstehen meist heftige Kämpfe unter ihnen. Ist dagegen die Beute reichhaltiger, giebt sie keinen Anlass zu Streit und Hader, so füllen sie ihren Kropf und Magen in einem solchen Masse mit grossen Stücken, dass sie nicht mehr im Stande sind aufzufliegen, sondern hülflos auf der Erde sitzen bleiben. Ueberrascht man sie in einem solchen Zustande und rückt

ihnen die Gefahr immer näher, so entschliessen sie sich endlich zu dem einzigen Rettungsmanoeuvre; sie brechen nämlich den Frass wieder aus, und fliegen erleichtert davon. Die meisten Beobachtungen, dass der *Cathartes aura* eben so schnell durch den Geruch des frischen Fleisches, wie durch das in Fäulniss übergegangene angezogen wird, habe ich jedoch auf der Reise selbst gemacht. Kaum hatte ich ein Säugethier oder einen Vogel geschossen, diesem oder jenem das Fell abgezogen, als auch einige der gefrässigen Vögel sich in meiner Nähe versammelten und den hingeworfenen Cadaver verzehrten.

Unsere Indianer vergnügten sich an den Rastorten oft genug damit, dass sie ein Stück Fleisch an einen Angelhaken befestigten und diesen dann hinwarfen. So wie dies geschehen, zappelte auch bereits der Gierigste und Schnellste der *Cathartes* an der Schnur, wo er dann auf die groteskeste Weise in ein wahres Monstrum verwandelt wurde, da ihn die übermüthigen Angler gewöhnlich mit fremden Federn schmückten, die sie mit weichem Wachse befestigten, ihm Halskrausen und dergleichen schnitten, Kronen aufsetzten und dann wieder unter die Schaar seiner Brüder zurückschickten, wo der gespenstige Genosse das höchste Entsetzen erregte und nur zu bald verlassen und vereinsamt blieb, um, bevor er wieder in ihrer Gesellschaft geduldet werden konnte, erst die falsche Garderobe abzulegen.

In der Gesellschaft des *Cathartes* findet man häufig auch den *Caracara*-Adler, der, wie jener, sich auch vom Aase nährt und durch den Geruch desselben herbeigezogen wird. Er ist ein kühner, aber höchst zänkischer Vogel, der fortwährend um die besten Bissen beim Mahle mit dem *Cathartes* im Streite liegt.

Soviel auch das scharfe Gesicht des *Cathartes* zum Auffinden des Frasses mit beitragen mag, so scheinen mir doch die feinen Geruchsnerven ihr Hauptleiter zu sein. Die Behauptung, der Geruch könne wegen der herrschenden Passatwinde in den Tropen für die Thiere nicht auf allen Seiten gleich leitend sein, da er durch den Luftzug nur immer nach einer Richtung hingetragen werde, ist eben so unbegründet; wie oft habe ich beobachtet, dass, während die höhern Wolkenschichten von Ost gegen Westen zogen, ein niederer Luftstrom die tieferhängenden Wolkenmassen geradezu in entgegengesetzter, oder wenigstens in abweichender Richtung hintrieb. Namentlich tritt dieses Phänomen am Morgen, Abend und vorzüglich in der Nähe von grössern Waldungen ein, was natürlich den Geruch von erschlagenen oder verendeten Thieren nach allen Richtungen verbreiten muss, und von dem *Cathartes*, der wahrscheinlich nach solchen Indicien in der Luft herumsucht, verfolgt wird, bis er sein Mahl findet.

Der Vogel ist zugleich ein so perfectionirter Skelettirer, dass man glauben könnte, das Fleisch sei unter der grössten Vorsicht mit dem Messer von den Knochen abgelöst.

Niemals ist es mir gelungen, ihre Nester aufzufinden. Nach den Angaben der Indianer nisten sie in Felsenspalten und legen durchgehends nur zwei Eier. An den Küsten sollen sie aber nach allgemeiner Aussage ihre Nester in die Zuckerfelder auf die Erde bauen. Ein ein bis zwei Monate altes Junges, das ich in einer Indianerniederlassung fand, hatte in seiner Bedeckung ganz das Aussehen unserer jungen Gänse und Schwäne, nur dass der Flaumen schmutzig weiss war; auch seine Stimme glich vollkommen der der jungen Schwäne.

Die höchst merkwürdige und auffallende Erscheinung, dass der Geierkönig (*Vultur papa Lin. King of the Carrion-Crows* der Colonisten) nicht allein königliche Würde und königliches Ansehen von dem *Cathartes* fordert, sondern dass ihm auch die tiefste Ehrfurcht von der ganzen Familie, gleichsam nach einem zwingenden Instinct, gezollt wird, die man bisher hin und wieder bezweifelt hat, fand ich bestätiget.

Der *Vultur papa* ist bei weitem nicht so häufig, wie die vorigen, und wird fast immer nur einzeln gefunden, wenn nicht ein Aas mehre zusammen gelockt, doch überschritt auch dann die Zahl nicht drei bis sechs; er erreicht meist die Grösse eines Truthahns, wobei seine Kopf- und Nackenhaut in den brillantesten Farben glänzt, die leider im Tode gänzlich verschwinden. Kehle und Nacken sind hell orangefarbig, die Seiten des Halses, von den Ohren abwärts, dagegen glänzend scharlach gefärbt, welche Färbung auch der knorpelig-fleischige Kamm besitzt, während der Theil der Haut zwischen den Augen und dem Unterkiefer, in der Nähe der Ohren, bläulich unterlaufen ist. Die Augen sind von einem rothen Hautringe umgeben, sie selbst von scharlachrother Farbe, zwischen der die glänzendweisse Iris um so auffallender hervortritt. Der runzlige Theil der Haut zeigt ein schmutziges Hellbraun, das unterhalb und hinter den Warzen mit Blau und Scharlach wechselt. Der Schnabel selbst ist orange und schwarz gefärbt, während der Kropf, welcher nur dann erst äusserlich sichtbar wird, wenn er mit Speise gefüllt ist, eine zarte weisse Färbung hat, die von blauen Adern durchzogen wird. Die Schwanz- und langen Flügelfedern sind schwarz, der Leib und die übrigen Federn mehr oder weniger weiss.

Mögen auch Hunderte des *Cathartes* in voller Arbeit um ein Aas versammelt sein, sie werden sich augenblicklich zurückziehen, wenn sich der *Vultur papa* demselben nähert. Auf den nächsten Bäumen oder, wenn diese fehlen, auf der Erde sitzend, warten sie dann mit gierigen und neidischen Blicken, bis ihr Zwingherr seinen Hunger an der Beute gestillt und sich zurückgezogen hat. Kaum ist dies geschehen, so stürzen sie wieder mit wilder und gesteigerter Gier auf ihr verlassenes Mahl, um die von jenen verschmähten Ueberbleibsel zu verschlingen. Diese Achtung und Scheu vor dem *Vultur papa* haben viele Reisende von einem

Adler berichtet; da ich jedoch sehr oft Zeuge dieser interessanten Scene gewesen bin, so kann ich auch hier versichern, dass sich kein anderer Vogel einer gleichen Achtung und Aufopferung von Seiten des *Cathartes* rühmen kann.

Das Weibchen des *Vultur papa* ist grösser, als das Männchen, wie es sich auch dadurch von diesem unterscheidet, dass es, ausser den weissen Federn unter den Flügeln, ein durchaus schwärzliches Gefieder hat. Der fleischige Kamm ist dagegen kleiner, als bei dem Männchen, und wie Kopf- und Nackenhaut nur etwas heller als das Gefieder. In der Färbung gleicht das Weibchen fast ganz dem *Cathartes foetens,* weshalb beide auch oft genug mit einander verwechselt worden sind. Unsern Erfahrungen nach, müssen die Weibchen viel zahlreicher, als die Männchen sein. Während des ersten Jahres stimmen die jungen Männchen in Bezug auf die Färbung des Gefieders ganz mit der des Weibchens überein; im zweiten Jahre erhalten sie mehre weisse Flecken, bis sie endlich im dritten Jahre, wie so viele andere Vögel Südamerikas — ihr eigentliches Kleid anziehen, und Kopf und Hals jene Farbenmischung bekommt. Die reinste Perle kann nicht weisser sein, als die Iris des *Vultur papa.* Ueber ihr Brutgeschäft haben wir leider nichts erfahren können. Wahrscheinlich brüten sie nur an den entlegensten und einsamsten Orten oder auf unersteiglichen Felsen. In der Nähe der Küste scheint der *Vultur papa* häufiger zu sein, als im Innern, wo ich ihn zwar bis ziemlich zum Aequator, aber immer nur selten gefunden habe.

Die *Macusis* nennen ihn: *Cassana*, die *Wapisianas: Panaourau,* die *Warraus: Wouraerepo.* Beim Auffliegen macht er mit den Flügeln jedesmal ein starkes Geräusch. Auch er überfrisst sich oft so, dass er sich nicht mehr bewegen kann. Ist der Kropf mit Speise gefüllt, so verbreitet der Vogel einen unerträglichen Aasgeruch; ist jener leer, so tritt an die Stelle dieses ein starker Moschusgeruch, der auch dem *Cathartes aura* und *foetens* eigenthümlich ist. Hat der *Vultur papa* ein Aas ausgewittert, so begiebt er sich nicht unmittelbar zur Mahlzeit, sondern setzt sich erst in einer kleinen Entfernung von demselben auf einen Baum oder fehlt ein solcher, auf die Erde, zieht den Hals und Kopf tief zwischen die Flügel ein und wirft nur dann und wann einen Blick auf das leckere Mahl; gleichsam als wollte er seinen Appetit durch diese Enthaltsamkeit zur höchst möglichen Gier steigern. Oft giebt er dieser erst nach einer Viertel- oder nach einer halben Stunde freien Lauf. Merkwürdig ist es ferner, dass die *Cathartes,* wenn sie den *Vultur* in der Ferne zum Mahle, bei dem sie schon thätig beschäftigt sind, nahen sehen, sich augenblicklich zurückziehen und sobald dieser wirklich erscheint, ganz eigenthümliche Bewegungen mit den Köpfen gegen einander machen. Sie scheinen ihn förmlich zu begrüssen; so wenigstens deutete ich das Emporstrecken der Köpfe das Auf- und Niederbewegen der Flügel. Hat der Geierkönig Platz genommen,

so sitzen sie vollkommen still und sehen mit verlangendem Magen seiner Mahlzeit zu.

Um eine leichte und schnelle Communication zwischen dem Dorfe, d. h. zwischen den Mitgliedern der Grenzexpedition und dem Fort und seinen Bewohnern herzustellen, hatte man bereits an beiden Orten Flaggen-Telegraphen, wie sie nach dem System des Capitain Marryat jetzt auf allen britischen Schiffen gewöhnlich sind, eingerichtet. Auf diese Weise konnten wir ihnen, und sie uns schnelle Mittheilungen machen, die für beide Seiten vielleicht in der nächsten Zukunft von Wichtigkeit werden durften, da sich in den letzten Tagen ziemlich beunruhigende Nachrichten durch die uns besuchenden fremden Indianer verbreitet hatten. Die Brasilianer, hiess es, rüsteten sich; ja es seien sogar schon Truppen nach *Saõ Joaquim* unterwegs, um im Verein mit der Besatzung desselben *Pirara* anzugreifen und die Engländer zu vertreiben. Zum Kriegssignal sind die Telegraphen freilich niemals in Bewegung gesetzt worden, desto häufiger aber zu gegenseitigen Einladungen, sei es nun zu einer Mahlzeit, zu einer Jagdparthie oder was dergleichen sonst mehr war.

Die schon zu weit vorgerückte Jahreszeit machte es für jetzt unmöglich, den ursprünglichen Reiseplan, den Lauf des *Cotinga* zu verfolgen, und von da bis zu der höchsten Erhebung des *Pacaraima*gebirges und der eigentlichen Verbindungsstelle mit dem *Parima*gebirge des *Orinoko*, die zugleich die Wasserscheide zwischen dem Stromsystem des *Orinoko*, *Essequibo* und *Amazonen*stroms bildet, vorzudringen, auszuführen; die Reise konnte sich auf eine solche Entfernung nicht erstrecken, und so wurde das Quellgebiet des *Takutu* zum Ziel unserer jetzigen Expedition ausgewählt.

Obschon Capitain Leal bei seiner kürzlichen Anwesenheit versprochen hatte, der Expedition ein grosses Corial bis zur Mündung des *Pirara* zu schicken, damit in diesem wenigstens die Instrumente zu Wasser den Fluss aufwärts geschafft werden konnten, so war doch das erwähnte Fahrzeug noch nicht eingetroffen, und wir konnten uns sein Ausbleiben nicht anders erklären, als dass die Gerüchte der Indianer doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein möchten, und jener wahrscheinlich auch nicht mehr freier Herr seiner Handlungen sein konnte. Jeder Tag des längern Zauderns brachte uns aber auch der Regenzeit um einen solchen näher, vor deren Beginn die Reise beendet sein musste.

In unsern Hütten herrschte daher wieder reges Leben. Ich hatte alle meine gesammelten Schätze mehrmals der Sonne auszusetzen, sie von neuem wohl zu verpacken und an den trockensten Stellen aufzuschichten. Daran reihte sich das Einpacken der astronomischen Instrumente der Expedition, des Proviants, Küchenapparats, der europäischen Handwerkzeuge; denn versteht auch der India-

ner tausend Dinge mit seinem eingetauschten oder verdienten Messer anzufertigen, so kommt man doch nur zu oft in Lagen, wie wir aus Erfahrung hatten kennen lernen, wo dies nicht ausreicht. Zu diesem Gepäck gesellten sich nun auch die Tauschartikel und eine Quantität Rum für die Indianer, mit denen wir in Berührung kommen mussten, dann mein Löschpapier zum Trocknen der Pflanzen. Alle Gegenstände wurden in Blechkistchen und Beutel von Drillich, die, um das Eindringen des Regens zu verhindern, stark mit Theer und Oelfarbe überstrichen waren, verpackt. So ungern wir uns auch zum Rum verstanden, so war dieses doch eins der nothwendigen Uebel, da er für den Reisenden das einzige, untrügliche Mittel ist, sich den Beistand und die Kräfte des Indianers dienstbar zu machen. Vermag kein Messer, keine Axt, den faulen Indianer aus seiner Hängematte zu locken, und zu irgend welchem unerlässlichen Dienst zu veranlassen, so bewirkt dies ein Glas Rum. Einem solchen muss Bequemlichkeit, müssen alle Hindernisse weichen, die sich ihm vorher noch wie gewappnete Männer entgegenstellten, einem solchen kann er nicht widerstehen, und wären die Forderungen dafür noch so gross; für den Gierigen sind es nur Schatten! Man verspreche einem Indianer ein Glas Rum, mache ihm aber zugleich begreiflich, man habe den Rum nicht bei sich, er müsse nach vollbrachter Leistung erst mit da oder dorthin kommen, er thut das Verlangte und geht noch eine Tagereise weit mit, um nur den unwiderstehlichen Gaumenkitzel befriedigen zu können!

Da die Last für den Träger nicht die Schwere von 60 Pfund überschreiten durfte, so gab es freilich eine Menge Packete zu machen, und mancher Indianer war nöthig, um dieses Gepäck fortzuschaffen. Doch sie fanden sich, indem alle Niederlassungen ihr Contingent schickten, und jeder gern mit uns gehen mochte. Jeder der Indianer, der die Expedition begleitete, erhielt von der britischen Regierung für den Monat Tauschartikel von 6 Dollars an Werth, die er sich nach Belieben auswählen konnte, und die ihm nach Beendigung der jedesmaligen Reise oder nach Zurücklegung des Weges, für welchen er gemiethet war, ausgezahlt wurden, da uns die Erfahrung gelehrt, dass sich der Sohn der Wälder durch die Vorausbezahlung keinesweges für verbunden hält, auch seinerseits dem geschlossenen Contracte Genüge zu leisten.

Für meine Utensilien brauchte ich sechs Indianer; jedem derselben monatlich für sechs Dollars Tauschartikel zu geben, hätte bei meinen schwachen Mitteln, welche die Reise bis *Pirara* bereits gänzlich erschöpft hatte, weswegen ich schon längst bei meinem Bruder in tiefe Schulden gerathen, zu einer reinen Unmöglichkeit gehört; — ich musste mir daher auf eine andere Weise helfen. Nachdem die Indianer für die Grenzexpedition gemiethet, fanden sich noch manche willige Hände am Markte, um auf den Herrn zu warten, der sie dingen sollte. Da trat ich mit

meinen Vorschlägen hervor. Ich hatte als weiser Haushalter meine Tauschartikel für diese und die nächste Expedition eingetheilt. Den Theil für die jetzige theilte ich wieder in sechs Theile, legte diese offen vor die Hütte und frug nun, wer will mir für diesen, diesen und diesen Haufen unter den und den Bedingungen folgen? und siehe da, ich hatte bald sechs willige Begleiter, die freilich nicht den vierten Theil von dem erhielten, was ihre übrigen Reisegefährten zu erwarten, die mir aber mit derselben Treue und Aufopferung dienten, ohne jemals auch nur ein Murren oder eine Missstimmung laut werden zu lassen oder die übrigen zu beneiden. Dies und noch vieles andere sind Charakterzüge, die manche dunkle Stelle in ihrem Leben wieder ausgleichen und mir die biederherzigen Menschen theuer und werth gemacht haben.

In der zweiten Nacht vor unserem Aufbruche wurden nicht nur wir, sondern auch die Bewohner des Forts durch mehre Flintenschüsse aus dem Schlafe geweckt. Schon glaubten wir das Fort und *Pirara* sei überrumpelt und in den Händen der Brasilianer, bis es sich fand, dass einer der fremden Indianer gestorben war. Da es Herr Youd auf das strengste verboten, die Todten in der Hütte zu begraben, und gleich streng darüber wachte, dass der *Piai* sein Wesen nicht mit ihm treiben konnte, so wurde der Leichnam am Morgen nach dem vor dem Dorfe liegenden Begräbnissplatze getragen, obschon der Verstorbene keineswegs zu der Gemeinde des eifrigen Missionars gehört, und mit seiner Familie nur aus Neugier, die weissen Leute zu sehen, hergekommen war.

Die zwei erwachsenen Söhne trugen den hingegangenen Vater in seiner Hängematte zum Friedhof, während die Frau und Tochter diesem mit Früchten, Knochen, mehren Riemen und einer mit Wasser gefüllten Flasche folgten. Ich schloss mich Herrn Youd an, der doch nicht so recht zu trauen schien, dass seine Befehle gehalten würden, wenn er nicht selbst bei dem Begräbniss gegenwärtig wäre. Als wir auf dem Begräbnissplatz angekommen waren, gruben die beiden Söhne das muldenförmige Grab, die Frau und Tochter aber setzten sich zu beiden Seiten der Leiche und sangen in wimmerndem Tone jene eigenthümlichen, ergreifenden, monotonen Klagelieder, wobei sie sorgfältig jedes Insect, das sich auf die Leiche setzte, wegjagten, und als die Sonne ihre Strahlen auf das Gesicht derselben warf, dasselbe mit einigen Zweigen bedeckten. Nachdem die Söhne ihr Werk beendet, wurde das Grab mit Palmenwedeln ausgelegt, und die Leiche in einer fast sitzenden Stellung, mit dem Kopf gegen Westen, hineingelegt. Man gab ihr alle die Gegenstände mit in das Grab, welche die Frau und Tochter mit hier her genommen, wozu noch eine Trinkschale und das Messer des Verstorbenen kam. — Der Mann war an einem hitzigen Fieber gestorben, und hatte, da er dabei natürlich fortwährend vom Durst gequält wurde, kurz vor seinem Tode die Seinen gebeten, ihm

eine Flasche voll Wasser mit in das Grab zu geben, damit er auf dem langen Wege zu seinen vorangegangenen Freunden seinen Durst löschen könnte. Die Streifen Leder gaben ihm die Angehörigen in der Absicht mit in das Grab, damit er, wenn ihm auf seiner Reise der *Kanaima* begegne, denn auch hier war dieser die Ursache des Todes, diesen an einen Baum anbinden könne. Nachdem der Leichnam ebenfalls sorgfältig mit Palmenwedeln bedeckt worden war, wurde das Grab unter Heulen und Jammer zugeworfen und ein grosses Feuer auf ihm angezündet; die Hängematte aber nicht, wie in *Nappi*, verbrannt, sondern an einem nahestehenden Baume aufgehangen, wo sie verwittern sollte. Mehre halbverwitterte Hängematten an den in der Nähe stehenden Bäumen, die vom Winde hin und her getrieben wurden, bewiesen, dass schon mehre Leichen hier lagen.

Obgleich es schon längst mein lebhafter Wunsch gewesen, einige Schädel oder Skelette für das anatomische Museum in Berlin zu bekommen, so hatte die Liebe und Verehrung, welche die Indianer den Resten ihrer Dahingeschiedenen zollen, so wie ihre Ueberzeugung, dass es das grösste Verbrechen sei, diese Ueberreste zu beunruhigen, diesem Wunsch doch bis jetzt die Erfüllung versagt. Einen nächtlichen Raub machte die Sitte unmöglich, die Todten in die Hütten zu begraben, in Hrn. Youd's Anordnung zeigte sich mir aber jetzt eine Gelegenheit, nach unserer Rückkehr vom *Roraima* den Wunsch zur That werden zu lassen. Die Gewohnheit, jeden Todesfall, sobald die Angehörigen im Besitz eines Gewehres sind, den Bewohnern der Niederlassung durch ein dreimaliges Abfeuern desselben anzuzeigen, haben die *Macusis* von den Farbigen am *Essequibo* angenommen.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



Karte
von
BRITISCH-GUYANA,
nebst dem
Quellande des Parima (Rio Branco) und Orinoco,
Sir Robert H. Schomburgk
1846.
Maasstab
1/2500000
Vegetations-Grenzen
Anmerkung
Unbekanntes Land

